Jerusalem.

Beschreibung

meiner Reise nach dem heiligen Lande

im Jahre 1858.

Von

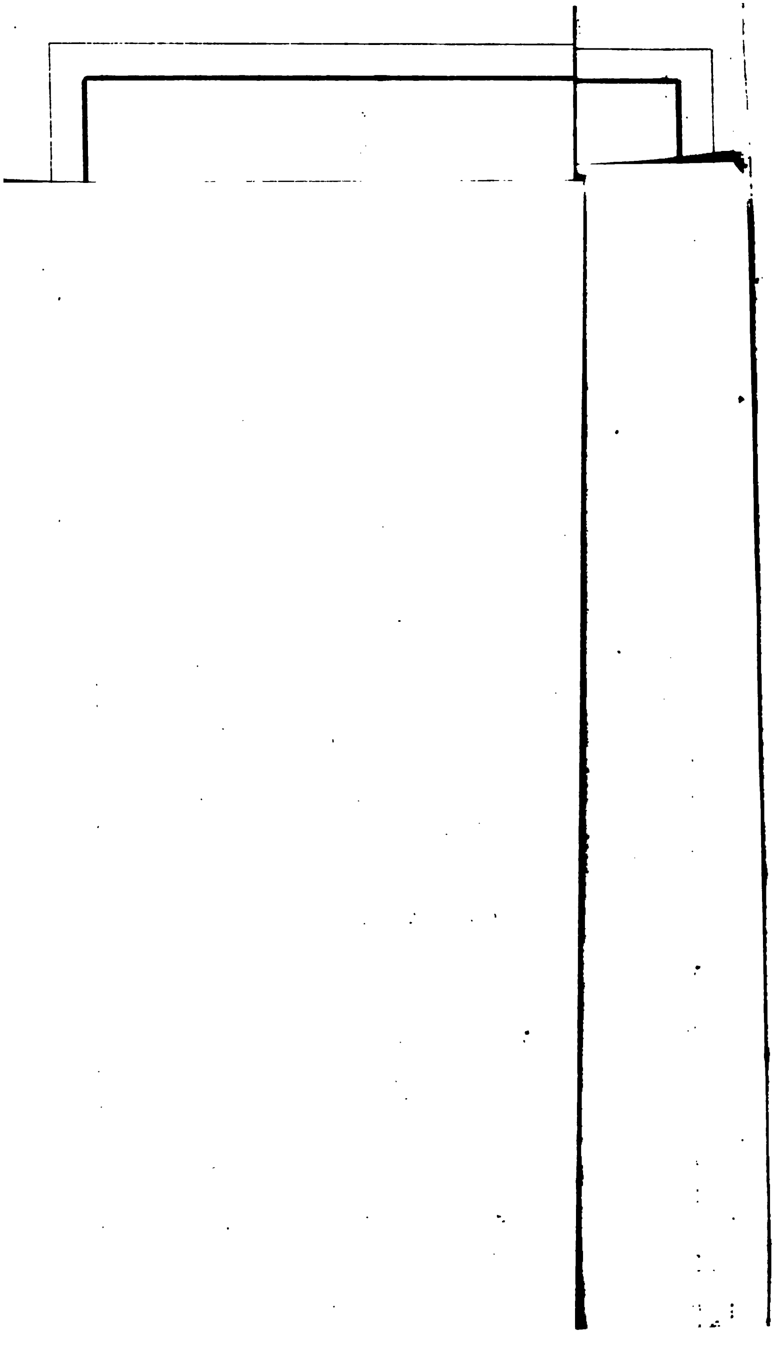
F. N. Lorenzen,

Diakonus zu Delve.

Mit einer Karte.

Kiel, 1859.

Verlag von Carl Schröder & Comp.



Jerusalem.

Beschreibung

meiner Reise nach dem heiligen Lande

im Jahre 1858.

Von

F. N. Lorenzen,

Diakonus zu Delve.

Mit einer Karte.

Kiel, 1859.

Verlag von Carl Schröder & Comp.

Den

Hochwürdigen Herren Collatoren

des

Harmsischen Stipendiums

widmet diese Beschreibung

ehrerbietigst

der Vf.

Inhaltsverzeichniß.

Vorrede.

Einleitung.

Das Ziel.
Die Rüstung.
Der Abschied.

Erster Theil: Hinreise nach dem heiligen Lande.

Die ersten Tage.
Prag und Wien.
Nach Triest.
Die römisch-katholische Kirche.
Das adriatische Meer.
Das jonische Meer.
Das ägeische Meer.
Die griechische Kirche.
Smyrna.
Ein wirkliches orientalisches Mährchen.
Noch einmal Smyrna.
Der Muhamedanismus.
Orientalisches Seebild.
Rhodus.
Cypern.
Zum ersten Mal Beirut.
Ein Sonntag auf dem Meer.

Zweiter Theil: Wanderungen im heiligen Lande.

Erster Abschnitt: Hinauf nach Jerusalem.

Jaffa.
Die Ebne Saron.
Das Gebirge Juda.
Ankunft in Jerusalem.

Zweiter Abschnitt: Fünf Wochen in Jerusalem.

Meine Niederlassung.
Der Oelberg.
Gethsemane.

Die Schmerzensstraße.
Um die Mauern Jerusalems.
Durchgang durch Jerusalem.
Neby Samwil.
Zwei traurige Stätten.
Das Kidronthal.
Ein Palmsonntag.
Die Protestanten in Jerusalem.
Ausflug nach Jericho.
Zwei Natursymbole.
Der Jordan.
Nach dem todten Meer.
Eine besondere Expedition.
Im Norden von Jerusalem.
Die Christen in Jerusalem.
Die Kirche des heiligen Grabes.
Ein Charfreitag in Jerusalem.
Das heilige Feuer.
Ostern in Jerusalem.
Die Jerusalemsfreunde.
Ein Schwärmer.
Die Gräber der Richter.
Der Haram.
Die Muhamedaner in Jerusalem.
Ein Abendbesuch.
Nach Bethlehem.
Das evangelische Diakonissenhaus.
Zwei evangelische Stätten vor dem Zionsthor.
Ausflug nach Mar Saba.
Die Beduinen.
Nach Hebron.
In Hebron.
Rückkehr von Hebron.
Die Juden in Jerusalem.
Scopus und Hakeldama.
Das türkische Regiment.
Ein Mittag im Freien.
Klima und Boden.
Drei lebendige Beförderungsmittel.
Lebensweise in Jerusalem.
Das davidische Jerusalem.
Das herodianische Jerusalem.

Das neuere Jerusalem.
Das zukünftige Jerusalem.
Abschied von Jerusalem.

Dritter Abschnitt: Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.
Nablus.
Die Protestanten in Nablus.
Die beiden Berge.
Die Samariter.
Das Jakobsfeld.
Dschenin.
Die Ebene Jesreel.
Nazareth.
Der Thabor.
Tiberias.
Das galiläische Meer.
Safed.
Getäuschte Hoffnungen.
Wiederum Nazareth.
Der Karmel.
Akka.
Abschied vom heiligen Lande.

Dritter Theil: Heimkehr aus dem heiligen Lande.

Tyrus.
Sidon.
Zum zweiten Mal Beirut.
Der Libanon.
Drusen und Maroniten.
Der Antilibanon.
Ankunft in Damaskus.
Zwei Tage in Damaskus.
Abreise von Damaskus.
Sebedany.
Der Baalbek.
Der Makhmel.
Die Cedern.
Bscherreh.
Verirrung im Libanon.
Am Meer.
Zum letzten Mal Beirut.

Egypten.
Alexandrien.
Die Evangelischen in Alexandrien.
Abschied vom Morgenlande.
Das mittelländische Meer.
Die Heimkehr.
Schluß.

Vorrede.

Aus eigner Erfahrung weiß der Vf., daß es seinen Nutzen auf der Reise hat, wenn man Wandrerbrief und -ausweis bei sich führt. Er wollte sie darum seinem jetzt in die Fremde und auf die Wanderung gehenden Buche auch nicht vorenthalten, und giebt sie ihm in dieser Vorrede. Er hätte sie gern von Jemand anders ausstellen lassen. Weil das aber seine Schwierigkeiten hat, so hat er selbst das Amt übernommen.

Das Erste nun, was er seinem Wandrer mitgiebt, ist ein Wort darüber, wie er dazu gekommen ist, ihn auszusenden. Der Grund ist dieser: als der gegenwärtige Sendling noch in der täglichen Kleidung der mündlichen Erzählung unter den Nahen umherging, ward ihm mit viel Lust und Freundlichkeit begegnet; man mogte ihm zuhören und freute sich, von ihm allerlei aus der Ferne, zumal aus dem heiligen Lande, zu vernehmen. Da diese Erzählung aber natürlich eine unvollständige und ungeordnete bleiben mußte, auch vorauszusetzen war, daß jene Freude, vom heiligen Lande etwas zu erfahren, über die nächste Nähe hinausginge, so glaubte der Vf. dem, was ihm gesagt ward, daß es nicht ungern gesehen würde, wenn er seine mündliche Erzählung in eine geschriebene umsetzte und sie also in die Welt hinausgehen ließe. So ist es gekommen, daß er den gegenwärtigen Wandrer in vollständiges Reisegewand gekleidet auf die

Wanderung gesandt hat. Er wollte den Nahen etwas mehr Vollständiges und Geordnetes über die Reise nach dem heiligen Lande geben, und zugleich dieser und jener Seele über die Nähe hinaus, so sie Lust hätte, dergleichen zu hören, den Dienst der Mittheilung leisten. Darum ist der gegenwärtige Wandrer ausgegangen.

Das Zweite aber, was ihm mitgegeben wird, ist ein Wort über die Art und Weise, wie er angethan ist und sein Geschäft ausführen will. Es geschiehet das, damit man von Anfang weiß, was man von ihm zu erwarten hat, und nicht mehr erwartet und verlangt, als er leisten will. Da werde denn zunächst gesagt, daß er mit Darstellung wissenschaftlicher Untersuchungen sich nicht befaßt. Sein Aussender hat der Art Untersuchungen besonders nur in Beziehung auf Jerusalem, wo er 5 Wochen weilte, anstellen können; aber er hat auch davon diesem Wandrer wenig mitgegeben, sondern berichtet darüber des Weiteren vielleicht später einmal. Das gegenwärtige Buch will nur eine einfache Erzählung der Reise geben und eine einfache Darstellung des heiligen Landes in seinen einzelnen Merkwürdigkeiten, wie sie von dem Vf. sind gefunden worden. Er hat gedacht für das liebe holsteinische Volk, um es bekannt zu machen mit jenen dem Christenherzen theuren Stätten.

Das Dritte endlich, was der Vf. seinem Wanderer mitgiebt, ist die herzliche Bitte um Nachsicht an alle, bei denen er Aufnahme finden sollte. Der Aussender hat zwar mit Lust und Liebe das heilige Land durchwandert, und die Erinnerung daran bewegt ihm noch fortwährend das Herz. Er hat auch täglich ein Tagebuch geführt und sogleich nach dem Anschauen und Erleben, unter der Gewalt der Eindrücke noch stehend, freilich oftmals auch unter sehr störenden Umgebungen, das Nöthige darin aufgezeichnet. Er hat es neu

Den

Hochwürdigen Herren Collatoren

des

Harmsischen Stipendiums

widmet diese Beschreibung

ehrerbietigst

der Vf.

Einleitung.

Das Ziel.

Höchstes Wanderziel. — Ein besonderes Land. — Die Mitte der Welt. — Unverwüstlicher Glanz.

Das Wandern ist mir immer eine Lust und Freude gewesen. Wenn der Winter zu Ende war und die schönere Jahreszeit gekommen, wie hat's mich immer getrieben, den Wanderstab zu ergreifen und hindurch zu pilgern durch meines Gottes schöne Welt und die Freunde in der Fremde zu begrüßen! Aber nach Palästina zu gehen und durch die Gefilde des heiligen Landes zu wandeln, das ist mir immer als die Krone alles Wanderns vorgekommen. Darnach habe ich lange schon das sehnsüchtige Verlangen in mir getragen und ich habe oftmals, wenn ich hierhin oder dorthin auf die Wanderung ausging, zu mir selbst gesagt, wenn's doch nach Palästina wär'.

Warum? Was ist's an diesem Lande, wodurch es groß dastehet unter andern Ländern und ein besonderer Zug ziehet dahin? Sind es etwa Schönheiten der Natur, die das Land auszeichnen und zu ihm hinziehet? O nein, die finden sich anderswo viel größer und herrlicher. Sind es Gegenstände der Kunst, die sich da besonders finden und unsre Schritte dahin leiten? Mit Nichten; die sind nicht da; will man die sehen, muß man nach Griechenland gehen und nach Italien. Oder ist es die glückliche Lage des Landes und Volkes darinnen, glücklich durch seine staatlichen Ordnungen, durch ein trefflich Regiment, durch Reinheit der Sitten und Gebräuche? Ach nein, auch das nicht; da sieht's nur sehr trübe aus an jenen Stätten, also daß man nur mit Trauer seinen Weg dahindurch gehet, ja daß man froh und glücklich sich fühlen muß, ungefährdet an Leibesleben nach Hause zu kehren. Das alles ist's nicht. Und doch ist es ein besonder Land. Es ruhet ein besonderer Zauber darauf und ein besondrer Zug ziehet hin zu ihm. Und viel der Christenmenschen sind es, die dem Zuge folgen und jährlich den Weg nach Palästina ziehen.

Warum? Darum, weil dieses Land besondre Ereignisse auf seinem Boden getragen hat, wie kein andres; und Ereignisse, die uns nahe angehn, ganz nahe, die unser Herz berühren in seinem

Die Schmerzensstraße.
Um die Mauern Jerusalems.
Durchgang durch Jerusalem.
Reby Samwil.
Zwei traurige Stätten.
Das Kidronthal.
Ein Palmsonntag.
Die Protestanten in Jerusalem.
Ausflug nach Jericho.
Zwei Natursymbole.
Der Jordan.
Nach dem todten Meer.
Eine besondere Expedition.
Im Norden von Jerusalem.
Die Christen in Jerusalem.
Die Kirche des heiligen Grabes.
Ein Charfreitag in Jerusalem.
Das heilige Feuer.
Ostern in Jerusalem.
Die Jerusalemsfreunde.
Ein Schwärmer.
Die Gräber der Richter.
Der Haram.
Die Muhamedaner in Jerusalem.
Ein Abendbesuch.
Nach Bethlehem.
Das evangelische Diakonissenhaus.
Zwei evangelische Stätten vor dem Zionsthor.
Ausflug nach Mar Saba.
Die Beduinen.
Nach Hebron.
In Hebron.
Rückkehr von Hebron.
Die Juden in Jerusalem.
Scopus und Hakeldama.
Das türkische Regiment.
Ein Mittag im Freien.
Klima und Boden.
Drei lebendige Beförderungsmittel.
Lebensweise in Jerusalem.
Das davidische Jerusalem.
Das herodianische Jerusalem.

Das neuere Jerusalem.
Das zukünftige Jerusalem.
Abschied von Jerusalem.

Dritter Abschnitt: Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.
Nablus.
Die Protestanten in Nablus.
Die beiden Berge.
Die Samariter.
Das Jakobsfeld.
Dschenin.
Die Ebene Jesreel.
Nazareth.
Der Thabor.
Tiberias.
Das galiläische Meer.
Safed.
Getäuschte Hoffnungen.
Wiederum Nazareth.
Der Karmel.
Akka.
Abschied vom heiligen Lande.

Dritter Theil: Heimkehr aus dem heiligen Lande.

Tyrus.
Sidon.
Zum zweiten Mal Beirut.
Der Libanon.
Drusen und Maroniten.
Der Antilibanon.
Ankunft in Damaskus.
Zwei Tage in Damaskus.
Abreise von Damaskus.
Sebedany.
Der Baalbek.
Der Makhmel.
Die Cedern.
Bscherreh.
Verirrung im Libanon.
Am Meer.
Zum letzten Mal Beirut.

Jerusalem.

Beschreibung
meiner Reise nach dem heiligen Lande
im Jahre 1858.

Von

F. N. Lorenzen,
Diakonus zu Delve.

Mit einer Karte.

Kiel, 1859.
Verlag von Carl Schröder & Comp.

war es mir aber klar geworden; das Lesen neuerer Reisebeschreibungen hatte es mir klar gemacht, daß ich mit den jetzt vorhandenen Mitteln wohl eine Reise nach Palästina machen, doch mich keineswegs hie und da so lange aufhalten könne, als zu genauerer Ansicht und Forschung nothwendig sei, ich auch nicht im Stande sein würde, alle Gegenden zu besuchen, die von Bedeutung sind. Darum wagte ich in dieser letzten Zeit ein Letztes noch, zugleich mit einem Gesuch um Urlaub um einen Zuschuß aus den Mitteln des Staates bei der königlichen Regierung einzukommen. Das erstere Gesuch ward mir bewilligt; ich erhielt auf 6 Monate Urlaub zu meiner Reise. Auf das zweite erhielt ich vor meiner Abreise keine Antwort und fürchtete, unbescheiden gewesen zu sein. Dafür nahte sich eine andere freundliche Fürsorge dem Wandrer, um den seiner wartenden Beschwerden zu begegnen.

So war ich denn, was die nothwendigsten Mittel zur Reise anlangte, gerüstet. Aber während dies alles geschah, hatte ich mich zugleich auf eine mehr innerliche Weise zu rüsten und vorzubereiten gestrebt. Einmal durch das Studium der wichtigeren Reisebeschreibungen und Geographieen von Palästina. Das ist ja für jedes Land von Bedeutung, damit man Nutzen von der Reise hat; im besonderen Grade aber für dieses Land. Man lernt daraus zunächst schon, wie man die Reise und sich selber auf der Reise am besten einzurichten hat, wie man mit den verschiedenen Völkern, mit denen man zusammenkömmt, daran ist und dergleichen nicht unwichtige Dinge mehr, die man wissen muß, um nicht in allerlei Schaden und Nachtheil zu gerathen. Dann aber ist Palästina ein Land, wo im Lauf der Jahrhunderte durch die Macht von gar gründlichen Verheerungen so viel von der alten Zeit verloren gegangen ist, wie kaum irgend anderswo. Städte und Flecken, die in der Geschichte des Reiches Gottes im A. und N. T. vorkommen, sind verschwunden oder wenigstens gar sehr verändert worden, und Werke der Menschenhand, die einst hie oder da gestanden, sind nicht mehr, und ihre Stätte ist mit neueren Werken überbaut worden. Wenn aber so einerseits viel zerstört worden ist, so ist anderntheils der leere Boden wieder gar besonders überbaut worden, von der Phantasie der Mönche früherer Jahrhunderte nämlich, und ihre Werke ragen herein in unsre Zeit. Da weiß man ganz genau die Stätten, wo diese oder jene geschwundenen Orte gelegen; da zeigt man ganz genau die Räume, wo die einzelnen Thatsachen der heiligen Geschichte geschehen, die wir in unsern heiligen Büchern aufgezeichnet finden, ja auch für solche, die nicht darinnen stehen. Wiederum aber ist in Gestalt der neueren For-

Den

Hochwürdigen Herren Collatoren

des

Harmsischen Stipendiums

widmet diese Beschreibung

ehrerbietigst

der Vf.

Der Abschied.

Letzter Sonntag. — Mitwandrer nach Jerusalem. — Scheidewort.

Es kam der letzte Sonntag vor der Abreise heran. Es war der Sonntag vor Fastnacht. Es stand fest bei mir, zur stillen Woche wollte ich in Jerusalem sein, die heiligen Festtage dort zu feiern. Dann aber galt's, sich jetzt aufzumachen. Es war auch alles bereit. Es war nur noch übrig, an diesem letzten Sonntag vor der Reise von der Gemeinde Abschied zu nehmen.

Der Sonntag vor Fastnacht ist an ihm selber ein besondrer Sonntag. Er führt zur Fastenzeit über. Was ist aber diese Fastenzeit anders denn eine Zeit, da die Christenherzen auf die Wanderung gehn nach Golgatha, zum Kreuze ihres Heilands. Darum ist der Sonntag, der zu ihr überführt, ein Rüstsonntag für die Christenheit zur Wanderung im Geiste nach Jerusalem zum Kreuze. Aber für mich sollte er nun der Rüstsonntag sein, der zu meiner leiblichen Wanderung nach den heiligen Stätten überführte, ein besondrer Sonntag, der mich, einen leiblichen Wandrer bald nach Osten, solchen gegenüberstellte, die auch bald im Geiste dieselbige Straße ziehen sollten.

Es galt ein letztes Wort zwischen mir und der Gemeinde an dieser Stätte, ehe wir beide unsern Weg gingen. Der Sonntag gab's und ein Wort stellte sich vor uns hin, das Evangelium des Tages, das mit dem Wort des Herrn an seine Jünger beginnt: Sehet wir gehen hinauf nach Jerusalem. Es war für mich ein bewegendes Wort an diesem Tage, nicht gesucht, sondern gegeben. Nach Jerusalem. Was ist Jerusalem? Das Evangelium sagt's. Die Stätte, da der Herr gelitten und gestorben, aber auch auferstanden, die Stätte des größten Kampfes und des größten Sieges, den die Welt gesehen. Dahin gehn die Christenherzen in der Fastenzeit; dahin sollte ich nun bald dem Leibe nach pilgern. Es war der erste Gegenstand des Scheideworts, das Ziel unsers Wanderns. Es fragt sich aber dann, wie geht man nach Jerusalem? Das Evangelium sagt es. Es stellt einen Leidenden in Jericho vor Augen, da der Herr hindurch gehet. Der Blinde sitzt am Wege, hört ein Geräusch vielen Volkes und frägt, was es ist. Jesus von Nazareth geht vorüber. Von dem Namen wird er wundersam ergriffen. Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein, so ruft er. Der Ruf gab den zweiten Gegenstand des Scheidewortes, die rechte Wandrerstimmung nach Jerusalem. Für beide, für diejenigen, die im Geiste, und für den auch, der dem Leibe

nach dahin ziehen wollte. Es ist die Stimmung, die ihre ganze Zuflucht auf den setzet, von dessen Erbarmung alles Heil abhängt und alles Gelingen. Ich wußte wohl, daß ich auch nur in dem Sinne den rechten Weg nach Jerusalem fände; aber ich ahnte freilich an jenem Scheidetage nicht, daß ich jene Wahrheit auf meinem Wege noch besonders erfahren und noch inwendiger lernen sollte, als ich sie bereits gelernt. Zu diesen beiden Gliedern meines letzten Wortes gab das Evangelium endlich das dritte und letzte. Mit der Darstellung der Hülfe des Herrn eröffnete es den Blick zuletzt auf den Segen der Wanderung nach Jerusalem. Und so hieß es denn: wohlan, laßt uns nach Jerusalem ziehen; ziehet ihr auch im Geiste dahin, damit wir so uns einst, ob auch leiblich getrennt, am stillen Freitag begegnen an den heiligen Stätten. Und wenn es hienieden kein Schauen wieder geben sollte von Angesicht zu Angesicht, so gebe der Herr, daß wir einst uns all wieder begegnen in der Gottesstadt, die droben liegt.

So war der letzte Sonntag, der Rüstsonntag zur Reise, der natürlich das Herz des scheidenden Wanderers nicht wenig bewegte. Denn er verbarg sich nicht, welchen Gefahren des Leibes er entgegenginge, und wie es sehr möglich sei, daß er von diesem Ausgang nicht mehr zu seiner gewohnten Stätte heimkehrete. Es ging ja in eine andre Welt hinein mit einem andern Klima, einer andern Lebensweise, in eine Welt voll Mühen und Gefahren. Aber die Wandrerlust trieb ihn fort. Der Helfer Israels war seine Zuflucht. Und ein freudiger Gedanke war's für ihn, auf seiner Wandrung in dieser Zeit begleitet zu sein von den Geisterzügen, die aus der Christenheit Europa's nach Jerusalem ziehen. So nahte die Stunde seines Weggangs, und der Leser, der durch die Vorhalle dieser Einleitung gegangen ist und noch nicht genug bekommen hat vom Ganzen, kann nun im Folgenden Anfang und Fortgang und Ausgang der Wanderung nach dem heiligen Lande vernehmen.

Erster Theil.

Hinreise nach dem heiligen Lande.

Das neuere Jerusalem.
Das zukünftige Jerusalem.
Abschied von Jerusalem.

Dritter Abschnitt: Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.
Nablus.
Die Protestanten in Nablus.
Die beiden Berge.
Die Samariter.
Das Jakobsfeld.
Dschenin.
Die Ebene Jesreel.
Nazareth.
Der Thabor.
Tiberias.
Das galiläische Meer.
Safed.
Getäuschte Hoffnungen.
Wiederum Nazareth.
Der Karmel.
Akka.
Abschied vom heiligen Lande.

Dritter Theil: Heimkehr aus dem heiligen Lande.

Tyrus.
Sidon.
Zum zweiten Mal Beirut.
Der Libanon.
Drusen und Maroniten.
Der Antilibanon.
Ankunft in Damaskus.
Zwei Tage in Damaskus.
Abreise von Damaskus.
Sebedany.
Der Baalbek.
Der Makhmel.
Die Cedern.
Bscherreh.
Verirrung im Libanon.
Am Meer.
Zum letzten Mal Beirut.

Die Schmerzensstraße.
Um die Mauern Jerusalems.
Durchgang durch Jerusalem.
Neby Samwil.
Zwei traurige Stätten.
Das Kidronthal.
Ein Palmsonntag.
Die Protestanten in Jerusalem.
Ausflug nach Jericho.
Zwei Natursymbole.
Der Jordan.
Nach dem todten Meer.
Eine besondere Expedition.
Im Norden von Jerusalem.
Die Christen in Jerusalem.
Die Kirche des heiligen Grabes.
Ein Charfreitag in Jerusalem.
Das heilige Feuer.
Ostern in Jerusalem.
Die Jerusalemsfreunde.
Ein Schwärmer.
Die Gräber der Richter.
Der Haram.
Die Muhamedaner in Jerusalem.
Ein Abendbesuch.
Nach Bethlehem.
Das evangelische Diakonissenhaus.
Zwei evangelische Stätten vor dem Zionsthor.
Ausflug nach Mar Saba.
Die Beduinen.
Nach Hebron.
In Hebron.
Rückkehr von Hebron.
Die Juden in Jerusalem.
Scopus und Hakeldama.
Das türkische Regiment.
Ein Mittag im Freien.
Klima und Boden.
Drei lebendige Beförderungsmittel.
Lebensweise in Jerusalem.
Das davidische Jerusalem.
Das herodianische Jerusalem.

Das neuere Jerusalem.
Das zukünftige Jerusalem.
Abschied von Jerusalem.

Dritter Abschnitt: Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.
Nablus.
Die Protestanten in Nablus.
Die beiden Berge.
Die Samariter.
Das Jakobsfeld.
Dschenin.
Die Ebene Jesreel.
Nazareth.
Der Thabor.
Tiberias.
Das galiläische Meer.
Safed.
Getäuschte Hoffnungen.
Wiederum Nazareth.
Der Karmel.
Akka.
Abschied vom heiligen Lande.

Dritter Theil: Heimkehr aus dem heiligen Lande.

Tyrus.
Sidon.
Zum zweiten Mal Beirut.
Der Libanon.
Drusen und Maroniten.
Der Antilibanon.
Ankunft in Damaskus.
Zwei Tage in Damaskus.
Abreise von Damaskus.
Sebedany.
Der Baalbek.
Der Makhmel.
Die Cedern.
Bscherreh.
Verirrung im Libanon.
Am Meer.
Zum letzten Mal Beirut.

Die Schmerzensstraße.
Um die Mauern Jerusalems.
Durchgang durch Jerusalem.
Reby Samwil.
Zwei traurige Stätten.
Das Kidronthal.
Ein Palmsonntag.
Die Protestanten in Jerusalem.
Ausflug nach Jericho.
Zwei Natursymbole.
Der Jordan.
Nach dem todten Meer.
Eine besondere Expedition.
Im Norden von Jerusalem.
Die Christen in Jerusalem.
Die Kirche des heiligen Grabes.
Ein Charfreitag in Jerusalem.
Das heilige Feuer.
Ostern in Jerusalem.
Die Jerusalemsfreunde.
Ein Schwärmer.
Die Gräber der Richter.
Der Haram.
Die Muhamedaner in Jerusalem.
Ein Abendbesuch.
Nach Bethlehem.
Das evangelische Diakonissenhaus.
Zwei evangelische Stätten vor dem Zionsthor.
Ausflug nach Mar Saba.
Die Beduinen.
Nach Hebron.
In Hebron.
Rückkehr von Hebron.
Die Juden in Jerusalem.
Scopus und Hakeldama.
Das türkische Regiment.
Ein Mittag im Freien.
Klima und Boden.
Drei lebendige Beförderungsmittel.
Lebensweise in Jerusalem.
Das davidische Jerusalem.
Das herodianische Jerusalem.

Das neuere Jerusalem.
Das zukünftige Jerusalem.
Abschied von Jerusalem.

Dritter Abschnitt: Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.
Nablus.
Die Protestanten in Nablus.
Die beiden Berge.
Die Samariter.
Das Jakobsfeld.
Dschenin.
Die Ebene Jesreel.
Nazareth.
Der Thabor.
Tiberias.
Das galiläische Meer.
Safed.
Getäuschte Hoffnungen.
Wiederum Nazareth.
Der Karmel.
Akka.
Abschied vom heiligen Lande.

Dritter Theil: Heimkehr aus dem heiligen Lande.

Tyrus.
Sidon.
Zum zweiten Mal Beirut.
Der Libanon.
Drusen und Maroniten.
Der Antilibanon.
Ankunft in Damaskus.
Zwei Tage in Damaskus.
Abreise von Damaskus.
Sebedany.
Der Baalbek.
Der Makhmel.
Die Cedern.
Bscherreh.
Verirrung im Libanon.
Am Meer.
Zum letzten Mal Beirut.

Die Schmerzensstraße.
Um die Mauern Jerusalems.
Durchgang durch Jerusalem.
Neby Samwil.
Zwei traurige Stätten.
Das Kidronthal.
Ein Palmsonntag.
Die Protestanten in Jerusalem.
Ausflug nach Jericho.
Zwei Natursymbole.
Der Jordan.
Nach dem todten Meer.
Eine besondere Expedition.
Im Norden von Jerusalem.
Die Christen in Jerusalem.
Die Kirche des heiligen Grabes.
Ein Charfreitag in Jerusalem.
Das heilige Feuer.
Ostern in Jerusalem.
Die Jerusalemsfreunde.
Ein Schwärmer.
Die Gräber der Richter.
Der Haram.
Die Muhamedaner in Jerusalem.
Ein Abendbesuch.
Nach Bethlehem.
Das evangelische Diakonissenhaus.
Zwei evangelische Stätten vor dem Zionsthor.
Ausflug nach Mar Saba.
Die Beduinen.
Nach Hebron.
In Hebron.
Rückkehr von Hebron.
Die Juden in Jerusalem.
Scopus und Hakeldama.
Das türkische Regiment.
Ein Mittag im Freien.
Klima und Boden.
Drei lebendige Beförderungsmittel.
Lebensweise in Jerusalem.
Das davidische Jerusalem.
Das herodianische Jerusalem.

Das neuere Jerusalem.
Das zukünftige Jerusalem.
Abschied von Jerusalem.

Dritter Abschnitt: Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.
Nablus.
Die Protestanten in Nablus.
Die beiden Berge.
Die Samariter.
Das Jakobsfeld.
Dschenin.
Die Ebene Jesreel.
Nazareth.
Der Thabor.
Tiberias.
Das galiläische Meer.
Safed.
Getäuschte Hoffnungen.
Wiederum Nazareth.
Der Karmel.
Akka.
Abschied vom heiligen Lande.

Dritter Theil: Heimkehr aus dem heiligen Lande.

Tyrus.
Sidon.
Zum zweiten Mal Beirut.
Der Libanon.
Drusen und Maroniten.
Der Antilibanon.
Ankunft in Damaskus.
Zwei Tage in Damaskus.
Abreise von Damaskus.
Sebedany.
Der Baalbek.
Der Makhmel.
Die Cedern.
Bscherreh.
Verirrung im Libanon.
Am Meer.
Zum letzten Mal Beirut.

mich ein Kirchendiener auf einem mühsamen Wege in den Thurm hinauf, dessen Höhe nur wenig geringer sein soll, als der Thurm des Straßburger Münsters. Wir kamen der ungeheuren Glocke vorbei, die aus Kanonen gegossen ist, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Türken erbeutet worden. Endlich kamen wir in das hohe Gemach des Thürmers. Aus den Fenstern des Gemaches hat man eine ganz außerordentliche Aussicht über Wien und seine Umgebung. Da lag sie rund um mich her die ungeheure Kaiserstadt mit ihren Kirchen, Schlössern und Häusern, eingerahmt von Bergen und Ebnen, dadurch die Donau sich hindurchschlängelt. Der Name des Kahlenberges erinnerte an die Belagerung Wiens durch die Türken im Jahr 1683, wo sich der ritterliche Graf von Stahremberg mit 12,000 Soldaten und den Bürgern gegen 200,000 Türken mit 200 Feuerschlünden wehrte, bis endlich das herangenahte Christenheer unter Johann Sobiesky vom Kahlenberg herunter auf den Erbfeind des Christenthums stürzte und den großartigsten Sieg erfocht. Damals war der Türkenname noch ein Schreckensname für Jung und Alt. Und nun nach noch nicht 200 Jahren ist es aus mit ihm.

Von der Stephanskirche ging ich zur kaiserlichen Burg. Das ist ein großes ausgedehntes Gebäude mit vielen Nebenräumen und freien Plätzen, darum sich Gartenanlagen befinden. Der Kastellan führte mich mit Andern in die unbewohnten Gemächer des Erzherzogs Albrecht, Gouverneurs von Ungarn. Eine Zahl von schönen Zimmern. In jedem sind die Fußböden anders ausgelegt, die Stühle und Diwans anders überzogen. Schöne Gemälde zieren die Wände. Von da ging ich in das kaiserliche Mineralienkabinet, das grade offen war. Es ist sehr bedeutend, aber es gehört Zeit dazu, alles gehörig anzusehn. Interessant waren mir besonders die vorhandenen Reste urweltlicher Thiere und die Sammlung von Edelsteinen, die an einzelnen Stellen zu einem wunderhübschen Strauße zusammengestellt waren.

Nachdem ich dies und Andres angesehen, streifte ich noch eine Weile in den Straßen Wiens umher, kaufte mir bei einem hier wohnenden Hamburger, der Optiker war, ein Fernrohr, einen Taschencompaß und andre Dinge, und kehrte endlich ermüdet in mein Hotel zurück. Wie schon am Tage draußen der eigne Wiener Dialekt, so kam er mir auch in meiner Wohnung oft recht unverständlich vor, und ich hatte Mühe, Mißverständnisse abzuwehren. Recht sehr ermüdet von der Reise der vorigen Nacht und den Wanderungen des Tages legte ich mich am Abend nieder, meinem Gott mein ferneres Wandern anbefehlend.

Nach Triest.

Treffliche Einrichtung der Eisenbahn. — Großartige Anlagen. — Unter den Steiermärkern. — Triest. — Frühlingsluft.

Die Fahrt auf der Eisenbahn von Wien nach Triest machte ich in 2 Tagen. Sie gefiel mir besser, als irgend eine von denen, die ich hinter mir hatte. Die Einrichtung der Eisenbahnwagen ist eine angenehmere. Es sind sehr lange Wagen, in denen man sitzt. So ein Wagen ist wie ein nur sehr in die Länge gezogener Saal. In der Mitte geht ein enger Gang ganz entlang. An seinen beiden Enden sind die beiden Thüren, dadurch man ein- und ausgeht. An seinen beiden Seiten sind die Sitze. Auf jedem Sitze ist für 2 Personen Raum und je 2 Sitze sind einander zugekehrt. Solcher Sitze sind an jeder Seite ungefähr 16, so daß in einem Wagen für 64 Personen Platz ist. Der ganze Wagen wird mehr zimmerartig und dadurch gemüthlich. Dann aber ist auf dieser Bahn mehr für die Füße gesorgt, als irgendwo anders. In unserm Norden ist nichts für die Füße da, als der kalte Wagenboden. Da kann der Passagier dritter Classe selber zusehen und sorgen, daß ihm die Füße nicht erfrieren. Von Magdeburg an wird man aufmerksamer. Da liegen im Winter dicke Strohmatten. Aber von Wien an wird die Sorge für das Wohlsein der mitbürgerlichen Füße sehr anerkennenswerth. Da sind noch überall große dicke wollene Decken über die Teppiche ausgebreitet, die die Füße warm halten. Endlich aber sorgt man auf dieser langen Bahn vortrefflich für die Annehmlichkeit der Reisenden. Man fährt auf dieser Bahn nicht in Einem fort den ganzen Tag ohne längeren Aufenthalt hie und da, also daß das hungernde Publikum einer übereiligen, wenig eines Menschen würdigen Sättigung sich befleißigen müßte. Nein, es ist hier so eingerichtet: man ist zur Frühstückszeit an einem bedeutenderen Orte und eben so zur Mittagszeit und es wird an beiden Stellen über eine halbe Stunde angehalten, damit man in würdiger Weise und in aller Ruhe und Gemüthlichkeit Essen und Trinken zu sich nehmen kann.

Gegen 9 Uhr Morgens ging der Zug von Wien ab. Zuerst durchfuhren wir eine liebliche Ebene, worin manche anscheinend wohlhabende Orte sich dem Auge zeigten. Bald aber tauchten in der Ferne die Berge auf, besonders der hohe Schneeberg. Die Ebene wird von Höhen begrenzt, daran sich Tannenwälder hinaufziehn und darauf Burgen liegen. Wiener Neustadt und Gloggnitz gehn vorüber. Hinter letzterem beginnt der Sömmering. Das ist

Die ersten Tage.

Abreise. — Die Gabe Kiel's. — Hamburg's Umsatz. — Sorge für Menschenwohl. — Alte Erinnerungen. — Leipzig. — Die sächsische Schweiz. — Ein Halt.

Es war am 21. Februar dieses Jahres 1858, daß ich mein heimathliches Delve verließ, um nach Jerusalem zu gehen. Der Weggang von der lieben Heimath geschah nicht ohne Bewegung. Aber nach Jerusalem, der Gedanke zwang alle Wehmuth. Für Jerusalem kann man wohl etwas lassen und hingeben. Es war kalt, sehr kalt am Tage meines Weggangs und in den ersten Tagen. Aber von außen half meine erwähnte Rüstung, und von innen, ja der Gedanke: nach Jerusalem wirkte wie ein wärmendes und belebendes Feuer, und hob die Seele hinaus über alles Ungemach.

Von Delve nach Jerusalem. Man sollte glauben, es gäbe keinen Weg zwischen beiden Orten. Es giebt einen; ich habe es erfahren, daß die Erdbeschreiber, die das behaupten, Recht haben. Freilich es liegen viele Orte dazwischen. Mit 400 Rthlrn. R.=M. von der Heimath aus versehen, war Kiel mein erstes Ziel, um dort das Harmsische Stipendium in Empfang zu nehmen. Kiel nimmt zwar viel; aber es giebt auch wieder. Der Rechnungsführer des genannten Stipendiums, Herr Kaufmann Brauer, empfing mich sehr freundlich, zahlte mir das Stipendium aus, gab mir noch eine Empfehlung mit an seinen Schwiegersohn in Hamburg, den Consul Schmidt, daß er mir beim Umsetzen meines Geldes behülflich sein möge, und entließ mich mit dem herzlichen Wunsche, daß meine Wanderung nach Jerusalem eine gesegnete werden möge. In entsetzlicher Kälte, mit 720 Rthlrn. in der Reisetasche, einer Summe, wie ich sie in meinem Leben noch nicht beisammen gehabt habe, fuhr ich nach Altona. Hamburg nahm mich auf, das alte mächtige Hamburg mit seinem Welthandel in die Ferne und seinem wogenden Geräusch daheim in seinen Häusern und Straßen, mit seinen im Allgemeinen nicht sehr höflichen Eingebornen und seinen den Fremden sehr theuren Droschkenführern. Ich begab mich mit meiner Empfehlung von Kiel zum Consul Schmidt. Er kam mir sehr freundlich entgegen, nahm meine Geldlast mir ab, und versprach sie mir durch Umsetzen in Napoleonsd'or und östreichische Bankscheine leichter zu machen. Nachdem es geschehen und ich mich mit dem herzlichsten Danke von ihm verabschiedet, besuchte ich noch die Börse, dieses großartige Institut

liegt sehr lieblich da in einem Halbkreis von Höhen umgeben mit schönen Gartenanlagen und Weinbergen.

Hier in Triest war es, daß zuerst die Kälte nicht mehr plagte. Hier wehten Frühlingslüfte. Ich trieb mich am Morgen des 2. März in dieser schönen erquickenden Luft in Stadt und Umgebung etwas umher, bewunderte das bunte Völkerleben im Hafen und in den Straßen, wo ich zuerst Türken, Griechen und andre Nationen sah. Dann aber begab ich mich zu dem dänischen Generalconsulat, mich dem vorzustellen und dies und das zu erfahren, was mir für meine Reise von Wichtigkeit war. Das Dampfschiff sollte am Nachmittag abgehn und ich hatte noch Manches zu besorgen. Vom Generalconsulat ging ich zur Polizei, um meinen Paß visiren zu lassen. Von da ward ich an den päpstlichen Consul gewiesen, dort das Gleiche thun zu lassen, weil das Schiff päpstliches Gebiet berühren würde. Ich that das aber nicht, sondern ging zum Bureau der Dampfschifffahrtsgesellschaft des östreichischen Lloyd und kaufte mir ein Billet für den zweiten Platz nach Smyrna, das ich gegen Abgabe meines Passes erhielt. Der Platz kostete 76 östreichische Gulden, das Bett 5. Diese 81 Gulden wurden mir aber, weil ich kein Silber, sondern nur östreichisches Papier hatte, zu 85 Gulden 30 Kreuzer hinaufgerechnet. Es war mir allerdings sehr auffallend, daß das östreichische Papier so im eignen Lande nicht zum vollen Werth gerechnet wurde. Nach dem Mittagsessen in meinem Hotel ließ ich mich mit meinen Sachen ans Dampfboot rudern, und um 4 Uhr wurden die Anker gelichtet. Fort ging's aus dem Hafen von Triest ins adriatische Meer hinein.

Die römisch-katholische Kirche.

Aeußere Herrlichkeit. — Falscher Standpunkt. — Zurückstellung Christi vor der Kirche. — Erhebung des Menschenworts über Gottes Wort. — Zurücksetzung des Werkes Christi hinter Menschenwerk.

Wir sind aus dem Hafen von Triest ausgelaufen. Wir blicken rückwärts auf das entschwindende Gestade Oestreichs. Wir scheiden nicht von ihm, ohne noch einen Blick auf die Kirche zu richten, die in diesem Staate, wie in mehreren andern Staaten Europa's die herrschende ist. Es ist die römisch-katholische Kirche.

Sie scheint auf den ersten Blick gar Vieles vor unsrer evangelischen Kirche voraus zu haben. Die letztere tritt vor dem äußeren Auge so sehr zurück. Man kann durch die evangelischen

:r hindurchreisen, und man merkt es etwa nur an den en Kirchen mit ihren Thürmen, die aus Städten und Dör- den Wandrer anblicken, daß es dort eine Kirche gebe. In ischen Ländern merkt man es mehr. Da tritt die Kirche ans Licht der Oeffentlichkeit. Da sind nicht bloß die en Kirchen, meist große Dome, herrlich anzusehn. Da sind ll an Wegen und Stegen die Bilder der Kirche, Christus-, en- und Heiligenbilder. Sehr lebendig erinnere ich mich eines igen Bildes des Gekreuzigten hart an der Eisenbahn in :ich, das auf den nahe vorüberdampfenden Bahnzug gar hinschaute. Aber nicht daran allein, man spürt das Dasein die Macht der katholischen Kirche an der Schaar der schon lich ausgezeichneten Diener der Kirche, so wie an den feier- glänzenden Aufzügen, die überall und oft Statt haben. tritt man in die Kirchen, so ist die Pracht und Herrlichkeit atholischen Gottesdienstes groß und macht großen Eindruck as Gemüth des Zuschauers. Dabei sind die Kirchen fast ls leer. Wo und zu welcher Stunde ich darin gewesen bin, : saßen, bald mehr, bald weniger andächtige Seelen darin, nen stillen Gottesdienst hielten. Dabei kann man eine durch anze Länge und Breite der Kirche hindurchgehende Einheit Zusammengeschlossenheit nirgends verkennen. Die ganze Kirche ı geordnetes eng zusammengehöriges Ganzes. So hat sie eine äußere herrliche Erscheinung, davor unsre Kirche aller- zurücktreten muß.

Aber man darf sich durch das Aeußere nicht täuschen lassen. ıt es doch grade auf diesem Gebiete vor allen Dingen auf Innere an, auf den Besitz der Wahrheit und des rechten fälligen Lebens. Wenn man darnach forscht bei der katho- . Kirche, wie es dort bestellt ist, wie die Kirche die Auf- erfüllt, die der Herr ihr gestellt hat, so schwindet der : Schein und alle äußere Herrlichkeit. Während hier unsre ich unscheinbare Kirche zu ihrer ganzen Herrlichkeit sich er- sinkt die katholische vor dem Auge nieder; das stolze, iche Gewand, das sie trägt, vermag nicht mehr zu blenden. ıtholische Kirche ist auch eine christliche Kirche; ja wohl, und denen, die zu ihr gehören, mögen recht viele gute Christen Aber die Kirche selber hat einen falschen Standpunkt ein- ımen. Sie wandelt nicht den Weg der rechten christlichen heit. Diese ist hier mit einem solchen Gewächs des Irr- ; überwuchert, daß sie nicht zum Vorschein kommen kann deshalb wirklich Schaden leidet, auch soweit es an der

Kirche liegt, nicht im Stande ist, ein rechtes Christenleben zu schaffen. Sehen wir denn näher an, worin dieser irrthümliche Standpunkt bestehet, den die römische Kirche einnimmt und der ihre äußere Herrlichkeit zu einer eitlen macht.

Die 4 großen Gestaltungen der christlichen Kirche, die es giebt, treten in 2 Reihen einander gegenüber nach der Stellung, die sie ihren Gliedern geben. Die beiden katholischen Kirchen, die griechische und die römische, betrachten diese Stellung als die der Unmündigen, die niemals da herauskommen. Die beiden evangelischen Kirchen wollen aber ihre Glieder zu der rechten Mündigkeit in Christo, dem Haupt der Kirche, zu der rechten Freiheit führen, der Freiheit der Kinder Gottes, die nicht mehr als Knechte ihre Schuldigkeit thun, sondern die mit Gott versöhnt und in seine Gemeinschaft aufgenommen in seiner Liebe frei von aller Welt dahinwandeln. Die beiden katholischen Kirchen aber scheiden sich wieder nur durch die Art der Unmündigkeit, die sie ihren Gliedern beilegen. Während die griechische Kirche sie als die unmündigen Kinder ansieht und hält, ist die katholische Kirche allerdings weiter gegangen; sie hält sie als die aus der Schule wol herausgewachsenen, doch aber noch immer unmündigen Jünglinge, die unter ihr Gesetz und ihre Zucht gethan nie zum Mannesalter in Christo kommen sollen. Es ist ein neues Judenthum, nur auf dem Boden des Christenthums, das uns hier begegnet, eine Gesetzeskirche, die mit dem Evangelium des neuen Bundes keinen Ernst macht. Dieser Zug ist es, der durch sie hindurchgeht, ihre Lebensbewegungen bestimmt, und ihre Lehren bedingt.

Indem die von dem Herrn erlösten und zur Freiheit in ihm berufenen Christenmenschen in der katholischen Kirche in Unmündigkeit und Unselbstständigkeit erhalten werden, so tritt natürlich die Gemeinschaft, die die Einzelnen umfaßt, um so mündiger und selbstständiger auf. Sie ist hier die alles beherrschende Vormünderin, die alles ist und sein will, damit ihre Untergebnen nichts seien. Das ist die Bedeutung der Kirche im Katholicismus. Die Kirche ist dort nicht, wie bei uns, die Gemeinschaft der Heiligen, darin das Evangelium recht gelehret und die Sacramente nach der Ordnung des Herrn verwaltet werden, eine Gemeinschaft, die zunächst unsichtbar unter ihrem unsichtbaren Haupte, Christo, sichtbar wird und so die Vermittlerin wird, dadurch der Herr in seinem Geiste die Menschheit zur Erlösung und zur Kindschaft Gottes führt. Sie ist hier die sichtbare Gemeinschaft, die Christus gestiftet, zu seiner Stellvertreterin eingesetzt und mit seiner göttlichen Machtvollkommenheit bekleidet hat, um die Wahrheit

) das Heil zu erhalten. Er hat sie dazu reichlich ausgestattet, Inhaberin seines Geistes und seiner Gnadenschätze gemacht, daß, wo diese Kirche ist, zugleich der Geist ist und das Heil. steht sie hoch und gewaltig da, die unfehlbare Auslegerin des lichen Willens, die unbedingten Gehorsam und Glauben for-:; die eben so reiche als nothwendige Spenderin alles Heiles den vielen Sacramenten, damit sie das ganze menschliche Leben faßt. Die in der katholischen Kirche hochgefeierte Jungfrau ria ist eigentlich nichts Andres als die persönlich dargestellte) angeschaute Kirche. Diese Kirche bedarf nun aber eines ttels, dadurch sie redet und wirkt, eines Standes, in dem sie Gliedern äußerlich sichtbar gegenübertritt. Dieser Stand ist Priesterstand, der Klerus, in sich gegliedert, mit dem Papst der Spitze. Der Stand ist nach katholischer Lehre selber von :isto eingesetzt und hat in den Aposteln mit Petro an der itze sein Urbild. Von den Aposteln her ist diese Standesherrlichkeit von Geschlecht zu Geschlecht übertragen durch das Sacrament der Priesterweihe, wodurch die Geistlichen einen innern unlöschlichen Charakter erhalten, der sie von den Laien trennt) zu göttlich ausgesonderten Menschen macht. Diese erhabene llung verträgt die Ehe nicht, die ins Gebiet des natürlichen nschen gehört. Diese Gesammtheit der an Amt und Rang chiedenen Priester ist die Hierarchie, der herrschende Stand. : hat ihr Urbild und ihre Fortsetzung ins Jenseits hinein in Engeln und Heiligen mit Maria an der Spitze, die in ihren dern und Reliquien ins Diesseits hineinragen. Der Priesterd ist im Katholicismus die Kirche. Durch ihn setzt sie unfehlbie Lehre fest. Er vermittelt das Heil. Von seinem Wollen gt es ab, ob die Sacramente wirken. Der Priester mag ttet sein, wie er will, er ist als Priester der Verwalter der adenschätze, wandelt Brot und Wein im heiligen Mahl in lichen Leib und Blut Christi; er richtet über die Sünden der en und setzt ihre Büßungen fest. Ohne ihn kann nichts gehen. Ja in der Messe opfert er den Leib und das Blut Christi, am Kreuz blutig geopfert worden, auf unblutige Weise und ht dadurch Gott geneigt zur Vergebung. Diesem Stande stehn Laien durchaus unselbstständig gegenüber und bleiben so stehn. : kommen nie selbstständig mit Gott in Christo zusammen, den nie frei in Gott, bleiben Knechte der Kirche. Der Herr Kirche, Christus, tritt also vor seiner Stellvertreterin ganz ick, wie in den Bitten der Katholischen vor seiner Mutter :ria. Nachdem er diese Stellvertreterin eingesetzt und ausgestattet

hat, tritt er ab vom Schauplatz. Die katholische Kirche hat eigentlich nur einen todten, nicht einen auferstandenen Heiland, der lebt und regieret. Am Priesterstande hat sie den gegenwärtigen sichtbaren Mittler. Das ist der ungeheure Irrthum jener Kirche: Christus tritt vor der Kirche zurück, seine Person vor menschlichen Personen. Es ist das nur die Kehrseite davon, daß sie ihre Glieder zurücktreten läßt und in Unmündigkeit und Unfreiheit erhält. Unsre Kirche hat hier Wandel geschafft. Sie hat dem Herrn Christo wieder die Ehre gegeben, das lebendige Haupt der Kirche zu sein. Die Kirche ist zunächst das Erzeugniß seiner Thätigkeit und dadurch denn wieder das Mittel, dadurch der einzelne Mensch angeleitet wird, selbst mit seinem Herrn in Verbindung zu treten. Der geistliche Stand, dadurch die Kirche das Wort Gottes verkünden läßt, und die Sacramente, die es sind, verwaltet, ist nicht ein Priesterthum. Christus allein ist unser Priester, und sein Opfer ist genug. Die Kirche führt den Menschen zu dem Herrn; der bringt ihn durch seinen Geist in Gemeinschaft mit dem Vater und macht ihn frei in ihm. Diese Wiederherstellung der Stellung Christi als des lebendigen Herrn und Hauptes der Kirche geht Hand in Hand mit der Wiederherstellung der Stellung jedes Christenmenschen als des zu persönlicher Freiheit in Gott Berufenen.

Die Kirche, die im Priesterstande zur Erscheinung kömmt, ist in der katholischen Kirche alles. Vor ihrer Herrlichkeit verschwindet der herrliche Beruf der Kinder Gottes. Und vor der Krone des Papstes erbleicht die Krone des Himmelskönigs. Die Kirche ist Inhaberin aller Wahrheit und alles Heils. Als Inhaberin aller Wahrheit setzt sie die Lehre der Kirche unfehlbar fest. Sie hat allerdings dazu ihre Quellen, daraus sie schöpft. Wir glauben nun wohl mit den Katholischen, daß die Erkenntniß der christlichen Wahrheit sich in ihrer Reinheit und Lauterkeit in den Aposteln gefunden habe, und daß wir von ihnen her eine urkundliche Ueberlieferung des Christenthums haben müssen. Sonst wäre die erschienene Wahrheit wieder verloren gegangen. Wir haben eine solche urkundliche und treue Ueberlieferung in den Schriften des Neuen Testaments. Diese enthalten Gottes Wort und die Wahrheit unsres Herrn Christi. Daraus erkennen wir gewiß, was er für uns gethan hat, und was an uns und in uns geschehen muß, um seines Segens theilhaftig zu werden. Die katholische Kirche nimmt die heilige Schrift auch als Quelle der christlichen Erkenntniß an. Aber sie ist damit nicht zufrieden. Sie will den Strom der christlichen Lehre nicht aus einer Quelle entspringen lassen, sondern hat eine zweite hinzugethan. In der Schrift soll

die Wahrheit wohl treu und sicher, aber nicht vollständig enthalten sein. Vielmehr ist sie zum andern Theil, sagt man, nur mündlich von den Aposteln her in der Kirche fortgepflanzt. Diese mündliche Ueberlieferung, Tradition, bezieht sich theils auf das Verständniß der Schrift, theils lehrt sie Vieles, was nicht darin steht. Sie wird der Schrift gegenübergestellt als die zweite Quelle der kirchlichen Lehre, und diese Quelle fließt dort sehr reichlich, so daß die erste darunter nicht zur Geltung kömmt. Dies Wasser der Tradition ist ein trübes Wasser voll erdiger Bestandtheile und kann offenbar nur gelten als Menschenwort, das gemessen und gerichtet werden muß nach dem urkundlichen Gotteswort in der Schrift. Aber die katholische Kirche als die Inhaberin des heiligen Geistes und die unfehlbare Gesetzgeberin der Lehre muß natürlich die Wahrheit und Aechtheit der Tradition erkennen. Als die einzige von Christo dazu ausgerüstete competente Behörde setzt sie so gut aus der Tradition, wie aus der Schrift die Wahrheit fest, stellt sich über das Gotteswort der heiligen Schrift, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie das Menschenwort der Tradition in der Wirklichkeit über das Gotteswort der Schrift stellt und aus jener das Meiste nimmt. Wie sie Christum vor der Kirche zurückstellt, seine Person vor menschlichen Personen, so stellt sie Christi Wort vor dem Menschenwort in den Hintergrund. Die so nun festgesetzte Lehre hat aber unbedingte Geltung für die Glieder der Kirche. Es kann keinem Katholiken einfallen, daran irgend zu zweifeln, ob sie mit der heiligen Schrift stimme. Ja es liegt auf diesem Wege, wenn der Priesterstand das Wort Gottes den Laien entzieht. Was sollen sie auch damit? Sie haben ja an der Lehre der Kirche und an dem Priesterthum die unzweifelhafte Wahrheit und den unfehlbaren Mund Gottes.

Die Kirche ist Inhaberin der Wahrheit; aber auch alles Heils. An ihr hängt das Heil der Menschen, und ohne sie und außer ihr giebt es keines. In diesem Werk des Heiles scheint es nun freilich, als ob sie ihren Gliedern eine ziemliche Selbstständigkeit einräumt. Das Werk des Heils wird nicht als Gnadenwerk allein hingestellt, sondern das Verdienst des Menschen erhält hier seine Stelle. Das kömmt aber daher, weil die katholische Kirche ihre Glieder nicht zu persönlicher Gemeinschaft mit Gott führen und zu Kindern Gottes werden lassen will, in denen der Geist seiner Liebe waltet. Das Höchste ist hier die Knechtschaft, die sich dem Willen Gottes in der Kirche unterthänig macht und ihre Vorschriften ausführt. Weil die katholische Kirche kein so hohes Ziel des Menschen hat, hat sie auch keinen so tiefen Fall.

Die Sünde hat nach ihrer Lehre die menschliche Natur nicht so verderbt, daß der Mensch gar nichts Gutes mehr aus ihm selber thun kann. Durch die Sünde sind nur die ursprüngliche Heiligkeit und Unsterblichkeit, übernatürliche Gnadengeschenke Gottes, verloren. Die Natur des Menschen ist durch diesen Verlust wohl geschwächt, aber nicht ganz verderbt; sie kann noch gute, Gott wohlgefällige Werke verrichten. Gott regt wohl den Willen an, aber daß der Mensch sich dieser Anregung hingiebt, ist sein eigen Werk. Wenn er es thut, und weil er es thut, wird ihm die wirkliche Gerechtigkeit wieder gegeben. Der freie Wille wird ganz wiederhergestellt und er wird dann auch von Gott als gerecht angesehen. Das ist die erste Rechtfertigung, der Lohn der würdigen Bereitung. Auf diese folgt die zweite. Der Mensch muß in guten Werken den Weg der Heiligung und sich daran anschließenden immer größeren Gerechterklärung gehen. Aber, wenn auch allmälig nur, der Christ ist doch im Stande, in diesem Leben den Willen Gottes und seine Forderungen ganz zu erfüllen und so vollständig der Gerechtigkeit vor Gott und des ewigen Lebens würdig zu werden. Ja er kann noch mehr als dies, wenn er will. Er kann nicht bloß ein Verdienst, sondern ein Ueberverdienst sich erwerben. Dies geschieht durch Befolgung der sogenannten evangelischen Rathschläge, die in Entsagung der Welt, in Uebernahme freiwilliger Armuth, Ehelosigkeit und unbedingten Gehorsams, mit einem Wort im Klosterleben bestehen. Das ist Sache freier Wahl und der Mensch erwirbt sich dadurch ein besonderes Verdienst und eine besondere Würdigkeit vor Gott. So scheint der Mensch hier zu einer gewissen Selbstständigkeit zu gelangen; aber es kömmt nur zu einem Knechts-, nicht zu einem Kindesverhältniß des Menschen, nicht zur Freiheit. Er kömmt nicht und soll nicht zur Gewißheit seiner Rechtfertigung vor Gott kommen, sondern nur seiner Einigung mit der Kirche. Und wie in dem gezeichneten Gange des Verdienens die Kirche es ist, die den Menschen mit ihren vielen Sacramenten dazu ausrüstet, so bleibt er sein Lebenlang mit dem Heil seiner Seele in ihren Händen. Es kommen immer wieder Sünden vor und ihre Sühnung und Vergebung hängt an der Kirche und ihren Priestern. Zwar die leichtern Sünden kann der Mensch sich selbst vergeben. Aber die Todsünden, die groben Uebertretungen der zehn Gebote, lassen ihn den Gnadenstand verlieren; er verfällt dadurch zeitlichen und ewigen Strafen. Die Kirche nimmt ihn durch das Sacrament der Buße wieder auf in den Gnadenstand. Er muß darin in der Ohrenbeichte alle einzelnen Sünden dem Priester beichten, damit

der darüber richte. Dann spricht die Absolution ihn los von den ewigen Strafen und es wird ihm die erste Rechtfertigung wieder zu Theil. Aber für die zeitlichen Strafen, die er verdient hat, weil er mit seiner Sünde auch die Kirche beleidigt hat, bedarf es einer selbstthätigen Genugthuung. Der Priester legt ihm diese auf; es sind Fasten, Almosen und Gebete. Diese Genugthuungen und Büßungen aber kann die Kirche auch dem Sünder mit andern kürzeren und selbst mit Geldbußen vertauschen. Das ist der Ablaß. Die Kirche erläßt da gegen die erwähnten Bußen nach ihrer Macht über den Schatz der überschüssigen Verdienste Christi und der Heiligen, den sie inne hat, die eigentlichen Genugthuungen und rechnet die Verdienste Andrer dem Sünder zu. Wer nicht hienieden vollständige Genugthuung geleistet hat, kömmt ins Fegefeuer. Aber auch dafür hilft die Kirche mit ihren Seelenmessen für die Todten, und um menschlicher Leistungen willen kürzt sie die Pein dort ab. — Wir sehen also, wie die katholische Kirche allerdings Menschenwerk sehr hoch erhebt in der Lehre vom Verdienst des Menschen. Es wird so hoch erhoben, daß davor das Werk Christi eben so zurücktritt, wie seine Person vor der menschlicher Personen, und sein Wort vor Menschenwort. Indeß ist diese Erhebung wol eine Christo gegenüber, aber nicht der Kirche. Unsre evangelische Kirche hat auch in diesem Stücke reformirt. Wie sie Christum selber und sein Wort wieder vorangestellt hat, so auch sein Werk. Die Sünde hat die Gemeinschaft mit Gott aufgehoben und den Menschen in eine ganz verkehrte Herzensstellung zu Gott versetzt. Er liebt Gott nicht mehr und ist voll böser Lust. So aber ist keine Handlung gut auf diesem Grunde. Der Mensch muß von Neuem geboren, in die Gemeinschaft der Liebe Gottes wieder aufgenommen werden. Dies geschieht dadurch, daß Gott dem Menschen seine Sünde vergiebt. Dies thut er aus Gnaden allein um Christi willen und der Mensch kann nichts Andres, denn sie glaubensvoll hinnehmen. Er wird dadurch seiner Vergebung gewiß; die Gemeinschaft mit Gott wird dadurch hergestellt und der Grund gelegt zu einem neuen Leben. Die guten Werke müssen aus dem Glauben kommen; aber Rechtfertigung und Seligkeit können nicht darauf gegründet werden; die ruhn allein auf Gottes Gnade und unsres Herrn Christi Verdienst, das im Glauben angeeignet wird. Das ist gegenüber der katholischen Werkgerechtigkeit die Glaubensgerechtigkeit der evangelischen Kirche, ihr Kern und Stern, das goldne Kleinod, dadurch sie reich ist und herrlich geschmückt. Sie bringt den Menschen zur Freiheit in Gott, macht ihn zu einer rechten christlichen Persönlichkeit, die frei von aller Erdenknechtschaft in der Liebe ihres Erlösers ruht.

Wir haben die katholische Kirche angesehn. Es ist die K der christlichen Unmündigkeit und Unfreiheit, die Gesetzeski der es nicht um das rechte innerliche Leben zu thun ist, son um die äußere Ordnung und Herrlichkeit. Sie tritt darum äußerlich oft gar mächtig und gewaltig hervor; aber man sich nicht täuschen lassen; es fehlt die rechte inwendige Herrlich

Das adriatische Meer.

Das Dampfschiff. — Passagiere. — Sehnsucht nach Rom. — Nacht auf dem Meer. — Ancona. — Besondrer Kahn. — Verl und wiedererhaltener Matrose. — Seekrankheit. — Ein angene Reisegenosse. — Bewirthung auf dem Meer. — Italienische Eigent lichkeiten. — Ankunft in Corfu.

Es kömmt Einem recht angenehm vor, wenn man 8 Tage auf der Eisenbahn gefahren ist, auf's Dampfschif kommen. Man ist da nicht an einen bestimmten Platz für Stunden festgebannt. Man sitzt oder steht oder geht umher, wie man will; bald oben, bald unten; und wenn man g gewacht hat, legt man sich in sein Bette, zu schlafen. Da Dampfschiff ist ein großes wanderndes Gasthaus, darin man Annehmlichkeit eines ruhigen Lebens hat und dabei doch Flecke kömmt. Das Pilgerhaus, das uns aufgenommen, Ferdinand I. und war ganz trefflich eingerichtet und ausgeri Meine Stätte darin war die zweite Etage, d. h. die zi Kajüte. Sie ist wol 24 Fuß lang und nicht ganz so breit. der Mitte steht ein langer mit Wachstuch bedeckter Tisch, 1 dem allerlei Passagiersachen in freundlicher Eintracht mit m großen Wollstiefeln liegen. Ueber dem Tisch hängt eine La die am Abend angezündet wird, wenn durch die Fenster von kein Licht mehr einfällt. An 3 Seiten laufen Bänke rund he Sie sind mit pferdehaarenen Matratzen versehen und hinter i sind unmittelbar die Wandbetten angebracht. An den beiden L seiten der Kajüte sind 3 Betten neben einander und darüber einmal 3 wieder. An der einen Schmalseite sind je 2 B neben und über einander. An der andern Schmalseite ist Thür zur Damenkajüte des zweiten Platzes, die Boutike Kellners, die Waschkammer und der Eingang zu unsrer Ka So war unsre Wohnung auf dem Meer recht wohl eingeri und es war nur Schade, daß sie erst ganz kürzlich neue B

bekommen hatte und der Farbedunst noch deutlich zu spüren war. Es waren nicht Viele, die mit mir die zweite Kajüte bewohnten. Ein Albaneser, sehr corpulent und freundlich, der jedem seiner Reisegenossen bald seinen Schnupftaback präsentirte; ein albanesischer Priester mit einem Kreuz an einer Kette um den Hals; ein Römer, ein Schweizer und noch einige wenige andre waren außer mir die Bewohner des zweiten Platzes. In der ersten Kajüte waren noch weniger. Ich kam auf dem Verdeck mit einem jungen Kaufmann aus Frankfurt zusammen, der dort logirte und nach Bari in Unteritalien wollte. Auf dem Verdeck gab es allerdings mehr Passagiere. Ich hielt mich da am ersten Abend noch ziemlich lange auf im Gespräch mit einigen Tyrolern, die nach Rom wollten. Einer unter diesen war ein treuherziger, schwärmerischer junger Mann, der früh seine Eltern verloren hatte und wol mannigfach in der Welt umhergestoßen war. Ihn verlangte jetzt nach Rom und sein Verlangen war ein ernstliches, stand deutlich in seinem Angesicht geschrieben. Er wollte dort in ein Kloster gehen; davon erwartete er alles Heil und allen Frieden. Es war rührend anzuhören, wie er das Sehnen seines Herzens nach Rom laut werden ließ, und schon aus der Ferne, in der er noch war, die Stadt begrüßte als die Stätte, da Friede wohnen müsse. Dabei deutete die ganze Körperbildung und die des Angesichts zumal darauf hin, daß er nicht bloß nach Rom, sondern noch einen andern Weg dahin ginge, von wo man nicht mehr wiederkömmt, aber wo man doch Frieden findet. Ich fühlte mich nicht berufen, ihm gegenüber Rom seines himmlischen Scheines zu berauben. Doch sagte ich ihm, daß ich ein evangelischer Christ das Verlangen habe anderswohin, nach Jerusalem, die Stadt im heiligen Lande zu schauen und zu betreten. Darauf machte er mich auf einen älteren Mann aufmerksam, der auch aus Tyrol war. Der war vor geraumer Zeit auf seinen Wanderungen auch nach Palästina gekommen und hatte sich in Jerusalem aufgehalten. Aber der gute Mann wußte mir auf meine Fragen nicht viel zu sagen. Was er behalten hatte, bestand in nichts Anderem, als daß es da sehr gefährlich sei und daß man in den Klöstern überall bleiben könne. Indessen war es voller Abend geworden und ich ging hinunter in die Kajüte, um das Abendessen einzunehmen und mich dann zur Ruhe niederzulegen. Es war die erste Nacht auf dem Meere, und der Schlaf wollte sich nicht sogleich einstellen. Die zitternde Bewegung des Schiffs war so ungewohnt und das Rauschen des Wassers, das man dicht neben sich hörte, und man war davon nur durch die Wand des Schiffs getrennt,

war nicht die geeignete Musik, um in Schlaf zu bringen. Man denkt da allerlei Gedanken, an die Meerestiefe drunten und die verschiedenen grausigen Meeresbewohner, an die ferne Heimath, aber auch an Jerusalem, dem man sich allmälig näherte. Endlich schwanden die Gedankenbilder und ich schlief wohl und ruhig bis zum Morgen.

Das adriatische Meer, dadurch unser Dampfschiff Ferdinand seinen Weg nahm, ist ein großer über 100 Meilen langer Einschnitt, den das mittelländische Meer in das südliche Europa macht und dadurch es Italien von den östreichischen und türkischen Küstenländern trennt. Es hat von Alters her den Ruf gehabt, ein Meer zu sein, das durch seine Stürme der Schifffahrt sehr gefährlich sei. Wir hatten schon einen ziemlichen Weg durch dies Meer zurückgelegt, als ich am Mittwoch Morgen den 3. März aus meinem Bette mich erhob und nach dem Morgenbrot aufs Verdeck hinaufstieg, mich umzusehen. Das Wetter war nicht angenehm; es war ziemlich trübe und es kam etwas Regen hernieder. Doch waren wir der italienischen Küste nahe genug, um durch das trübe Wetter hindurch in dunklen Umrissen sie zu erkennen. Um 8 Uhr Morgens lag Ancona vor uns. Die Anker wurden geworfen. Eine Zahl unsrer Passagiere, unter ihnen die Tyroler, verließen unser Schiff. Weil bis 2 Uhr Nachmittags hier gewartet werden sollte, vereinigte ich mich mit dem Kaufmann aus Frankfurt, die Zeit zu benutzen, ans Land zu gehen und Ancona zu besehen. Wir traten also in eins der Böte, die herangekommen waren, accordirten mit dem Eigenthümer um den Preis. Er forderte einen hohen Preis, ließ sich aber weit über die Hälfte abdingen und fuhr uns ans Land. Ancona ist eine Stadt im Kirchenstaat, eine Höhe hinaufgebaut, alt und verfallen. Der Theil am Ufer ist besonders öde, hat sehr enge Gassen und hohe, aber schlechte Häuser. Wir kamen weiter hinauf auf einen Markt, der ein ziemlich geräumiges längliches Viereck bildet. Oben steht eine Kirche; weiter herunter fällt das kolossale Bild eines Papstes ins Auge, der seine Hand segnend ausstreckt. Man denkt daran, daß man sich in einer päpstlichen Stadt befindet und es wird Einem nicht eben sehr gemüthlich dabei zu Muthe. Das Oberhaupt der katholischen Kirche mag ein gutes geistliches Regiment führen; das weltliche ist nicht besonderer Art und der Kirchenstaat das Gegentheil von einem Ideal, ein Land größter Unordnung und Unsicherheit. Der Anblick der östreichischen Soldaten, die die Besatzung von Ancona bilden, war uns ein willkommner Anblick. Nachdem wir die ziemlich große und hübsche

Börse angesehen, gingen wir nach Anweisung eines östreichischen Soldaten den Berg hinauf zur Klosterkirche, die dort mit einem Kloster verbunden liegt. Es ist ein Vorgebirge; zu beiden Seiten das Meer; ein wunderschöner Punkt. Man sieht auf Ancona hinab, das von hier aus sich ziemlich gut ausnimmt. Man sieht auf das Meer, sieht das Schäumen am Gestade, siehet hinaus auf Kähne und Schiffe. Das Wetter war freundlicher geworden und wir brachten ziemlich lange auf der Höhe zu. Die Kirche oben bot in ihrem Innern wenig Sehenswerthes. Ein Chorknabe zeigte uns ein Paar Kapellen rechts und links mit Särgen von Märtyrern und Heiligen, und erzählte uns auf italienisch deren Geschichten. Das interessirte uns aber sehr wenig. Wir verließen die Kirche bald wieder, ergötzten uns noch einmal draußen an dem Anblick und stiegen dann wieder hinunter, um an unser Schiff zu kommen. Auf dem Schiffe ergötzte ich mich besonders an einem kleinen Kahn, der mehrmals an unser Schiff kam. Der Kahn war nach Art der Grönländer hinten und vorne spitz, ganz flach und leicht gebaut, außen blau, inwendig roth. Ein Mann saß darin auf dem flachen Boden und hielt mit beiden Händen eine Stange, an deren beiden Enden leichte Ruder befestigt waren. Mit diesen Rudern tauchte er bald auf der einen, bald auf der andern Seite ein und schob sich so fort. Man muß aber eine große Uebung und Gewandtheit in Führung der Ruder haben, sonst ist es sehr gefährlich. Der kleine Kahn schlägt leicht um. Hinten wehte die östreichische Flagge. Es war ein Beamter vom Lloydbureau in Ancona. Endlich um 2 Uhr wurden die Anker wieder aufgewunden und bei schön gewordenem Wetter segelten wir von Ancona ab. Wir waren noch nicht weit entfernt, da welch ein Rennen oben hin und her. Die Matrosen laufen umher; der Kapitain mit seinen beiden Lieutenants sind in großer Bewegung. Es werden leere Tonnen herbeigetragen und ins Meer geworfen. Ein Boot, das hinten am Schiff heraufgezogen und befestigt ist, wird mit einigen Matrosen niedergelassen; die Maschine steht still. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, dachte daran, man habe etwa ein Boot überfahren. Aber bald sah ich die Ursache. In einiger Entfernung kämpfte einer unsrer Matrosen mit den Wellen. Er war vorn am Bugspriet beschäftigt gewesen und dabei ins Wasser gefallen. Es war ein rüstiger Schwimmer. Beim Anblick seines Schwimmens wich alle Sorge um ihn. Mit mächtigen Zügen bewegte er sich durch das Meer hindurch dem Boot entgegen. Nicht lange, so hatten ihn die Matrosen ergriffen und ins Boot gebracht. Von da kam er aufs

Schiff, wo er von Wasser triefend mir vorüberlief in die Matrosenkajüte, dort trockne Kleider anzog und nun wieder hin und her ging, als ob nichts geschehen wäre. Nach diesem kleinen Zwischenspiel ging's wieder längs der italienischen Küste weiter. Allmälig erhob sich der Wind und die Wellen wurden größer und lauter und schlugen zuletzt vorn am Schiff aufs Verdeck. Unter den schwankenden Bewegungen des Schiffs, die dadurch entstanden, dauerte es nicht lange, so kam die Seekrankheit über mich. Das ist eine, wenn auch nicht gefährliche, doch sehr böse Krankheit. Man wird erst unwohl und übel. Bei dieser eigenthümlichen Bewegung des Schiffes, erst hinunter, als wolle es in den Abgrund des Meeres hinein, und dann wieder in die Höhe, als wolle es über das Meer hinaus sich erheben, geht es Einem wie ein Messer durch den Leib. Man sucht sich des Unwohlseins mit Gewalt zu bemeistern, aber es hift nicht, bald kömmt das Erbrechen. Alles, was man genossen hat, wird wieder herausgewürgt und über die Schanzkleidung des Schiffs dem Meer als Tribut gegeben. Das Erbrechen hört eine Weile auf; man legt sich ermattet nieder; ein entsetzlicher Geschmack wohnt im Munde. Aber eine neue Senkung und Hebung des Schiffs, verbunden mit einem Ruck bringt das Gefühl hervor, als ob sich Alles im Innern umkehren wolle. Man eilt in die Höhe, lehnt wieder über das Schiff hinaus und blickt so unglücklich in die wallenden Wogen. Spät Abends wagte ich mich in die Kajüte hinein, legte mich zum Schlafen nieder, und Gott sei Dank, ich kam ins Schlafen hinein und schlief die Nacht hindurch bis an den Morgen. Das Meer war etwas ruhiger geworden. Mit dem Erbrechen war es vorbei; aber heftiger Kopfschmerz hatte mich ergriffen und weder Kaffe noch Frühstück mogte ich genießen.

Am Morgen des 4ten März fuhren wir an dem großen Aussatz, den das große Bein Europa's, das Italien heißt, nach dem adriatischen Meere zu hat. Der Monte Gargano ward deutlich von uns gesehen. Die italienische Küste hat hier aber nirgends etwas Anziehendes. Sie ist meistens steil und öde, nur hie und da mit einigen Bäumen besetzt. Je weniger aber so draußen zu sehen war, desto mehr schloß ich mich im Gespräch an meinen jetzt einzigen Reisegenossen in meiner Kajüte an, der bei Ancona eingestiegen war. Es war ein junger Architekt aus Petersburg, Namens Vollerath, von deutscher Abkunft, der gut deutsch sprach. Er war schon eine geraume Zeit auf Reisen, hatte Deutschland besucht und war durch Italien und Sicilien gewandert. Er hatte sich längere Zeit in Rom, Neapel und Venedig aufgehalten, um

sich in seinem Fache auszubilden. Es war außerordentlich interessant ihn von seinen Wanderungen erzählen zu hören. Er pries die Schönheit Italiens, namentlich Neapels, in begeisterten Zügen, wußte sich aber auch nicht genug über die Verkommenheit des Volkes auszudrücken, das in diesem schönen Lande wohnt. Er hatte sich in Neapel besonders lange aufgehalten, da die Touren am Golf bis Sorrento gemacht, den Vesuv erstiegen und die unterirdischen Städte besucht. Ueberall wohne ein faules Volk, das sich zumal die Fremden auserſehe, sie bei Gelegenheit recht tüchtig zu rupfen, um dann in Neapels schöner Sonne eine Weile wieder herumliegen zu können. Sonst könnten sie freilich auch wieder sehr lebendig werden, besonders wenn sie in Streit und Hader unter einander geriethen. Und da sei es wundersam, sie streiten zu hören. Sie nähmen sich da gehörig wahr, aber so, daß wenn Einer unter den lebendigsten Bewegungen seine Wuth ausgelassen, er dann die leidenschaftliche Ergießung des Andern wieder scheinbar ganz ruhig anhöre, um, wenn der zu Ende sei, von Neuem zu beginnen. Es seien wahre Schauspieler in allem ihrem Thun und Treiben. Unter der Art Erzählungen war es 4 Uhr geworden, und wir wurden, weil wir nur 2 Passagiere auf dem zweiten Platz waren, auf den ersten geladen, da mit den Offizieren des Schiffs zu essen. Unser Kapitän und seine beiden Lieutenants sind sehr freundliche Leute, von Haus Slawonier, sprechen nur italienisch. Mit uns speis't ein Arzt aus Molfetta in Unteritalien, wo wir kurz vorher Anker geworfen haben. Der einzige Passagier der ersten Kajüte ist krank und hat den Arzt rufen lassen. Unser Mittagsessen ist sehr gut: Fleischsuppe, dann Rindfleisch, Hühnerfleisch mit Salat, Kalbfleisch mit Kartoffeln, Maccaronis, Kuchen, Apfelsinen und Kaffee. Wein aus Istrien steht auf dem Tisch. Die Bewirthung ist überhaupt auf den östreichischen Lloydschiffen eine vortreffliche. Nach dem Morgenkaffee wird um 10 Uhr Vormittags ein ganz respektables Frühstück genossen. Um 4 Uhr folgt das Mittagsessen und Abends wird noch Thee mit Brot gereicht. Für diese Bewirthung zahlt man in der ersten Kajüte 3 Gulden, in der zweiten 2 jeden Tag. Ein Gulden östreichisch ist nach unserm Gelde ungefähr 86 Reichsschilling. Für den Magen ist also hier sehr wohl gesorgt; man soll hier nicht Hunger leiden, wenn man überall nicht seekrank ist und etwas genießen kann.

Als wir am Freitagmorgen den 5. März auf das Verdeck traten, hielten wir vor Brindisi. Der Ort hat nichts Anziehendes. Eine Kuppel ragt hervor und mehrere stumpfe Thürme erheben

sich über die Häuser. Das Wetter ist auch nicht besonders. Darum bleiben wir auf dem Schiff und unterhalten uns mit einander. Der Kapitän unterhält sich lange mit meinem russischen Freunde über Rußland und den Krieg in der Krimm. Ich konnte dem Gang der Unterhaltung in italienischer Sprache folgen; aber selbst thätig Theil zu nehmen fiel mir noch schwer. Der Aufenthalt bei Brindisi dauerte bis 1 Uhr. Da setzten wir uns wieder in Bewegung. Wir betrachteten eine Weile die Küste Italiens; sie war aber sehr öde. Wir betrachteten eine Weile das Meer zu unsern Füßen. Es ist ein wunderschönes Meer; seine Farbe ein prachtvolles Blaugrün. Der weiße Schaum, der sich beim Durchschneiden des Schiffes erhebt, sticht wundersam ab gegen den dunkleren Grund. Hinter dem Schiffe bezeichnet ein breiter weißer Streifen unsre Wasserstraße, die wir zurückgelegt haben. Wir betrachteten die Schiffe und Böte am Gestade. Ein italienisches Schiff mit einem großen dreieckigen Segel zog unsre Aufmerksamkeit auf sich. Vier Leute sind damit beschäftigt, das große Segel aufzuwinden. Es sieht äußerst possierlich aus, wie sie an dem schrägen Balken des großen Segels sitzend mit Händen und Füßen arbeiten, das Segel aufzureffen und an die Segelstange zu befestigen. Wie Katzen so sitzen sie alle hinter einander an demselben und arbeiten. Ich wunderte mich, daß so viele Leute ein nur kleines Schiff befahren. Aber mein Reisegefährte unterrichtete mich, das sei ächt italienisch; es komme bei Neapel und darinnen vor, daß zwei Leute einen kleinen Korb mit höchstens 20 Fischen tragen und der Dritte gehe voran und rufe aus. Bald ward das Wetter unfreundlicher. Ich kleidete mich in meinen warmen Rock, und suchte mich noch eine Weile oben zu halten. Doch bald zog ich vor, hinunterzugehn. Wir legten uns auf den Bänken der Kajüte nieder, fühlten uns nicht recht wohl und schlugen das Mittagsessen aus. Es ward mit dem Schwanken des Schiffs immer stärker. Ich mußte mich an dem Bettpfosten festhalten, um nicht von der Bank zu fallen, und ging früh zu Bette. Ich dachte mehrmals: wenn das heute Abend gut geht, so geht's noch mehr gut. Und mit Gottes Hülfe ging es gut. Es war mir allerdings sehr wüst zu Muthe. Aber dabei blieb es. Zum Erbrechen kam es nicht mehr. Bald schlief ich ein. Mein Genosse hatte sich schon früher ins Bett gelegt. Um 2 oder 3 Uhr Nachts rasselten die Ketten über unsern Häuptern, daß wir erwachten. Die Anker wurden niedergelassen. Corfu ist erreicht. Das adriatische Meer ist von uns durchfahren. Ein neues Meer, das jonische, hat uns aufgenommen.

Das jonische Meer.

Anblick von Corfu. — Ans Land. — Ein begleitender Müssiggänger. — Die Promenade. — Die Sommervilla des Gouverneurs. — Buntes Lebensbild. — Griechische Kirche. — Schöner Abend. — Zante. — Insel Cerigo.

Es war jetzt Frühling, voller schöner Frühling. Erquickende Frühlingsluft wehte uns an, als wir am Sonnabendmorgen den 6. März aus unsrer Kajüte auf das Verdeck hinaustraten. In dieser Frühlingsluft welch ein lieblicher Anblick, der sich uns darbot. Wir lagen mit unserm Schiffe in einem prächtigen Hafen des jonischen Meeres, und vor uns lag Corfu, die Hauptstadt der Insel gleichen Namens. Die Insel ist das alte Corcyra, das Land der Phäaken, dahin Odysseus verschlagen ward. Altclassischer Boden. Sie stehet jetzt mit sechs andern Inseln unter brittischem Schutz und unter brittischer Oberhoheit. Die Stadt Corfu liegt wunderschön am Ufer und wir waren ganz entzückt in ihrem Anschaun. In einiger Ausdehnung legt sie sich um das Gestade herum mit ihren hohen stattlichen Gebäuden und Befestigungen. Hoch auf zerrissenem Felsen erhebt sich malerisch die Citadelle, auf deren Höhe die englische Fahne weht. Weiter hinein sieht man den Pallast des Gouverneurs auf einer Höhe, und hinter der Stadt die Landhäuser mit schönen Gärten. Die Berge der Insel, hoch hinauf bewachsen, schließen das liebliche Gemälde. Unser Dampfboot wird den ganzen Tag hier liegen bleiben. Natürlich wollen wir die Zeit benutzen, die liebliche Gegend vor uns zu betreten und näher anzusehn. Ein griechischer Kahnführer war da mit einem griechischen Müssiggänger, der aus langer Weile mitgekommen war, und sich uns als Führer anbot. Wie in Ancona forderte auch hier der Bootführer eine große Summe, ließ sich aber ein Bedeutendes abdingen und fuhr uns ans Land. Unser Grieche, obwohl nicht von uns angenommen, verließ uns nicht. Wir kommen zu einem großen Säulengebäude. Darin wird Markt gehalten mit Fischen, Gemüsen und Früchten. Wir kommen zu der herrlichen Promenade Corfu's. Das ist ein großer Platz, mit Alleen umgeben und mit Blumenbeeten bepflanzt. Auf der einen Seite liegt die Citadelle mit ihren Befestigungen und der englischen Kirche im antiken Stil. Auf der andern Seite liegt eine Reihe prächtiger Häuser. Diese Promenade ist für die Einwohner Corfu's der tägliche Spaziergang, da es niemals leer wird von Leuten. Wir sahen hier die große Statue Schulenburgs,

der im Anfang des vorigen Jahrhunderts Corfu heldenmüthig und glücklich gegen die Türken vertheidigte. Dann besahen wir das großartige Gouvernementsgebäude und gingen durch mehrere nicht sehr breite Straßen aus der Stadt aufs Land hinaus, unsern Griechen stets zur Seite. Wir pilgerten am Gestade entlang vor kleinen armseligen Fischerwohnungen vorüber nach der Sommervilla des Gouverneurs am Meer. Das ist denn eine auf einer Höhe wunderschön gelegene Wohnung. Auf der Terrasse derselben welch eine Aussicht. Da Corfu mit seinen Häusern; da die Citadelle auf dem Felsen in ihrer ganzen Großartigkeit; in dunkleren Umrissen im Hintergrunde die schneebedeckten Gebirge Albaniens. Unmittelbar vor uns das entzückend schöne blaue Meer, ganz glatt und eben. Einige kleine Böte durchschnitten die ebene blaue Fläche. Mein russischer Freund fand in diesem Anblick die Schönheit neapolitanischer Gegenden. Und überall um uns her, wo wir hinsahen und hintraten, die schönsten Anpflanzungen von Orangen, Myrthen, Cypressen, eingefaßt von Kaktus- und Aloehecken. Dazwischen überall Blumenanlagen. Welch ein Reichthum, welch eine Lieblichkeit. Ueber uns der klare blaue südliche Himmel. Wahrlich ja, es ist der schönsten Punkte einer, die ich gesehen habe. Der Baumeister dieser Villa hat es verstanden, die Stätte auszuwählen. Es schwebt ein Friede über solcher Gegend, der das Herz des Betrachtenden ergreift. Wir gehen von der Villa den schönen Fahrweg hinab zurück, fortwährend zwischen Gärten hindurch. Durch die kleinen unansehnlichen Häuser einer Vorstadt kommen wir in die Stadt selber hinein und besuchen ihre belebtesten Straßen. Das ist ein Leben da, ein Wogen, ein Toben und ein Lärmen. Die Werkstätten sind nach der Straße offen. Schneider, Schuster und Andre arbeiten an der Straße. Ausrufer aller Art ziehen hindurch. Esel mit Lasten beladen, meist mit Körben an beiden Seiten, hinten auf ein Knabe, ziehen sich vorüber und begrüßen sich mit ihrem widerlichen Geschrei. Griechen mit weiter Hose, bunter Jacke und rother Mütze ziehen lärmend durch die Straßen, hie und da begegnet uns ein griechischer Priester mit langem Haar und langem dunklen Gewande, in der Mitte mit einem ledernen Gürtel zusammengehalten. Wir besehen die Häuser; sie haben Inschriften in verschiedenen Sprachen, englisch, italienisch, griechisch. Wir besehen hie und da Waarenläden, hübsch geordnete Lager von Orangen, kaufen davon und essen in einem Nebenwinkel der Straße, wo oben auf einer verfallenden Mauer zwei Knaben malerisch sitzen und Orangen essen. Der blaue Himmel bildet einen lieblichen Hintergrund des Gemäldes.

Wir treten in ein Paar griechischer Kirchen. Eine hohe Wand mit vielen Lampen und Bildern mit bunten Goldfarben, in der Mitte ein Vorhang, trennt die Kirchen in zwei Theile. Hinter der Wand steht der Hochaltar, wo die Messe gehalten wird. Der Gesang, der daher erscholl, war schauerlicher Art. Griechen gingen ein und aus, sich bekreuzend und vor den Bildern knieend. Ermüdet von dem vielen Herumwandeln besuchten wir noch ein Kaffeehaus, wo Griechen ihre Papiercigarren rauchten, und ließen uns dann wieder an unser Schiff setzen. Wir essen zu Mittag uns recht satt, setzen den immer unfreundlichen Kellner etwas zurecht und uns selber auf eine Bank des Verdecks. Das Meer ist ganz ruhig. Nicht weit von uns liegen zwei Griechen auf dem Verdeck, zerlumpte Gesellen, aber in ihren Lumpen noch malerisch. Es ist ruhig auf dem Verdeck; aus der Ferne nur von Corfu her ertönt das Geräusch des Lebens. Es ist so feierlich um uns her in dieser lieblichen Natur. Mein russischer Freund kömmt allmälig wieder ins Erzählen hinein, erzählt mir von dem schönen Italien, das drüben liegt, und macht meine Seele begierig, auch einmal dahinzukommen und die Wunder des Landes mit Augen zu schauen. Es wird Abend. Die Sonne sinkt. Corfu liegt im Strahl der Abendsonne. Allmälig wird es belebter auf dem Schiff. Es kommen Passagiere an Bord, um mitzufahren. Der Rauch fängt an, aus dem Schornstein aufzuwirbeln. Spät am Abend verlassen wir Corfu, das mit einer Zahl von Lichtern vor uns sich ausbreitet. Es ist dunkel; aber der Steuermann kennt den Cours und ich gehe zu Bette, Gott dankend für die Lieblichkeit dieses Tages.

So schön der Tag und der Abend gewesen, die Nacht war es minder. Es erhob sich ein starker Wind, der das Schiff in ein starkes Schwanken versetzte. Zu einer eigentlichen Seekrankheit kam es freilich jetzt nicht mehr bei mir; aber zum Schlafen kam es auch nicht viel. Der Wind hielt uns auch ziemlich auf auf unserm Wege und erst am Sonntagabend kamen wir bei der Insel Zante an. Wir waren auf unserm Wege mehreren größeren und kleineren Inseln vorübergekommen, auch in der Ferne dem alten Ithaka, dem berühmten Wohnsitz des alten Odysseus, den er erst nach langen Irrfahrten wieder erreichen konnte. In Zante wurde nur wenige Stunden angehalten und die See ging sehr unruhig. Wir zogen es daher vor, auf dem Schiffe zu bleiben. Eine liebliche Insel dieses Zante, die den Namen, den sie führt: „Die Blume der Levante“, wohl verdient. An der großen Bai dehnt sich im Halbkreis die Stadt weit aus, zum Theil die Höhen,

die sich hinter ihm erheben, hinaufgebaut. Eine Art Citadelle erhebt sich auf einer Anhöhe, und rechts und links in Thälern und die Höhen hinauf ziehen sich die schönsten Baumgruppen. Die Passagiere, die in Corfu zu uns in unsre Kajüte gekommen sind, verlassen uns wieder und an ihrer Stelle bekommen wir einen jungen Griechen aus Zante zu unserm Reisegenossen. Oben auf dem Verdeck ist ein Türke hinzugekommen mit einem jüngeren, in seiner Kleidung arg heruntergekommenen Stammgenossen. Beide wollen nach Alexandrien in Egypten, wo der Alte eine Art Polizeidiener vorstellen will. Um 9 Uhr verließen wir Zante wieder. Der Wind wehte noch in seiner alten Stärke und das Meer war sehr unruhig. So fuhren wir an der Küste der griechischen Halbinsel Morea, des alten Peloponnes dahin, der Bucht von Navarin vorüber, wo 1827 die türkische Flotte von den vereinigten Schiffen der Engländer, Franzosen und Russen gänzlich zerstört wurde. Verschiedene, zum Theil ganz wüste Inseln gingen vorüber. Die kahle öde Küste des Peloponnes mit ihren hohen schneebedeckten Gebirgen, wo die wilden Mainotten wohnen, hat nichts Angenehmes. Wir hielten an der Insel Cerigo im Süden der Halbinsel an, ohne zu ankern. Der Kapitän ließ das Schiff da eine Weile herumtreiben. Wir wußten nicht, was das bedeuten sollte und sahen uns die Küste an, die vor uns lag. Cerigo ist das alte Cythera, der Geburtsort der Helena, um derentwillen der trojanische Krieg ausbrach. Klassischer Boden also, der aber in seiner jetzigen Gestalt nichts Klassisches und nichts von der Helena an sich trägt. Er kam uns sehr wüst und unfreundlich vor. Nachdem wir eine Weile gewartet, erschienen ein Paar Böte, mit Griechen besetzt, die mit vielem Lärmen ans Schiff heranruderten, Waaren hinaufbrachten und wieder entgegennahmen. Sehr anziehend war die ungemeine Emsigkeit und Rührigkeit, die sie bei diesem Geschäft entwickelten. Das Geschrei, das sie dabei machten, war freilich nicht so angenehm. Endlich war Alles geordnet. Sie fuhren ab, wir auch, und zwar um Griechenland herum in das aegeische Meer.

Das aegeische Meer.

Syra von Außen. — Syra von Innen. — Narghile und Zeitung. — Griechische Kleidung und Geistesart. — Seltner Spaziergang. — Scheiden. Abfahrt. — Ein Steiermärker.

Das aegeische Meer oder der Archipelagus ist der Theil des Mittelmeers, der zwischen Griechenland und Kleinasien liegt. Es

greift auf beiden Seiten mit unzähligen Einschnitten in das Land hinein und umspült mit seinen Gewässern eine ganze Zahl von größeren und kleineren Inseln, unter denen uns berühmte Namen aus der alten Zeit Griechenlands begegnen. Die eine unserm Wege zunächst gelegene Inselgruppe sind die Cycladen, die zu Griechenland gehören. Unter diesen bildet Syra den Mittelpunkt. Wir kamen am Dienstag Morgen den 9. März in der Frühe dahin. Vom Schiff aus angesehn nimmt sich die Stadt Syra recht gut aus. Sie liegt an einem Berge hoch hinaufgebaut mit ihren platten, weißen Häusern, die wie von Marmor im Licht der Sonne erscheinen und das Auge blenden. Unter diesen Häusern ragen ein Paar griechische Kirchen mit ihren Thürmen hervor. Oben auf der Höhe steht eine katholische Kirche. Links von der Stadt stellt sich das große Quarantänegebäude dem Blicke dar. Rechts stehen auf einer Höhe eine Zahl von Mühlen, die eigenthümlich gebaut sind. Es sind runde Steinthürme mit schlechtem Strohdach. Durch die Welle oben gehen sechs Stangen, die an den Enden mit Seilen verbunden sind. Zwischen den Stangen sind die Segel im spitzen Dreieck befestigt. So hat solche Mühle ein Dutzend Segel. Wie gesagt, Syra nimmt sich mit seinen Wohnungen vom Schiffe aus recht gut aus. Wir eilten ans Land, um den Ort im Innern anzusehen. Da verliert er freilich sehr viel. Durch eine Menge von Schiffen kamen wir ans Ufer. Eine ziemlich breite, mit großen Steinen gepflasterte Straße läuft in der untern Stadt mit dem Hafen parallel. Da sieht es noch ziemlich manierlich aus. Weiter aufwärts ist ein großer freier Platz mit einer Menge junger Bäume umpflanzt. Wenn die einmal nach vielen Jahren groß geworden sind, wird es hier sogar schön sein. An der Seite dieses Platzes dem Hafen zu stehen einige Kaffeehäuser. Von dort aufwärts geht es durch unbeschreiblich schlechte, enge, steile Gassen, die krumm und winklicht umherlaufen und voll Schmutz und Unflath sind. Die Häuser sind hier größtentheils erbärmlich und machen einen schlechten Eindruck. Der Orient tritt dem Wandrer in Syra zuerst entgegen in seiner traurigen Gestalt. In den besseren Straßen ist viel Verkehr. Wie überall sonst im Morgenlande, so arbeitet man hier in offnen Gemächern an den Straßen. Nach einigem Umherwandern gingen wir in ein Kaffeehaus am Marktplatz und tranken zum ersten Mal orientalischen Kaffee, das Flüssige nämlich sammt dem Festen. Es sah übrigens so unsauber drinnen aus, daß wir uns kaum auf den zerrissenen Divans niederzulassen wagten. Eine Zahl von Griechen saß umher und rauchte das Narghile. Dies

Narghile, die Wasserpfeife, besteht aus einer gläsernen Flasche, durch deren Hals eine metallene Röhre bis fast an den Boden egeht. Oben an der Röhre ist eine metallene Vorrichtung, worin ine besondere Art Taback, der Tombak heißt, und aus sehr großen breiten und gelben Blättern besteht, die zerschnitten und etwas angefeuchtet werden, gestopft wird. Das Gefäß ist über die Hälfte mit Wasser angefüllt. Am Halse ist eine Vorrichtung für ein sehr langes biegsames Rohr. Eine Kohle wird auf den Taback gelegt, und durch das Rohr zieht man den Dampf durch das Wasser hindurch in den Mund. Das Gefäß steht auf der Erde und der Rauchende sitzt oder liegt auf dem Divan. Das Rauchen dieser Wasserpfeife ist ein sehr angenehmes. Der Rauch kömmt abgekühlt in den Mund. Es ist bei dieser Pfeife eigenthümlich, daß hier nicht bloß die Zunge und die Lippen, sondern auch Auge und Ohr in Anspruch genommen werden. Man sieht in der Flasche den Durchgang des Rauches durch das Wasser und hört das ziemlich laute Geräusch, das durch die Bewegung des Wassers in dem Gefäße hervorgebracht wird. Es ist freilich kein eben sehr angenehmer Ton, zumal wenn mehrere Narghile's auf einmal in Thätigkeit sind. In dem Kaffeehause lag eine griechische Zeitung, die den Namen: „Die Einigkeit" trug. Sie begann mit einer höchst pathetischen Rede über die große Zukunft des kleinen Griechenlands. Es ward uns übrigens bald langweilig in diesem schmutzigen Raume und wir setzten uns vor die Thüre. Es wäre am besten von den Griechen, wenn sie das Träumen von zukünftiger Größe sein ließen und den gegenwärtigen Unrath aus ihren Häusern verbannten. Wir blicken auf das Wogen da draußen. Ein sehr fein gekleideter Grieche geht vorüber. Die Eitelkeit sieht aus allen Falten seiner Gewänder heraus. Auch wohl ein Träumer! Das Auffallendste an der Kleidung der Griechen ist die Fustanelle. Das sind die unendlich weiten Beinkleider, die wie ein Sack mit zwei Oeffnungen für die Beine um dieselben herumhangen und außerordentlich unbequem sein müssen. Sie gehn bis zum Knie und sind meist von weißer oder blauer Farbe. Diese Beinkleider werden durch einen mehrmals um den Leib gewundenen Gürtel zusammengehalten. Nach unten schließen sich Strümpfe und leichte Schuhe daran; nach oben folgt eine Weste, meist von heller Farbe. Um die Weste sitzt eine Jacke mit freien Aermeln. An den Armen und am Halse tritt die sehr weiße Wäsche hervor. Die rothe Mütze mit einem daranhängenden schwarzen Quast deckt das Griechenhaupt. So sahen wir sie um uns und vor uns, oft sehr zerlumpt und zerrissen, aber immer malerisch. Die Griechen

sind von hoher, kräftiger Gestalt und können darin, so wie in ihrer stattlichen Haltung nur gefallen. So sind sie freilich würdige Nachkommen der alten Griechen. Aber sonst sind sie durchaus entartet, ein falsches Volk, vor dem man sich überall in Acht zu nehmen hat. Die Lüge ist ihnen, wie einst den Kretern, eigenthümlich, und sie betrügen, wo sie können. Es wurde mir wiederholt versichert, daß sie unter allen Orientalen die entartetsten sind, und die kleinen Vorfälle, die wir mit ihnen hie und da hatten, konnten uns diese Versicherungen nur bestätigen. Nachdem wir eine Weile am Markt im Freien gesessen, gingen wir von Neuem durch die Straßen. Der hier bekannte Grieche von unserm Dampfschiff führte mich und meinen russischen Freund, und unterwegs trafen wir unsern alten Türken vom Verdeck, der mit seinem Tschibuck, dieser türkischen Rohrpfeife mit thönernem Türkenkopf und dicker abgerundeter, entweder Glas- oder Bernsteinspitze, einherging. Er schloß sich an uns an, und so machten wir Vier zusammen in freundlicher Eintracht, ein Grieche, ein Russe, ein Türke und ich einen Spaziergang durch die Straßen von Syra und sahen uns die Stadt an. Die vier Völkerrepräsentanten in Syra besuchten eine neue griechische Kirche, die gebaut wurde und der Vollendung nicht mehr fern war. Auswendig war sie mit wunderschönem Marmor besetzt und mit Säulen mit jonischem Kapitäl geschmückt. Oben wölbte sich die blendend weiße große Kuppel. Die griechische Kirche hat natürlich in Syra die meisten Anhänger. Daneben giebt es hier auch Katholiken, die eine oben auf der Höhe gelegene Kirche besitzen. Evangelische giebt es nicht viele hier. Sie haben eine Kapelle, darin der Missionär der englischen Mission, Hildner, predigt. Durch alle Widerwärtigkeit ist er glücklich hindurchgegangen und seine Schulen haben eine große Schülerzahl. Am Nachmittag kehrten wir wieder an unser Schiff zurück und unterhielten uns durch sprachliche Studien. Der russische Architekt wollte nach Athen, um dort die alten Kunstdenkmäler zu sehen; er verstand aber kein Wort griechisch. Der Grieche mußte ihm allerlei Redensarten des gewöhnlichen Lebens in griechischer Sprache vorsagen, die er sich deutsch aufschrieb. Ich merkte dabei, daß die jetzige Volkssprache nicht sehr von der alten verschieden, aber die Aussprache der Wörter eine andre ist, als die bei uns in den gelehrten Schulen gelehrt wird.

Der Mittwoch, der 10. März, war ein Tag des Scheidens. Mein russischer Begleiter von Ancona her, der mir sehr lieb geworden war, ging nach einem andern Dampfschiff, um von Syra nach Athen zu fahren. Ich hätte ihn gern länger behalten.

Es war ein gebildeter, offner Mann, der weit in der Welt umhergekommen war. Der Grieche ging auch und ich blieb allein auf meinem Dampfboot kaiserlichen Namens zurück. Es ist etwas Eigenes mit solchen Reisen auf der Welt. Man kömmt zusammen mit Leuten, die man nie gesehen; man gewinnt manche lieb. Nach kurzer Weile sind sie wieder geschieden, verschwunden und man wird sie schwerlich jemals auf Erden wiedersehen. Das Dampfboot blieb noch bis zum Abend vor Syra liegen. Die Zeit bis dahin ward mir sehr langweilig. Ich gehe auf dem Verdeck umher, sehe meinen Türken mit seinem jungen Begleiter ganz ruhig in einem Winkel ruhen und einen Tschibuck rauchen, sehe einen andern langen Türken mit seinem kleinen Sohn in einem andern Winkel niederkauern und mit den Händen gekochten Reis essen. Ich gehe hinunter in meine Kajüte und studire arabisch, dann geht's wieder hinauf und ich blicke auf Syra hin. Endlich fängt es an zu rauchen im Schornstein. Nicht lange, so schlagen die Räder wieder das Wasser und fort geht es von Syra weiter hinein in das aegeische Meer auf dem Wege nach Smyrna zu. Mehrere Inseln gehen vorüber. Unser Schiff durchschneidet die blauen Fluthen mit großer Schnelligkeit. Ein französisches Dampfboot ist vor uns abgegangen. Aber nicht lange, so haben wir es eingeholt und segeln vorüber. Zu mir gesellt sich auf dem Hinterdeck des Schiffs ein Lieutenant von einem östreichischen Dampfschiff, der nach Smyrna wollte. Ein Steiermärker, freundlich und offen. Wir gehen eine lange Weile auf und nieder. Er erzählt mir von der großartigen Thätigkeit der östreichischen Lloydgesellschaft. Sie hat jetzt 68 Schiffe, womit sie das Mittelmeer, das schwarze Meer und die Donau befährt. Er erzählt mir von den Griechen und ihrem Thun und Treiben, und was er sagt, ist nicht zum Vortheil des Volkes. Er macht mir eine Papiercigarre, wie sie auf und an dem ganzen Mittelmeer geraucht wird. Man kauft sich ein kleines Buch feinen Papiers, wie es überall sich findet, reißt ein Blatt heraus, thut feinen türkischen Taback hinein und dreht nun eine Cigarre daraus. Es gehört eine gewisse Uebung dazu, sie gut zu machen. Sie schmecken dann aber vortrefflich. Die Kühle des Abends treibt mich endlich hinunter.

Die griechische Kirche.

:nnung von der römischen Kirche. — Eigenthümlichkeiten der grie-
chen Kirche. — Einrichtung der Kirchen und Gottesdienste. — Verfall
und Umfang.

Wir haben von der römisch-katholischen Kirche gesprochen.
ist hier an der Stätte, mit einem Worte ihrer griechischen
hwester zu gedenken. Das ist die christliche Kirche, die sich von
iechenland aus durch die Türkei über Rußland hinerstreckt und
selber die rechtgläubige nennt. Sie ist in ihrer jetzigen Gestal-
ig die Nachfolgerin der alten griechischen Kirche, die einst in
ersten Jahrhunderten im Morgenlande blühte. Der erste
hritt zu der neueren Gestaltung ist die Trennung und Scheidung
ı der römisch-katholischen Kirche. Das erste Jahrtausend der
istlichen Zeitrechnung hindurch war Gemeinschaft zwischen beiden
rchen. Da hörte sie auf. Die römische Kirche sprach den Bann
s über die griechische und diese säumte nicht, Gleiches mit
eichem zu vergelten. Der Grund dieser Trennung lag nicht in
einzelnen Lehr- und Gebräuchverschiedenheiten, die zwischen
den Statt fanden und in der Zeit des Streites mit leiden-
aftlicher Bitterkeit hervorgehoben wurden. Es war vielmehr
e tiefere geistige Geschiedenheit, die sich allmälig im Lauf der
it entwickelt hatte. Die morgenländische Kirche kam immer mehr
die Bande des Staates hinein, der hier sein Oberhaupt in
nstantinopel hatte, und sank immer mehr in Erstarrung. Die
ndländische Kirche gestaltete sich mehr frei und unabhängig
ı den Einflüssen des Staates in dem lebendigen Streben, sel-
einen Staat zu bilden mit einem Alles beherrschenden Ober-
ıpt, dem Papste. Nach der förmlichen Trennung erstarrte die
echische Kirche immer mehr in ganz äußerlichem Wesen. Die
flüsse, die die katholische, und später auch die evangelische
che auf sie zu gewinnen suchten, drangen nicht tief ein, und
ten nur die Wirkung, daß sie durch neue Glaubensbekenntnisse
gegen die äußern Einwirkungen abschloß und in ihrem alten
sen befestigte. Das war der zweite Schritt, der in der Mitte
d gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gethan wurde. So
ht sie nun in ihrer neueren Gestalt in sich abgeschlossen da den
dern Kirchen gegenüber. Es ist das Kindesalter der Kirche, das
hier seine Gestalt gegeben und gegen den natürlichen Fort-
ritt zum Jugend- und zum Mannesalter abgeschlossen hat.

Wie die Kindheit und die Jugend wohl unter sich geschieden sind, aber dem mündigen Mannesalter gegenüber näher zusammentreten, so stimmt die griechische Kirche mit der römischen in den Hauptlehren den evangelischen Kirchen gegenüber überein. Wie diese, stellt sie auch den Herrn vor der Kirche, das Gotteswort vor dem Menschenwort und Christi Werk vor Menschenwerk zurück. Nur sind hier alle Lehrbestimmungen einfacher gehalten. Die Geschiedenheit beider aber kömmt in den einzelnen Abweichungen der Lehre und Gebräuche zum Vorschein. Die griechische Kirche lehrt, daß der heilige Geist nur vom Vater, und nicht auch vom Sohne ausgehe. Sie nimmt zum heiligen Mahle gesäuertes Brot, vertheilt es unter beiderlei Gestalt nnd läßt auch schon Kinder daran Theil nehmen. Sie verwirft das Fegefeuer als ein wirklich materielles Feuer. Die niederen Geistlichen dürfen, ja müssen, aber nur einmal, verheirathet sein. Die höhere Geistlichkeit dagegen muß auch hier ehelos sein.

Die gottesdienstliche Feier hat in der griechischen Kirche ihr Eigenthümliches. Ihre Stätten, die Kirchen, sind darnach eingerichtet. Was dem Eintretenden gleich auffällt, das ist die große Hauptwand der Kirche, die den Raum des Hochaltars von dem Schiff der Kirche trennt. In dieser Wand sind drei Thüren, von denen die mittelste die Hauptthüre ist und mit einem Vorhang versehen. Die Wand ist sonst mit Gemälden ganz besetzt und mit reichem Schmuck versehen. Unter den Bildern sieht man allerdings gewöhnlich das Bild des Herrn; ihm gegenüber ist Maria mit dem Christuskinde. Die meisten aber sind Bilder der Heiligen. Sie haben einen goldnen Schein um ihr Haupt und sind in der Regel ohne viel Kunstwerth. Diese Bilder erinnerten mich immer lebendig an meine Kinderjahre, wo ich auf Jahrmärkten mein Geld gern verwandte, mir Bilderbogen mit Heiligen in glänzendem Druck und mit goldnem Schein um den Kopf zu kaufen. Hinter der Bilderwand steht der einfache Altar mit dem Bild des Gekreuzigten. Vor der Wand liegt der freie Raum der Kirche. Vor der Mittelthüre stehen zwei große hohe Leuchter mit mächtigen Lichtern. Daneben steht das Lesepult mit den liturgischen Büchern, die außer den Liturgieen Gebete und biblische Lehrstücke enthalten. Neben dem Lesepult erheben sich der Stuhl des Bischofs und die Sitze der Geistlichen. Gegenüber ist die Kanzel. Davor ist der freie Raum für die Gemeinde. Männer und Frauen sind in der Weise des Morgenlands streng geschieden. Die letzteren haben oben ihre Stelle hinter Gittern. Unten steht der männliche Theil der Gemeinde. Der Gottesdienst besteht in

diesen Kirchen hauptsächlich darin, daß mancherlei liturgische Formeln hergesagt und biblische Abschnitte verlesen werden. Die Predigt tritt sehr zurück. Bei der Messe, die nach uralten Formularen gehalten wird, ist alles auf das genaueste bestimmt und der Priester darf auf keinen Fall davon abweichen. Wie er mit dem Messer Stücke von dem gesäuerten Brot schneidet, wie er seine Finger beim Segnen und Kreuzschlagen stellt, wie die Lichter erhoben und die Rauchfässer geschwungen werden, das ist alles genau vorgeschrieben, und wo es daran mangelt, da mangelt viel. Die Weihung des heiligen Mahles geschiehet am Altar hinter dem Vorhang, ohne daß die Gemeinde es sieht. Durch die beiden Seitenthüren wird Brot und Wein zur Gemeinde gebracht. Durch die Mittelthür tritt der Priester, um im Gottesdienst das Evangelium am Lesepult zu verlesen. Die Theilnahme der Gemeinde ist überall eine geringe. Man tritt sich bekreuzigend ein, küßt das Bild des Heiligen, dessen Tag gerade ist, und dessen Bild auf einem Pult bei der Thür gewöhnlich aufgestellt ist, zündet dem Heiligen zu Ehren eine Kerze an, die man gegen Geld in der Kirche erhält, hört die Feier an in der Kirche und geht mit Bekreuzigung wieder von dannen. Die Fastenzeit wird sehr strenge gehalten; in der stillen Woche ißt man nur Früchte und andre einfache Speisen.

Der griechische Gottesdienst kömmt dem Betrachtenden unendlich todt und andachtslos vor. Es zeigt sich überall, daß es sich nur um äußere Formen handelt. Die Priester, die Popen, wissen nichts, als die äußern Formen des Dienstes. Sie versehen ihn in der andachtslosesten Weise. Das schnelle Geplapper beim Verlesen ist sehr widerwärtig, und das Schelten und das Fluchen selbst, das beim Herumtragen der geweihten Elemente nicht selten vorkömmt, wenn Unordnung und Gedränge entsteht, empörend. Mit der Unwissenheit und Rohheit der Priester eint sich der traurigste Aberglaube und sittliche Verkommenheit des Volkes. Die griechische Kirche ist im Ganzen eine Stätte des Todes.

Die große griechische Kirche zerfällt nach den Ländern, darin sie waltet, in drei selbstständige Kirchen. Die erste ist die in der Türkei und den türkischen Ländern in Asien; weit ausgedehnt, aber auch die verfallenste von allen. Das Mönchsthum ist mit all seinem Aberglauben hier noch in voller Blüthe, und die höhern Geistlichen gehen aus ihm hervor. Die neugriechische Kirche in Griechenland hat sich 1833 für unabhängig von jeder auswärtigen Oberhoheit erklärt und ist 1850 als solche von dem alten Oberhaupt, dem Patriarchen von Constantinopel anerkannt

worden. An der Spitze steht eine Synode, die die Kirche regiert. Diese Kirche hat in neuerer Zeit von der evangelischen Kirche, namentlich von England und Amerika aus, manche Einflüsse erfahren; doch hat sich auch hier der alte Geist des Abschließens dagegen mächtig geregt. Die dritte griechische Kirche ist die russische, deren Oberhaupt der Kaiser ist. Hier sind Kirche und Staat innigst mit einander verschmolzen und die Frömmigkeit, die sich hier noch am meisten findet, ist national, russisch.

Smyrna.

Anblick. — Landung. — Hotel d'Orient. — Erster Ausgang. — Paßangelegenheit. — Türkische Wache. — Ein neuer Gast aus Bagdad. — Seine Erzählungen.

In der Mitte der zerrissenen Vorderseite Kleinasiens gehet ein breiter Meerbusen tief ins Land hinein. In seiner untersten Tiefe liegt Smyrna. Es war am Morgen, Donnerstag, den 11. März, daß unser Dampfschiff „der Fürstin Anatoliens", wie die Stadt genannt wird, nahte. Ein mächtiger Anblick! Zunächst vor uns das grüne Meer mit seinen vielen Schiffen aus einer Zahl von Völkern. Am Ufer entlang in weiter Erstreckung diese ungeheure Häusermasse, weithinein sich ebenfalls ausdehnend. Aus der Häusermasse ragen mächtige Kuppeln mit hohen weißen Thürmen daneben und hie und da dunkle Cypressen in die Höhe. Verfallen, wie das Reich, dem es angehört, ragt im Hintergrunde auf einem Berge ein Kastel hervor, und rechts an einem Begräbnißplatz stehet ein ganzer Wald von hohen dunklen Cypressen.

Ehe das Schiff seine Anker warf, machte ich mit dem Kapitän meine Rechnung wegen der Bewirthung während meines Aufenthalts auf dem Schiffe ab. Da ich in Papier bezahlen wollte, mußte ich auf jeden Gulden einige Kreuzer Schaden leiden, grade wie es mir in Triest ergangen war. In Gold wollte ich auch nicht bezahlen, weil dies auf den östreichischen Dampfschiffen zu einem gar zu niedrigen Course nur angenommen wird. Ich bezahlte also mit Verlust in Papier, und wartete nun, daß das Schiff Anker würfe. Es geschah auch bald. Kaum hatte es still gehalten, so ergoß sich wie eine Fluth oder ein Haufe Raubvögel über eine Beute ein Haufe Kähne gegen unser Schiff, und aus denselben ein Haufe von Leuten über das Verdeck und die Passagiere. Einer wollte noch lieber ans Land fahren, als der andere. Der eine wollte mir das eine Gepäck abnehmen, der

andre das Andre. Der eine bot eine Karte zu diesem Hotel, der andre zu jenem. Der eine sprach italienisch, der andre französisch, der dritte türkisch. Man ist förmlich umlagert und umzingelt von diesen Gestalten. Ich ließ zuerst alles ablaufen, sicherte mein Gepäck, und nahm, als der erste Sturm vorüber war, einen Kahnführer an, den ich grade traf. Natürlich unterhandelte ich vorher mit ihm um das Fährgeld; sonst wird man bös geprellt. So kam ich denn ans Land, setzte meinen Fuß zuerst auf den Boden Asiens, und ging mit meinen Sachen auf Empfehlung des Lieutenants, mit dem ich am gestrigen Abend mich unterhalten, in das Hotel d'Orient. Eine kleine, corpulente Wirthin, die Besitzerin des Hotels, empfing mich. Sie forderte einen hohen Preis für Wohnung und Bespeisung, nahm mich aber doch für 8 Franks (etwas über $2\frac{2}{3}$ Rthlr. R.-M.) à Tag auf, als ich weiter gehen wollte. Es ist etwas höchst Langweiliges, daß man im Orient überall vorher accordiren muß. Es ist aber durchaus nothwendig, wenn man nicht auf die allerentsetzlichste Weise will übertheuert werden. Man lernt es allmälig und gewöhnt sich daran; indessen die ersten Male war es mir in hohem Grade widerwärtig. Mit mir logirte im Hotel ein junger griechischer Arzt, der ziemlich gut französisch und noch besser italienisch sprach. Mit ihm ward ich gleich bei dem ersten Frühstück, das ich in Smyrna genoß, bekannt.

Mein erster Ausgang in Smyrna war, den dänischen Generalconsul zu besuchen, mich dem vorzustellen und von ihm Mancherlei zu erfragen, was für mein Reisen nicht ohne Wichtigkeit war. Kaum aus dem Gasthof getreten, ward ich von einer Schaar von Müssiggängern umringt, die in mir den Fremden erkannten und mich führen wollten. Unter ihnen zeichnete sich durch sein langes Gewand und sein süßliches Lächeln ein Grieche aus, der einige wenige „daitsche" Wörter redete. Solche Umzingelungen sind mir noch öfter vorgekommen und sehr lästig. Ich mußte die Zudringlichen halb mit Gewalt wegtreiben, und wandelte allein am Hafen entlang. Es war mir aber nicht möglich, hindurchzufinden und das dänische Consulat ohne Hülfe zu finden. Ich wollte schon wieder nach Hause gehen, mich da genauer zu erkundigen, als ich in einem Cigarrenladen mit Bremer Cigarren, in den ich trat, einen deutschen Kaufmann fand, der so freundlich war, sich für mich nach der Consulatswohnung zu erkundigen. Er brachte mich auf den Weg in die große, lange Frankenstraße, die parallel mit dem Hafen nicht weit vom Ufer läuft. An dieser Straße wohnen besonders die Europäer, die im Morgenlande überall

Franken heißen, mit ihren Consuln. Ich kam zunächst an das östreichische, dann an das französische Consulat und fand noch ziemlich weit hinunter endlich das eigne Consulat an dem Wappen, das ohne weitere Inschrift vor dem Hause abgebildet stand. Der Generalconsul, Herr de Jongh, empfing mich auf das Freundlichste, ertheilte mir auf französisch manche Auskunft über Smyrna und den Orient. Er belehrte mich, daß ich für meine Weiterreise einen türkischen Paß haben müsse, erbot sich auch, wenn ich am andern Morgen wiederkommen wolle, seinen Kawaß d. i. seinen türkischen Amtsdiener mit mir zur türkischen Polizei senden zu wollen. Auf dem Rückwege verirrte ich mich vollständig in den Straßen von Smyrna, kam von der einen in die andere, kam in eine katholische Kirche, wo ein Pater mit langem Bart predigte und viele Damen im schönsten Schmuck und ohne Andacht dasaßen. Ich mußte endlich dazu greifen, mich nach dem Wege zu erkundigen, ward eine Zeitlang hin- und hergewiesen, kam endlich auf den rechten Weg und zu meinem Hotel, wo der Grieche meiner harrte, wir zusammen zu Abend aßen, und uns über Griechenland und seine Zustände lange unterhielten. Es that mir außerordentlich wohl, nach der langen Seefahrt einmal wieder auf dem Lande in einem ordentlichen Bette zu schlafen.

Am andern Morgen machte ich mich denn auf, um die Paßangelegenheit zunächst zu Ende zu bringen, und dann mir mit mehr Muße die Stadt ansehen zu können. Der Consul gab seinem Kawaß die nöthige Anweisung und Bescheinigung mit, und sandte ihn mit mir zur türkischen Polizei. Schnellen Schrittes durcheilten wir die Frankenstraße, kamen dann durch ein Paar große Bazars der neuen türkischen Kaserne vorüber in die Zollgegend, wo wir uns durch eine ungeheure Vereinigung von Waaren, ruhenden Kameelen und schmauchenden Türken hindurcharbeiten mußten. Endlich erreichten wir unser Ziel, eine türkische Hauptwache. Türkische Soldaten lagen rauchend umher. Unter ihnen befand sich ein fränkisch gekleideter Mann, der Dragoman (Dolmetscher) des Consulats, der mit einem Türken eine Art Würfelspiel spielte. Er ließ für mich und meinen Begleiter zunächst eine Tasse Kaffee machen, wozu auf der Wache alles vorräthig war. Dann führte er uns in das neben der Wache befindliche Bureau. Es war ein sehr wüstes, unreinliches Zimmer mit schmutzig weißen Wänden. Ein Schreiber saß auf einem schmutzigen Divan. Der Dragoman fragte mich nun nach Namen, Stand, Reiseziel u. s. w., schrieb es auf und legte es dem Schreiber vor. Dieser fertigte darnach den Paß aus und ließ sich dafür

Piaster sogenanntes Regierungsgeld oder 7 Piaster gewöhnlicher ünze zahlen. Ein Piaster ist ungefähr 8 ß R.-M. Damit ar die Sache aber noch nicht zu Ende, sondern wir mußten un noch zur Quarantäne, wo es eben so schmutzig aussah. in Schreiber versah hier meinen Paß auf dem Knie mit dem uarantänezeichen. Ich war nun mit der türkischen Polizei zu nde, hatte einen untadelhaften Paß mit dem Zeichen des Halb-onds darauf, und habe ihn nirgends auf der ganzen Reise braucht.

Als ich nach Hause kam, war dort ein neuer Gast hinzu-kommen, der mit mir und meinem Griechen frühstückte, ein eutscher. Er war in Bagdad gewesen und von dort jetzt zurück-kehrt. Er sprach leidenschaftlich entrüstet über die faulen türkischen ustände, die überall sich fänden. Ein Reisen im Morgenlande i über alle Maßen entsetzlich, und wer im civilisirten Europa leiben könne, der möge ja dort bleiben. Hier in Asien werde r Mensch nicht als Mensch, sondern als Thier behandelt und üsse Furchtbares erdulden. Er sei über Mosul, Diarbekr, Aleppo, lexandrette zurückgekehrt, habe Geldanweisungen vollauf gehabt, i auch mit den nachdrücklichsten Empfehlungen der Regierung ersehen gewesen; aber das alles habe nicht gehindert, daß er icht die allergrößten Beschwerden zu dulden gehabt. Den Euphrat inunter gehe es mit Flößen gegen den Strom; an den Ufern rohten die Beduinen. Dann kämen die Karawanenzüge, mit enen man reise. Die ließen sich ungeheure Zeit. Sobald nur on ferne etwas Regen drohe, ließen sie sich gleich nieder und lieben oft ein Paar Tage liegen. Auf Zeit käme es, wie berall dem Morgenländer, ihnen gar nicht an; sie wüßten gar icht, was Zeit wäre. Mit den türkischen Posten, die hie und da ngerichtet wären, ginge es nicht viel besser. Dabei habe man nir-ends einen Gasthof, müsse überall sehen, ob und wie man nterkäme. Er erzählte uns dann noch von Omer Pascha. Der nge in Bagdad an, recht aufzuräumen. Es sei aber dort mit r Unordnung über allen Begriff gewesen. Noch vor Kurzem abe der Schech eines Ortes den schuldigen Tribut an den Sultan icht zahlen wollen. Da habe Omer Pascha sogleich Kanonen ffahren lassen und den Ort in Grund geschossen. Solch ein renges Regiment sei durchaus nothwendig, um diese wilden an rdnung nicht gewohnten Horden zurecht zu bringen. Dies und och manches andere erzählte unser Mann mit geläufiger Zunge, d wir hörten ihm gerne zu, obgleich, was er sagte, nicht eben r viel Ermunterung zur Reise gab.

Ein wirkliches orientalisches Mährchen.

Frankenviertel. — Ein Chamali. — Die Bazars. — Das Türkenviertel. — Schmutz. — Lebendige Gespenster. — Die Hunde. — Ein Zug Kamele. — Moscheen. — Ueberblick. — Erinnerungen.

Wir gingen nun, die Stadt Smyrna näher anzusehen, als es bisher geschehen war. Der Grieche war so freundlich, mich zu führen. Das war denn ein wunderbarer Gang. Man glaubt einen wunderlichen Traum zu träumen bei all diesen Begegnissen. Das Mährchen tausend und eine Nacht scheint hier aufzuleben. Es ist zunächst das Frankenviertel, da wir hindurchgehen. Hier ist Europa. Hier wohnen die Europäer mit Griechen und Armeniern untermischt. Hier überall Leben und Bewegung. Hier ziemliche Reinlichkeit auf den Straßen. Viele schöne Häuser neben einzelnen schlechten. Einzelne Häuser sind geöffnet. Man sieht in einen schönen freien Platz, der mit Bäumen und Blumen lieblich besetzt ist. Man gehet weiter. Rechts und links sind die offnen Läden, wo verkauft und gekauft wird. Man steht still und besieht sich die Läden. Hinter Einem wogt es auf und ab. Wunderbare Stimmen neben Einem, die man nicht versteht. Es sind Stimmen von Menschen, die ihre Waaren durch die Straßen tragen und ausrufen. Man geht langsam weiter und sieht sich die Vorübergehenden rechts und links in ihren verschiedenen Trachten an. Da tönt hinter Einem das Wort: Warda. Man tritt bei Seite, sieht sich um: es ist ein türkischer Lastträger, Chamali genannt, der auf seinem krummgebückten Rücken einen hölzernen Träger hat und darauf eine erstaunliche Last, die auf beiden Seiten in die Menschenwogen hineinragt. Er geht vorüber und die Bahn schließt sich wieder hinter ihm. Man kömmt weiter. Wunderbare Hallen öffnen sich vor Einem, Straßen, oben überdeckt. An den Seiten Läden aller Art. Eine Zahl der mannigfaltigsten Waaren ist hier aufgespeichert; man kann alles kaufen. Es sind die Bazars, da man hineingeht. Es wogt hier auf und ab von den verschiedensten Nationen. Türken, Griechen, Franken haben hier ihre Läden und sehen auf die Vorüberwandernden. Hie und da werden Waaren besehen, da und dort wird gehandelt. Durch das Dach kömmt Licht, aber nur ein dunkles Licht. Am andern Ende winkt der Sonnenschein da draußen. Man kömmt hinaus in den Sonnenschein. Man ist im Türkenviertel. Als sei es eine andre Stadt, weit entfernt von der ersten, so ist hier alles verändert. Unendlich lange, sehr schlechte Straßen, darüber der Schmutz ausgebreitet liegt, und

das Schmutzwasser entlang läuft. Meist elende schlechte Häuser. Die Läden klein und unansehnlich. Der Verkehr ist gering. Das Geräusch der Frankenstraße hat aufgehört. Das Leben scheint verschwunden; hier scheint der Tod zu hausen. Da ist ein Kaffeehaus. Türken sitzen drinnen und draußen davor in großer Zahl, müssig, still, rauchen ihr Narghile. Still und ruhig sitzen sie da, wie Gestalten des Todes, in das Gewand des Lebens gekleidet. Man gehet weiter. Welch ein Zug begegnet Einem da! Man könnte erschrecken. Eine Reihe weißer Gestalten hinter einander, wie Gespenster, die im Licht des Tages wandeln. Ein großer, langer, weißer Schleier umhüllt diese Gestalten von oben bis unten. Bei einigen ist nur eine kleine Oeffnung für die Augen. Andre haben einen kleinen schwarzen Flor vor dem Angesicht, von dem weißen Schleier eingefaßt. Die großen, gelben Pantoffeln, die diese lebendigen Gespenster tragen, vertreiben die Furcht und zeugen dafür, daß es keine Geistererscheinungen, sondern lebendige Menschenerscheinungen sind. Ja es sind Türkinnen, die nicht bloß in den Häusern, sondern auch auf den Straßen vor dem Anschaun der Welt verborgen gehalten werden. Wie wandernde Leichengestalten, die aus dem Grabe kommen, so ziehn sie vorüber. Sie kommen meistens auch vom Grabe, halten sich gerne auf Begräbnißplätzen auf, wo man sie im Morgenlande oft in ganzen Schaaren über den Gräbern sitzen sieht. Wir ziehen weiter durch die langen Straßen. Die herumliegenden Hunde, diese herrenlosen Herren der Straßen, werden von uns aufgescheucht, erheben sich und verfolgen uns mit lautem Gebell. Sie sehen uns richtig für Fremdlinge an, die nicht hierher gehören. In ihr Gebell mischen sich Klänge von kleinen Glocken. Was sind's für Klänge? Es ist ein Zug Kamele, der uns entgegenkömmt. Ein langer, getheilter Zug. Wunderbare, mährchenhafte Thiere diese Kamele, so groß und so unförmlich, mit plumpem Haupt und plumpen Füßen, bepackt mit großen Kasten, die aus dem Innern Asiens kommen. Ein Türke geht voran und zieht sie am Seil. In der Mitte vor dem zweiten Zug geht ein kleiner Esel. Drollig anzusehn. Der kleine Mann der Führer der großen Kamele. Steht er still, stehn sie alle still. Als ob er ein Gefühl seiner Wichtigkeit hätte, schreitet er mächtig voran, und ihm nach schreiten die plumpen Riesen. Die Größe thut's also nicht in der Welt, sondern etwas Andres. Wir gehen weiter. Zur Seite neben uns erhebt sich eine türkische Moschee mit ihrer hohen Kuppel. Neben der Kuppel steht ein sehr hoher, schmaler Thurm, Minaret genannt. Er hat oben eine Gallerie, die um den Thurm herumgeht und

von wo die Muezzins die Stunden des Gebets ausrufen. Hoch oben funkelt im Sonnenlicht der goldne Halbmond. Die Moschee ist verfallen anzusehn. Wir nahen dem Ende des Türkenviertels und der Stadt nach dieser Seite. Beim Ausgang begegnet Einem ein neuer Zug Kamele mit Waarenballen. Diesmal ist es ein Mohr, der sie führt. Ein lebendiges orientalisches Mährchen, das man zu sehen glaubt. Es ist schon in der Stadt aufwärts gegangen; es geht nun draußen an einer Begräbnißstätte aufwärts. Unter Cypressen stehn hier viele Denkmäler. Es ist aber alles höchst unordentlich und mit Unkraut überwachsen. Um den Begräbnißplatz geht eine verfallene Mauer. Oben auf der Höhe liegt das ruinenhafte Kastel von Smyrna und vor ihm weit umher eine Menge rauchender Türken. Man kehrt sich oben um und sieht auf die Stadt hernieder. Großartiger Anblick! Da liegt sie zu unsern Füßen die ungeheure Stadt mit ihrem weißbräunlichen Häusermeer. Die Kuppeln und Minarete ragen weiß, die Cypressen auf den Friedhöfen inmitten der Stadt ragen dunkelgrün aus diesem Meer hervor. Rechts und links lehnen sich die Hügelreihen des Meerbusens an die Stadt, und hinter ihr leuchtet das Meer hervor mit einem Wald von Masten. Ein Dampfschiff durchschneidet die Fluth. Andre Schiffe mit vollen Segeln segeln ab und zu. So liegt Smyrna vor uns unter dem hellblauen orientalischen Himmel, und die orientalische Sonne sendet ihre warmen Strahlen auf uns nieder. Wir konnten uns lange von diesem Anblick nicht trennen. Smyrna! Der Name erweckte in mir die Erinnerung, daß hier einst eine Gemeinde von Christen gewohnt hat, daran das zweite von den 7 Sendschreiben der Offenbarung geschrieben ist mit dem Wort darinnen: „Fürchte dich vor der Keinem, das du leiden sollst. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Es kam mir in meine Gedanken, daß hier der Ort ist, ja diese Höhe, darauf ich stand, als die Stätte bezeichnet wird, da einst Polycarp, der Schüler des Apostels Johannes, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts als Bischof der Gemeinde auf dem Scheiterhaufen sterben mußte. Man hatte ihn aufgefordert, dem Herrn zu fluchen. Dann solle er begnadigt werden. Aber er antwortet: „Wie sollte ich meinem Herrn fluchen können, dem ich 86 Jahre treu gedient habe.“ Und noch besteht Smyrna und es findet sich eine Christengemeinde hier und sie ist groß, sehr groß. Es ist wie eine Segenssaat des Glaubens jener ersten Gemeinde und ihres ehrwürdigen Bischofs.

Noch einmal Smyrna.

Einwohner. — Die evangelische Kirche. — Kampf des Christenthums mit dem Türkenthum. — Der Mann von Bagdad. — Wenig Ermunterung zur Reise. — An's Dampfboot.

Wir kehren langsam mitten durch die Stadt zurück. Smyrna ist eine große Stadt von ungefähr 140,000 Einwohnern, unter denen Christen die Mehrzahl bilden. Es giebt ungefähr 70,000 Christen, 55,000 Türken und 15,000 Juden hier. Die Christenheit in Smyrna ist freilich in verschiedene Bekenntnisse zerfallen. Griechen und Katholiken, Armenier und Protestanten bilden hier neben einander ihre besondern Gemeinden. Die griechische ist die größte, umfaßt 40,000 Seelen; dann kömmt die armenische mit 20,000 Seelen. Nur einige Hunderte Protestanten leben in Smyrna. Die andern sind Katholiken. In den orientalischen Kirchen geht es hier so äußerlich und andachtslos zu, wie überall.

Die evangelische Kirche hat ihre Missionäre in Smyrna. Seit Frühjahr 1857 haben sich die hier lebenden Evangelischen zu einer Gemeinde zusammengethan. Der evangelische Oberkirchenrath in Berlin hat ihr in der Person des Pastor Friedericì einen Prediger und Seelsorger gesandt. Da die Gemeinde aus Leuten deutscher und französischer Zunge besteht, so werden die Gottesdienste abwechselnd deutsch und französisch nach der preußischen Agende gehalten. Der Ort derselben ist die englische Kapelle. Die Zahl der Deutschen beträgt 50 Seelen. Seit 1853 besteht in Smyrna eine evangelische Diakonissenanstalt zur Erziehung und zum Unterricht. Die Diakonissen sind aus Kaiserswerth, 8 an der Zahl. Eine ist die Vorsteherin. Eine andre steht dem Hauswesen vor. Die 6 andern widmen sich der Erziehung der Kinder. Die Zahl der Kinder, die hier unterrichtet werden, ist zuletzt 127 gewesen, von denen beinahe die Hälfte ins Haus genommen ist. Sie gehören verschiedenen Bekenntnissen und Nationen an und nehmen am Religionsunterricht und an den Hausandachten Theil. Außer in Religion wird hier in Geschichte und den neueren Sprachen unterrichtet. Für die kranken Evangelischen stehen die bestehenden europäischen Hospitäler offen, und sie werden dort von dem evangelischen Prediger ohne Hindernisse besucht.

Smyrna ist eine Stadt auf orientalischem Boden und hat ihrem größten Theil nach orientalisches Gepräge. Das tritt dem Wandrer auf den Gassen, an den vielen schlechten Häusern, den schmalen Durchgängen, die hie und da die Straßen verbinden,

oft unangenehm genug entgegen. Aber Europa hat auf diesem orientalischen Boden festen Fuß gefaßt und wird schon einmal das orientalische Wesen ganz überwältigen. Der Orient stirbt hier deutlich vor dem Occidente ab. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, hier in Smyrna diesen Gang des Sterbens und Auferstehens so deutlich ausgeprägt zu sehen, das Bild einer alten Welt, die vor einer neuen aufgehenden untergeht. Die Türken fühlen, was da vor sich geht, wie überall, so hier auch, und tragen einen geheimen Groll und Grimm dawider und wider alle Franken in sich, die sie als ihre Vertreiber und Verderber ansehn.

Zu Hause angekommen unterhielt uns unser Mann von Bagdad wieder mit leidenschaftlichen Ergüssen über die orientalischen Zustände. Sie hatten diesmal theils das lügnerische und betrügerische Wesen der Orientalen, besonders der Griechen, zum Gegenstand. Man könne sich kaum retten, man würde auf das schnödeste von ihnen angeführt. Sie forderten im Handel das Doppelte und Dreifache des Werthes, und man müsse sich hüten, nicht zu viel zu bieten. Er habe heute in Smyrna einen Handel gemacht und für ein Drittel des geforderten Preises die Waare gekauft. Zum andern unterhielt er uns mit Klagen über das türkische Regiment, das so durch und durch faul und thatlos sei. Deshalb herrsche überall, wo es sei, in türkischen Ländern Unsicherheit des Lebens und Eigenthums. Die Notiz über die Begebnisse in Jaffa, die ich an diesem Tage in einem Kaffeehause in Smyrna gelesen, bestätigte diese Klagen allerdings vollkommen. Da waren vor Kurzem zwei Männer, ein Amerikaner Dickson und ein Preuße Steinbeck, Colonisten daselbst, in den umliegenden Gärten überfallen und ermordet worden. Gewöhnlich passirt nach solchen Vorfällen nichts. Diesmal waren aber die betreffenden Consuln so energisch auf den Pascha von Jerusalem eingedrungen, daß er, was er sonst nicht gethan hätte, that, Maßregeln ergriff, die That zu strafen. Dies Alles gab wenig Ermuthigung zu meiner weiteren Reise. Aber ich gehe ja in einem höheren Schutz, denn des Pascha oder Sultan oder auch der europäischen Großmächte. Und durch alles trübe Dunkel, das sich über den Orient und das heilige Land legen will, dringt das Licht der Verklärung, das über den heiligen Stätten ruht, hindurch und treibt es hinweg. Vor meinem Geiste liegt Jerusalem im heilgen Glanze seiner vergangnen Tage. Und in mir ruft es und klingt es: „Sei mir gegrüßt, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir." Wir saßen noch lange in Smyrna am Abend bei einander. Als der leidenschaftliche Kritiker von

andre das Andre. Der eine bot eine Karte zu diesem Hotel, der andre zu jenem. Der eine sprach italienisch, der andre französisch, der dritte türkisch. Man ist förmlich umlagert und umzingelt von diesen Gestalten. Ich ließ zuerst alles ablaufen, sicherte mein Gepäck, und nahm, als der erste Sturm vorüber war, einen Kahnführer an, den ich grade traf. Natürlich unterhandelte ich vorher mit ihm um das Fährgeld; sonst wird man bös geprellt. So kam ich denn ans Land, setzte meinen Fuß zuerst auf den Boden Asiens, und ging mit meinen Sachen auf Empfehlung des Lieutenants, mit dem ich am gestrigen Abend mich unterhalten, in das Hotel d'Orient. Eine kleine, corpulente Wirthin, die Besitzerin des Hotels, empfing mich. Sie forderte einen hohen Preis für Wohnung und Bespeisung, nahm mich aber doch für 8 Franks (etwas über $2\frac{2}{3}$ Rthlr. R.-M.) à Tag auf, als ich weiter gehen wollte. Es ist etwas höchst Langweiliges, daß man im Orient überall vorher accordiren muß. Es ist aber durchaus nothwendig, wenn man nicht auf die allerentsetzlichste Weise will übertheuert werden. Man lernt es allmälig und gewöhnt sich daran; indessen die ersten Male war es mir in hohem Grade widerwärtig. Mit mir logirte im Hotel ein junger griechischer Arzt, der ziemlich gut französisch und noch besser italienisch sprach. Mit ihm ward ich gleich bei dem ersten Frühstück, das ich in Smyrna genoß, bekannt.

Mein erster Ausgang in Smyrna war, den dänischen Generalconsul zu besuchen, mich dem vorzustellen und von ihm Mancherlei zu erfragen, was für mein Reisen nicht ohne Wichtigkeit war. Kaum aus dem Gasthof getreten, ward ich von einer Schaar von Müssiggängern umringt, die in mir den Fremden erkannten und mich führen wollten. Unter ihnen zeichnete sich durch sein langes Gewand und sein süßliches Lächeln ein Grieche aus, der einige wenige „daitsche" Wörter redete. Solche Umzingelungen sind mir noch öfter vorgekommen und sehr lästig. Ich mußte die Zudringlichen halb mit Gewalt wegtreiben, und wandelte allein am Hafen entlang. Es war mir aber nicht möglich, hindurchzufinden und das dänische Consulat ohne Hülfe zu finden. Ich wollte schon wieder nach Hause gehen, mich da genauer zu erkundigen, als ich in einem Cigarrenladen mit Bremer Cigarren, in den ich trat, einen deutschen Kaufmann fand, der so freundlich war, sich für mich nach der Consulatswohnung zu erkundigen. Er brachte mich auf den Weg in die große, lange Frankenstraße, die parallel mit dem Hafen nicht weit vom Ufer läuft. An dieser Straße wohnen besonders die Europäer, die im Morgenlande überall

war die Lehre, die er zu verkündigen anfing. Er kannte die damals vorhandnen, auch in Arabien eingedrungnen Religionen, das Heidenthum, Judenthum und Christenthum, und stellte sich ihnen allen mit seiner neuen Lehre gegenüber, wollte sie alle verbessern und eine neue allgemeine Weltreligion gründen, die, wenn nicht anders, mit Gewalt über die Erde verbreitet werden sollte. Doch ging es im Anfang mit der Verbreitung nur sehr langsam vorwärts. Es erhob sich von Seiten seiner Stammgenossen bitterer Haß gegen ihn und er mußte vor ihnen im Jahre 622 von Mekka nach Medina fliehen. Dieses Jahr ist für den Muhamedanismus ein besondres Jahr. Von ihm rechnet er seine Zeitrechnung. Von diesem Jahr begann aber auch der Siegeslauf Muhameds über seine Feinde, und die Ausbreitung des Islam, des muhamedanischen Glaubens. Die Feinde im Lande wurden überwunden; der Islam breitete sich schnell über Arabien aus und Muhamed selber konnte schon ein mächtiges Heer gegen das griechische Kaiserthum aufstellen. Er starb im Jahre 632 an einem Gifte, das ihm beigebracht war, um seine höhere Würde zu erproben. Seine Nachfolger, die Kalifen, traten welterobernd auf. In kurzer Zeit war ein großer Theil des Morgenlandes überwunden. Egypten, Palästina, Syrien, Persien und Kleinasien wurden überwältigt. Und über die Nordküste Afrika's hin ging der Siegerschritt der wild aufgeregten Araber. Selbst Spanien mußte sich ihnen beugen. Das Christenthum ward überall entweder gänzlich ausgerottet oder fristete nur ein trauriges Dasein. Nach solchen Siegeszügen aber verfiel die arabische Herrschaft und ging in Trümmer. Auf diesen Trümmern entstanden andre Reiche, die der Seldschucken und Mongolen aus dem innern Asien, bis endlich die osmanischen Türken, aus den Steppen Mittelasiens kommend, die Obermacht erhielten, alle Länder Vorderasiens eroberten, dazu das griechische Kaiserthum in Constantinopel stürzten und ihre Herrschaft über die ganze griechische Halbinsel ausbreiteten. In ihnen kam der Muhamedanismus zu seiner letzten Größe, bildete ein großes Reich mit einem Großherrn oder Sultan an der Spitze, das im Lauf der Jahrhunderte oftmals Verderben drohend gegen die europäische Christenheit ausrückte. In diesem türkischen Reiche hat der Islam ein Weltreich gegründet; aber seine Zweige ragen weit nach Asien und Afrika hinein, weit hinaus über die Grenzen der türkischen Herrschaft.

Es ist kein Gott außer Gott und Muhamed ist sein Prophet. Das ist das Wort, darin im Anfang der Kern der Lehre Muhameds zusammengefaßt wurde. Das ist das Wort noch heute,

rin der Anhänger Muhameds die Summa alles Glaubens fin-
:. Es ist kein Gott außer Gott. Der Islam lehrt nur einen
ott; er thut es eben sowohl im Gegensatz gegen das Heiden-
um als gegen die christliche Dreieinigkeit. Und dieser eine Gott
der allgewaltige Herr des Himmels und der Erde. Gott ist
ß, das ist es, was der Islam vor Allem von seinem Gott
szusagen weiß. Er lenket alles in der Welt nach seinem Willen.
les ist von ihm vorherbestimmt und nichts kann seiner Bestim-
ung, die Gott ihm giebt, entgehen. Alles, was geschieht, ist
ottes Wille und Schickung, und es ist die Pflicht des Gläubigen,
s Moslem, sich in diese Bestimmung Gottes willenlos hinzu-
ben. Gott wird hier zum unendlichen Schicksal der Welt, vor
m der Mensch in Nichts verschwindet und all seine Freiheit
hinsinkt. Will der Moslem ganz consequent sein, so muß er
cht bloß keinen Arzt brauchen und dergleichen mehr, er muß
ch das Böse, das er thut, auf die Bestimmung Gottes zurück-
hren. In der Blüthezeit des Islam hat diese Lehre von Gott
zu beigetragen, den Moslem zum streitbaren Tod verachtenden
oldaten zu machen, vor dem Alles sich beugen mußte. In
r Zeit des Verfalls aber hat sie nur dazu beigetragen, diesen
rfall zu beschleunigen, die Moslem zu den trägen, faulen Na-
ren zu machen, die ruhig alles, was da kömmt, über sich
ehen lassen, ohne etwas dabei zu fühlen. Allah akbar, Gott
groß, spricht der Moslem, wenn der Tod ihm die Seinen
mmt, und spricht es mit dumpfer Ruhe im Herzen. Gott ist
ß, spricht er, wenn ihm seine Habe geraubt ist oder durch
uer verbrennt, schaut mit dumpfer Ruhe auf sein Unglück hin
d umgiebt sich mit dem Rauch der unverwüstlichen Pfeife.

„Es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet.“
as ist der zweite Theil seines Glaubens. Gott hat sich zu ver-
iedenen Zeiten den Menschen geoffenbart und diese seine Offen-
rung auch niederschreiben lassen. Sie ist von Stufe zu Stufe
mer vollständiger und tiefer geworden und jeder frühere Prophet,
rch den Gott sich den Menschen geoffenbart hat, hat auf den
itern geweissagt. Die Hauptpropheten, die Gott gesandt und
euchtet hat, sind Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus
d Muhamed gewesen. Das Gesetz hat Gott durch Moses
geben, durch Christum das Evangelium. Christus ist der höchste
d größte aller Propheten vor Muhamed gewesen und hat ohne
nde durch die Welt gewandelt. Aber höher als Christus steht
uhamed. Der ist der größte aller Propheten und nach ihm
d keiner mehr folgen. Er hat Gott auf das Vollständigste den

Menschen geoffenbart. Diese letzte Offenbarung ist dem Mu von Gott durch den Engel Gabriel zugekommen. Der i auf die Erde zu ihm gekommen und hat ihm Gottes bekannt gemacht; bald hat er ihn mit sich in den Himmel und ihn wunderbare Dinge schauen lassen. Die früheren barungen Gottes, namentlich das durch Christum gegebne gelium ist nach der Apostel Zeit ganz verfälscht worden. hat der Engel Gabriel dem Muhamed den Koran gebracht, der ächte Glaube mit allen seinen Vorschriften enthalten sei Dieser Koran ist unerschaffen, wie Gott, und Gabriel h eine Abschrift davon auf Papier herniedergebracht und nach teln dem Muhamed mitgetheilt, der diese Offenbarungen seinen Schülern mittheilte. Der Nachfolger Muhameds, A brachte diese Offenbarungen, wie sie von den Schülern geschrieben waren, in Ordnung und sie bilden nun so das Reli- gionsbuch der Muhamedaner, den irdischen Koran. Dieser ist in 114 Abschnitte, Suren, eingetheilt, hat eine ziemlich abgerundete arabische Sprache, ist aber dem Inhalt und der Ordnung nach ein seltsames Buch, so daß man nicht begreift, wie ein solches Buch so hoch gehalten werden kann. Wenn man solch ein Buch liest, lernt man die einfache Erhabenheit und gött- liche Herrlichkeit unsrer heiligen Schriften bewundern. Neben dem Koran giebt es auch mündliche Ueberlieferungen von Muhamed und den ersten Kalifen. Sie sind in der sogenannten Sunna gesammelt. Aber nicht alle Muhamedaner haben diese Sunna angenommen. Sie sind darüber in zwei große Parteien zerfallen, die Sunniten, die außer dem Koran die Sunna annehmen, und die Schiiten, die diese verwerfen. Zu den ersteren gehören die Türken.

Der Koran predigt also den Glauben an Gott und Muha- med. Er verlangt aber auch von den Gläubigen mannigfaltige gute Werke, die sie zu leisten haben. Es kömmt bei diesen Hand- lungen nur darauf an, daß sie gethan werden. Dazu gehört zunächst das tägliche fünfmalige Gebet, wobei die Moslem sich mit dem Angesicht in der Richtung nach Mekka zu wenden haben. Dem Gebet vorher geht eine vorgeschriebene Waschung und Reinigung. Dann kömmt die Bezahlung des Zehnten als eine Liebessteuer für die Armen. Der Koran legt ferner dem Moslem die Beschneidung auf, die Enthaltung vom Wein und im Monat Ramadan ein sehr strenges Fasten, wo er den ganzen Tag über nichts genießen darf. Eine heilige Pflicht ist es dann noch für den Gläubigen, wenigstens einmal in seinem Leben nach Mekka

llfahren. Der Koran gebietet endlich jedem seiner Anhänger, slam in der Welt zu verbreiten und die „Ungläubigen" euer und Schwert zu bekämpfen. Es sind das alles bei den medanern ganz äußerliche Satzungen, die wie Gesetze des s vorgeschrieben sind und wie diese ausgeführt werden. kann freilich nicht leugnen, es macht einen eignen die enheit beschämenden Eindruck, wenn man die Moslem in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten in der Regel besonders sieht. Wo der Anhänger Muhameds sich befindet, an wel- Ort und in welcher Umgebung, er hält streng seine Tages- : und bekümmert sich nicht um das, was Andre dazu sagen. im Monat Ramadan kömmt es ihm wol sauer an, aber er streng auf sein Fasten den ganzen Tag; er genießt keinen l Wassers und setzt selbst die Pfeife zurück. Es macht das besondern Eindruck, wenn man das sieht und man muß : der Muhamedaner thut etwas für seine Religion. Aber nan genauer zu, so ist es freilich nur ein äußerlicher Dienst, man Gott leistet, ohne Seele und Andacht, und die Rufe Muezzins von den Minareten zum Gebet, aber mehr noch Kanonendonner, die in den größeren Orten Morgens den ag, Abends das Ende der Fasten verkünden, tönen Einem vunderbar in die Ohren wie Commandostimmen.

Für ihren Glauben und ihre guten Werke hat Muhamed Bekennern nach dem Tode große Belohnungen verheißen. Ungläubigen sind durchaus und ewig verdammt. Es wird ein Weltgericht gehalten werden, da werden alle Menschen aarschmale Brücke über die Hölle passiren. Die Ungläubigen n dort auf ewig hinabgestoßen. Die rechten Moslem kommen er. Es werden allerdings auch Muhamedaner unter denen die hinabgestoßen werden, die es hienieden, wenn nicht am ben, so doch an den Werken haben mangeln lassen. Indeß en sie in eine andre, nicht so böse Hölle, und werden nach mten Jahren daraus wieder erlöst werden. Dann werden alle Moslem im Himmel geeint sein und hohe Freude und ne genießen. Diese Freude ist dort durchaus sinnlicher Art. Muhamed schon hinieden in der Erlaubniß der Vielweiberei sinnliche Wesen gut geheißen hat, so verpflanzt er es noch einen Himmel hinein. Diese sinnliche Ausschmückung der keit ist in seiner Hand kein unwichtiges Mittel gewesen, seine ner zum Tod verachtenden Kampf gegen die Ungläubigen wecken.

Muhamed selber hat kein Mönchsthum gegründet. Doch hat

sich im Lauf der Zeit an den Islam ein Mönchsthum angeschlossen. Es begegnet dem Reisenden oft in den Derwischen. Man sieht sie oft im Morgenlande in ihren schmutzigen Gewändern und mit den hohen gelbgrauen Hüten auf dem Kopfe. Das Schauerlichste, was gesehen werden kann, sind die Tänze, die sie an den Hauptorten der muhamedanischen Welt zu bestimmten Zeiten aufführen. Es ist eine Zahl von Derwischen versammelt unter einem durch einen grünen Turban ausgezeichneten Anführer. Zuerst sind die Bewegungen, die sie machen, ruhig und gemessen. Unter Wechselgesängen kommen sie in immer stärkere und schnellere Bewegungen des Körpers hinein, bis es zuletzt in ein wahres Rasen ausartet, das mit dem Geräusch der metallenen Becken, die an einander geschlagen werden und dem wahrhaften Brüllen der Derwische einen entsetzlichen Anblick gewährt. Es ist eine unheimliche, dämonische Macht, die aus dieser Raserei hervorblickt und den Zuschauer mit einem unheimlichen Gefühl erfüllt. Es ist die unheimliche, dämonische Macht, die einst im Islam so lebendig waltete, die in diesen Tänzen noch in unsern Tagen sich zu erkennen giebt.

Staat und Religion sind im Muhamedanismus ganz in einander. Muhamed selber war, wie der absolute Fürst seines Volkes, so das absolute geistliche Oberhaupt. Und so sind es nach ihm zunächst die Kalifen, dann die Sultane geblieben. Die Sultane thun freilich nichts in geistlichen Angelegenheiten ohne das Haupt der Geistlichen, den Schech el Islam. Dieser ist das geistliche Oberhaupt unter dem Sultan, und hat seine religiösen Anordnungen, Fetwa's, zu erlassen, wornach die Richter, die Kadhis zu urtheilen haben. Unter dem Schech el Islam stehen die Schechs, die Aeltesten, die die Leitung der Gemeinden in Händen haben und auch religiöse Vorträge halten, die Khatibs, die die Fürbitte für den Sultan verlesen, und die Imams, die die Gebete vorlesen. Dazu kommen die Koranverleser, und die Muezzins, die von den Minareten zum Gebet rufen. Der Freitag jeder Woche ist der Feiertag, wo in den Moscheeen Gottesdienst gehalten wird. Die Moscheeen sind meist große stattliche steinerne Gebäude, mit einer Kuppel oben, die auf Säulen ruht. Der Boden im Innern ist von Marmor, mit Teppichen überdeckt. Die Wände sind mit Koransprüchen bemalt. An einer Seite ist eine Nische, die die Richtung nach Mekka bezeichnet. Daneben ist eine erhöhte Stelle, wie eine Kanzel. Neben der Kuppel ragt an der Moschee der hohe schmale Thurm hervor, Minaret, mit einer Gallerie an seinem oberen Theile, von wo zum Gebet gerufen wird. Ueber den Kuppeln und Minareten funkelt der Halbmond.

So tritt der Muhamedanismus dem Wandrer im Morgen-
ande entgegen. Es ist ein besonderes und wehmüthig stimmendes Ereigniß, daß er jetzt die Stätten einnimmt, da einst die ersten ältesten Christenkirchen sich erhoben. Man blickt mit Trauer darauf hin, wie er hier das Christenthum zurückgedrängt hat und der Halbmond über diese schönen Christenländer und selbst über die Heimath des Christenthums herrschet. Gott hat es zugelassen und die Christenheit, die einst dort wohnte, hatte es verdient. Sie war so sehr in Erstarrung versunken und hatte das rechte innere Leben verloren. Es war ein Gericht Gottes. Aber bleiben wird es also nicht, sondern wieder anders werden. Die Zeit wird kommen, da das Kreuz wieder siegreich in jenen Ländern sich erheben wird. Der Islam selber trägt in manchen Zeichen die geheime Ahnung davon in sich. Das Zeichen des Halbmonds selber, das er erwählet hat, was ist es anders, denn ein unwillkürlicher Ausdruck seiner innern Ahnung, daß er mit seiner dunkel erhellten Nacht einst weichen müsse vor der Sonne und dem Tage des Christenthums. Und schon sind die Anfänge da der Umwandlung. Das kriegerische Feuer des Islam ist niedergesunken, die Gluth ist verzehrt. Der Muhamedanismus ist, wie ein Bild in der Welt, ein ausgebrannter Vulkan und droht den Einsturz. Das Türkenreich, der eigentliche Träger des Islam, ist in seinem Grunde krank, zum Tode krank und hält nur mühsam sich noch aufrecht. Todesdüfte wehen überall schon und die Todesfäulniß wird aller Orten sichtbar. Es sind gar Viele in jenen Ländern, die diesen Zustand des Dahinsterbens fühlen. Sie wollen retten, einige durch Anschluß an europäische Zustände und Einrichtungen, ohne das Christenthum anzunehmen. Das hilft nicht. Sie wollen ein christlich europäisches Gewand umthun, aber darunter bleibt der alte orientalische Leib derselbe und wird nur noch um so schneller vergehen. Dagegen andre stemmen sich dawider und wollen die alte Zeit des ersten Feuers und der ersten Größe wieder heraufbeschwören durch engen Anschluß an den Koran und Abstoßen aller fremden Einflüsse. Und es glimmt in ihnen ein unheimliches Feuer des Grimms und Hasses wider das christliche Europa und das Christenthum, darin sie den Grund des Untergangs sehn wollen. Der Grund liegt anderswo, in ihnen selber, liegt in dem Islam. Es ist keine Lebenskraft mehr darinnen und nun wirkt nur noch das alte Gift, das in ihm liegt. Diese ganze Aeußerlichkeit, die dort allem Religiösen anhaftet, diese ganze Fleischlichkeit, die dort nicht gehemmt, sondern gefördert wird, diese Aufhebung alles edleren Familienlebens und

der Erziehung, sie zehren am Mark des Lebens dieser Welt. Sie machen alle geistige Erhebung zu Nichte, sie machen die Bewohner dieser Welt immer mehr verkommen. Die muhamedanische Welt ist keiner Erhebung aus ihr selbst mehr fähig, es sei denn zu der traurigen Erhebung, zerstörend über die christlichen Elemente, die sich in ihrer Mitte finden, herzufallen. Darum wird sie untergehen, aber sie wird nicht untergehn, ohne vorher noch in mächtigen Zuckungen sich zu bewegen und manches Schwere über das eindringende Christenthum zu bringen.

Orientalisches Seebild.

Die Germania. — Bunte Welt. — Verdecksscenen. — Bewohner des Innern. — Vortrefflicher Kellner. — Seekrankheit.

Aus einer großen bunten orientalischen Welt war ich gekommen. In eine zwar kleinere, aber eben so bunte orientalische Welt kam ich hinein, als ich am Sonntag, den 14. März, das östreichische Dampfschiff im Hafen von Smyrna, die Germania, betrat. Das Dampfboot ist ganz eben so eingerichtet wie der Ferdinand, der mich von Triest nach Smyrna gebracht hat. Auch in der Größe sind sich beide ziemlich gleich. Aber welch ein Leben hier! Welch eine Mannigfaltigkeit der Bewohner dieses Schiffes. Die Germania trägt ein merkwürdiges Gemisch aus allerlei Völkern. Wenn ich mich da umsehe, wahrlich das ist eine gehörige Besatzung, die das Verdeck erhalten hat, und wie bunt liegt hier alles durch einander. Auf dem Hintertheil des Schiffes ist die eine Seite durch eine niedrige Barriere abgekleidet und oben über mit einem großen langen Zelttuch bedeckt. Dieses große Zelt ist in zwei Abtheilungen geschieden. In der hintern Abtheilung haben sich Juden angesiedelt, schmutzigen Gewandes und auf schmutzigen Matratzen liegend. Der eine und der andere führt ein hebräisches Gebetbuch mit sich, in dem er zuweilen liest. In der vordern Abtheilung liegen Türken, gravitätisch ernst ihren Tschibuck rauchend und in dumpfer Ruhe vor sich hinstarrend. So liegen sie, ohne aufzustehen, ja ohne ihre Haltung zu verändern den ganzen Tag, mit Ausnahme der Gebetsstunden und der Essenszeit, immer mit derselben Ruhe und mit demselben Tschibuck. So liegen sie, neben sich und unter sich ihre Decken und Lebensmittel, führen alle Nothwendigkeiten mit sich. Nichts rührt sie an und bewegt sie, das Gestade des Meerbusens nicht, in dem wir hinauffahren; kein Schiff, das vorüberfährt. Man traut es diesen

Gestalten zu, wie man sie sieht, daß sie bei Sturm und Schiffbruch eben so unbeweglich ruhen bleiben würden und ihre Pfeife rauchen, bis der Wassertod dem Leben und dem Rauchen ein Ende machen würde. In der Mitte des Schiffes um die Maschine her und nach dem Vordertheil bis zum Bugspriet hin zieht sich ein Gebiet, wo Türken, Griechen, Armenier, Mohren, Betten, Lebensmittel, schlechte Kochgeschirre und andre Dinge durch einander liegen und sich bewegen. Es ist so voll, daß man vorsichtig gehen und das Auge hinrichten muß, zu sehen, wohin man tritt. Einige sitzen um ein Kochgefäß, darin sie Reis kochen; sie bereiten sich eine Mahlzeit. Andre sind beim Essen. Die Beine unter dem Leibe sitzen sie um den Eßtopf und essen auf die allernatürlichste Weise mit lebendigen Löffeln und Gabeln. Andre haben Salat und Zwiebeln, die sie zum Brot verzehren; dazu eine Orange oder andre Früchte. Nach dem Essen schmeckt das Trinken. Für das durstige Morgenland auf dem Verdeck steht eine ungeheure Tonne da mit Wasser, darin ein Saugrohr steckt. Dahin geht der eine nach dem andern und saugt Wasser aus der Tonne. Oder sie bereiten sich auch eine Tasse dicken Kaffees. Nach dem Trinken schmeckt das Rauchen, darum stopft man nun den durch das Essen und Trinken verdrängten Tschibuck, und fängt wieder an, Rauchwolken zu entwickeln und ruhig vor sich hinzublicken. Die Waffen sind den Orientalen beim Eingang auf das Schiff abgenommen; die sind nach unten gebracht und die erhalten sie erst beim Abgang wieder. So hat der Orient das Verdeck eingenommen und liegt dort eine ewig rauchende kleine Welt vor unsern Augen, angethan mit den verschiedensten, aber immer hellen und bunten Gewändern, dabei überall in Schmutz und Unsauberkeit, einige in zerlumpten und zerrissenen Kleidern. Die meisten liegen um den Schornstein und die Maschiene her. Der Schornstein erscheint in dieser Umgebung als nichts andres denn ein etwas großer Tschibuck, der das Dampfboot in Bewegung setzt. Beim Herumgehen sehe ich zwei bekannte Gesichter. Es sind die beiden Türken, die auf dem Ferdinand schon mitgewesen. Sie liegen da auf dem Boden und grüßen mich freundlich. Ich verlasse den Orient auf dem Verdeck und gehe hinunter. Wie sieht's denn drunten aus? Auch hier begegnet wir wol der Orient; aber das Abendland überwiegt. Auf dem ersten Platz sind nur wenig Passagiere. Aber auf dem zweiten, wo ich meine Stätte habe, ist es vollständig besetzt. Kaum, daß ich beim Eintreten noch ein Bett bekommen konnte, um meine Sachen dahinein zu legen und des Nachts darin zu schlafen. Da sind zwei Griechen, die nach

Rhodus wollen. Da sind mehrere armenische Väter mit Frauen und Kindern; sie wollen nach Jerusalem. Da ist ein Deutscher, ein Mann vom Schwarzwald, der weit umher gewesen ist in der Welt. Er ist ein Uhrenhändler, der ein großes Geschäft im Schwarzwald hat. Er ist ein Katholik und will nach Jerusalem, das Osterfest dort zu feiern und nebenbei Handelsgeschäfte zu machen. Da sind zwei Russen, die gleichfalls nach Jerusalem wollen, beide russische Gutsbesitzer und verwandt mit einander. Der eine ist ein kleiner, dicker, kecker Mann mit einem Feß auf dem Kopfe. Er ist schon einmal in der heiligen Stadt gewesen. Er ist sehr gesprächig und unterhält sich gern französisch mit uns. Der andre ist ernster Natur, zählt die alten Herrscher der Krimm unter seine Vorfahren. Da sind noch diese und jene. Die beiden Griechen lesen. Es ist ein griechischer Roman, den sie haben; eine Uebersetzung aus dem Französischen: Eugen Sue's Geheimnisse von Paris. Die Armenier ruhen still auf den Bänken. Die Kinder laufen in der Kajüte umher und sprechen ihr Armenisch mit einander. Die beiden Russen sprechen unter einander russisch und mein Schwarzwälder und ich lassen die deutsche Muttersprache sich auch neben dem Griechischen, Armenischen, Russischen geltend machen. Der Mann vom Schwarzwald ist früher auch schon in Hamburg gewesen und kömmt jetzt aus Rußland. Er ist mit den beiden Russen von Odessa aus zusammengereist. Es ist recht gut sein in Rußland, meint er. Es ist da besonders gut reisen, viel besser, als in Polen. Es ist reinlicher dort und die Beförderung mit den Posten eine außerordentlich schnelle. Durch all diese Bewohner des zweiten Platzes hindurch bewegt sich der Kellner auf eine vortreffliche Weise. Er weiß auf eine wirklich liebenswürdige Weise mit allen umzugehen, mit dem Orient, wie mit dem Occident, und alle zu bedienen. Er spricht freilich nur eine Sprache, italienisch. Aber durch Zeichen spricht er alle Sprachen, und versteht durch Zeichen alle Sprachen. Er ist bald hier, bald dort; immer zu rechter Zeit. Das Gesicht ist immer freundlich, kann aber auch sehr ernst werden, wenn es Noth thut. So geht der Tag hin mit Essen und Trinken und Gesprächen. Bald sind wir unten, bald gehen wir hinauf, wandern durch den obern Orient hindurch nach der freien Hälfte des Hintertheils, wo nur Abendländer geduldet werden, und schauen a[illegible] die Seiten des Meerbusens von Smyrna, den wir durchfahren. Es wird Abend; wir sind auf der Höhe des Meerbusens. Der Wind erhebt sich und die Wellen gehen hoch. Das Schiff fängt an, zu schwanken. Es wird uns oben zu kalt, wir gehn nach-

nten. Es dauert nicht lange, so kehrt die Seekrankheit bei den Passagieren ein. Ich bin, Gott sei Dank, schon so ziemlich seefest, und mit mir sind es der Schwarzwälder und die Russen. Aber die Armenier leiden sehr. Da ist die eine Familie von Vater, Mutter und drei Kindern. Der Vater, ein älterer ehrwürdiger Mann, liegt krank auf der Bank und erbricht sich. Der Mutter und der ältesten Tochter ergeht es nicht besser. Die beiden Kleinen sind gesund, schreien aber laut und schließen sich an die Mutter. Die ruft in bemitleidenswerthen Tönen nach ihrem Mann. Aber er kann sich nicht an sie kehren, nicht helfen. Er hat genug mit seiner eignen Krankheit zu thun. Auf der andern Seite geht's mit den andern Armeniern nicht besser. Die Frauen liegen krank umher; die Kinder schreien laut. Zwischen allen diesen läuft der Kellner hin und her, hilft Männern und Frauen, beruhigt die Kinder, ertheilt allerlei Rathschläge. Wie schwer es auch ist und wie wenig er armenisch versteht, er versteht Alles und weiß sich überall verständlich zu machen. Wir Gesunden liegen in unsern Betten oder auf den Bänken umher, so die Uebelkeit zu hemmen, die sich zuweilen im Anblick des Erbrechens umher einstellen will. Die Nacht bedeckt alles, aber durch die Stille der Nacht hört man im Raume neben sich die schauerlichen Klänge des Erbrechens. Und auch von oben klingt es zuweilen dumpf zu uns her und bezeugt uns, daß der obere Orient das Rauchen hat aufgeben müssen. Das Schiff durchschneidet von all den Leiden unberührt mit heftigen Schwankungen von kundiger Hand nach der kleinen Magnetnadel gesteuert die Fluthen des Meeres.

Rhodus.

Der Weg nach Rhodus mit seinen Erinnerungen. — Rhodus. — Die Johanniter. — Die Ritterstraße. — Moschee. — Der Coloß. — Ein ungläubiger Weltmensch.

Der Weg nach Rhodus gehet durch die Inselgruppe der südlichen Sporaden hindurch, die sich längs der südwestlichen Küste Kleinasiens hinerstrecken. Es sind altberühmte Namen darunter, berühmt aus der griechischen Zeit; einige auch genannt in unsern heiligen Schriften. Die erste Insel, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war Scio, das alte Chios, wo wir erst am Montagmorgen, den 15. März, vorübersegeln. In der vorigen Nacht hatte das Schiff lange still liegen müssen, weil an der Maschine etwas in Unordnung gewesen war. Chios war von Alters berühmt

durch seinen Wein. Es war mir darum interessant, weil wir hier in den Weg eintraten, den einst der große Heidenapostel von Macedonien aus nach Jerusalem machte. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, nun eine Meeresstraße zu ziehen, die der Apostel einst, freilich viel langsamer und unbequemer, durchschifft hatte. Unser Schiff ging einen guten Gang. Wir kamen an Samos vorüber, einer großen Insel mit kahlen Bergen. Hier läßt die alte griechische Sage Juno, die Königin ihrer Götter, geboren werden und hier hatte sie einen ihrer schönsten Tempel. Wichtiger war mir, daß hier einst der alte griechische Weltweise Pythagoras und der Vater der griechischen Geschichtschreibung, der alte gemüthliche Herodot, gelebt haben. Aber am wichtigsten war mir die Erinnerung an Paulus, der hier einst gelandet. Weiterhin ward uns in der Ferne die Insel Pathmos mit ihren Bergen gewiesen. Der Name hat einen besonderen Klang im Ohr der Christen. Es ist ja die Insel, dahin einst der Apostel Johannes verbannt worden war, und wo er das Buch der Zukunft, seine Offenbarung empfing und niederschrieb. Die wunderbaren Gesichte des Sehers traten vor mein inneres Auge, als wir in der Ferne der Insel vorüberfuhren. Durch viele kleine und größere Inseln ging es auf die Insel Kos zu. Es ist das Vaterland des Ahnherrn der Aerzte, des alten Doctor der Medicin Hippokrates. Es ist die Stätte, wo wir den Apostel Paulus wiederfinden, nachdem er von Samos nach Milet abgebogen war und dahin die Aeltesten der Gemeinde von Ephesus hatte kommen lassen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Von Kos segeln wir mit dem Apostel nach Rhodus und langen dort am Dienstagmorgen, den 16. März wohlbehalten an.

Wir liegen mit unserm Schiff in dem wenig geräumigen Hafen. Um uns her erstreckt sich in einem Halbzirkel die Mauer der Stadt am Hafen entlang, an ihren Enden mit alten mächtigen Thürmen versehen, die oben Aufsätze haben. An den Thürmen sind Wappen. An einem bemerkte ich in der Mitte ein Kreuz und rechts und links davon zwei Löwen. Der Thurm ist hie und da geborsten, wohl eine Folge des Erdbebens, das die Insel oft verwüstet. Vor der Mauer sieht man vom Schiff aus nicht viel von der Stadt. Hie und da blicken nur die Kuppeln und Minarete und einzelne hohe Gebäude, so wie einige Palmen hervor. Wir gingen bald vom Schiff ans Land und nahmen einen Führer an, uns in die Ritterstraße, die Strada dei Cavalieri zu führen, um dort die Ueberreste aus den Zeiten der Johanniterritter zu sehen.

In der Mitte des elften Jahrhunderts nach Christo hatten ufleute aus Amalfi und andern Städten Italiens in Jerusalem i Hospiz, eine Herberge zur Aufnahme der Pilger nach der lligen Stadt gegründet und daneben ein Kloster und eine Kirche aut. Diese Stiftungen wurden bald mit Gütern reich bedacht, d die Brüderschaft, die dort wohnte und wirkte, gestaltete sich mälig zu einem bestimmten Orden mit den Mönchsgelübden der uschheit, Armuth und des Gehorsams. Der Orden führte den men der Hospitaliter zum heiligen Johannes nach ihrem Schutzron; später bekam er den Namen der Johanniter. Die Kreuzge hatten indeß begonnen, diese wunderbaren Züge des Abenddes nach dem Morgenlande, um das heilige Grab aus den nden der Ungläubigen zu befreien. Es war ein christliches ndländisches Königthum in Jerusalem gegründet. Da ward i jener Brüderschaft zu den drei Gelübden das vierte hinzuhan, das des steten Kampfes gegen die Ungläubigen. Dies rd bald ihr Hauptberuf. Der Orden bekam eine große Zahl i Ordensleuten und stand unter Vorstehern, die später Großister genannt wurden. Mit schwarzem Mantel und einem achtgen Kreuze von weißer Leinewand auf der linken Seite der ust kämpften sie fortan im heiligen Lande einen ritterlichen mpf neben den andern Ritterorden gegen die Feinde des Kreuzes. er allmälig wurden die Abendländer immer mehr zurückgedrängt i im Jahre 1291 ging die letzte Festung der Kreuzfahrer, lemais, verloren. Da verließen die Johanniter das heilige id und setzten sich auf Cypern fest, gingen von dort aber auch ter und eroberten 1310 die Insel Rhodus, die sie zwei Jahrnderte behaupteten. Hier bildeten sie lange ein festes Bollwerk en die Türken und beherrschten das Meer, bis sie der Uebercht des türkischen Sultan Soliman II. erlagen, nicht ohne sich die ritterlichste Weise gewehrt zu haben. Die Ueberreste zogen nach der Insel Malta, die ihnen von Kaiser Karl V. geschenkt rd, und führten nun den Namen der Malteserritter, ohne ihre : Größe wieder zu erreichen.

Wir gingen also in Rhodus nach der sogenannten Ritterße, um die Spuren der alten Johanniter aus ihrer glorreichen it zu sehen. Die Straße ist ziemlich breit; das Steinpflaster sich einigermaßen gut erhalten. Die Straße geht aufwärts. beiden Seiten stehen hohe Häuser aus Stein mit schönen oren und vergitterten Fenstern. An einigen bemerkt man noch in Stein gehauenen Wappen der alten Geschlechter. Vor dem hre 1856 kam man die Straße hinauf zu einem hohen Portal;

man betrat da die Ruinen des Pallastes der alten Großmei
In dem genannten Jahre aber loderte plötzlich ein großer Pu
vorrath, der noch von den Zeiten der Johanniter herrührte
den Türken unbekannt geworden war, in Feuer auf. Es
eine ungeheure Explosion. Sie zerstörte die merkwürdigen
oben auf der Höhe der Ritterstraße und sie selber mit
Gebäuden hat stark gelitten. Wir wanderten langsam durch
Straße die Höhe hinauf. In der Straße herrschte eine merk
dige Stille, ganz angemessen diesem Ort; die alten Ritter
ausgezogen. Kein Mensch, den wir darinnen gehen sahen.
Häuser sind nur theilweis bewohnt. Es macht einen eignen
druck, durch diese stille einsame Straße zu gehen, wo die
thümlichen Häuser mit ihren Wappen daran erinnern, das
hier einst vor Jahrhunderten sehr lebendig gewesen ist von
zum Kampf abziehenden oder von ihm heimkehrenden Rit
Auf dieser stillen Straße haben ihre Waffen geklirrt und in d
verlassenen Häusern haben sie gewohnt, deren Namen zu
edelsten Geschlechtern zählten, ritterliche Helden, die für
Glauben ihr Leben einsetzten. Oben ist es jetzt ganz öde
einsam. Gewaltige Trümmerhaufen liegen nun da umher,
die man sich hindurch arbeitet. Die Schuttmassen hindern
Gehen. Aber so ist es nicht bloß hier oben am Ende der R
straße, so findet man es überall in und außer der Stadt. Ue
begegnen dem Wandrer die Trümmer einer großen Vergangen
die durch das Türkenthum vernichtet worden ist. Von der R
straße gingen wir links auf eine Moschee zu, die einst eine
gewesen ist. Das hohe Portal derselben stammt aus der christ
Zeit. Die Einfassung ist aus Mormor mit allerlei Sculptura
Es ist auch das einzig Sehenswerthe daran. Im Inner
alles sehr einfach und verfallen. Wir besuchten noch ein türk
Kaffeehaus, wo es, wie überall, sehr unsauber aussah. Me
Türken saßen drinnen. Wir setzten uns draußen hin auf
Hof. Die beiden Russen ließen sich Wasserpfeifen bringen.
Reisegenosse vom Schwarzwald und ich tranken mit ihnen
dicken orientalischen Kaffee. Nach dieser Erfrischung machten
uns wieder auf den Weg, gingen am Strande längs, be
eine kleine Kirche der Franciskaner und ließen uns endlich n
an unser Dampfschiff setzen. Das Gefühl nahm ich mit an B
daß es mit Rhodus jetzt nichts mehr sei, das Ganze nur
traurige Ruine alter großer Tage. Ich hatte Zeit auf dem S
mit meinen Blicken auf dieser Ruine zu weilen und die
Tage meinem Geiste vorübergehen zu lassen. Es giebt St

auf der Erde, die besonders eindringlich an das vergängliche Loos des Irdischen erinnern. Rhodus ist eine von diesen Stätten. Sie hieß einst in der alten Griechenzeit die rosenreiche und traubengestaltige, und die Namen mehrerer Städte auf der Insel werden schon von dem alten Homer genannt. Einst stand hier ein großer Sonnentempel, und über einem jetzt verschlammten Hafen erhob sich der der Sonne geweihte Coloß zu Rhodus, eines der sieben Wunder der alten Welt. Es war eine ungeheure aus Erz gegossene Statue, die über dem Eingang des Hafens so hoch erhaben stand, daß die großen Schiffe unter ihr hindurchsegelten. Ungefähr drei Jahrhunderte vor Christi Geburt aufgerichtet, ward sie bald durch ein Erdbeben umgeworfen. Neun Jahrhunderte lang lagen die Trümmer da, ohne daß Jemand sie wegräumte. Da kamen die Araber und verkauften das Erz an einen Juden aus Emesa, der damit neunhundert Kamele soll beladen haben. Dort nicht weit von uns ist der alte Hafen gewesen, da hat der Riese gestanden. Zu Christi Zeit hatten die Römer die Insel inne, dann die morgenländischen Kaiser, nach ihnen die Genueser. Darauf kamen die Johanniter. Die haben, wie erwähnt, endlich den Türken weichen müssen. Hier in dieser Gegend, wo wir weilen, da wird es einst vor mehr als dreihundert Jahren gar ernst und heiß hergegangen sein. Hierher wälzte sich das Schlachtgewühl zwischen Christen und Türken. Das christliche Banner mußte sich freilich vor dem Halbmond senken, aber nicht ohne dem Christennamen Ehre gemacht zu haben. Die Uebermacht erdrückte das Ritterthum. Es fielen der Edlen viele für ihren Glauben. Es war wohl eine traurige Zeit, die Zeit des Mittelalters, eine Zeit voll wilder Kraft und Aberglaubens. Aber es gab manche mannhafte kräftige Gestalten, die für den Christenglauben alles darangaben. Unter wehmüthigen Erinnerungen ging mir im Angesicht von Rhodus die Zeit hin, bis unser Schiff wieder von dannen ging. Die alte blühende Rose ist verwelkt. Ihre Blätter liegen zerstreut umher. Wir verlassen die verwelkte Rose und segeln in die weite See hinaus.

Beim Mittagsessen unterhielt uns der eine Schiffslieutenant mit seinen gegen seine Kirche höchst feindseligen Ansichten. Sein Bruder war, wie er sagte, katholischer Priester und seine Familie hielt streng an dem katholischen Glauben. Aber er hatte sich in die traurigen Meinungen der sinnlichen Weltmenschen hinein verloren und ließ seine Witze über die Lehren und Gebräuche seiner Kirche ergehen. Die katholische Kirche hat allerdings ihre sehr trübe Schattenseite, aber es war doch höchst widerwärtig, einen

frivolen Weltmenschen darüber reden zu hören, zumal i
Nähe jener Stätte, wo einst katholisches Christenblut reichlich
die Ungläubigen geflossen. Ich wandte mich von ihm und
mich zu den Armeniern, die nach Jerusalem pilgern, um das
heilige Feuer zu sehen und im Jordan zu baden. Der Ung
dort, der Aberglaube hier. Aber wenn eins sein soll, liebe
letzte, denn das erste. Ist doch auch nach Göthe der Aberg
„ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Natu
der Unglaube dagegen „das Eigenthum schwacher, kleingei
zurückschreitender, auf sich selbstbeschränkter Menschen." Das
ist freilich der rechte, wahre, erleuchtete Glaube, die gem
Zone zwischen der kalten unfruchtbaren vereisten und der l
maßlos wuchernden Region.

Cypern.

Morgen, Mittag, Abend. — Cypern. — Larnaka. — Griechische
chen. — Nonnenkloster. — Kloster der Franciskaner. — Cypernwei
Einsamkeit.

Von Rhodus geht es grade zu durch das Meer nach C
zu. Aber es ist ein langer Weg. Wir fuhren vom Dienstag
mittag bis zum Donnerstagmorgen, ehe wir die Insel errei
Schon früh am Mittwochmorgen war ich oben auf dem De
Die Sonne ging so eben auf. Ein freundlicher Anblick! Es
sonst nichts weit und breit zu sehen; das Land lag in u
barer Ferne; nur das Meer um uns her, ruhig und still,
Osten hin wundersam glänzend im Strahl der aufgehenden S
Die Sonne geht mit dem Wandrer aus der Heimath i
fremde Welt und verläßt ihn nicht, bleibt bei ihm. Aber
noch als die Sonne ist Gott überall und immer ihm nahe.
Leben auf dem Schiff geht seinen gewöhnlichen Gang mit
und Trinken. Die Armenier haben ihre Lebensmittel mit s
der Kajüte unter dem großen Tisch und holen daraus hervor,
sie brauchen. Während wir Abendländer bei Tisch sitzen und m
essen und mit einander sprechen, stecken wir den armenischen
dern hinter uns von dem zu, was auf unserm Tisch ist,
Orangen, Feigen und andern Dingen, und machen sie da
froh und zutraulich. Die Eltern wollen es anfänglich nicht h
Wie sie aber nichts dawider vermögen, thun sie ihre Säck
und reichen uns daraus Backwerk, das sie mit sich führen.
war sehr wohlschmeckend. In diesem kleinen Zuge trat un

unter den Orientalen rühmlich hervortretende Charakter der Armenier entgegen. Abends sind wir oben auf dem Hinterdeck und genießen das Abendgemälde, das sich um uns ausbreitet. Das Meer so ruhig und still. Nur die Räder der Maschine rauschen. Uns zur Seite das Zelt der Juden und Türken, wo alles niedergestreckt liegt. Im mittlern Raum liegt in dunklen Umrissen der Orient bis vorne hin in Matratzen eingehüllt und pflegt der Ruhe. Der Schornstein ragt ein dunkler Riese hoch in die Luft und läßt dunkle Rauchwolken hinauf wallen, die sich in einer langen Linie hinziehen und in der Ferne verlieren. In einzelnen Seitengemächern oben rechts und links neben der Maschine ist Licht. Hinter uns ragt die dunkle Gestalt des Steuermanns auf. So geht es durch die Meeresebne. Die hellen Sterne funkeln über uns und spiegeln sich im Meer. Ich sitze lange oben und schaue um mich. Und in mir steigt es wie Träume herauf aus den Tiefen der Seele.

Als ich am Donnerstagmorgen, den 18. März, das Verdeck betrat, hatten wir schon das Vorgebirge Gatta, die Südspitze von Cypern umfahren, und segelten längs der Küste dahin. Die Ufer sind ganz lieblich und landeinwärts zieht sich die Bergkette des Olympus vorwärts. Das ist Cypern, einst von den alten Dichtern Griechenlands hoch gefeiert als die Heimath der Venus, der Göttin der Schönheit, als das Eiland, an dessen Gestade sie aus dem Schaum des Meeres hervorgegangen sein soll. Sie hatte hier ihre schönen Tempel und die ganze Insel widmete sich ihrer Verehrung. Es war freilich nichts andres denn ein Dienst der Wollust, die das Volk des schönen Eilands verderbte. Einer der alten griechischen Weltweisen war hier geboren, Zeno. Er floh sein Vaterland wegen der sittlichen Verderbtheit, die dort herrschte. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche erzeigte Gott dem so schönen, aber verkommenen Lande die große Gnade, daß er es zu der Stätte machte, da Paulus und Barnabas das Wort Gottes verkündigten. Sie durchzogen die Insel von Salamis nach Paphus der ganzen Länge nach. In Paphus war der Sitz des römischen Proconsuls, Sergius Paulus, eines verständigen Mannes, der aber von einem jüdischen Gaukler und falschen Propheten Bar Jehu umstrickt gehalten wurde. Der Gaukler suchte, als der Proconsul die beiden Glaubenszeugen zu sich kommen ließ, ihnen gegenüberzutreten und seinen Herrn vom Glauben abzuhalten. Da ward er auf das Wort des Paulus mit Blindheit gestraft und der Römer für den Glauben gewonnen. Noch jetzt ist Cypern dem größten Theil seiner Bevölkerung nach ein christlich Land.

Unter den 60 bis 70,000 Einwohnern sind zwei Drittel ungefähr Christen, die meisten Griechen. Es ist eine fruchtbare und gesund gelegene Insel, ist eben so groß, wie das Herzogthum Holstein mit dem halben Herzogthum Schleswig, trägt aber nur den zehnten Theil der Bevölkerung.

Wir laufen am Vormittag in den Hafen von Larnaka im Südosten der Insel ein. Die Stadt dehnt sich ziemlich weit am flachen Ufer aus und macht vom Schiff aus angesehn einen guten Eindruck. Ich gehe mit den beiden Russen und meinem Begleiter vom Schwarzwald ans Land. Zu uns gesellt sich ein alter Russe, der in der ersten Kajüte wohnt, und ein russischer Schiffskapitän, der hier bekannt ist und sich uns zum Führer anbietet. Die Stadt ist nicht so schön, als sie vom Meer aus anzusehn ist. Die Straßen sind eng und schmal, meist ohne Pflaster. Große Steine liegen überall umher, um in der Regenzeit die Passage möglich zu machen. Die Häuser sind meist schlecht gebaut; die Wände sind mit Lehm schlecht übersetzt. Die Außenseiten der Häuser sind furchtbar todt, höchstens mit kleinen Gitterfenstern versehen. Der Bazar ist ganz unbedeutend. Ueberall, wo man geht und steht, wird man von Bettlern angesprochen. Das Türkenregiment kümmert sich um dergleichen nicht. Außerhalb der Stadt treten mir die großen Kaktushecken entgegen, die bis zu 10 Fuß hoch sind und ungeheure Blätter haben. Wir besuchen ein Paar griechische Kirchen. Sie sind alle in der bekannten griechischen Art. Die Russen machen ihre Kreuze überall und der alte Russe wirft sich vor den Bildern in den Staub und küßt sie dann. Wir besuchen darauf ein Paar katholische Klöster. Zuerst das Nonnenkloster der Vincentinerinnen oder barmherzigen Schwestern. Vincent de Paula, ein Mann, der in Tunis Sklave gewesen war und sein Lebelang ein tiefes Mitgefühl mit dem Leid und Elend des Volkes hatte, hat diesen Orden in der Mitte des 17. Jahrhunderts gestiftet, um sich der Armen und der Kranken anzunehmen. Die Schwestern sind Französinnen. Wir werden freundlich empfangen und umhergeführt. Die führende Schwester spricht ein wunderschön verständliches Französisch. Die Kapelle im Kloster ist ganz freundlich. Es ist außer dem Hospital eine Mädchenschule im Kloster, darin in allen Unterrichtsgegenständen, auch weiblichen Handarbeiten unterrichtet wird. Wir gehen zum Kloster der Franciskaner. Der Orden der Franciskaner ist derjenige katholische Orden, der im Morgenlande überall verbreitet ist und die katholischen Klöster bewohnt. Gestiftet im Anfang des 13. Jahrhunderts durch Franz von Assissi sollte es ein Orden

sein, der mit der Predigt der Buße in Armuth durch die Welt ginge, und von milder Hand sich erbäte, was er Noth habe zu des Leibes Nahrung. Der Orden bekam bald eine große Zahl von Theilnehmern, stiftete viele Klöster und erwarb sich ungeachtet des Gelübdes der Armuth große Reichthümer, die als gemeinschaftliches Besitzthum angesehen wurden. Die Kleidung war und ist noch ein braunes Gewand mit einer braunen Kapuze und einem Strick um den Leib. Ein solcher Franciskaner führte uns im Kloster zu Lanarka umher, zeigte uns die Kirche, die wirklich recht einfach und geschmackvoll gewölbt, von Säulen getragen und mit schönen Bildern geschmückt ist. In einem Nebengemach zeigte er uns allerlei klösterliche Kostbarkeiten. Wir kehren nun von unserm Wege um und in eine Locande ein, wo wir Cypernwein trinken, der dem Malaga ähnlich ist. Der beste ist der Vino Commanderia, der mit seinem Namen noch daran erinnert, daß hier einst die Tempelherrn, ein den Johannitern ähnlicher Orden, eine Weile gewohnt haben. Wir verlassen darauf Stadt und Insel und kehren an unser Schiff zurück. Cypern hat keinen besondern Eindruck auf mich gemacht; vielleicht habe ich auch zu viel davon erwartet, und es mag im Ganzen auf der Insel besser aussehen, als in rein muhamedanischen Ländern. Mit den Griechen und dem Katholiken zusammen, wie ich die Stadt besah und ihre Kirchen und Klöster, freute ich mich allerdings, daß das Christenthum hier keine geringe Stätte gefunden hat. Doch war es mir nicht eben angenehm, hier keine Spur unserer evangelischen Kirche zu finden. So viel ich weiß, ist hier ehemals eine Missionsstation der Amerikaner gewesen, aber schon lange wegen der Feindseligkeit der andern Kirchen aufgegeben worden. Die Russen fanden Kirchen und Menschen ihres Glaubens genug. Der Katholik fand hier wohlausgestattete Klöster mit Kirchen und Schulen darinnen. Nur der Evangelische steht auf Cypern allein; ihm begegnet dort nichts von seiner Kirche, wo einst Paulus von einem Ende zu dem andern lehrend zog, und ihm gegenüber fühlen sich Griechen und Katholiken mit ihrer Kirche groß.

Zum ersten Male Beirut.

Lage der Stadt. — Ansicht des Libanon. — Hotel de l'Europe. — Bazars. — Schönes Naturbild. — Das Consulat. — Gewühl auf dem Dampfschiff.

Am Freitagmorgen, den 19. März, haben wir Beirut vor uns. Das ist das alte Berytus. Es ist eine sehr ansehnliche

Stadt, der Haupthafen und die Haupthandelsstadt an der ganzen syrischen Küste. Malerisch breitet die Stadt sich vor uns aus. Grade vor uns an einem Hügel hinauf ein großer Haufe orientalischer Häuser mit ihren platten Dächern, dazwischen Kuppeln und Minarets. Links neben der Stadt und um sie her sieht man die vielen Gärten mit ihren Kaktushecken und den Häusern darinnen, umgeben von allerlei Bäumen, Orangen- oder Maulbeerbäumen, Weinstöcken und andern. Im Hintergrunde und links von dem Bilde der Stadt erhebt sich in majestätischer Größe und Gestalt der Libanon. Der Dschebel Sunnin zumal mit seinem Schnee auf der Spitze zieht das Auge auf sich. Ein prachtvolles Gebirgsgemälde. Kahle Abhänge wechseln mit lieblichen Gebüschen, und wie Nester liegen die Dörfer der Eingebornen daran, von grünen Einfassungen umgeben. Das ist der Libanon, der im alten Testamente hochgefeierte, mit dem der Prophet das Volk Israel vergleicht. Ich stand lange da im Anschauen dieser lieblichen Gegend.

Unser Schiff wird hier bis morgen liegen bleiben. Darum nehmen wir ein Boot und fahren ans Land. Der eine unsrer Russen ist schon früher hier gewesen. Er führt uns in das Hotel de l'Europe, das am Hafen liegt. Eine lange Treppe führt uns hinauf. Wir treten in einen freien Raum, woran die Zimmer umher liegen. Der Wirth ist ein Franzose und die französische Sprache unsre Unterhaltungssprache. Es gefiel mir dies erste Mal sehr wohl darin, besser als da ich zum zweiten Mal nach Beirut kam. Unter Führung eines Hausbedienten gehen wir, die Stadt zu besehen. Man merkt es überall an dem Verkehr und Leben, daß man in einer bedeutenden Stadt sich befindet. Die Straßen sind zwar theilweis noch enge und unregelmäßig. Wir gingen durch eine solche in die Bazars, die sich in der Mitte der Stadt ziemlich weit ausdehnen. Es steht da eine Menge Buden und eine Menge allerlei Waaren ist dort aufgestapelt. Dazwischen wogt es auf und ab von Leuten aus allerlei Volk. Man hört allerlei Sprachen, besonders italienisch, französisch und arabisch. Es giebt auch eine kleine Zahl Deutscher und Schweizer hier. Aus den Bazars gingen wir dann der Kaserne vorbei über einen großen freien Platz zum Thor hinaus. Der Weg läuft zwischen hohen Kaktushecken dahin und ist schwer sandig. An beiden Seiten sind große Gärten, großentheils mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Der Seidenbau wird hier nämlich sehr stark betrieben. Wir gehen fort bis zu einem Punkte, wo die Straße sich theilt. Der eine Weg geht links gen Osten über den Libanon nach Damaskus,

der andre rechts nach Jerusalem. Da steht ein kleines schlechtes Haus am Wege, wo man Kaffee zur Erquickung bekommen kann. Wir steigen auf die Terrasse des Hauses, setzen uns dort auf kleine Stühle, rauchen Cigarren und Narghile und sehen hinaus auf das wunderschöne Gemälde vor unsern Augen. Links von uns zeigen die Gartenhäuser auf der Höhe die Stätte von Beirut an; es ist selber verborgen. Rechts von uns dehnen sich ebenfalls Gärten aus mit Kaktushecken. Aber vor uns weit ausgestreckt liegt in einer wunderschönen Farbenmischung der Libanon. Es ist doch ein großartiges Gebirge. An seinem Abhang zerstreut die Dörfer und Klöster, die freundlich aus der grünen Umgebung hervorblicken. So steht die Gegend vor uns, angethan mit schönem Schmuck in fester Ruhe. Aber unmittelbar vor uns auf dem Wege, der mit seinem röthlichen Sande sich dahinzieht, da lebt es und bewegt es sich in den verschiedensten Gestalten. Fußgänger arbeiten sich mühsam in diesem Sande fort. Pferdetransporte mit orientalischer Begleitung ziehen vorüber. Esel mit Reitern wandern dahin. Ein Zug Maulthiere mit Waaren und Führern kömmt von Damaskus. Ein außerordentlich lieblicher Punkt, den wir einnehmen. Wir weilten ziemlich lange da und ich nahm ein Bild davon mit, das mir noch jetzt mit seinem Zauber oftmals vor das innere Auge tritt.

Auf einem Fußweg durch Kaktushecken ging es zur Stadt zurück. Die Russen gingen zum russischen Consulat, wir andern zu unsrer Locanda. Der Regen, der sich einstellte, trieb uns nach Hause. Während desselben ging ich mit dem Hausbedienten, das dänische Consulat aufzusuchen. Es war mir der Name Picciotto als der des Consuls bezeichnet worden. Ich kam denn auch in sein Haus. Er empfing mich liegend auf seinem Teppich. Ich erfuhr denn bald, daß er nicht mehr Consul sei und er sandte einen Knaben mit mir, mir den Weg zum jetzigen Consulat zu zeigen. Ich kam in eine Handlungsbude. Eine der dort befindlichen Personen stellte sich mir als die gesuchte dar. Von ihm konnte ich aber nicht viel über Beirut und das Morgenland erfahren. Er visirte nur meinen Paß, setzte den Consulatsstempel darunter und ließ sich ungeachtet meiner Abneigung fünf Franks dafür bezahlen, die einzige Ausgabe, die ich außer der für den türkischen Paß jemals in Paßangelegenheiten gehabt habe. Ich bemühte mich darauf noch, die amerikanischen Missionäre aufzusuchen, die in Beirut wohnen. Aber die wohnten weit hinaus und das schlechte Wetter hielt mich ab, dahin zu kommen, Eben so vergeblich fragte und suchte ich damals nach der Wohnung des

deutsch-evangelischen Predigers, darin ich später so bekannt werden sollte. Ich gab es für diesmal auf in der Aussicht, bei meiner Rückkehr jedenfalls wieder Beirut besuchen zu müssen, wie es auch geschah. Wir blieben die Nacht in Beirut, nachdem wir noch einen vergeblichen Versuch gemacht, ans Schiff zu kommen. Am andern Tage gingen wir an Bord, erfuhren aber auch sogleich, daß wir erst Abends 8 Uhr weiter segeln würden. Es wimmelt schon an Bord von Passagieren, die hinzugekommen sind, nach Jaffa zu gehen. Eine Zahl ist in Beirut ausgestiegen; aber eine größere Zahl ist dafür eingestiegen. So gedrängt und bunt, wie es jetzt oben aussieht, habe ich es noch nicht gesehen. Wir gehen in unsre Kajüte. Die ist jetzt überfüllt. Gut, daß wir unsre Plätze und Betten haben. Die Leute, die für ein Bett bezahlt haben, bekommen keins. Einige, heißt es, sind aus Noth auf den ersten Platz versetzt. Und noch immer kommen Böte mit Waaren und Leuten. Unser Kellnerideal will zuweilen aus der Haut fahren über all die Leute, die mit ihren Fahrbillets ihm zugeschickt werden und denen er keinen Platz mehr geben kann. Er ist aber gleich wieder gut und weiß es am Ende alles, so gut es denn geht, zurecht zu bringen. Ein Bruder Franciskaner ist auch bei uns. Der Kellner behandelt ihn wie ein Sohn seinen Vater. Wir gehen wieder auf das Verdeck, zu sehen, ob es nicht droben angenehmer ist. Aber der Anblick des Libanon ist jetzt nicht so freundlich. Es ist kalt und unangenehm oben. Die See wogt heftig. Ich kehre bald wieder durch das Gewühl oben in das Gewühl unten zurück. Um 8 Uhr werden die Anker aufgewunden. Das Schiff setzt sich in Bewegung. Ich liege noch lange wachend in dem engen Raum des Bettes und denke daran, daß ich morgen den Boden des heiligen Landes betreten soll. Fern von der Heimath nun, sehr ferne, viele hundert Meilen. Ein großes Meer und eine große Ländermasse dazwischen. Aber nahe nun dem Ziel meines Verlangens, nun bald auf heiligem Boden, nun werden meine Augen dich bald schauen, Jerusalem. Heilige Freude wallt durch die Seele.

Ein Sonntag auf dem Meer.

Hinfahrt am Gestade des heiligen Landes. — Ein Sonntagswort. — Die vier Theile des Sonntagsworts. — Ankunft in Jaffa.

Es ist Sonntag und zwar der Sonntag Judika, an dem ich am Gestade des heiligen Landes nach Jaffa hinunterfahre. Der Tag hat

seinen Namen von dem Anfang des Psalm 43, in welchem auch das Wort vorkömmt: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiden und bringen zu deinem heiligen Berge und zu deiner Wohnung, daß ich hineingehe zum Altar Gottes, zu dem Gott, der meine Freude und Wonne ist und dir danke auf der Harfe, mein Gott." Ein Wort, das ich nicht ohne Bewegung an diesem Tage vor meine Seele stellen konnte. Es ist Sonntag, der Tag des Herrn. Es sieht freilich, indem ich hinaustrete in der Frühe des Morgens, nicht eben sonntäglich auf dem Schiffe aus. Es sieht da aus und bleibt da aussehen, wie an den andern Tagen. Die Schiffsmannschaft ist in ihren gewöhnlichen Kleidern; alles geht seinen alltäglichen Gang. Und doch ist es Sonntag und ich habe an diesem Sonntag Sonntagsluft vernommen und Sonntagsstimmung in mir gefühlt. Wir ruhen ja alle, die wir das Schiff zu unsrer Wohnung haben und auf demselben durch die Wogen dahinfahren, ein Abbild jener großen wandernden Wohnstätte, die uns durch den Weltenraum trägt. Wir ruhen und fahren ruhend dahin am Gestade des heiligen Landes und schauen hinaus auf das heilige Gestade. Das ist unser Sonntagswerk heute in unsrer Sonntagsruhe. Und was ist das Sonntagswerk und die Sonntagsfeier, wo sie gehalten wird an heiligen Stätten, anders denn ein Dahinfahren am Gestade eines heiligen Landes und ein Hinschauen auf heilige Stätten. Es sind freilich andre heilige Stätten und Ufer, denn denen wir jetzt vorüberkamen. Es sind die heiligen Stätten der Gnade Gottes und unsrer Erlösung, es sind die Ufer der Ewigkeit, des heiligen Landes jenseit der Wolken, denen wir nahe vorüber kommen an den Tagen des Herrn, und wir richten Auge und Herz dahin, fern von der Welt und ihrem lauten Geräusch. Es ist Sonntag, und freilich ertönt kein Gesang zur Ehre Gottes durch die Räume unsers Wohnens, und kein Gottesdienst wird gehalten in gewohnter Weise und kein Wort der Predigt wird laut von Menschenmunde. Und doch ist es Sonntag und ich vernehme Sonntagsklänge um mich her. Die Wogen des Meeres, die am Gestade des heiligen Bodens rauschend sich brechen, sind mir wie ein heilig Sonntaglied. Und die Küste vor mir, sie liegt so stumm und so still. Sie scheint so wenig zu sagen und zu verkünden. Sie in ihrer ganzen Länge ist mir ein lautes Sonntagswort. Und die einzelnen Orte, die mein Auge schaut, sind mir die Theile einer Predigt, die ich heute vernehme. Mit ernsten Klängen beginnt es heute. Wir sind der Stätte des alten Tyrus schon vorüber; doch ist sie noch aus der Ferne zu sehen. Unser Pilot zeigt sie mir. Da

liegt die Stätte, wo einst die Königin des Meeres lag, da die Kaufleute wie Könige waren und ihre Schiffe in weite Fernen aussandten. Sie ist verschwunden in ihrer Größe und Herrlichkeit. Traurige Ueberreste bezeichnen nur noch ihre Stätte. Das ist ein ernstes Wort von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe, das von diesen Ueberbleibseln den vorüberziehenden Wandrern gehalten wird. Was redet lauter und eindringlicher von der Eitelkeit des irdischen und weltlichen Wesens? Tyrus ist vor dem Auge endlich verschwunden. Ein mächtiges Vorgebirge taucht in der Ferne majestätisch vor dem Auge auf. Es kömmt näher und näher. Links am Gestade liegt Akka, das alte Ptolemaus. Von ihm dehnt sich eine halbmondförmige Meeresbucht bis zu jenem Vorgebirge hin. Nachdem wir in Haifa eine Weile gehalten, kommen wir dem Vorgebirge ganz nahe und gewaltig thürmt es sich vor uns auf, indem wir es umschiffen. Es ist der Karmel, den wir vor uns haben. Ein schönes Kloster blickt von oben auf uns hernieder. Der Karmel! Was hat der Name uns doch zu verkünden! Er stellt einen Mann der Vorzeit vor das geistige Auge, einen Mann mit gar ernsten Zügen. Es ist Elias, der Prophet Gottes. Man sieht ihn, wie er das Volk Israel an dem Karmel versammelt hat sammt den Priestern des Baal. Man hört ihn, wie er zum Volke redet: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach! Ist aber Baal Gott, so wandelt ihm nach.“ Das Volk antwortet nichts im Gefühl seiner Schuld. Und Elias treibt die Priester des Baal ein Opfer zu bringen ihrem Gott. Sie bringen es und rufen ihren Götzen vergeblich an, daß er sich in seiner Macht kund thue. Da ruft der ernste Prophet des wahren Gottes seinen Herrn an über seinem Opfer, daß er dem Volke sich bezeuge, daß er der rechte Herr sei. Und Feuer kömmt vom Himmel und das Volk muß niederfallen und bekennen: „Der Herr ist Gott.“ Aber die falschen Propheten werden geschlachtet und ihr Blut mischt sich mit dem Wasser des Kison. Es ist ein ernstes, unendlich ernstes Wort von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, ein ernstes Wort wider die Sünden gegen den Herrn der Welt, das von des Karmels Höhe zu dem Wandrer auf der See herniedertönt. Wir fahren um das Vorgebirge herum und am Gestade entlang. Lange blickt der Karmel uns nach, ein ernstes Eliasangesicht mit seiner gewaltigen Mahnung. Er erbleicht endlich in blauer Ferne. Große Ruinen am Ufer haben unser Auge auf sich gezogen. Verfallene Mauern von 30 Fuß Höhe mit daneben liegenden Säulen und Steinbergen blicken uns an und verkünden,

daß hier einst etwas Besseres gestanden. Was haben diese Ruinen denn heute zu sagen? Es sind die Ruinen des alten Cäsarea, die haben Manches zu sagen. Der Ernst des alten Testaments hat uns lange vom Karmel aus nachgeblickt. Cäsarea verkündet uns die Freundlichkeit des neuen Bundes. Es ist die Stätte ja, wo einst der römische Hauptmann Cornelius wohnte, ein gottesfürchtiger Mann mit seinem ganzen Hause. Auf das Gebot Gottes sendet er nach Joppe zum Petrus. Der kömmt zu ihm und hält hier seine Predigt, die Predigt des neuen Testaments von Christo Jesu, dem Richter der Welt, aber dem auch, durch den Alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünde empfangen. Und nach dem Wort kömmt der Geist Gottes über die Hörer, den Hauptmann und die Seinen. Er wird getauft und die Gnade des neuen Bundes, die in Christo erschienen ist, wird sein Theil. Predigt der Karmel den Ernst der Sünde und des Gerichtes, hier von Cäsarea tönt ein Wort von der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, der seinen Sohn in die Welt gesandt hat, um Erlösung zu bringen. Welch ein lieblich Sonntagwort von diesen Ruinen. Ich mußte sie lange ansehen und ihre Rede anhören, so lange, als sie dem Auge sichtbar waren. Es ist drei Uhr geworden. Da taucht in der Ferne ein hoher Punkt auf. Wir kommen näher, ganz nahe. Der hohe Punkt hat sich in eine kegelförmige Höhe gewandelt. Die Höhe ist mit platten weißen Häusern besetzt, aus denen einzelne Moscheen mit ihren Kuppeln und Minareten aufsteigen. Palmen, diese Bäume des Morgenlandes, erheben hie und da ihre federgestalteten Zweige und grüne Gärten schließen sich an die Häuser. So liegt eine Stadt vor uns. Es ist Jaffa, einst Japho und Joppe; das ist Schönheit. Sie verdient den Namen noch heute. Die Stadt hat Viel zu sagen. Die Sage der Griechen läßt hier Andromeda an diese Anhöhe angeschmiedet sein, um einem schauerlichen Ungeheuer zur Beute zu werden. Da kam Perseus, erzählt man, auf seinem Flügelrosse herbei, tödtete das Ungeheuer und befreite die Andromeda. Es ist eine Sage der Griechen, darin dieses Heidenvolk seine Ahnung von einem kommenden Erretter der Menschheit von dem Rachen des Todes ausgesprochen hat. Wunderbar mit dieser Ahnung, und daß sie sich an diesen Boden, an den Boden des heiligen Landes mit ihren Träumen angelegt hat. Das Sagengebilde weicht der Geschichte, die hier in Jaffa geschehen ist. Hier hat sich einst der Prophet Jona eingeschifft, um dem Ruf des Herrn zu entfliehen. Aber dem Herrn kann man nicht entfliehen. Hier hat einst der Apostel Petrus in einem

Hause Simon des Gerbers am Meere lange gewohnt; hier hat er die Tabea vom Tode auferweckt. Das Bild des großen Apostels tritt von dieser Stadt her lebensgroß vor das innere Auge und im Glauben an den Herrn kann man große Thaten thun, das Wort ertönt mit ergreifenden Klängen in die Seele. Das Wort des heutigen Sonntags ist zu Ende. Die Anker rasseln hernieder. Wir liegen vor Jaffa stille. Und doch das Sonntagswort erhebt sich noch einmal: „Nun bist du da; nun wirst du in kurzer Weile deinen Fuß auf den heiligen Boden setzen, und eine kurze Strecke nur, dann ziehst du ein in die Friedensstadt.“ So klingt es zu mir her, und das Herz ist tief bewegt. Es ist des Sonntags Schluß und Höhe.

Es gilt nun, ans Land zu kommen. Der Hafen oder vielmehr die Rhede von Jaffa ist sehr seicht und voller Klippen. Es soll die Brandung zuweilen dort so stark gehen, daß es lebensgefährlich ist, da hindurch zu fahren. Es war ziemlich ruhig; die Brandung war nicht stark. Eine große Zahl von Passagieren verließ das Schiff. Ich stieg mit dem Katholiken vom Schwarzwald, Herrn Siedle, in ein großes mit mehreren Bootführern bemanntes Boot. Wir kamen glücklich durch alle Klippen hindurch, wurden die Treppe hinaufgezogen und wandern zu dem nahen lateinischen Kloster.

Der Abend ist heraufgezogen, es ist Sonntagabend. Der Boden des heiligen Landes hat mich aufgenommen. Der Herr Gott ist so weit mit mir gewesen und hat mich an seiner Hand durch alle Gefahren glücklich hindurchgeführt. Wie konnte ich anders denn ihm aus der Seele danken für seine treue Führung und ihm mich weiter, seiner treuen Vatersorge meine weitere Pilgerfahrt anbefehlen.

Zweiter Theil.

Wanderungen im heiligen Lande.

Erster Abschnitt.

Hinauf nach Jerusalem.

Jaffa.

Geschichte der Stadt. — Lateinisches Kloster. — Zwei große Geschenke. — Aufbruch. — Leiden eines Reiters. — Gärten von Jaffa.

Die Stadt Jaffa ist eine uralte Stadt, die schon vor der Sündfluth gebaut gewesen sein soll; andere aber doch erst dem Japhet, dem Sohne Noah's, zuschreiben. Wie dem auch sein mag, alt ist sie und hat in ihrem langen Leben manchen Sturm erlebt. Sie hat verschiedenen Herren gedient, ist oft gründlich zerstört worden; aber immer wieder da gewesen. In alten Zeiten hatten die Phönizier sie lange inne. Hier ward das Holz gelandet, das der König Hiram von Tyrus dem Salomo zum Tempelbau sandte, hier auch das Holz zum zweiten Tempelbau. Die Makkabäer nahmen Jaffa den Syrern. Durch Pompejus kam es in die Hände der Römer, ward aber durch Cäsar den Makkabäern zurückgegeben. In dem Kriege der Juden mit den Römern ward es ganz zerstört und 8000 seiner Einwohner kamen dabei um. Der römische Feldherr Vespasian schleifte es und baute dort ein Castell. Die Stadt ward später ein christlicher Bischofssitz, bis die Araber sie im 7. Jahrhundert eroberten. Die Kreuzfahrer befestigten sie und erhoben sie zu einer Grafschaft. In ihren Händen blieb sie, bis der Sultan Saladin von Egypten sie eroberte. In neuster Zeit hat Napoleon sie noch einmal erobert. Durch Alles hindurchgegangen steht sie jetzt unter dem Pascha von Jerusalem, der sie durch einen Mutesellim (Gouverneur) regieren läßt. Von ihren 5000 Einwohner sind 4000 Muhamedaner, 600 Christen und 400 Juden. Die Muhamedaner haben hier fünf Moscheen; die Christen drei Klöster, ein lateinisches, griechisches und armenisches; die Juden eine Synagoge. Es findet sich hier auch eine kleine evangelische Gemeinde.

Jaffa ist in seinem Innern freilich allen orientalischen Städten gleich, hat aber eine schöne Lage und ist mit einer Mauer umgeben, die von zwei Thoren durchbrochen ist. Es ist bemerkens-

125 Piastern bekam er 55 in Jaffa ausbezahlt; die andern
lten in Jerusalem an den Mukary (Pferdetreiber), den er
nitgab, bezahlt werden. Wir aßen nun noch Mittag im
, bezahlten jeder für Bewirthung ungefähr 20 Piaster
P) und stiegen zu Pferde, um hinauf nach Jerusalem zu
Ein junger Mann aus Jaffa eröffnete den Zug mit un=
sel, darauf unsre Sachen geladen waren. Solche Bepackung
t man meisterhaft im Orient. Dem Führer folgte ich hoch
ß, was mir freilich sehr ungewohnt vorkam. Unser eigent=
Mukary nahm gegen das Versprechen eines Bakschiesch's
enks) den Zügel meines Pferdes und zog es. Mir nach
Herr Siedle vom Schwarzwald, auch kein großer Reiters=
doch mehr als ich. Die Steigbügel, orientalische mit einer
ferner Schuhe für die Füße, waren in orientalischer Weise,
ch man auf dem Pferde mehr sitzt, als steht, zu kurz, so
an mit krummen Knieen auf dem Pferde saß. Der Zügel
ehr schlecht und auch zu kurz. Wir wollten alles anders
; aber es ward uns gesagt, es sei nicht anders hier und
nicht anders werden. Wir mußten also vorwärts. Durch
chmutzige Straßen ging es über die Bazars, die nicht sehr
end sind, zum Thor hinaus. Ich hatte schon in der Stadt
die schlechten Straßen und ihr Gedränge hindurch Furcht
, auf dem Pferde zu sitzen. Hier draußen aber vor dem
umgeben von allerlei wundersam gekleideten Leuten mit
Thieren und Geräthschaften, noch viel mehr. Der Mukary
ler mein Pferd los und übergab mir selbst die Zügel. Ich
aber wohl zu sehr zurückhalten, genug, statt vorwärts zu
machte mein Pferd eine rückgängige Bewegung, und da
o natürlich nicht weiß, wohin man kömmt, drohte es, auf
liegende Leute und Thiere zu stoßen und Unheil anzurichten.
zu rechter Zeit war der Treiber bei mir, brachte das Pferd
ewalt wieder vorwärts, nahm den Zügel wieder in seine
und führte vorwärts. Es ging durch die wunderschönen Gär=
n Jaffa. Das ist eine wahre Pracht. Da sind die über
aß hohen Kaktushecken; sie stehen, grüne lebendige Wände,
n Seiten unsers Weges. Hinter diesen Wänden stehet die
e Orangenbäume mit ihrem schönen Grün und ihren goldnen
en. Es ist gar lieblich, in diese Pracht und Fruchtbarkeit
zuschauen. Es soll da Gärten geben, die ein Paar Tausend
bäume umfassen. Jaffa versorgt aber auch weithin das
Land mit diesen seinen besonders großen und schönen
ten. Endlich kamen wir aus diesen Gärten, zwischen denen

es sehr warm war, zu reiten, heraus und vor uns lag eine weite Ebne. Es war die Ebne Saron.

Die Ebne Saron.

Lage und Charakter der Ebne. — Dörfer. — Ramleh. — Das lateinische Kloster. — Fortschritt im Reiten. — Thal Ajalon. — Mönchssage.

Der Weg von Jaffa nach Jerusalem theilt sich in zwei Abschnitte. Der erste ist die Ebne Saron, die sich von Jaffa an über Ramleh ungefähr 5 gute Stunden weit in sanfter Erhebung nach Osten zu ausdehnt und dort durch Vorberge an das Gebirge Juda anlehnt. Diese Linie gegen Osten bezeichnet ungefähr die südliche Grenze der Ebne. Von hier erstreckt sie sich in Gestalt eines spitz zulaufenden Dreiecks bis zum Karmel hinauf in einer Höhe von etwa 10 deutschen Meilen. Im Süden an ihre Grundlinie schließt sich die Ebne Sephela, die Wohnstätte der alten Philister. Diese Sephela hat gegen das Mittelmeer eine felsige, eine Meile breite Vorlage. In der heiligen Schrift wird mit dem Namen Saron nur die flache Ebne hinter Jaffa gemeint. Später ist dieser Name weiter ausgedehnt worden. Die Ebne ist im Norden mehr dürr; im Süden aber noch schön und fruchtbar. Einst war sie sehr lieblich. Der Prophet Jesaias erwähnt neben dem Schmucke Karmels auch den Schmuck Sarons und das Hohelied läßt seine Sulamith singen: „Ich bin eine Blume (eine Lilie) zu Saron." Wenn auch nicht mehr so lieblich, wie einst, sie ist doch noch gar freundlich, und es ist eine Lust, durch sie hindurchzupilgern. Als wir sie durchritten, lag sie vor uns im schönen grünen Schmuck. Viele Blumen, Rosen, Anemonen und andere, waren schon abgeblüht. Nur die Lilie blickte hie und da mit ihrer weißen Blüthe freundlich zu uns auf. Weite Gras- und Gerstenfelder dehnten sich abwechselnd vor uns aus. Hie und da stehen einzelne Bäume im grünen Schmuck. Dreiviertel Stunden von Jaffa trafen wir einen Brunnen, wo sich Wandrer mit Pferden und Eseln gelagert hatten. Die erste von den vielen Quellen des heiligen Landes, die uns Wandrer erquickt haben. Linker Hand von unsrer Straße lag ein Ort Jazur mit kümmerlichen Wohnungen. Es ist das im Buche Josua als kananitische Königsstadt aufgeführte Gaser. Weiterhin lag ein anderes Dorf, Beit Dedschan, das alte Beth Dagon des Buches Josua. Die Wohnungen der Menschen in diesen Dörfern gewähren einen

s betrübenden Anblick. Es sind nichts als elende Stein-
, die mit Lehm und Dornen überdeckt sind. Zum Theil
s nur Erdhöhlen. Wie lieblich könnte diese Ebne werden,
ein thätiges Volk in einem geordneten Zustande hier lebte,
er Boden ordentlich bebaut und mit ordentlichen Dörfern
würde. Die Zahl der Dörfer und Bewohner könnte unend-
el größer sein. Wir zogen langsam unsres Weges. Es
in der Ferne ein Thurm vor uns auf. Er deutet uns das
nserer heutigen Tagereise an. Es ist der Thurm bei Ram-
Wir haben drei und eine halbe Stunde von Jaffa zurück-
da sind wir Ramleh nahe, und ziehen ein. Vor dem
chen Kloster steigen wir ab und werden dort wohl auf-
nen. Unsre beiden arabischen Begleiter wollen hier schon,
in der Stadt ihre Unterkunft suchen, Geld von uns haben.
ertrösten sie aber auf Jerusalem.
)as jetzige Ramleh, „die Sandige", liegt in einer geringen
n Erhöhung der Ebne Saron. Es ist weder das alte
in Benjamin, schwerlich auch das Ramathaim Zophim,
muel geboren und wohnhaft war. Wohl aber ist es das
mentliche Arimathia, die Vaterstadt des Joseph, die Luc.
) die Stadt der Juden genannt wird. Sie gehörte früher
naria, ward aber zur Zeit der Makkabäer zu Judäa ge-
t. Ramleh ward am Ende des 11. Jahrhunderts nach
von den Kreuzfahrern eingenommen und mit Lydda zu-
t zu einem Bisthum gemacht. Später war es bald in den
t der Saracenen, bald der Christen, bis jene es für immer
einnahmen. Der Ort hat jetzt mehrere muhamedanische
en und christliche Klöster. Unter seinen 3000 Einwohnern
ngefähr 1000 Christen, zum größtentheil Griechen, zum
ren Theil Katholiken und Armenier. Die Stadt ist übrigens
verfallen und hat nur einige Bedeutung dadurch, daß
e große Karawanenstraße von Egypten nach Damaskus
ht, und daß sie andrerseits die Station ist, wo die Pilger
erusalem übernachten. Der Weg nach Jerusalem wird so
freilich sehr ungleiche Tagereisen getheilt. Von Jaffa hier-
d drei gute Stunden; aber von hier nach Jerusalem sind
roße Stunden. Doch kann man nirgends sonst unterwegs
terkommen. Eine gute Viertelstunde von der Stadt steht der
Fuß hohe Thurm, der wol aus dem 14. Jahrhundert
und eine weite Aussicht gewährt. Von ihm aus ziehen
ige recht schöne Obstgärten mit Kaktushecken um die Stadt
as lateinische Kloster, in dem wir Aufnahme gefunden hatten,

ist nicht so groß als das von Jaffa, auch nur von ein Paar Franciskaner bewohnt. Es macht von Außen den Eindruck einer kleinen Festung und hat in seinem Innern einen kleinen viereckigen freien Raum mit ein Paar Bäumen besetzt, daran unten und oben die einzelnen Klosterräume umher liegen. Die Mönche halten Ramleh nicht bloß für die Vaterstadt Josephs von Arimathia, sondern auch für die Wohnstätte des Nicodemus. Das N. T. erwähnt nichts davon, aber weil die beiden Männer einmal zusammen vorkommen im N. T., hat die Mönchssage ihnen eine Vaterstadt gegeben. Ja, und sie will sogar bestimmt wissen, daß das Kloster an der Stelle stehe, wo einst Nicodemus sein Haus gehabt und er mit eigner Hand ein Crucifix geschnitzt habe. Wie es damit sich nun auch verhalten mag, worüber wir nichts wissen, das Beste war, daß wir beiden Pilgersleute von den Mönchen ein kleines gemüthliches Zimmer mit zwei Betten bekamen und im Speisesaal eine einfache, aber wohlschmeckende Abendkost genossen. Wir unterhielten uns dabei sowohl mit dem dienenden Franciskaner, wie mit einem Franzosen, der die Nacht dort zubrachte, recht angenehm, ließen uns am Abend noch allerlei Lebensmittel für unsre morgende Reise besorgen und gingen dann zu Bette. Morgen Abend, so Gott will, wird mein Haupt in Jerusalem ruhen. Die Stadt nun so nahe, nach der man sich lange gesehnt. Der Gedanke bewegte die Seele.

Der Dienstag Morgen, es war der 23. März, traf uns schon früh auf den Beinen. Es war noch große Stille im Kloster. Nur der dienende Franciskaner war zu sehen und bereitete unser Morgenbrot. Während wir es verzehrten, kamen unsre Pferde, und nachdem wir uns in gewöhnlicher Weise mit 20 Piastern verabschiedet, stiegen wir auf. Ich war freilich etwas angegriffen von dem gestrigen Ritt, hatte aber viel mehr Muth, als gestern in Jaffa. Der Mukary wollte aufs Neue für ein Bakschiesch das Pferd führen. Ich nahm aber nun selbst den Zügel und die Leitung in die Hand. Er blieb nun zurück in Ramleh und an seiner Statt zog ein Knabe mit von 15 bis 16 Jahren. Ich war also zum selbstständigen Reitersmann avancirt und zog so mit meinem Genossen und unsern Begleitern den Griechen vorüber, die vor dem griechischen Kloster zu Pferde steigen wollten, um auch nach Jerusalem zu ziehen. Sie waren gestern nach uns in Ramleh angekommen. Es geht noch eine Weile zwischen Gerstenfeldern fort. Dann kommen schon Höhenzüge, die uns andeuten, daß die Ebene ins Gebirge übergeht. Wir sehn es auch schon in nicht weiter Ferne. Wir kommen an ein schönes, breites Thal, das unsern

Weg kreuzt. Es kömmt von Nordosten von Bethhoron her und gehet gegen Südwesten in die Philisterebne hinein. Es führt den Namen Merdsch Ibn Omeir, die Wiese der Kinder Omeir. Nicht weit von diesem Thal liegt gegen Südosten ein kleines Dorf mit Namen Jalo. Jenes Thal ist darnach wol das aus Josua's Zeit berühmte Thal Ajalon, darüber Josua im Kampf mit den Kananitern die Worte sprach: Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond im Thale Ajalon. Vor dem Dorfe el Kubab vorüber kommen wir nach Latrun. Beide sind traurige Dörfer, wie die, die wir vor Ramleh gesehen. Latrun ist nach der Sage der Mönche der Geburtsort des begnadigten Schächers, von dem sie zu erzählen weiß, daß er Disma geheißen und die heilige Familie schon auf der Flucht nach Egypten habe berauben wollen, sei aber durch ihren Anblick bewegt von seinem Vorhaben abgestanden. Mit Latrun sind wir in das Gebirge Juda eingetreten. Die Ebne Saron liegt hinter uns.

Das Gebirge Juda.

Erstreckung des Gebirges. — Großer Pilgerzug. — Beschwerlicher Weg. — Kiriath el Enab. — Hohe Erwartung. — Anblick von Jerusalem.

An die Ebne Saron lehnt sich durch Hügelreihen vorbereitet in der Gegend von Latrun das Gebirge Juda, ein rauhes Kalksteingebirge. Es erstreckt sich noch ungefähr 6 Stunden bis nach Jerusalem und geht nicht völlig soweit darüberhinaus gegen Osten, bis es in die Jordanebne steil abfällt. Gegen Norden schließt es sich an das Gebirge Ephraim; wie unser Weg längs der südlichen Grenze der Ebne Saron gegangen war, so ging er nun ungefähr längs der nördlichen Grenze des Gebirges Juda. Von hier aus erstreckt es sich in weiter Ausdehnung gegen Süden und fällt ziemlich steil gegen die südliche Wüste ab. Es ist in seinem Innern eine Zusammenfügung von hohen Bergen, hohen Ebnen und tiefen Thälern. Als wir in das Gebirge eintraten, war unser Zug ein großer geworden. Unsre Russen waren mit einer ganzen Schaar von Pilgern, die in Ramleh gerastet hatte, nachgekommen. Auch der Franzose aus dem Kloster auf seinem muthigen Rosse holte uns ein. Dagegen hatten wir wieder eine Zahl von Pilgern eingeholt, die vor uns aufgebrochen waren. Ein großer, langer, bunter Zug jetzt nun wir alle zusammen sind. Pferde, Esel und Maulesel durch einander. Männer, Frauen und Kinder auf den Thieren oder zu Fuß. Griechen, Lateiner, Armenier in buntem

Gewirre. Ich vielleicht der einzige Evangelische im Zuge. Bekannte vom Dampfschiff sind darunter. Die Armenier aus der zweiten Kajüte der Germania erkennen uns wieder und wir sie. Die Frauen sind verschleiert und unverschleiert. Da sitzt eine Frau auf einem Art Damensattel, und der Mann führt das Thier am Zügel. Da sind über dem Pferde zwei Handhaben angebracht, daran große Körbe hangen. In den Körben auf beiden Seiten sitzen Frauen und Kinder. Dort reitet eine Frau mit ihrem Kindlein im Arm auf einem Esel; der Mann geht daneben. Maulesel, Pferde und Esel gehen dazwischen mit allerlei großem und kleinem Gepäck beladen und stoßen bald rechts, bald links an. Wahrlich man muß seine Augen auf allen Seiten haben, um unverletzt durchzukommen. Dabei ist der Weg steinigt und uneben und wird es von Zeit zu Zeit immer mehr. Oft ein wahrhaft schauerlicher Weg. Man begreift zuweilen nicht, daß die Pferde unter diesen Felsen nicht stürzen. An jedem Schritt hängt Verderben. Man möchte sich oft umsehen, ob nicht hie und da ein Unglück passirt in der Zahl. Aber die Thiere gehen wunderbar sicher über die furchtbare Straße an Bergen und Tiefen entlang und über die Berge hinüber durch die Steinmassen hindurch. Man will sie leiten hierhin oder dorthin, wo es besser scheint. Aber sie wissen selbst das Beste auszusuchen und man thut am Besten, sie ruhig gehen zu lassen. Scheint es oft, als ob sie unter dem Reiter stürzen wollen, sie stehn gleich wieder aufrecht und wandern unverdrossen vorwärts. „Das ist die Pilgerstraße nach Jerusalem", ruft mir eine der beiden Russen mir zu an einer Stelle, wo es besonders uneben und unsicher ist. Ja wohl das ist die Pilgerstraße nach Jerusalem, sie ist voll Steine des Anstoßens, voll Ungemach und Gefahren, wie kaum eine Straße in Europa. Nach Jerusalem hin muß man sich anders durch Mühen hindurcharbeiten, als in Europa nach seinen großen Hauptstädten. Aber es ist auch nach einer Stadt, wie keine mehr da ist, nach Jerusalem, der Friedensstätte. Der Weg zur Friedensstätte in der Welt ist schwer. Nach Jerusalem, wunderbar, wie der Gedanke über alles Ungemach hinaushebt. Ja, wenn ich daran denke und sehe unsern ganzen Zug zusammengesetzt aus verschiedenen Völkern, alle mit demselben Verlangen nach der heiligen Stadt im Herzen, alle Mühen ertragend um ihretwillen, selbst Frauen und Kinder, so fühle ich mich besonders bewegt und alle Beschwerden schwinden zurück. So geht es durch das Gebirge aufwärts. Zuweilen begegnen uns Pferdetreiber mit einem Zug von Pferden und Eseln, die Pilger nach Jerusalem gebracht haben und zurückkehren. Es kömmt auch wol-

in Zug Kamele mit Waaren, der unsern engen Weg stört. Wir sind chon weit hineingekommen in das Thal el Ali, das Thal des Hinaufsteigens. Wir haben neben den schauerlichen Felsen die schmaen grünen Fluren, die sich hie und da finden, angesehn und den Schmuck der Blumen bewundert. Wir haben in diesem Thal an iner lieblichen Stätte auch eine halbe Stunde Rast gehalten und an nsern mitgenommenen Lebensmitteln uns erquickt. Es geht das Gebirge hinauf. Wir haben von oben eine weite, wunderschöne Aussicht auf die Schlucht, die wir durchpilgert sind, und auf die Ebne is zum Meer. Ein Gemälde, wie es selten mein Auge geschaut at. Es geht bergab wieder. Der Weg ist mir doch zu steil. Ich eige vom Pferde und ziehe es mir nach. Ein großes Dorf liegt eben uns, das gar reizend sich am Abhang hinunterzieht. Es t Kiriath el Enab, die Stadt der Weintrauben, das alte Kiriath earim, die Stadt der Wälder. Dahin holten die Einwohner einst ie Bundeslade von Bethsemes, nachdem sie von den Philistern iedergebracht war, und dort blieb sie eine geraume Zeit, bis der önig David sie abholte. Das Dorf liegt wunderschön mit seinen eißen Häusern und einer Moschee. Schöne Oelbaumpflanzungen ehen sich um dasselbe hin. Tief unten liegen die Ruinen einer lten Kirche aus den Zeiten der Kreuzzüge. Es heißt jetzt gewöhnch im Munde des Volkes Abu Gosch, weil es vor nicht vielen ahren der Aufenthaltsort des arabischen Schechs Abu Gosch war. r plünderte hier die Wandrer und führte von hier aus Krieg gen die Türken, wurde aber doch endlich überwältigt und unhädlich gemacht. Die Mönche haben aus diesem Orte das alte nathot gemacht, wo der Prophet Jeremias geboren war, und n deshalb in früheren Zeiten Sanct Jeremiä genannt. Aber s alte Anathot liegt im Nordosten von Jerusalem. Ebensowenig Kiriath el Enab das Emmaus des neuen Testaments. Neben esem Dorfe ging es zu Fuß hinab in das Thal. Bergauf stiegen ir wieder zu Pferde. Wir kommen nach einiger Zeit zum Dorf alonieh. Es liegt recht schön in einem Bergkessel mit den schönn Oliven- und Weinpflanzungen. Das Thal Beit Hanina geht er vorüber. Es ist von den Mönchen zu dem Eichgrunde oder erebinthenthal gemacht, wo David den größten Philister Goliath siegt. Aber der Grund liegt viel südlicher. Schön ist die Ausht gegen Osten auf das Dorf Lifta und gegen Norden auf eby Samwil, das alte Mizpa, wo Samuel das Volk richtete. Es hier alles auf das Schönste angebaut. Aber es wird noch einmal ders. Der Weg wird sehr öde und beschwerlich durch tiefe Thäler d über Höhen. Eine Unmasse von Steinen bedeckt ihn. Es

geht nur langsam vorwärts und kostet viel Mühe. Aber Jerusalem ist auch nahe; wir erwarten es jeden Augenblick mit unsern Augen zu schauen. Endlich geht es eine Höhe hinan; der Weg schlängelt sich hin und her. Es ist ein wundersamer Anblick rückwärts, die Höhe hinabzuschauen und den Pilgerzug sich hinaufziehen zu sehen von solchen, die alle nach Jerusalem wollen. Aber vorwärts! Oben wird man es schauen, da muß es kommen. Wir sind oben. Wohl! Es ragen Gebirge auf in der Ferne; wie eine große Mauer ziehen sie sich dahin; es sind die Gebirge weit weg jenseit des Jordan. Aber Jerusalem ist noch verborgen. Und weiter geht der Zug. Was taucht da für eine Höhe vor uns auf, mit einer Moschee auf ihrem Gipfel? Es ist der Oelberg. Nun muß Jerusalem bald kommen. Die Seele ist mächtig bewegt, in Erwartung, die heilige Stadt zu sehen. Noch eine Minute und noch eine. Sie wird uns lang. Da taucht es vor unserm Auge auf. Jerusalem! ruft unser griechischer Pilger uns zu, der vorangeritten. Wir rufen: Jerusalem! Jerusalem und el Kuds (die Heilige), so läuft es durch die Reihen der Pilger. Da liegt sie vor meinem Auge, die wundersame Stadt mit ihren Erinnerungen, so groß und herrlich, wie keine andere auf dem Erdenrund. Das ist die Stadt des großen Königs. Es ist Jehovahs heilige Stadt, die er mit seiner Gnade so reich gesegnet hat. Es ist die Stätte, dahin Abraham einst zog, um seinen Sohn zu opfern; da David und Solomo, Israels hochberühmte Könige, ihre Burgen hatten; da einst das Heiligthum Jehovahs stand, und das Volk des alten Testaments ihm seine Opfer brachte. Aber was ist das all dagegen, was hier zur Zeit des neuen Bundes geschehen. Es ist die Stätte, dahindurch unser Herr gewandelt ist in den Tagen seines Fleisches und hat hier sein heilig Wort verkündet; die Stätte, da einst das Kreuz aufgerichtet stand und der Herr vergoß sein Blut am Kreuz für die Sünde der Welt; da er im Grabe geruhet hat und ist vom Grabe wieder auferstanden. Und von den Tagen ist es des Christenthums heiliger Ort geworden und die Christenherzen pilgern im Geiste alljährlich zu diesen Stätten. Da liegt sie vor mir, die hochgebaute Stadt, die Stadt, bei deren Namen, wenn er genannt wird, das Herz höher schlägt in der Christenbrust; die Stadt, darauf so viel Sehnen sich richtet und Verlangen aus aller Welt. Da liegt sie vor mir im Strahl der Abendsonne. Und alles, was der Name Gewaltiges an sich hat, alles, was die Geschichte der Stadt Ergreifendes und Bewegendes in sich trägt, kömmt über mich mit ganzer Macht und Stärke. Ein unendliches Gefühl freudiger Rührung wallt durch das Herz und

us dem Auge rinnt die Thräne. Wem kann es anders sein in iesem Anblick; wer kann vor dieser Stadt stehen ohne Bewegung nd Rührung. Mit Gewalt bricht es hervor, wie ein Quell aus er Tiefe. Man wird ganz stille; um Einem wird es stille, aber icht in Einem. Da erhebt es sich wie ein lautes Rauschen aus er Tiefe, das strömet hinauf, das strömet hinan und über die Höhen des Auges rollt über die Wangen hernieder die lebendige Zeugin des inwendigen Fluthens. Es ist die Bewegung hoher Freude; denn ein langes, sehnliches Verlangen, es ist nun erfüllt. Ja ich freue mich deß, daß mir geredet ist, daß wir wollen in das Haus Gottes gehen, daß unsre Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem. Ps. 122.

Ankunft in Jerusalem.

Die Kreuzfahrer vor Jerusalem. — Einzug. — Lateinisches Kloster. — Im Hotel Prüssien. — Ein Landsmann. — Gut aufgehoben.

Es ist mir immer als eines der größten und erhabendsten Schauspiele der Weltgeschichte vorgekommen, jenes Schauspiel der Kreuzzüge, das das Abendland am Ende des 11. Jahrhunderts aufzuführen begann und das zwei Jahrhunderte hindurch dauerte. Es waren das Züge, die nicht, wie sonst, aus bloßer irdischer Eroberungslust oder andern bloß politischen Beweggründen hervorgingen. Der Hauptgrund war ein religiöser. Man fühlte es als eine Schmach, daß das Grab des Erlösers, die Heimath der Christenheit auf Erden, in den Händen der Anhänger des falschen Propheten war, und wollte das Grab aus ihren Händen befreien und die Heimath und die Christenehre mit dem Schwerte einlösen. Darum verließen die tapfern Fürsten und Ritter einst in großen Schaaren ihre Heimath und zogen gegen Osten. Darum verließen sogar Frauen und Kinder das Vaterland und zogen aus zum Kampf wider die Feinde Christi. Unter all den ergreifenden Begebnissen aber, die auf diesen Zügen vorkommen, ist der ergreifendsten eines die Ankunft des ersten Kreuzheeres im Angesicht von Jerusalem unter Anführung Gottfrieds von Bouillon. Sie hatten einen langen Zug durch Europa und Asien gemacht und unsägliche Noth erduldet, waren auch bis auf 60,000 Mann herabgesunken; die dreifache Zahl war umgekommen auf dem Wege. Da nahten sich die übrigen von Emmaus her der heiligen Stadt, und als sie sie endlich von der Höhe sahen, da ergriff das ganze übrige Heer eine große, gewaltige Bewegung, und der

Name: Jerusalem ward von viel tausend Lippen gerufen. Alle Noth, die man erduldet hatte, war in diesem Anblick vergessen. Alle Noth, die noch drohte vor der Einnahme dieser wohlgerüsteten Stadt, ward nicht geachtet. In der großen Bewegung wäre man fast in der größten Unordnung auf die Stadt zugerückt. Noch mußte man 39 Tage kämpfen. Es waren Tage der größten Ungeduld für die Kreuzfahrer. Da erlag Jerusalem ihrer beispiellosen Kühnheit und Tapferkeit.

Es war von derselben Seite, daß wir Pilgersleute herangezogen kamen, wenn auch nicht in kriegerischer Rüstung, doch mit derselben Bewegung im Herzen, als wir die heilige Stadt nun zum ersten Mal von ihrer Westseite vom Gihonberge aus erblickten, und mit demselben Sehnen und Verlangen, sie zu betreten. Man pilgert wie im Traum dahin nach der ersten Bewegung. Man mag es kaum für möglich halten, daß man Jerusalem vor Augen hat. Man sieht hinaus, es ist Jerusalem. Immer näher kömmt es; es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit. Man sehnt sich nun, sie zu betreten. Und uns ist kein solches Hinderniß in den Weg gelegt, wie jenen Kreuzfahrern einst; wir brauchten nicht Tage lang ungeduldig zu harren. Wir konnten einziehen; die Thore waren geöffnet. Es ging hinunter auf einem immer noch nicht besonderem Wege. Ehe wir das Thor erreichen, ist links vor uns auf einer Höhe an der Mauer ein Kaffeehaus. Da saßen viele Leute, die auf die kommenden Pilger herniederblickten. Nun kömmt das Thor, das Jaffathor. Wir sind in deinen Thoren, Jerusalem. Nur wenig Schritte und wir sind in der Stadt selber. Rechts von unserm Wege erhebt sich sogleich das mächtige Kastel der Stadt, die Davidsburg. Es ist gegen 6 Uhr geworden. Ein langer Ritt von Ramleh. Es sind nur 9 Stunden; für uns ist es aber länger geworden. Wir ziehen von dem freien Platz, der gleich an das Kastel sich anschließt, links zum lateinischen Kloster. Mein Reisegenosse, ein Katholik, hatte überall die Absicht, da zu bleiben, so lange er in Jerusalem wäre. Ich wollte, ermüdet, wie ich war, für heute Abend dort absteigen, bis Morgen bleiben, dann den Pastor Valentiner aufsuchen, und durch ihn, wo möglich, eine billige Wohnung für die Zeit meines Aufenthalts miethen. So waren unsre Gedanken, und mit diesen Gedanken kamen wir mit unserer Begleitung die Straße hinan zum lateinischen Kloster und traten ein. Mein Reisegenosse unterrichtete den Franciskaner, den wir trafen, und den Dragoman des Klosters, der bei ihm stand, wer wir wären, und übergab für sich selber noch einen Brief vom Kloster aus Jaffa.

Der Mönch nahm den Brief, ohne ihn zu lesen oder lesen zu lassen, und benachrichtigte uns, daß alle Zimmer des Klosters besetzt seien und für uns kein Raum. Da erkundigten wir uns nach einem nicht zu theuren Hotel, wo wir die Nacht bleiben könnten. Der Franciskaner nannte uns ein Hotel Prüssien, und der Dragoman erbot sich, uns gegen eine Vergütung dahin zu führen. Wir stiegen also wieder zu Pferde, ritten eine Straße hinunter, zogen rechts um durch einen überwölbten Raum hindurch, bogen links und hielten vor einem mit einer ziemlich hohen Treppe versehenen Hause. Wir traten ein, trafen eine freundliche Frau, die deutsch redete. Der Mann war nicht zu Hause; aber die Frau meinte, daß es wohl nicht Noth habe, wir könnten bleiben. Ihre Zimmer seien freilich besetzt; aber es sei da ihr Pastor, der nicht weit ab wohne. Der habe ihnen für vorkommende Fälle ein Zimmer angeboten zur Benutzung. Wenn wir dort etwa logiren und bei ihnen essen wollten, so würde nichts im Wege sein. Ich erkundigte mich natürlich nach dem Namen des Pastors, und siehe, es war kein andrer, als Pastor Valentiner. Ich sagte ihr also, daß ich ihn wohl kenne und selbst Bestellungen an ihn hätte aus der Ferne. Bald kam auch der Mann, Namens Thiel, ein Deutscher. Wir ließen uns Kaffee und Essen geben, das uns vortrefflich mundete. Gar angenehm war es mir dabei, daß hier aus Aller Munde die deutsche Sprache uns entgegenklang. Nachdem man so lange allerlei Leute gesehen und allerlei Sprachen nothdürftig gesprochen hatte, that es wohl, nun in Jerusalem in einem deutschen Hause zu sein. Wir waren also in dem von dem Franciskaner Hotel Prüssien genannten Hotel bei deutschen Wirthsleuten wohl daran und erquickten uns an Leib und Seele. Während die Frau nun Anstalt machte, uns unsre Wohnung zurecht zu machen, brachte der Wirth mir die Nachricht, daß Pastor Valentiner selber oben im Hause wäre bei einem russischen Professor, der hier wohne. Nach einiger Zeit kam er selbst herunter und es war freilich das Erstaunen groß, einen Landsmann aus der fernen Heimath zu treffen. Im ersten Augenblick kannte er mich nicht. Wir hatten uns früher wohl etwas gekannt, doch nicht eigentlich sehr nahe. Darum war es nicht möglich, daß er hier in Jerusalem mich sogleich wiedererkennen konnte. Ich versprach, später zu ihm zu kommen. Mein Genosse ging schon früh zu Bette; er litt an Zahnweh. Ich ging zu Pastor Valentiner, mit dem ich allerlei über die Heimath und über meine Reise sprach. Es war mir außerordentlich wohl hier in

Jerusalem; im ersten Augenblick meines Aufenthalts so aufgehoben zu sein, gefunden zu haben, ohne zu suchen; es mir fast wie ein Wunder vor. Mit einem tiefgefühlten gegen meinen Gott und Herrn, der mich so geführet gegen ersten Gedanken, und es mir doch gleich so wohl gemacht, ich mich nieder, konnte freilich, obwohl müde, nicht sogleich schlafen, weil mein Reisegenosse an furchtbarem Zahnweh lit im Zimmer auf- und abging. Das war meine Ankun Jerusalem.

Zweiter Abschnitt.

Fünf Wochen in Jerusalem.

Meine Niederlassung.

mwandlung eines Namens. — Das preußische Hospiz. — Einrichtung. — Gäste. — Vergebliche Versuche. — Die preußische Predigerwohnung. — Orientalische Häuser.

Wir waren also in Jerusalem angekommen und gut aufhoben. Unsre Wohnung war und blieb bei Pastor Valentiner; sre Beköstigung hatten wir in dem von dem lateinischen Kloster is empfohlenen Hotel Prüssien. Das Kloster hätte uns kein sseres empfehlen können. Doch dieser Name mußte bald weichen. r wandelte sich in den des preußischen Hospizes. Wir erfuhren ld, daß wir nicht in einem Hotel wären, wie es deren sonst id sehr theure in Jerusalem giebt, sondern in der vortrefflichen nstalt, die seit mehreren Jahren schon in Jerusalem unter dem nannten Namen des preußischen Hospizes besteht. Sie ist von m König von Preußen begründet worden und will ein Haltnkt sein für evangelische Handwerker, da sie Aufnahme und istliche Pflege finden. Aber sie will für alle evangelischen Pilger, viel dort wohnen können, eine Stätte sein, da sie sich in imischer gemüthlicher Weise zusammenfinden und zusammenleben. s ist eine herrliche Einrichtung. Die einfache deutsche Weise altet hier und neben deutscher Sprache genießt man hier, so el möglich, deutsche Speise. Des Morgens haben wir da sern schönen Kaffee mit Milch und Zucker und vortrefflichem utterbrot, des Mittags unser für das Morgenland ausgezeichtes Essen gehabt. Es gab freilich sehr oft Hammelfleisch, das l einmal im Orient nicht anders; aber es ist ein sehr gutes, d unsre gemüthliche Hausmutter, Madame Thiel, wußte es, wie alles, gar trefflich zu bereiten, so daß wir mehrmals uns drungen gefühlt haben, ihr unser Lob zu spenden. Der Wein n Bethlehem war eine erquickende Zugabe. Am Abend sammelt wir uns um Thee und Brot. So haben wir in Jerusalem s Leibes Nahrung erhalten und zu dem geringen Preise von

13 Piastern täglich (1 ℳ 6 ß R.-M.). Der Herr Th
für die Stellung eines Hauswirths sehr wohl geeignet, und
Frau eine außerordentlich gemüthliche und tüchtige Hausn
Es ist mir dort während meines Aufenthalts in der h
Stadt gar wohl gewesen, und ich habe oftmals in meinem
zen dankend des hohen Gründers gedacht, dessen Herz war
die evangelische Kirche und für Jerusalem schlägt. Nur S
daß das Haus nicht umfangreicher ist und nicht mehr Gäst
der Wohlthat theilhaftig werden können. Die Zimmer ware
besetzt, als wir ankamen, und Fremde, die später kamen, i
diesen gemüthlichen Kreis aufgenommen zu werden, konnten
mehr aufgenommen werden. Das Haus ist nicht sehr groß. T
man auf der hohen Steintreppe hinein, so geht man durch
kurzen gewölbten Vorplatz, an dem rechts die Familie Thi
Wohnung hat, in den innern freien Raum, unter dem eine
Cisterne vorhanden ist zum Auffangen und Aufbewahren
Regenwassers. Grade vor ist das längliche Eßzimmer, wori
Gäste manchen Hunger gesättigt und manche freundliche Re
führt. Neben derselben ist die geräumige Küche, wo wir m
Tschibuck angezündet haben. Eine Weinrebe rankt sich a
Außenwand hin. Links führt eine Treppe nach oben. Drob
zweiten Stock des Hauses liegt grade vor der Treppe eine z
große, freundliche Stube. Da logiren zwei Schweizer evang
Glaubens. Der eine ist ein Arzt, Joos aus Schaffhausen
von Egypten gekommen, später mein lieber Reisegenosse
Palästina und den Libanon wurde. Er ist früher auch in A
und Italien gewesen. Mit ihm zusammen wohnt ein Uhren
ler, aus der Schweiz gebürtig, aber in Cairo wohnhaft, N
Schatzmann, ein einfacher lieber Mann. Rechts von der T
ist ein großes, freundliches Zimmer, worin mehrere Hand
burschen ihre Wohnung haben. Man geht links eine neue T
hinauf. Da ist ein Vorplatz oben und neben demselben ein g
freundliches Gemach. Darin wohnt der Professor Levison
lange Zeit Professor der hebräischen und deutschen Spra
Petersburg gewesen ist, seinen Abschied genommen hat u
dem von Rußland nach Jerusalem gesandten russischen B
hierher gekommen ist und hier lange bleiben wird. Ein z
corpulenter, dabei grundgelehrter und grundguter gemüt
Mann, der aus Deutschland stammt und fertig die d
Sprache spricht. Es ist ein sehr witziger und fröhlicher G
schafter, der uns manche Stunde mit seinen treffenden An
und Bemerkungen unterhalten hat. Der Platz oben neben

Zimmer ist nach außen mit einer steinernen Wand, die mit Thonröhren oben belegt ist, eingefaßt, nach innen mit einem eisernen Geländer. Von oben hat man eine wunderschöne Aussicht über die Stadt. Im Verlauf der Zeit ließ unser Professor über den freien Vorplatz oben ein großes Tuch zum Schutz gegen die Sonne ausbreiten, und manche Stunde haben wir dort mit Schachspiel und fröhlichen Gesprächen zugebracht. Zu diesen Gästen, die also das Hospiz eingenommen hatten, waren nun mein Reisegenosse vom Schwarzwald, Herr Siedle, und meine Wenigkeit hinzugekommen. Wir wohnten und blieben zusammen wohnen im Hause Valentiners, hatten aber unsere Bespeisung und unsern öftern Aufenthalt am Tage im Hospiz. Herr Siedle blieb bei mir wohnen. Es wurden freilich am andern Tage nach unserer Ankunft von Seiten des lateinischen Klosters Versuche gemacht, ihn zu sich zu ziehen. Der Brief von Jaffa, später gelesen, mogte allerlei Bewegliches enthalten haben. Genug, der Dragoman des Klosters versuchte am andern Tage, Herrn Siedle dahin zu ziehen. Es sei jetzt ein Zimmer offen; er möge nur kommen; er werde jetzt alles bereit finden. Jetzt wollte er nicht, nicht eben, weil er dort einmal abgewiesen war, sondern weil es ihm in unserem Hospizkreise gemüthlicher zu weilen war. Er entgegnete also, daß er im Hotel Prüssien eine gute Aufnahme gefunden habe, und für seinen auch nur kurzen Aufenthalt es nicht besser verlange.

Im preußischen Hospiz also hatten wir des Leibes Nahrung und manche freundliche Stunde zusammen mit den dortigen Gästen. In der preußischen Predigerwohnung aber hatten wir unsre Wohnstätte. Da habe ich gewohnt, so lange ich in Jerusalem gewesen bin, und viele angenehme Stunden dort zugebracht. Es ist die Wohnung meines lieben Freundes, Pastor Valentiner. Er war sehr erfreut, einen Landsgenossen und Collegen in Jerusalem zu sehen und in seinem Hause wohnen zu haben. Ja, er hätte mich gern auch an seinen Tisch genommen; aber ich hatte es in meinem Hospiz ja so gut und billig und wollte dem Freunde keine unnöthige Last aufbürden. Doch habe ich öfter mit ihm zusammen meine Stätte an seinem Tische gehabt. Seine Wohnung ist eine ziemlich geräumige und freundliche, der ganzen Bauart nach orientalisch, wie alle andern Häuser, in den Stuben aber europäisch eingerichtet. Auf einigen steinernen Treppen kömmt man an die hölzerne Hausthür. Sie ist verschlossen, wie alle Thüren in Jerusalem. An der Thür ist ein Ring, mit dem angeklopft wird. Es wird geöffnet. Der immer freundliche Ibrahim, der Bediente des

Hauses, läßt ein. Man geht durch einen Vorsaal, an dem rechts die Küche ist und daneben das Eßzimmer des Hauses. Ein Paar Stufen führen in den Hof, den innern freien Raum in allen orientalischen Wohnungen, darin in der Regel die Cisternen, die großen Behälter des Regenwassers sind. Rechts und links sind Wohnzimmer mit Fenstern und Thüren, die auf den viereckigen Hofraum hinausgehn. In den Ecken stehen Blumentöpfe. Sie sind in vielen Wohnungen auch in die öberen Mauern eingemauert. Eine steinerne Treppe unter freiem Himmel führt mit einer Biegung nach dem obern Stockwerk. Da erheben sich zwei Zimmer nebeneinander. Das vordere vor der Treppe ist ein großes, langes Gemach, ein Studirzimmer; das hintere, daran stoßende, etwas zurückliegende, ist das Zimmer, darin ich mit meinem lieben Reisegenossen meine Wohnung habe. An mein Zimmer stößt ein Klosterraum und aus den Fenstern blicke ich auf einen weiten freien Hofraum, darauf der preußische Consul zwei niedliche Gazellen laufen hat. Ueber den untern Zimmern des Hauses sind freie Terrassen mit kleinen Kuppeln, neben denen man spaziren geht. Vor meinem Zimmer ist ebenfalls eine solche Terrasse, darauf man im Freien gehen kann. Diese Hausterrassen sind etwas Besondres im Morgenland; man denkt dabei an das Wort von der Predigt von den Dächern. Um die Terrassen her gehet eine steinerne Mauereinfassung, die mit aufgeschichteten hohlen Ziegelröhren, meist in dreieckiger Form aufgeschichtet, endet. Das ganze Haus ist bis auf Thüren und Fenster von Stein. Die Zimmer sind alle gewölbt und ragen oben mit ihren Kuppelwölbungen über die Terrassen etwas hervor. Im Innern sind sie weiß; die Wände haben Nischen, darin man sitzen und auch allerlei Gegenstände hineinlegen kann. Der Boden ist mit Teppichen belegt. So ist das Haus, darin ich wohne, und ähnlich sind alle Häuser Jerusalems. Eine eigenthümliche Bauweise. Solch ein Haus ist nicht ein Ganzes, wie im Abendland, da die Stockwerke übereinander sich vollständig decken und abschließen. Solch ein Haus ist vielmehr eine Zusammenhäufung von mehreren kleinen Häusern mit freien Plätzen dazwischen und besonderen Dächern. Darum kann man nicht von einem Zimmer zum andern gehen, ohne unter freien Himmel zu kommen. Man muß im heißen Sommer sein Haupt bedecken und beim Regen seinen Schirm aufspannen, wenn man im eignen Hause nicht naß werden will. Uebrigens ist diese ganze Einrichtung, wie verschieden von der unsrigen und dem Abendland auffallend, doch für das Morgenland eine durchaus passende, darauf berechnet, den Bewohnern die nöthige Kühle zu geben.

Der Oelberg.

ie drei Gipfel. — Der Weg zum Oelberg. — Gebäude oben. — Herr-
he Aussicht über Jerusalem. — Erinnerungen. — Aussicht gegen Osten.

Mein erster Ausgang in der heiligen Stadt war zum Oel-
rg. Es war am Morgen, Mittwoch den 24. März. Der Dra-
man des lateinischen Klosters, der meinen Reisegenossen in die
sterlichen Räume gerne zurückführen wollte, erbot sich uns gegen
e Vergütung zum Führer. Der Weg geht durch die Schmerzens-
aße zum Stephansthor, dem Thor der Stadt gegen Osten. Man
t beim Austritt aus dem Thor den Oelberg in seiner Erstreckung
n Norden gegen Süden vor Augen. Im Osten von Jerusalem
legen ist er durch das Kidronthal von der Stadt getrennt. Es
kein einzelner Berg, sondern ein lang gezogener Bergrücken mit
i Gipfeln. Der mittlere Gipfel ist der eigentliche Oelberg, der
chste; 25 bis 2600 Fuß über der Meeresfläche erhebt er sich
bis 500 Fuß über das Kidronthal. Der nördliche Gipfel ist
r ein wenig, der südliche aber, der der Berg des Aergernisses
ßt, mehr niedriger als der mittlere. Auf dem südlichen soll einst
lamo dem Moloch Opfer gebracht haben; daher der Name,
n er trägt. Der Oelberg erschien uns theilweis grün, mit Gras,
iven und andern Bäumen bedeckt, theilweis gepflügtes Acker-
d, theilweis mit einer Zahl weißer Grabsteine überdeckt. Auf
em ziemlich steilen Pfade gingen wir von der Stadthöhe vor
n Stephansthor in das Kidronthal hinunter, passirten unten die
lte Kidronbrücke, ließen dann den Garten Gethsemane gleich
hts liegen und gingen den Oelberg hinan. Allenthalben an un-
m Wege vom Stadtthor her lagen rechts und links Schaaren
n Pilgern im Schatten der Bäume. Hart am Wege saß es voll
n Bettlern, die ihre Hände ausstreckten und ihr: Hadschi Cha-
dscha Bakschiesch (zu deutsch: Herr Pilger, ein Geschenk!) uns
iefen. Dazu uns voran und hinter uns die Zahl der Pilger,
die Sagenorte der Mönche, deren es eine Zahl hier giebt,
suchten. Es war ein groß Gewühl. Wir kommen nach einem
chwerlichen Aufsteigen auf dem steilen Pfade oben auf dem
lberg an. Oben liegt ein kleines kümmerliches Dorf, Kefr el Tur,
t einem Dutzend trauriger Wohnungen. Daneben ist eine Mo-
e mit einem Minaret, von dem aus die herrlichste Aussicht sich
r dem Wandrer entfaltet. Nicht weit davon ist ein muhameda-
ches Grabmal eines Heiligen, ein Wely, und die alte Himmel-
rtskapelle, ein kleiner Säulenbau mit einer Kuppel. Es wird

uns darin von unserm Führer der Eindruck in einen Stein gezeigt, den der Herr bei seiner Himmelfahrt gemacht haben soll. Eine Zahl von Pilgern war da drinnen, die Stelle zu küssen. Nach der Erzählung der Evangelien muß die Stätte der Himmelfahrt aber an den Abhang des Oelbergs näher bei Bethanien verlegt werden. Das Herrlichste auf des Oelbergs Höhe ist die Aussicht, die man dort genießt. Wunderschön, die Seele tief bewegend. Da drunten vor uns der Weg hinunter ins Kidronthal und wieder hinauf zur Stadt. Es ist lebendig auf diesem Wege. Pilger ziehen, kleine Gestalten, auf und ab. Hie und da gelagert andre Gestalten unter den Bäumen in verschiedenen Kleidungen. Aber über den Vordergrund hinaus erhebt sich still und friedensreich eine hohe Bergfläche hinaufgelagert und länglicht ausgestreckt die Friedensstadt, Jerusalem, im Licht des Morgens. Die gelbbräunliche hohe Mauer mit ihren gezackten Zinnen und dem Stephansthor in der Mitte dehnt sich auf der Höhe als die Grenze nach uns zu vor mir aus. Dahinter liegt links vom Stephansthor zunächst ein großer viereckiger Raum, auf allen Seiten mit Mauern eingefaßt. In der Mitte erhebt sich auf diesem Raum eine große mit einer ungeheuren Kuppel geschmückte Moschee, die auf einer erhöhten mit Marmorplatten ausgelegten Ebne steht. Links davon an der Grenze des Vierecks steht eine andere in die Länge gezogene Moschee. Kleinere Gebäude und lieblich grüne Bäume ragen neben diesen beiden großen Bauten hervor. Das ist der alte Tempelplatz, der Berg Moriah, und die beiden Moscheen sind die Omar- und Aksamoschee. Rechts von diesem von der andern Stadt getrennten großen Raume und über ihn hinaus erhebt sich die ganze Zahl von Häuserterrassen mit ihren Tausenden von kleinen Kuppeln, die im weißen Lichte glänzen. Aus ihnen ragen hie und da Minarete auf; sie bezeichnen die Stätten der muhamedanischen Moscheen. Ueber den Moriah hinaus erheben sich zwei größere Kuppeln über ihre Umgebung hervor. Das ist die Grabeskirche. Da und dort stehen Cypressen mit ihrer spitzen Krone und ihrem dunklen Grün; einige wenige Palmen breiten ihre Zweige aus, an bessere Zeiten erinnernd. Im Hintergrunde der Stadt erhebt sich hoch hervor der Berg Zion mit dem armenischen Kloster, der evangelischen Kirche und dem Davidsthurm. Rechts davon ist die Akra mit dem lateinischen und griechischen Klöster. Ueber beide hinaus bilden kahle Höhen den oberen Rahmen, der die Stadt einschließt. Der Rahmen setzt sich zur rechten und linken Seite fort. Links sind die Gebirge Juda's, rechts tritt aus dem Höhenmeer eine hohe Warte mit einem Gebäude darauf hervor, Neby

Samwil, die Stätte des alten Mizpa, der Stadt Samuels. So ingefaßt liegt sie vor mir, die heilige Stadt; ich blicke auf sie in und in sie hinein, hinein in das wundersame Gemälde. Und es wird dem Wandrer eigen zu Muthe in diesem Anschaun. Erinnerungen steigen auf an den, der hier einst geweilet hat, den Friedefürsten, der sich selber für sein Volk zum Opfer dargebracht. Man denkt an ihn an dieser Stätte, auf des Oelbergs Höhe, wie er einst von hier die Stadt angesehen hat, die Stadt so schön und herrlich, viel schöner und herrlicher denn jetzt. Wie er einst sie angesehen hat und ihr Anblick ihm Thränen entlockt, Thränen der trauernden Liebe, der das Herz vor Mitleid bricht, die den ganzen Jammer der Sünde fühlt und das Gericht über die Sünde heraufziehen sieht. Man denkt daran, wie er hier einst die Stadt angeredet hat mit den Schmerzensworten: wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zum Frieden dienet; nun aber ist es deinen Augen verborgen. Der Heiland mit der Thräne im Auge über Jerusalem auf des Oelbergs Höhe, das Bild begegnet einem auf der Stätte und bewegt das Herz mit mächtiger Bewegung. Und an ein ander Jerusalem denkt man, weit hinausgestreckt über die Erde, und an eine andre Höhe, hoch hinaus gelagert über die Welt, da weilt der Herr, der einst über Jerusalem geweinet, noch heute. Und ob nicht ein ähnlicher Schmerz, wie heute, sein liebend Herz durchwaltet?

Wir wenden unser Auge gen Osten. Welch eine andre Aussicht vom Oelberg gen Osten. Eine wilde, bergigte, zerrissene Gegend, öde und kahl. Ein heller Silberstreif kömmt dort zum Vorschein; es ist der nördliche Spiegel des todten Meeres. Es scheint nicht allzufern zu sein, ist es auch nicht, wenn man geradezu gehen könnte über diese Berge hinweg. Bei all den Windungen des Weges aber braucht man ungefähr 8 Stunden bis dahin. An diesen hellen Silberstreifen schließt sich ein dunkler, schmaler Saum; der bezeichnet den Lauf des Jordan. Ueber beide hinaus heben die dunklen Berge Moabs und Ammons ihr Haupt. Sie stehen da im Hintergrunde, eine dunkle Wand, deren Höhe, so weit man sehen kann, in ziemlich grader Linie von Norden nach Süden läuft. Wie unser Heiland einst auf dem Oelberg stand und trauernd auf die Stadt zu seinen Füßen blickte, so stand dort einst auf einem Höhepunkt der dunklen Wand der Mann des alten Bundes, Moses, und blickte sehnsuchtsvoll hinüber nach den Stätten des heiligen Landes, das er nach dem Willen seines Gottes nicht betreten sollte. Wir konnten solch eine Höhe, wie der Nebo sein muß, nicht bestimmt unterscheiden. Aber die ganze Bergreihe

blickte ernst und majestätisch zu uns herüber als der angemessene Grund zu dem Bilde des Mannes, der sich vor dem geistigen Auge über jenen Höhen erhob.

Es ist eine herrliche Aussicht vom Oelberg. Man vergißt sie sein Leben lang nicht wieder. Ich habe noch oft auf der Höhe geweilt und geschaut, gedacht und gefeiert. Und die beiden Bilder, des Herrn hier auf dem Oelberg nach Jerusalem trauernd gewandt, und des ernsten Moses drüben auf den ersten Bergen hieher blickend, haben Herz und Seele mir bewegt.

Gethsemane.

Lage. — Das Innere. — Acht Oelbäume. — Erinnerungen. — Stille Friedensstätte.

Wir gingen den Oelberg wieder hernieder, um den Garten Gethsemane näher anzusehen. Der Garten liegt ganz unten am Fuß des Oelbergs, gehört den Franciskanern und ist seit 1847 von ihnen mit einer hohen Steinmauer umgeben worden, um die alten Oelbäume gegen die Zerstörung von Seiten der Pilger besser zu schützen. An der Südostseite nach dem Berge zu ist eine kleine niedrige Thür in der Wand, daran wir eine Zeitlang anklopfen mußten, bis uns geöffnet wurde. Ein alter freundlicher Franciskanermönch that uns auf und ließ uns eintreten. Es lag der kleine viereckige Garten vor uns. Ein lieblicher Garten. Ein Gefühl des Friedens kömmt über die Seele. Grade hinlaufende Rabatten mit Blumen mancherlei Art, Tulpen, Rosen, Levkoyen und andre, bieten sich dem Auge dar. Aber über ihnen bleibt der Blick haften an den acht uralten Oelbäumen, die hier ihre Krone zum Himmel hinauftragen. Der Oelbaum ist einer der Hauptbäume des heiligen Landes. Er wächst nicht grade sehr hoch, sieht aber mit seiner grauen Rinde, seinen meist weit ausgebreiteten Zweigen, den oleanderartigen, nur viel kleineren Blättern und mit seinen weißen Blüthen sehr hübsch aus. Aus den Blüthen entfalten sich die länglich runden Olivenbeeren von der Größe eines kleinen Vogelei's, mit einem harten Kern darin. Der Oelbaum wächst langsam und wird durch Reiser fortgepflanzt. Die 8 Oelbäume in Gethsemane sind alt, freilich nicht mehr aus den Zeiten unsers Herrn; denn bei der Belagerung Jerusalems durch die Römer wurden alle Bäume der Umgend umgehauen. Aber alt sind sie, uralt; manches Jahrhundert ist über ihre Krone hingegangen und manche Hand hat von ihnen Blätter gepflückt. Durch ihr Alter sind diese Bäume

hrwürdig und durch die Erinnerungen, die sie erwecken. Hier umher, wo sie stehen, da ist's gewesen, wo ihre Vorfahren gestanden und ihre grünen Zweige im Dunkel des Abends über das Haupt des trauernden und kämpfenden Erlösers ausgebreitet haben. Hier umher ist's gewesen, wo er einst zu zittern anfing und zu zagen, und zu seinen Jüngern sprach: meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Bleibet hier und wachet mit mir. Hier umher hat er einst gebetet zu seinem Vater: mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst. Hier umher hat er gerungen mit dem Tode; auf diesen Boden ist sein Schweiß, wie Blutstropfen, auf die Erde gefallen und um ihn her schliefen die Seinen und konnten nicht eine Stunde mit ihm wachen, und von der Stadt her nahte der Verräther mit seiner Schaar mit Fackeln und Schwertern und Stangen. Ergreifendes Bild, das in Gethsemane vor das geistige Auge tritt. Im Dunkel und der Stille des Abends der Erlöser ringend mit der Sünde und dem Tode unter den Wipfeln der Oelbäume und von der Stadt her nahend Fackelschein, der ein Schein der Hölle ins Abenddunkel hineinleuchtet. Hier der ungeheure Verrath mit einem Kuß, hier die Menschenhand gelegt an den König der Herrlichkeit. Der bestimmte Raum Erde, auf dem das Einzelne geschehen, wie die Sage ihn bezeichnet, ist allerdings nicht nachzuweisen, daß man mit dem Finger darauf hinweisen könnte und sagen: da ist's geschehen. Aber das ist auch nicht noth; diese Stätte umher hat jene Ereignisse einst getragen. Und wer kann auf dieser Stätte weilen, ohne in seiner Seele die Sprache dieser Räume zu vernehmen, die von jenen Tagen redet; wer kann hier umherwandeln, ohne das Bild des großen Leidträgers vor sein Auge zu stellen, der hier mit der Sünde der Welt den großen Kampf kämpfte, kämpfte um eine Welt, die dem Tode verfallen war. Es ist so still in diesen Räumen. Die Mauer hält alles Geräusch von draußen ab. Kein Blick dringt von draußen hinein. Nur der blaue Himmel schaut hernieder, und von der einen Seite des Oelbergs Höhe, von der andern die Zinnen Jerusalems. Man siehet auch nichts von der unmittelbaren Umgebung; nur hie und da sieht man aufwärts zu den beiden Höhen. Es ist ein Ort, recht zur Andacht geschaffen. Wir pilgern eine Weile still neben unserm Führer her in ernstem Sinnen. Der Franciskaner pflückt uns einige Blätter von den alten Bäumen, thut einige Rosen und Levkoyen dazu und erquickt uns mit einem Trunk Wassers in dem bedeckten Häuschen, das an die Nordostecke sich anlehnt. Dann verlassen wir Gethsemane, den Garten des Friedens. Welch eine Stätte!

Ich habe Gethsemane in den späteren Tagen noch wieder besu[cht,]
ehe ich von dannen ging und denselben Eindruck des stillen Fr[ie-]
dens mit von dannen genommen, den ich zum ersten Mal h[ier]
empfing. Wie anders Gethsemane hier unten und die Höhe d[es]
Oelbergs, wo der freie Blick weit hinausgeht nach außen.

Die Schmerzensstraße.

Sagenorte. — Die Schmerzensstraße mit ihren einzelnen Orten. — Sagengewebe.

Unser Führer führte uns draußen um Gethsemane noch etw[as] umher und zeigte uns allerlei Orte. Dort die Stelle, wo die Jü[n]ger geschlafen, dort, wo Judas den Herrn geküßt, dort, wo [die] Apostel das apostolische Glaubensbekenntniß aufgesetzt haben u[nd] andere mehr. Das erstere ist freilich geschehen, aber die bestimm[te] Stelle ist nicht mehr nachzuweisen. Eine Verfassung des Beken[nt]nisses von Seiten aller Jünger zusammen ist nie geschehen. N[örd]lich von Gethsemane kommen wir zu dem Grabe der Jungfr[au] Maria, einer unterirdischen Kirche, darinnen man eine ga[nze] Zahl von Stufen zum Grabe hinuntersteigt. An der Seite [der] Treppe werden die Gräber der Eltern der Maria, Joachim u[nd] Anna, und des Joseph gezeigt. Unten brennt eine Zahl Lamp[en] über dem angeblichen Grabe der Maria. Eine Zahl von Pilge[rn] pilgert die Stufen auf und ab und bringt den Gräbern ihre Ve[r]ehrung dar. Wir gingen über die Kidronbrücke wieder aufwä[rts] der Stadt zu. Auf dem Wege ward uns die Stelle gezeigt, w[o] Stephanus gesteinigt worden sein soll. Wir gingen durch da[s] Stephansthor und betraten die Straße, die von dort gegen West[en] zuerst ziemlich grade, dann in einzelnen Biegungen zur Grab[es]kirche führt. Das ist die Schmerzensstraße, die via doloro[sa,] die Straße, die der Herr mit dem Kreuz nach Golgatha s[oll] gegangen sein. Sie ist eine Viertelstunde lang und es wurden h[ier] uns von unserm Führer ganz genau die einzelnen Stätten gezeig[t,] daran dies und das geschehen sein sollte. Nachdem wir ein[ige] Minuten vom Stephansthor die Straße westlich gegangen war[en] und dabei die verfallne, jetzt an Frankreich geschenkte Kirche d[er] heiligen Anna, die über der Stätte stehn soll, da die heilig[e] Jungfrau geboren worden, rechts, den sogenannten Teich Bethesd[a] links gelassen hatten, ward uns ein Haus gezeigt, das an d[er] Stelle stehen soll, wo einst das Richthaus des Pilatus gestande[n] habe. Darauf kömmt etwas weiter die Stätte der Kreuzauflegung

e heilige Treppe gestanden haben soll, darüber Pilatus den geführet. Die Treppe selbst wird jetzt in Rom gezeigt. ıen wird ein Bogen, der über die Straße geht, als der Ecce homo (Sehet, welch ein Mensch!) gezeigt, wo s den Herrn mit diesem Wort vor das Volk hinstellte. über ist die Kapelle der Geißelung; es soll die Stelle sein, latus Christum geißeln ließ. Weiter westlich zeigte unser uns die Stätte, wo der Herr unter der Last des Kreuzes inkend, sich an ein Haus soll angelehnt haben. Eine leichte ung in der Mauer will den Eindruck seiner Schultern be- ı. Dann kömmt man zu dem Hause der heiligen Veronika, er wir aus der Schrift nichts wissen. Aber die katholische weiß es, daß hier Veronika dem Herrn den Schweiß ab- e, und sein Bild sich in dem Tuche abgezeichnet habe. mmt darauf die Stelle, die als diejenige bezeichnet wird, r Heiland zu den Weibern sprach: weinet nicht. Endlich ichtthor, wodurch der Herr nach Golgatha gegangen sei. er Grabeskirche endet die Schmerzensstraße. Wir gingen Weg und ließen uns von unserm Führer nach einem in erschienenen kleinen Buche alle diese Stätten zeigen. Es zu den Hauptpflichten der katholischen, griechischen und schen Pilger, alle diese Stätten zu besuchen und überall ıknieen und die Steine zu küssen, und ich habe es so an Tage und an andern Tagen gefunden. Ich muß sagen,) es mit wenig Erbauung, vielmehr mit einem gewissen en angesehn habe. Wir wissen freilich wohl, daß der Herr dem Kreuze nach Golgatha gewandelt ist und daß dieses nes dabei geschehen ist. Das erzählen uns unsre heiligen en als die einzig treuen Quellen. Und der Weg seines ganges wird, wenn auch nicht ganz und überall, doch so diese Straße gehen. Aber die einzelnen Punkte sind nicht ıchzuweisen. Die Sage hat sie ganz willkürlich angenommen noch mit rein erdichteten Punkten für erdichtete Begeben- vermehrt. Und jene Kirchen verlangen für diese Sagen- ıungen unbedingten Glauben und Verehrung der Steine ren Bekennern. So wie bei der Schmerzensstraße, so ist) bei vielen andern Stätten in Jerusalem geschehen. Die ıer Mönche weiß überall ganz genau Bescheid, wo etwas n, zeigt Steine und Spuren allüberall für alle Ereignisse, enigen, davon wir wissen, daß sie wirklich geschehen, wie jenigen, davon die glaubwürdigen Berichte nichts wissen. t ganz Jerusalem mit seinen Umgebungen mit einem Ge-

webe überſponnen; überall ſtößt man auf die Knoten dieſes Gewebes. Sie hat über Jeruſalem mit ſeiner Umgebung, ja über das heilige Land ihre Saat ausgeſtreut und überall findet man die Blüthen dieſer Saat, theilweis wunderliche Gewächſe auf dem heiligen Boden. Und an all dieſen Geſpinnſten und Gewächſen halten die katholiſchen Kirchen feſt; ſo wunderlich es iſt, um nur das Aeußerſte anzuführen, wenn das Haus des reichen Mannes im Gleichniß, ein neueres, ſchönes Haus, oder wenn an einem Hauſe einer der Steine gezeigt wird, die geſchrieen haben ſollen, als die Bewohner Jeruſalems ſchwiegen: die Kirchen halten feſt daran und treiben ihre Bekenner, die Stätten zu beſuchen und die Steine zu küſſen. Die großen Züge der Stadt und ihrer Umgebung ſind die alten; daran iſt nicht zu zweifeln. Der Oelberg, der Moriah, der Zion, das Kidronthal mit ſeinen Brunnen und andre, ſie ſtehen auf dem alten Flecke; der ganze Boden Jeruſalems iſt, ob auch hie und da ziemlich verändert, der alte. Hier ſind die großen Thaten Gottes geſchehen, daran iſt nicht zu zweifeln. Wir ſind auf heiligem Boden und die großen Ereigniſſe, die die Weltgeſchichte neu gemacht haben, legen ſich mit ihrer ganzen Macht hier auf die Seele. Aber die Geſpinnſte, die die Sage allüberall an dieſe großen feſten Züge angehängt hat, wie Mariengarn an die Gegenſtände der Natur ſind meiſtens Geſpinnſte der Willkür. Mit Sicherheit laſſen ſich die einzelnen Punkte nicht mehr nachweiſen; die ungeheuren Zerſtörungen der Stadt haben ſie verwiſcht. Aber von vielen, wie ſie jetzt gezeigt werden, läßt ſich nachweiſen, daß ſie alles Grundes ermangeln. Es iſt ein Fingerzeig Gottes, daß wir uns nicht an irdiſche Punkte mit der Seele anhängen, ſondern ihn im Geiſt und in der Wahrheit verehren ſollen.

Um die Mauern Jeruſalems.

Das Grab Davids. — Die Friedhöfe auf Zion. — Der Berg des böſen Raths. — Die Citadelle. — Die 4 Thore. — Alte Reſte. — Das Tyropoeon. — Lage Jeruſalems.

Wir hatten am Morgen die herrliche Anſicht der heiligen Stadt vom Oelberg aus genoſſen. Wir beſchloſſen, am Nachmittag unſre Schritte rund um die Mauern Jeruſalems zu lenken und die Stadt ſo von ihrer Außenſeite kennen zu lernen. Auf der Ueberſchau vom Oelberg ſollte nun eine Rundſchau um die Mauern werden. Unter Leitung eines Führers gingen wir aus

ı Hospiz grade gegen Süden durch die Bazare hindurch
urch die unsaubere Judengegend, und kamen so zu dem
en Thore Jerusalems, dem Zionsthor. Das Thor steht da,
lle andern, einem großen viereckigen Thurme gleich. Ein
wölbter Gang führt nicht gradezu, sondern in einer Biegung
ch. Die Araber nennen das Zionsthor das Thor des
eten David. Im Durchgang befindet sich eine steinerne
darauf lag die Schildwache, so lang sie war. Das Ge-
tand Schildwache in der Ecke. Wir treten hinaus. Es ist
erg Zion, auf dem wir noch stehen. In alten Zeiten ging
tadtmauer bis an die südliche Grenze des Berges, wo er
h hoch und steil in das Thal Hinnom hinabfällt. Die
: Mauer ist aber ziemlich weit aufwärts nach Norden ge-
Auf dem freien Raum liegt gleich rechts vom Thor ein
Kloster, das den Armeniern gehört. Es werden hier allerlei
nd Dinge gezeigt und das ganze Kloster soll auf der Stätte
da einst der hohe Priester Kaiphas seine Wohnung hatte.
hofe findet sich eine Weinrebe mit einem besonders dicken
n. Gegen Süden von diesem Kloster kommen wir zu dem
nnten Grabe Davids. Dieses Grab ist eine Gruppe von
den, bestehend aus einer Moschee mit einem Minaret, aus
Wohnung des Schechs und andern Räumlichkeiten. Sie
sich aus der Ferne mit ihren Kuppeln und dem hohen
ete ziemlich großartig; zeigt sich aber in der Nähe und
ı ziemlich verfallen. Die Muhamedaner halten sonst diese
als das Grab des Königs David sehr hoch und es wohnt
chech da, der die Wache über das Grab hat, das den
sten gezeigt wird. Wir mußten am Thor lange unterhan-
bis wir in diese Räume überall zugelassen wurden. Die
medaner forderten zuerst einen sehr hohen Preis, ließen aber
ach vielem Schreien und Gebahren bedeutend ab. So traten
nn ein und besahen die Moschee, die einst eine Kirche war,
ons- oder Marienkirche, die in alten Schriften vorkömmt.
r Moschee wurde uns der 60 Fuß lange und gegen 30 Fuß
Saal gezeigt, darin der Herr mit seinen Jüngern das
Abendmahl gehalten haben, die Jünger am Tage der
ten versammelt gewesen und Maria gestorben sein soll. Die
ruht auf 2 Säulen und es sieht öde und wüste umher aus.
Franciskanern, denen einst das Ganze gehörte, ist es jetzt
ch erlaubt, am Gründonnerstage die Feier der Fußwaschung
n Saale zu halten. Das Grab Davids haben wir nicht
ı, es hat uns auch nicht weiter leid gethan, da die Bestim-

mung desselben an dieser Stätte willkürlich ist. Beim Durchgehen durch die Gebäude wurden wir jeden Augenblick von einer Schaar von Knaben und Mädchen angebettelt. Wir traten hinaus auf die christlichen Friedhöfe, die hier in der Nähe auf dem Zion gegen Westen sich ausbreiten. Armenier, Griechen, Lateiner, Amerikaner ruhen hier neben einander, die letzteren in einem ummauerten Raum. Eine Menge flacher weißer Grabsteine mit Inschriften bezeichnet die Gräber. Es sind manche Pilger darunter, die bei ihrem Aufenthalt in Jerusalem heimgegangen sind. Ein ernster Gang durch diese Leichensteine. Abwärts am südlichen Abhang des Zion liegt noch die neue englische Schule mit dem englischen Friedhof. Ueber die Schlucht Hinnom hinweg aber sieht man den Berg des bösen Raths; dort soll Kaiphas mit den Seinen in seinem Landhause Rath gehalten haben wider Jesum. Es steht oben ein eigengewachsener Baum; den hat die Sage zu dem Baume gemacht, daran Judas sich erhing.

Wir gingen von der Südseite der Stadt nach Westen um die Mauerecke. Der Weg geht von der Höhe des Zion ins Thal Hinnom hernieder. Die Stadtmauer dagegen setzt auf der Höhe ihren Weg gegen Norden fort und blickt mit ihrer bedeutenden Höhe und ihren zackigten Zinnen gar stattlich ins Thal. Links bei der Umbiegung zur Westseite sehen wir im Thale den gegen 600 Fuß langen, im Durchschnitt 250 Fuß breiten und 40 Fuß tiefen, aber ganz wasserleeren unteren Teich Gihon, der bei dem Propheten Jesaia 22, 9 erwähnt wird. Die Araber nennen ihn Birket es Sultan. Von hier an trägt das Thal unten den Namen Gihon. Jenseit desselben zieht sich der Berg Gihon aufwärts. Der Weg gehet bald aus dem Thale aufwärts zur Stadt zu. Da erhebt sich rechts vor uns die Citadelle Jerusalems, die sich an die Stadtmauer anschließt und nach Innen zu ausdehnt. Es ist ein mächtiges Gebäude mit hohen Mauern und tiefen Gräben. Ueber den hohen viereckigen mittelalterlichen Thürmen weht die Fahne des Halbmonds, eine rothe Fahne mit weißem Halbmond und einem Stern zur Seite. Zur Zeit der Kreuzzüge nannte man diese Festung den Thurm Davids. Später kam der Name des Pisanerkastels auf, weil Pisaner an ihrer Wiederherstellung gearbeitet haben sollen. Der eine große viereckige Thurm hat unten außerordentlich große Steine und stammt dieser seiner Grundlage nach wol aus der Zeit des Herodes. Die neuere Forschung hat hier mit Recht den Thurm Hippikus gefunden, den Herodes baute. Das Kastel ist ungefähr 300 Schritte lang und 80 Schritte breit und steht an der Nordwestecke des Berges Zion, wo von

ie eine Hauptstelle der Befestigung hat sein müssen. Unmittelbar neben dieser Citadelle ist das Jaffathor, auch Bethlehem- oder Hebronthor genannt, bei den Arabern Bab el Chalil. Vor dem Thore lag es voll von Kamelen, Eseln und Menschen, bunt durch einander. Eine Zahl Bettler streckte die Hände aus und erhob ihre Stimme um Almosen, und auf der Terrasse neben dem Jaffathor sitzen neben und vor dem Kaffeehause, das dort liegt, die Moslem.

Vom Jaffathor an wendet sich die Mauer Jerusalems ganz nach Nordwesten. Wir gehen ungefähr 400 Schritte neben ihr entlang. Da biegt sie um gegen Nordosten und behält hier an der Nordseite der Stadt diese Richtung, bis sie im Osten dem Kidronthal sich naht. Hier im Norden hängt die Fläche der Stadt mit der Ebne draußen zusammen und ist durch kein Thal geschieden. Wir gehen neben der Mauer her, die mit ihren weißbräunlichen Steinen und ihren zackigten Zinnen bis zu 40 Fuß hoch neben uns herläuft. Je nach der Grundfläche ist sie höher und niedriger. Sie ist vom Sultan Soliman in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut und giebt der Stadt ein mächtiges Ansehn. In der Mitte ihrer Nordseite ungefähr steht das Damaskusthor, von den Arabern das Säulenthor genannt, das schönste Thor Jerusalems, wodurch die Paschas ihre Einzüge halten und wodurch man in den Norden Palästina's reist. An dieses Thor schließen sich alte Ueberreste an, die auf alte Bauten deuten, die hier gewesen. Draußen vor dem Thore erheben sich Schuttberge, die nicht schön sind. Als man den Grund des neuen östreichischen Pilgerhauses ausgrub, wurde mit Erlaubniß des Pascha der Schutt hierher in die Nähe des Thores gebracht. Nicht weit von diesem Schutt lag unmittelbar auf dem Wege ein todtes, halb von den Hunden schon verzehrtes Pferd. Das arme Thier ist hier gestürzt und todt niedergesunken. So bleibt es dort liegen, bis die Hunde es in ihrem Magen begraben haben. Der Geruch ist entsetzlich; aber das hilft nicht; keine Seele sorgt dafür, daß der todte Körper weggeschafft und begraben wird. Gesundheitspolizei ist eine unbekannte Sache. Die wird einzig von den Hunden gebildet, die in und vor der Stadt hausen. Ein wenig vom Damaskusthor gegen Osten ist unmittelbar an der Mauer der Schlachtplatz der Juden, eine Stätte, die auch nicht wenig dazu beiträgt, die Luft hier ungenießbar zu machen. Man geht durch diese Pestdüfte, läßt links eine Höhe, darauf ein muhamedanischer Begräbnißplatz und darin die Grotte des Jeremias sich befindet. Wir gehn dem Thor des Herodes, das ganz vermauert ist, vor-

über, und nachdem wir ungefähr 1400 Schritte von der Nordwestecke der Stadt gemacht haben, stehn wir an ihrer Nordostecke und biegen um nach der Ostseite. Die Mauer läuft ziemlich grade dahin und parallel mit dem Kidronthale, das tief unten wasserlos gegen Süden zieht. 400 Schritte führen uns dem Badeteich der Maria vorüber zum Stephansthor, wodurch wir zum Oelberg gegangen sind. Es ist das östliche Thor, heißt auf arabisch Bab Sitti Mirjam, Thor meiner Frau Maria, trägt oben in seiner Mauer vier Löwen. Bald von diesem Thore an bis zur Südostecke ist die Stadtmauer zugleich die Einfassungsmauer des alten Tempelplatzes gegen Osten. Da der Boden hier immer weiter gegen Süden abfällt, wird die Mauer immer höher und erreicht zuletzt eine Höhe von 90 Fuß. Inwendig ist sie natürlich nicht höher als sonst, weil da alles eben ausgefüllt ist. Wir wandern durch die muhamedanischen Gräber hindurch, die sich an der Mauer entlang ziehen. Auf ganz niedrigem Mauerwerk ruhen weiße Grabsteine über den Gräbern. Auf den Grabsteinen sind zuweilen steinerne Turbane angebracht. Verschleierte weiße Muhamedanerinnen ruhen über diesen Gräbern. Da ruhn sie oftmals stundenlang in stiller Ruhe über den Gebeinen der Ihrigen. Wir sind eine kurze Weile gegangen, da erhebt sich in der Mauer ein vermauertes Thor. Es ist das goldene, auch das ewige genannt. Durch dieses Thor soll Christus am Palmsonntage eingezogen sein. Die Muhamedaner halten es vermauert. Es geht die Sage unter ihnen, durch dieses Thor werde einst ein Christenkönig einziehn, der die Stadt und das ganze Land in Besitz nehmen werde. Eine Ahnung des Untergangs ihres Glaubens und des Sieges des Christenthums spricht sich darin aus. Jenseit des goldnen Thores, wo die Mauer nach außen immer höher wird, treten die riesigen Steine derselben besonders ins Auge. Es sind wahre Riesen von einer Länge bis zu 24 Fuß und 4 Fuß Höhe. Man staunt diese lagernden Kolosse an, die in alte Zeiten hinaufreichen. Sie reichen um die Südseite des Tempelplatzes herum und begegnen dem Wandrer in der Stadt an der Westseite wieder. So lagern sie um drei Seiten jenes Platzes herum, und wie an der Westseite sich eine besondere Ausschwellung unten zeigt, die beweist, daß sich dort an die Grundmauer ein Bauwerk angeschlossen habe, so giebt es hier auch auf der Ostseite eine Steinlage, die nicht geebnet, wie die andern Steine, ein Aehnliches verkündet. Es ist keine Frage, daß hier um diesen Platz Ueberreste eines großen alten Baues vorhanden sind. Man denkt bei dem Anblick dieser Steine an die Frage der Jünger, als sie

mit dem Herrn aus dem Tempel gingen: „Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!“ Man muß zugeben, daß in diesen untern gewaltigen Steinlagen die Ueberreste des alten Tempels vor uns liegen. Man siehet diese Kolosse mit einer Art Ehrfurcht an um ihres Alters willen, damit sie schon Vieles durchgemacht haben, und um des Baues willen, zu dem sie einst gehörten.

Wir gehen zur Südseite der Stadt. Die Mauer des alten Tempelplatzes bildet auch noch eine Weile die Stadtmauer. Dann aber tritt diese wieder selbstständig auf und streicht gegen Südwesten. Ueber die Südostseite der Mauer gehet von dem Tempelplatz, dem Berge Moriah aus, ein Höhenzug nach Süden in einem spitzen Dreieck, dem Berge Zion östlich gegenüber. Das ist der Ophel, der einst, wie der Zion, ganz ummauert war. Zwischen ihm und dem Zion stehet ein kleineres Thor, das Mistthor, das aber meist verschlossen ist. Dieses Thor steht in einer Einsenkung, die von Süden, vom Teiche Siloah her durch die Stadt bis zum Damaskusthor läuft und sie in eine östliche und westliche scheidet. Diese Einsenkung hat aller Wahrscheinlichkeit nach in alten Zeiten einen Ausläufer um das Nordende des Zion gegen Westen gehabt und ist das alte Tyropoeon oder Käsemacherthal. Dies Thal läuft im Süden über den Quell Siloah hinaus in eine ziemliche Thalweite aus, darin das Kidronthal sich mit dem von Westen kommenden Hinnomthal vereint. Wir gehen von der Gegend des Mistthors den beschwerlichen Weg zum Zion hinauf und kehren durch das Zionsthor in unsre Wohnung zurück. Man kann den beschriebenen Weg um Jerusalem in fünf Viertelstunden machen. Wir brauchten freilich viel längere Zeit, weil wir uns oft aufhielten.

Auf diesem Gange wurde mir die Lage Jerusalems besonders deutlich. Es ist eine wundersame Lage, wie eigens für die heilige Stadt bereitet. In der Mitte einer weit umher sich ausdehnenden Gebirgswelt streckt sich hier von Norden eine Erdzunge aus, auf drei Seiten, im Westen, Süden und Osten von tiefen Thälern, wie natürlichen Festungsgräben umschlossen. Auf dieser Erdzunge liegt die Stadt, durch die Thäler nach drei Seiten geschirmt und zugleich hoch erhoben, eine wirklich hochgebaute Stadt. Nur gegen Norden ist kein Thal; da hängt der Boden, der Jerusalem trägt, mit dem vorliegenden Lande zusammen. Hier ist der Zugang frei und von hier sind die Angriffe auf die Stadt meist geschehen.

Durchgang durch Jerusalem.

Die Hauptstraßen. — Die Stadtviertel. — Die Bazars. — Die Zeichensprache.

Vom Oelberg aus hatte ich einen herrlichen Ueberblick über die Stadt gehabt und mir ein allgemeines Bild von ihr, zugleich von ihrem Aeußern und Innern gemacht. Dies allgemeine Bild hatte sich durch unsern Umgang um Jerusalem in Hinsicht auf die Außenseite vervollständigt. Es kam nun darauf an, in Hinsicht auf das Innere das geschaute allgemeine Bild weiter auszuführen. Dazu verwandte ich besonders den zweiten Tag meines Aufenthalts, den 25. März. Wir Leute des Hospizes hatten unser Morgenbrot zu uns genommen. Unser Professor aus Petersburg hatte uns mit einigen eben so scherzhaften als treffenden Reden unterhalten. Die Hunde nannte er unter andern die einzige Polizei Jerusalems, die mit ihrer Gage zufrieden ist. Ich ging nun aus, kaufte mir einen Stock mit der hebräischen Inschrift: „Jerusalem," dazu einen grauen, gegen die Sonne schirmenden Filzhut und fing an, durch die heilige Stadt hindurchzuwandern. Es ist da freilich zuerst nicht leicht, sich überall hindurchzufinden; doch bald wird man bekannt und einige Hauptstraßen erleichtern das Zurechtfinden. Eine Hauptstraße gehet vom Norden vom Damaskusthor mitten durch die Stadt nach Süden und endet nicht weit vom Zionsthor. Wiederum gehet vom Jaffathor im Westen über den freien Platz, der hier anfangs sich findet, eine Straße ziemlich bergab gegen Osten bis zum Tempelplatze. Diese beiden Straßen schneiden sich so ziemlich in rechten Winkeln, bilden ein Kreuz, und theilen die Stadt in 4 Theile. Der öbere westliche Theil ist das sogenannte Christenviertel, worin besonders Christen wohnen. Es ist ein ziemlich freundlicher Stadttheil und umfaßt in seiner Mitte die Grabeskirche, in der nordwestlichen Ecke das lateinische Kloster, im Süden davon das griechische und koptische Kloster. Durch die Jaffastraße getrennt, stößt an diesen Stadttheil gegen Süden das armenische Viertel, eine der schönsten und angenehmsten Gegenden Jerusalems. Hier wohnen besonders die armenischen Christen, die hier auch ihr ungeheuer großes Kloster haben. Sonst steht aber auch die evangelische Kirche in dieser Gegend, nahe an dem großen schönen freien Platz vor der Citadelle. Wir sehen den durch die Damaskusstraße geschiedenen Osttheil der Stadt an. Der ganze große Theil oberhalb der Jaffastraße mit Einschluß des Tempelplatzes ist der Hauptsitz der Muhamedaner.

en sich hier besonders viele verfallene Stätten. Die Lage
, zumal in dem Theil, der nördlich vom Tempelplatz und
merzensstraße liegt, in Bezetha, eine herrliche. An der
;ensstraße liegt die Wohnung des Pascha mit der Kaserne.
lb des muhamedanischen Stadttheils westlich vom Tempel-
der Sitz der Juden, entschieden der ungesundeste und
hste Stadttheil. Durch diese Viertel gehet nun eine Menge
. und enger Straßen. Sie sind überall uneben, in der
icht besonders gepflastert und theilweis abschüssig, so daß
) sehr in Acht zu nehmen hat, um auf den glatt gewor-
steinen nicht zu gleiten und niederzustürzen. In den beiden
:n Straßen sammt der Schmerzensstraße ist der meiste
Man hat dort nicht bloß unter sich, sondern auch um
sehen, daß man den Kamelen, Pferden und Eseln mit
adungen ausweicht. Am allermeisten Verkehr und Leben
in den Bazars. Da wo die großen, langen Straßen, die
den und Westen kommen, sich schneiden, beginnen sie und
. sich in drei gewölbten großen Gängen neben einander
den nach Norden. Geht man durch diese Gewölbe hin-
o sieht man rechts und links die hölzernen erhöhten Buden
ht, worin die Handwerker arbeiten und die Kaufleute ihre
ausgebreitet haben. Unter den Handwerkern trifft man
chuster und Drechsler, die emsig arbeiten. Die Kaufleute
ıhig und träge bei ihren Waaren aller Art, die aus den
ensten Ländern, meist aus dem Abendlande, sind. Eine
Manufakturwaaren, daneben Glas- und Eisensachen.
lzer finden sich überall und sind überall aus Wien. Viele
rker und Kaufleute sind Moslem. Sie arbeiten mit den
unter dem Leibe und der Pfeife, wo möglich, im Munde,
lesen auch in ihrem Koran. Zwischen diesen Buden hin-
st es ein gewaltiges Gewoge. Thiere und Menschen,
von der verschiedensten Art und Kleidung, wogen einander
. Man kann hier von den verschiedensten Bewohnern Jeru-
treffen und nicht minder von denen aus der Umgegend.
ıedaner und Muhamedanerinnen, Franken und Franken-
griechische Mönche und Franciskaner, Beduinen und Araber,
und Jüdinnen, Derwische und Soldaten. Alles im bun-
Gemisch durch einander, zu Pferd und zu Fuß. Zwischen
allerlei Thiere, als da sind Esel und Kamele, Pferde und
. Die verschiedensten Sprachen lassen sich hier neben ein-
hören, türkisch und arabisch, italienisch und französisch,
und englisch. In das Sprachengetöse hinein senden zuweilen

Esel und Hunde, letztere, wenn sie getreten werden, ihre unci sirten Töne. So geht es jeden Tag, am Vormittag zumal diesen Bazars zu, nur daß am Freitag der Moslem, am S tag der Christ seine Bude geschlossen hält. Ich wandre durc Bazars hindurch, will mir dies und das kaufen. Eine Scha Schwefelhölzer hier, ein Paar Orangen dort. Es will nicht recht mit der Sprache. Verkäufer und Käufer nehmen Zuflucht zu der allgemeinen Sprache für alle Welt, zur Zei sprache. Ich zeige hin auf die Waare und halte einen Pi hin. Er hält mir ein Paar Kästchen mit Schwefelhölzern 4 bis 5 Orangen hin. Ich schüttle mit dem Kopf, er legt zu. Ich nehme, gebe mein Geld; der Moslem sieht das (an, zumal das größere Silbergeld, ob es auch vollwichtig, thut es in einen kleinen Geldbeutel, den er im Gürtel hat. hilft man sich, und es geht ganz vortrefflich. Wir verstehen u einfachen praktischen Gedanken so gut, als ob wir eine Spr mit einander redeten.

Neby Samwil.

Rüstung zum Ausflug. — Unterwegs. — Neby Samwil. — Das Mizpa. — Araber. — Aussicht vom Minaret. — Die Jerusal freunde. — Speisung der Araber. — Zu arabisch.

Das allgemeine Bild der Stadt war fertig. Wir ma jetzt vor der weitern Ausführung einen Ausflug. Vom Oel aus hatte ich beim ersten Ueberblick über Jerusalem zur Re eine Höhe mit Gebäuden darauf wie eine hohe Warte aufr sehen. Es war Neby Samwil, wo die Sage den Proph Samuel begraben sein läßt. Dahin richtete ich am Freitagmor den 26. März, meine Schritte. Mit mir gingen der Doctor S aus Schaffhausen, der Uhrenhändler Schatzmann aus Cairo mein Reisegenosse Siedle, sämmtlich Gäste des Hospizes. Schatzmann hatte in weiser Vorsorge Brod und Butter zu gesteckt. Ich hatte meine kleine Reisetasche umgehangen un Jerusalem noch einige Apfelsinen hineingethan. Der Doctor war furchterregend gerüstet mit einem Hammer und einem la schrecklichen Messer. Der Hammer war indeß nichts andres ein Mineralhammer und zum Zerschlagen von Steinen bestim Und das Messer, das lange, schreckliche Messer, ja das s auch nur zu ganz unschuldigem Zwecke verwandt werden, für Pflanzen nämlich, die gar zu tief im Boden wurzelten, die (

ugraben. So zogen wir mit unsern Wandrerstäben zum Damas-
usthor hinaus. Außerhalb der Stadt wandten wir uns von dem
Wege, der gen Norden führt, links und kamen nach einiger Zeit
mehreren Gräbern am Wege vorüber, die in den Fels gehauen
sind. Es ging dann durch eine unfruchtbare, steinigte Gegend
hindurch. In den Thälern, die wir passirten, kam uns Neby
Samwil aus dem Gesichte und wir wurden unsicher über die
Richtung unseres Weges. Mit viel Mühe und Schweiß erstiegen
wir also einen mit mächtigen Steinblöcken bedeckten Berg am
Wege. Da hatten wir wieder die hohe Warte im Auge und er-
kannten zugleich den gebahnten Weg, den wir einzuschlagen hatten.
Neby Samwil scheint von Anfang an so nahe, ist aber doch
ziemlich ferne und es gingen zwei Stunden dahin, bis wir dort
anlangten. Mehrmals eröffnete sich ein Blick in schöne mit Oel-
baumpflanzungen versehene Thäler. Endlich haben wir den Fuß
des Berges erreicht, darauf Neby Samwil liegt. Wir steigen
hinauf; gehen einem alten Teiche vorüber und kommen bei den
Ruinen oben an. Es liegt eine verfallene Moschee mit einem
Minaret vor uns, die über einer alten christlichen Kirche erbaut
ist. An diese Moschee lehnt sich ein schlechtes arabisches Dorf.
Es sind kümmerliche Wohnungen, wahre Erdlöcher, da wir hinein-
sehen und es zum Entsetzen unsauber finden. Wir setzen uns
draußen nieder und lassen uns von den platten arabischen Gersten-
kuchen bringen, die über kleinen mit trocknem Dünger heiß ge-
machten Steinen gebacken werden. Kleine Steine und etwas
Düngerkohle fanden sich noch darin. Es war freilich nicht allzu
appetitlich; doch aßen wir davon. Um uns her hatten sich mehrere
Araber mit Frauen und Kindern gesammelt. Die Männer mit
einem langen, schmutzig weiß und braun gestreiften Mantel und
dem Turban, diesem mehrmals um den Kopf gewundnen Tuche;
die Füße bloß und schmutzig, wie der ganze Leib. Sie hatten
alle natürlich ihre Tschibucks bei sich, die sie mit unserm Taback
füllten. Die Frauen angethan mit einem langen blauen Kleide
mit furchtbar langen Aermeln; ein langes schmutziges Tuch hängt
vom Haupte rückwärts nieder. Von gelbbrauner Farbe haben sie
die Augenbraunen dunkelblau, die Nägel und die innere Hand mit
Hennafarbe gelbröthlich gefärbt. Gefolgt von den Arabern gehn
wir nach unsrer Erholung in die Moschee. Das Gebäude ist
ziemlich groß, aber ganz wüste. Dem Eingang gegenüber sehn
wir eine Pforte. Dadurch soll es zum Grabe Samuels hinunter-
gehn. Wir wollten von den Arabern den Schlüssel haben, konnten
ihn aber nicht erhalten, obgleich wir ein Bakschiesch versprachen.

Wir rüttelten etwas an der Pforte, konnten aber nicht kommen. Wir ließen auch ab, wohl wissend, daß der alte des alten Testaments hier nicht begraben liegt. Die Schrif seine Grabesstätte Rama und die Sage der Christen, Jud Muhamedaner hat sie hierher verlegt. Es ist eines der Gespinnste, damit die Sage die Orte und Höhen Pal überspannen hat. Es haftet allerdings der Name Samu dieser Höhe. Es ist hier das alte Mizpa, wohin der Prop Kinder Israels sammelte und sie richtete, und sie von wider die Philister sandte. Samuel errichtete zwischen h Sen einen Stein und hieß ihn Eben Ezer und sprach: hieher hat der Herr geholfen." Wenn also auch nicht Ra Geburts- und Todesstätte Samuels, hier ist, das Bild de ehrwürdigen Gottesmannes steht auf dieser Höhe vor dem g Auge. Wir gehen auf einer Treppe hinauf auf die Terr Moschee und von da in den Thurm hinein. Eine enge treppe führt uns oben hinauf. Wir müssen uns in Acht n daß wir die losen Steine oben nicht hinabstürzen und s Schaden kommen. Eine großartige umfassende Aussicht lohn Mühe. Wir sind 2500 Fuß über dem Meer und der Bli weit. Welch ein Gemälde. Das Land weit umher liegt w Karte vor uns. Eine rechte Warte ist diese Höhe., Es ist ein in der Wahrheit, eine Warte. Da gegen Westen ein groß mit Bergen, Dörfern und Städten. Ramleh mit seinem liegt deutlich da. Jaffa blickt zu uns herüber. Wir seh Meer, einen hellen breiten Streifen, und auf demselb unserm Fernrohr deutlich ein Schiff dahinsegeln. Nicht weit und umfassend ist der Blick gegen Süden und Sü Jerusalem zeigt uns die Omarmoschee und den Oelberg. hinaus lagern sich die Berge Moabs. Weit hinaus ragt lehem hervor und der abgestumpfte Kegelberg, der Frank an seiner Form überall leicht erkennbar. Gegen Norde Osten erheben sich die Berge Ephraims. Gibeon liegt un nahe mit seinen Oelbäumen und alten Erinnerungen. Wir hinunter. Wir finden unten drei Franken mit Gewehren a Rücken, die auch Neby Samwil besehen wollen. Wir stehen ihnen auf der Terrasse der Moschee und schauen hinaus. Würtemberger und von meinen Begleitern, den beiden Sch höre ich, es sind die Jerusalemsfreunde aus Würtemberg, C Hoffmann, der bekannte Redacteur der süddeutschen War Kaufmann Hardegg aus Ludwigsburg und der Wein Bubeck von Obertürkheim. Sie sind nach Palästina geko

m das Land in Augenschein zu nehmen. Europa liegt nach rer Meinung ganz im Argen und das rechte Mittel der Rettung : jetzt, die Weissagung auszuführen, nach Palästina zu wandern nd dort das Reich Gottes aufzurichten. Eigen, daß ich zum sten Male mit diesen Männern der süddeutschen Warte hier auf Mizpa, der Warte Palästina's, zusammentraf und mit ihnen ins and hinausblickte. Wir Hospizleute gehen hinunter und setzen ns unten neben der Moschee nieder. Um uns sammeln sich nsre Araber. Wir sind satt von unsern Brotkuchen und beginnen it unserm Vorrath, den wir noch haben, die Araber zu speisen. lt und Jung steht um uns her. Unser Schweizer aus Cairo hneidet Brotschnitte ab vom Brot aus Jerusalem, thut Butter rauf, schneidet kleine Stücke ab und giebt sie den Kindern in n Mund. Die Alten stehn umher und freuen sich, sind auch stern nach den fetten Bissen, bekommen auch, geben das Meiste er doch wieder den Kindern. So sitzen wir eine Weile da an r Stätte des alten Mizpa, wo Samuel das Volk gerichtet, d speisen die Araber. Wir stehn dann auf, bezahlen einige iaster für das Brot, das wir erhalten haben, und gehn von nnen. Man folgt uns nach und will nun zu Allem noch ein alfchiesch haben. Das war uns denn doch zu arabisch. Wir hren uns nicht daran und ziehn die Höhe hinunter nach Jerusalem, wo wir nach 2 Stunden wieder eintreffen und uns an m Mittagsessen weidlich laben, das unser Herr Thiel uns fitischt.

Zwei traurige Stätten.

er Klageplatz der Juden. — Die Klage. — Die große Schuld. — Der Brückenrest. — Die Aussätzigen.

Es sind in Jerusalem zwei Stätten, die den Wandrer besonders traurig ergreifen. Der eine ist der Klageplatz der Juden. ir gingen am Freitag Nachmittag dahin, ihn zu sehen und die idenklage zu hören, die dort an jedem Freitagabend angestimmt rd. Durch mehrere Straßen in der Mitte Jerusalems hindurch nen wir endlich in eine kleine enge Gasse, die uns zu dem südstlichen Theil der Mauer des Tempelplatzes führte. Hier ist ein iglichter Raum von über 150 Fuß Länge. Vor ihm ragt die r bis gegen 60 Fuß hohe Mauer auf. Große, mächtige Steinicke bilden hier die Grundlage der Mauer. Die Steine sind n und mit einer kleinen Randvertiefung von zwei Zoll versehen,

wie überall an der Mauer, wo sie alt ist; nur ist diese Ränderung hie und da noch größer. Die Steine sind an unsrer Stelle bis 9 Fuß lang; über ihnen besteht die Mauer aus viel kleineren glatten Steinen. Die großen geränderten Steine unten zeugen von einem hohen Alterthum, von den Zeiten des herodianischen Tempels und seiner Herrlichkeit. An dieser Stelle, vor diesen Steinen, den stummen Zeugen alter Größe, sammeln sich an jedem Freitag gegen Abend Männer und Frauen Israels, um zu beten und über den Untergang des Tempels zu weinen. Sie haben dazu in alten Zeiten von den neuen Herren des Landes das Recht erkauft gegen eine kleine Abgabe, die sie dafür zahlen müssen. Als wir uns der Stelle nahten, vernahmen wir schon aus der Ferne die verworrenen Stimmen der Klage. Und als wir ankamen, da standen sie vor uns Israels Kinder, Männer und Frauen. Die Schuhe waren abgelegt; nackten Fußes standen sie da auf den Steinen. Die Männer etwas entfernt von der Mauer, aber mit dem Angesicht ihr zugekehrt. Die Frauen ganz nahe, sich an die alten Steine lehnend. Die Männer lesend in Büchern, die sie in ihren Händen tragen. Zuweilen ertönt nur eine Stimme, die Stimme dessen, der vorbetet oder die Klage anhebt. Dann aber fallen alle im Chor ein; es ist ein lautes Aufschreien wie aus der Tiefe. Dabei neigen sich die Klagenden mit ihrem Haupte auf und nieder. In langen weißen Gewändern stehn die Frauen an der Mauer, erheben ihre Stimmen mit den Männern, breiten ihre Hände um Hülfe rufende aus und pressen die Stirn an die gefühllosen Steine. Sie namentlich machten mit ihrem ganzen Wesen und mit dem Klang ihrer Stimmen den Eindruck, als ob hier mehr wäre, denn ein Thun der Gewohnheit. Es ist ein trauriger Anblick, Israel stehen zu sehen an dieser Stätte und es weinen und klagen zu hören. Wir verstanden freilich nicht den Inhalt ihres Betens und Klagens im Einzelnen; aber im Ganzen verstanden wir ihn. Es ist ja das große Leid um Jerusalem, daß es gefallen und um den Tempel, daß er zerstört ist. Es ist uns auch schon lange eine Form bekannt worden, darinnen die Klage und das Flehen geschieht. Da stehet der Vorsänger und singet: „Wegen des Pallastes, der wüste liegt.“ Das Volk antwortet: „Da sitzen wir einsam und weinen.“ Er fährt fort: „Wegen des Tempels, der zerstört ist.“ „Wegen der Mauern, die zerrissen sind.“ „Wegen unsrer Majestät, die dahin ist.“ „Wegen unsrer großen Männer, die da niederliegen.“ „Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind.“ „Wegen der Priester, die gestrauchelt haben.“ „Wegen unsrer Könige, die ihn verachtet haben.“ Und dazwischen überall an-

der Chor: „Da sitzen wir einsam und weinen.“ Da stehet
rsänger und betet: „Wir bitten dich, erbarme dich Zions.“
hor fährt fort: „Sammle die Kinder Jerusalems.“ „Eile,
Zions Erlöser!“ Der Chor: „Sprich zum Herzen Jerusa-
„Schönheit und Majestät möge Zion umgeben.“ Chor: „Ach,
dich gnädig zu Jerusalem.“ „Möge bald das Königsregi-
über Zion wieder erscheinen.“ Chor: „Tröste, die trauern
Jerusalem.“ „Möge Friede und Wonne einkehren zu Zion.“
„Und der Zweig aufsprossen zu Jerusalem.“ In diesem
tönen die Klänge des Klagens und Seufzens. Freilich,
hat wol Grund zur Trauer und Klage; man denkt daran,
man sie klagen sieht und hört. Ihr Glanz und ihre Herr-
ist dahingesunken. Sie, einst Kinder im Hause, stehend
des Vaters Gnadenauge, nun Fremdlinge in der Hei-
vom Vater verworfen. Sie, einst Bürger im Lande, nun
e. Es war ein großes Leid und Weh, das sie getroffen.
s ist die eigne Schuld. Sie haben ihren König verworfen.
a diese Zerstörung. Sein Blut komme über uns und unsre
, so hat Israel einst in Jerusalem gerufen. Es ist über die
gekommen, ernst und schwer. Manche Jahrhunderte hindurch
sie schon geklagt und werden es noch lange. Manche Thräne
on diese Stätte benetzt und manche wird noch fließen, ehe
huld Israels hinweggenommen ist. Man denkt daran an
Stätte und vor diesen Klagen, und eine gewaltige Stimme
daraus her, eine Stimme, die da zeuget von dem Ernst
ttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit. Gott ist wohl gnädig
armherzig, aber wer seine Gnade verschmäht, über den er-
r sich mit gewaltigem Ernste und es ist sehr traurig, so in
inde des lebendigen Gottes zu fallen. Die Judenklage zu
lem am Freitagabend ist ein gewaltiges Wort von dem
Jehovahs. Und dennoch Israel soll auch jetzt nur noch
n und seinen König anerkennen, den seine Propheten ge-
t haben, so würde das Leid in Freude gewandelt und die
würde verstummen.

Wir verließen die Stätte, tief ergriffen von dem Anblick, den
hauten. Wir gingen die Straße zurück, die wir gekommen
, stiegen über einen Steinwall, um an die Südwestecke der
r des Tempelplatzes zu kommen. Dort über 30 Fuß von der
uillt die Mauer unten 48 Fuß lang aus der Mauerfläche
. Es sind Steine darin zwischen 10 und 23 Fuß Länge
is 6 Fuß Höhe. Es ist augenscheinlich, daß diese Stelle
d an sie sich etwas angeschlossen habe. Wahrscheinlich ist es

die Brücke gewesen, die nach dem jüdischen Schriftsteller Josephus vom Tempelberge über das Tyropoeonthal nach dem Zion hinüber geführt hat. Wir besahen diese antike Stelle, deren obere Lage 5 Fuß hervorquillt, staunten weiter nach Süden in der Ecke den untersten Stein an, den Riesen unter diesen Riesen, von beinah 30 Fuß Länge. Ein Araber, den wir hier trafen, führte uns im Südwesten in große Gewölbe, die dort sich an die Mauer lehnen. Wir gingen dann an der Stadtmauer längs gegen Westen, eine Weile auf dem schmalen Gange, der oben an ihr fortläuft, und kamen so an eine andre traurige Stätte Jerusalems im Osten vom Zionsthor hart an der Stadtmauer. Da stehet, durch eine niedrige Mauer von der Straße abgesondert, ein Dutzend erbärmlicher Wohnungen, von Steinen aufgeführt, mit dürrem Strauch und Lehm gedeckt. Keine Menschenseele wohnt in unserm Lande in so traurigen Hütten. Die Araber nennen diese Wohnungen Bêt el Masakin, die Wohnungen der Unglücklichen. Was sind's für Unglückliche? Es sind die Aussätzigen, ihrer 50 ungefähr an der Zahl, die hier zusammen wohnen, Männer, Weiber, Kinder. Die Kinder sind anfangs gesund, aber mit dem zehnten bis zwölften Jahre beginnt die schauerliche Krankheit auszubrechen und verzehrt in unendlich langsamer Qual die Unglücklichen. Die Leiber werden mit Flechten und Geschwüren bedeckt. Es tritt ein allmäliges Absterben der Körpertheile ein. Die Knochen und Bänder werden zerstört, die Sinne immer mehr abgestumpft, bis der Tod dem Elend ein Ende macht. So wohnen die Armen da, dem Elend preisgegeben, ohne Hülfe. Es sind meist Muhamedaner. Man sieht sie zuweilen aus ihren Wohnungen hervorkommen und die Vorübergehenden flehentlich um Almosen ansprechen. Es ist ein rechter Jammer, diese armen, von der Welt abgeschiedenen, dem größten menschlichen Leid übergebnen Geschöpfe zu sehen. Eine sehr traurige Stätte, diese Stätte der Aussätzigen auf dem Berge Zion. Wahrlich was ist alle andre Erdennoth, darüber so oft und so viel geklagt wird, gegen diese Noth, gegen dieses schauerliche Hinsterben.

Das Kidronthal.

Gräber am Oelberg. — Dorf Siloah. — Der Marienbrunn. — Siloah. — Der Hiobsbrunn. — Ausgrabungen.

Am Sonnabend den 27. März wandten wir unsre Schritte zum Kidronthal, es im Einzelnen näher anzusehn. Es heißt auch das Thal Josaphat d. i. Gott wird richten. In Anlaß einiger

etischer Worte Joels ist der Glaube aufgekommen, daß in die= :hal das Weltgericht einst werde gehalten werden. Das Thal ıt im Nordwesten von Jerusalem, läuft zuerst gegen Osten, dann um gerade nach Süden und bildet hier die Schei= zwischen Jerusalem und dem Oelberg, in einer Tiefe von 200)er Stadt, von 400 dem Oelberg gegenüber. Wir gingen zum anusthor nach Osten hinaus und ins Thal hinunter und :en uns gegen Süden. Hier traten uns gleich links am Fuß)elbergs, der Südostecke der Mauer des Tempelplatzes gegen= vier Grabmäler entgegen. Das erste heißt das Grab Josa= .. ist eine Grabhöhle, die durch allerlei Geröll und Schutt nkenntlich geworden. Das zweite ist das sogenannte Grab ons, ein viereckiges Gebäude aus Fels gehauen, mit einem ß versehen, der in eine kegelförmige Spitze ausläuft. Grie= Säulen an jeder Seite tragen ein Fries mit Rosen. Das : ist 45 Fuß hoch. Es waren Oeffnungen oben in der Mauer. end wir nahten, ging ein Moslem vorüber und warf einen hinein. So sollen alle thun und dabei: verflucht sei Absalon; ht, die gegen Eltern wüthen. Als das dritte folgt das Denk= es Jacobus, eine Felsenaushöhlung in drei zusammenliegen= :ammern, die mit einem schönen Portal versehen ist. Hier er Apostel Jacobus sich vor dem Haß der Juden verborgen . Dann kömmt das Grabmal des Zacharias, ähnlich dem bsalon, nur mit viereckigem, spitz zulaufendem, Dach, auch Oeffnung und lange nicht so hoch. An den Seiten finden ınliche Säulen. Es ist darin eine besondre Zusammensetzung gyptischer und griechischer Bauart. Von den Männern, dar= ie genannt sind, haben sie schwerlich mehr als den Namen. : diesen Grabmälern breiten sich den Oelberg herauf die r der Juden aus, die sich gerne in diesem Thal begraben Sie meinen hier dem noch zu hoffenden Messias näher zu und daß sie hier zuerst auferstehen werden. Eine Zahl flacher ısteine mit hebräischen Inschriften blickt vom Oelberg uns en. Rechts oben am Abhang des Moriah haben wir die r der Moslem hinter uns gelassen. Ueberall Gräber, rund erusalem, die heilige Stadt ist, wie ein Gotteshaus, um= mit einem Friedhof. Von den genannten 4 Grabdenkmälern : wir am Fuß des Oelbergs weiter gegen Süden. Der Weg aufwärts zum Dorf Siloah. Es liegt am Berg des Aerger= dem südlichen Gipfel des Oelbergs, etwas aufwärts, und nlich lang ausgedehnt. Ein erbärmlich schmutziges Dorf mit hr 80 Wohnungen. Die Wohnungen sind alle nach einer

Art. Eine Mauer mit einer oder zwei Fensteröffnungen in der Mitte; das Dach oben platt. Ein Theil der Wohnungen besteht aus Felsenhöhlen. Vor dem Dorf gegen Norden auf einem freien Platze waren schlechte Zelte aufgeschlagen, darinnen es durch einander lag. Fast ganz nackte Kinder lagen in der Sonne. Wie wir ankamen, setzte sich alles in Bewegung, um ein Bakschiesch zu erlangen. Wir wurden beinahe durch das ganze Dorf von ihnen verfolgt. Die Wege hindurch sind über alle Begriffe unreinlich. Wir fanden am Berge eine große Felsenhöhle, die ziemlich tief hineinging. Wir wollten gern ein Licht haben, uns drinnen weiter umzusehn. Aber im Dorf war keines zu bekommen. Wir mußten also ohne Licht eintreten, kamen aber nicht weit. Denn die große Höhle war zu einem Heerdenstall benutzt, und der tiefe Schmutz sperrte den Weg. Wir gingen wieder zurück auf unserm Wege und vom Dorf hinüber zu der andern Seite des Kidronthales am Abhang des Moriah. Dort, wo die Thalränder ziemlich nahe treten, ist der Brunn oder die Quelle der Maria. Die Quelle liegt tief im Felsen hinunter eingehauen. Man steigt auf Stufen hinunter; in der Mitte ist ein Absatz und von ihm geht es aufs Neue auf Stufen bis zum Wasser hinunter. Im Ganzen sind es 32 Stufen. Ueber einem ist das ausgehauene Felsgewölbe. Es waren Pilger drunten, die sich hier badeten, wo nach der Sage Maria die Windeln des Jesuskindes gewaschen haben soll. Wir gingen deshalb gleich weg, aber später bin ich ein Paar Male wieder da gewesen. Das Wasser ist hell und klar und von angenehmem süßlichem Geschmack. Wir gingen von der Marienquelle gegen Süden am Berge längs bis dahin, wo das Thal Tyropoeon, das den Zion und Moriah trennt, in's Thal Hinnom hineingeht. Dort am Abhang ist der Teich Siloah, wohin unser Herr die Blinden sandte, sich zu waschen. Der Teich ist nur klein, 18 Fuß breit, aber ziemlich tief. Nicht weit hinauf liegt das kleine in Fels gehauene Wasserbecken, wovon der Teich sein Wasser bekömmt. Man steigt auf Stufen zum Wasser des Beckens hinunter. Das Wasser ist dasselbe, wie im Marienbrunnen, und beide sind auch mit einander durch einen 1750 Fuß langen unterirdischen durch den Fels gehauenen uralten Kanal verbunden. Der amerikanische Reisende Robinson hat sich durch diesen Kanal, der nur ein Paar Fuß hoch und breit ist, hindurchgearbeitet. Eine absonderliche Reise, da 1750 Fuß durch diesen engen Felsenkanal des Moriah hindurchzukriechen. Höchst mühsam, aber für die Wissenschaft sehr ersprießlich. Wir wissen nun, daß diese Siloahquelle mit der Marienquelle zusammenhängt. Und wahrscheinlich ist, daß sie ihr Wasser von

einer unter dem Tempelplatz befindlichen Quelle erhalten, die uns noch nicht genauer bekannt ist. Etwas Besonderes ist an den beiden genannten Quellen, daß das Wasser darin zu verschiedenen Zeiten auf einmal aufsprudelt und in die Höhe steigt, dann aber wieder fällt. Die Volkssage läßt diese Erscheinung durch einen Drachen bewirkt werden, der darinnen hause. Es sind besondre Naturkräfte, die hier wirksam, aber uns noch unbekannt sind. Nicht weit von dem Becken und Teich Siloah ist noch ein alter verfallener wasserleerer Teich, der ziemlich tief ist. An dem andern vollen Teiche trifft man meistens Waschfrauen, die hier ihre Wäsche naß machen und klopfen. Jesaias nennt das Wasser des Teiches Siloah das stille rieselnde und Muhamed hat hierher eine der Paradiesesquellen verlegt. Einst stand hier zum Schutz des Teiches der Thurm von Siloah, von dem aber jede Spur verschwunden ist. Aus diesem Teiche, dem alten Königsteich, ergießt sich nun stille rieselnd das Wasser hinunter in die Gärten, die unten am Abhang hinunter ins Thal sich erstrecken. Es sind die sogenannten Königsgärten, die hier sich ausbreiten, wo das Thal Hinnom und Kidron zusammentreffen und eine breitere Fläche bilden. Es ist dies eine liebliche Gegend, die lieblichste und fruchtbarste bei Jerusalem. Fruchtbäume allerlei Art stehen hier mit verschiedenen Gemüsearten zusammen. Der Siloah schafft hier mit seinem außerordentlich lieblich dahinrieselnden Wasser ein wundervoll fruchtbares Gefilde. Wir gingen hinunter gegen Süden. Da liegt der Hiobs- oder Nehemiabrunnen, der alte Brunnen Rogel, wo Adonia sich zum König ausrufen ließ. Der Brunnen ist 125 Fuß tief, mit großen Steinen ummauert und läuft zur Regenzeit über. Aus ihm wird im Sommer in den ledernen Schläuchen, die man dazu gebraucht, viel Wasser in die Stadt gebracht. Um ihn her sind Trümmer. Wir setzten uns nicht weit von ihm unter einem Baum etwas nieder. Der Doctor grub große Blumenzwiebeln aus, deren es hier viele giebt. Wir nahmen bald Theil an diesem Werke. Die größte, die wir bekamen, beschlossen wir unserm russischen Professor zu schenken. Beladen mit Lilienzwiebeln vom Nehemiabrunnen kehrten wir auf dem Fußsteig, der zum Zionsthor hinaufführt, zurück. Dieser Gang war ein sehr beschwerlicher. Der Weg geht sehr steil hinauf. Dabei brannte die Mittagssonne nieder. Kein kühlender Wind hauchte uns an. Von Schweiß triefend kamen wir am Thore an. Es war Mittag, als wir in unserm Hospiz anlangten. Bei Tisch wurde unserm lieben Professor die Zwiebel vom Nehemiabrunnen überreicht. Er nahm sie freundlich von uns an und ließ sie am Nachmittag durch seinen Bedienten Jakob in

ein Behältniß mit Erde einpflanzen. Ich blieb am Nachmittag zu Hause und ruhte aus. Es war aber auch außerordentlich warm, eigentlich schwül. Der Sirokko weht, heißt es. Das ist der heiße Südostwind, der aus der Wüste kömmt. Die Luft hat dann ein unreines Blau und die Hitze ist sehr drückend.

Ein Palmsonntag.

Nach Bethanien. — Das Haus und Grab des Lazarus. — Erinnerungen. — Muhamedanische Prozession. — Mittag. — Die evangelische Kirche. — Erzählungen aus Abessinien. — Abendandacht.

Es ist Palmsonntag. — Die Kirche feiert den Einzug des Herrn in Jerusalem von Bethphage und Bethanien her. Es geht am Morgen viel Volks aus der Stadt nach Bethanien. Ich bleibe nicht zurück. Mit mir gehen meine Hospizfreunde und ein Paar Leute von der Freundschaft unsres Wirthes. Ein schöner Morgen, recht sonn- und feiertäglich. Wir gehen durch das Stephansthor über die Kidronbrücke. Hier am Fuß des Oelbergs geht ein Weg rechts um den mittlern Gipfel herum. Wir gehen diesen Weg. Vor uns sind Wandrer und hinter uns kommen sie. Wir kommen zur Ostseite des Oelbergs. Hügel reihen sich an ihn. Dazwischen liegt Bethanien an einem Abhang. Wir erreichen es in einer halben Stunde vom Stephansthor. Bethanien! Der Name hat einen so lieblichen Klang! Man erwartet ein gar liebliches Dörfchen zu finden, da es alles einfach ländlich, aber lieblich bestellt ist und man sich wohl fühlen muß. Aber es ist anders. Bethanien heißt die Stätte der Dattelpalmen. Die Palmen sind geschwunden und mit ihnen der Name. Der Ort heißt bei den Arabern El Azarieh, Ort des Lazarus. Und mit dem Namen hat der Ort die alte Lieblichkeit verloren. Ein kleiner trauriger Ort jetzt. 20 bis 30 arabische Hütten liegen auf dem wüsten Boden umher. Unter ihnen stehen zwei verfallende Moscheen. Einige wenige Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäume stehen noch umher. Eine Zahl armer Leute folgt uns bettelnd nach. Oben auf der Höhe des Dorfes stehen zwei aufrechte spitzige Steintrümmer. Das soll das Haus des Lazarus gewesen sein. Nahebei wird das Grab des Lazarus gezeigt. Man steigt auf 26 Stufen, die in Fels gehauen sind, in die Tiefe. Wir müssen natürlich Licht anzünden, um hinunter zu kommen. Unten treten wir in einen gewölbten engen Felsenraum, hoch genug, um aufrecht darin zu stehen. Es geht noch 2 Stufen tiefer. Wir kommen durch einen engen, niedrigen Gang in ein

ndres kleineres Gewölbe. Da soll einst Lazarus Grab gewesen in. Das Ganze ist tief hinein in Fels gehauen. Diese Fels- rbeiten mußten wir noch oft bewundern. Ueber unsrer Stelle and im 4ten Jahrhundert eine Kirche, wovon aber alles ver- chwunden ist. Die Franziskaner halten hier alljährlich ein Lazarus- est und verlesen dort das Evangelium von der Auferweckung des Lazarus lateinisch und arabisch. Die muhamedanischen Bewohner es Dorfes wohnen dieser Feier bei. Auch sie halten diese Grab- stätte hoch und heilig. Weiter im Dorf wird auch noch das Haus er Maria und der Martha, sowie das Haus Simon des Aus- ätzigen gezeigt. Wir pilgern langsam durch die Steinhaufen des Dorfes und schauen uns Häuser und Menschen an. Das ist das alte Bethanien nicht mehr, das jedem Christenherzen heilig ist. Diese Menschengestalten haben nichts von denen an sich, die hier inst wohnten und deren Namen für alle Zeiten aufbehalten sind. Wüst und verfallen der ganze Ort, wüst und roh die Züge der Menschen. Und doch es ist die Stätte, da das alte Bethanien ag. Hier haben einst die drei Geschwister gewohnt, die den Ort u einem Vorbild gemacht haben für jede Christenstätte. Dort weilte eine Maria, die zu den Füßen des Herrn saß und ihm uhörte. Ein Bild des Glaubens, der an dem Wort des Herrn hängt. Dort weilte eine Martha, die im Dienste des Herrn so viel sich zu thun machte. Ein Bild der Liebe, die für den Herrn arbeitet. Dort weilte Lazarus, der stille Lazarus, von dem wir ein Wort haben, wie von den andern doch, von dem wir nur wissen, daß er, gestorben, von seinem Herrn auferweckt wurde. Ein Bild der Hoffnung, die stille wartet. Wir wandern langsam durch die Stätte des alten Bethanien. Bekannte Gesichter begeg- nen uns hie und da. Da ist der und der aus Jerusalem. Da sind unsre drei Würtemberger wieder, die Freunde Jerusalems, die wir vor Kurzem auf Neby Samwyl getroffen. Wir grüßen uns an der Stätte Bethaniens. Aus der Ferne klingt verworrene Musik herauf, die sich naht. Es ist eine muhamedanische Prozes- sion, die heraufzieht. Sie kömmt von Neby Musa, einem Ort in der Wüste am Jordan und todten Meer. Die Muhamedaner ver- legen dahin das Grab des Moses und wallfahrten dahin. Wir gehen nahe herzu zu dem Wege, der durch Bethanien führt. Vier Fahnenträger gehen mit Fahnen voran. Einer führt eine grüne Fahne. Grün ist die Farbe des Propheten. Dann kommen Musiker, die auf Tamburinen trommeln und metallene Platten zusammenschlagen. Hinterher kömmt eine große Zahl Moslem, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Mit öfterem Allahrufen vermehren

sie das Getöse. Wir lassen sie vorüberziehn, gehen dann noch etwas weiter gegen Osten hinaus auf eine Höhe, wo wir überall kleine runde Löcher in den Felsen finden. Es wird uns gesagt, daß die Araber darin ihr Pulver bereiten. Ich sehe von der Höhe mich vergebens nach den Spuren des alten Bethphage um, das nach der Darstellung der Evangelien jenseits Bethanien scheint gelegen zu haben. Wir wenden jetzt unser Angesicht wieder nach Jerusalem und gehen über Bethanien und den mittlern Gipfel des Oelbergs zurück. Ein trefflicher Pfad mit einer schönen Aussicht über Berg und Thal im Osten. Doch mehr als die Aussicht, die ich schon gesehen, beschäftigt mich die Erinnerung an die Zeit, da der Herr den Weg von Bethanien nach Jerusalem gezogen ist. Meine Begleiter lagern unter einem Johannisbrotbaum. Der Baum hat eine schöne dichte Krone, dunkle glänzende Blätter und trägt Schoten, die zu einem süßen Getränk ausgepreßt werden. Die ausgepreßten grünen Schoten hält man für die Träber des verlornen Sohnes. Ich gehe voran und denke der alten Zeit, da viel Volks auf diesem Wege um den Herrn sich drängte und man Palmen ihm streute, da ein lautes Hosiannah erscholl und der Friedefürst unter dem lauten Jauchzen seines Volkes in seine Stadt einzog, um bald für die Welt zu sterben. Mit solchen Palmsonntagsgedanken zog ich auf dem Wege, den der Herr gezogen, in die Stadt. Es war der Morgen des Palmsonntags.

Wie ich Hause komme, händigt mir Herr Thiel eine Einladung von Pastor Valentiner zum Mittag ein. Ich folge natürlich dieser Einladung. Ein gemüthlicher Palmsonntagmittag, den ich verlebe. Wir essen in ganz vaterländischer Weise. Man vergißt, daß man weit vom Hause „im fernen Morgenlande" ist. Die Suppe ist vaterländisch. Der Reispudding ist so vortrefflich, wie ihn nur eine holsteinische Hausmutter machen kann. Nur der Hammelbraten erinnert leise ans Morgenland, wo es fast gar kein Rindfleisch giebt, sondern nur Hammelfleisch. Nach Tisch setzen wir uns zurück und trinken unsern Kaffee und ich beginne zum ersten Mal in meinem Leben ein Narghile zu rauchen. Es will zuerst nicht recht; aller Anfang ist schwer. Aber bald geht's; Unarten lernen sich leicht und das Narghile schmeckt mir vortrefflich. Die drei Kinder Valentiners, kräftig und blühend, spielen umher. In freundlichen Gesprächen verfließt die Zeit schnell. Es wird drei Uhr. Vom Berge Zion her ertönen helle Glockenklänge. Sie laden zur evangelischen Kirche auf dem Berge Zion. Wir machen uns auf, dem Ruf zu folgen. Der Mittag ist zu Ende. Der Nachmittag des Palmsonntags beginnt.

Südwestlich vom Jaffathor auf dem Berge Zion, wo einst Herodes seinen Pallast hatte, steht jetzt seit 1849 eine schöne evangelische Kirche, die Christuskirche. Sie ist in Form eines lateinischen Kreuzes aus schönen weißen Kalksteinquadern aufgebaut. Das Dach ist mit Schiefer und darüber noch mit Blechplatten gedeckt. Der Stil des Baues ist gothisch. Die schöne Form der Kirche ist leider gegen Norden durch die angebaute englische Consulatswohnung verdeckt. Die Türken wollten ehemals nur zum Bau einer englischen Consulatskapelle Erlaubniß geben. Die Kirche ist nicht groß, nur 65 Fuß lang, im Kreuz 55 Fuß breit und faßt nur 3 bis 400 Menschen. Wir treten durch die große Eingangsthüre gegen Westen ein. Ueber uns ist eine Emporkirche mit der Orgel, von 4 Säulen getragen. Ein schöner breiter Steig führt durch das Schiff der Kirche. Zu beiden Seiten sind bis zum Kreuzschiff hin die Sitze für die Gemeinde. Rechts und links im Kreuzschiff sind die Plätze für die Schulen mit Lehrern und Kindern. Gerade vor dem Gange stehet vor den Gitterschranken des Chors der Taufstein; links von ihm an einem Pfeiler die Kanzel, unter ihr der Lesepult für die Liturgie. Am Pfeiler nach Süden ist der Bischofsstuhl. Hinter den Schranken ist ein breiter Raum und auf einer erhöhten Fläche folgt der lange Altartisch. Ueber ihm fallen auf schwarzen Granittafeln in goldner hebräischer Schrift die 10 Gebote, das Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn ins Auge. Rechts ist der Eingang zur Sakristei. Der Chor ist gewölbt, dagegen die Decke des Schiffs von braunem Holz getäfelt. Neben der Eingangsthür sind zwei, am Kreuzschiff auf jeder Seite drei, im Chor ist ein gothisches Fenster. Die Kirche macht in ihrer schönen einfachen Form einen lieblichen Eindruck.

Es ist schon eine kleine Zahl evangelischer Christen versammelt, als wir eintreten. Der Pastor Heffter steht in dem Lesepult unter der Kanzel und hält die englische Liturgie in deutscher Sprache. Er ist in der Weise der englischen Kirche in schwarzer Kleidung, mit einem weißen Chorgewande darüber. Die Liturgie ist lang, sehr lang, besteht aus vielen Stücken, aus einer allgemeinen Tagesandacht, aus Vorlesung zweier Kapitel aus dem A. und N. T., aus der Litanei, dem Tedeum und vielen Fürbitten, unter ihnen für die Königin von England, den König von Preußen, und den Landesherrn. Man kann nicht leugnen, es ist Vieles in dieser Liturgie, was sehr erbaulich ist. Diese lebendige Betheiligung der Gemeinde in der Wechselrede zwischen dem Liturgen und der Gemeinde und dem Zusammensprechen des Sünden- und Glaubensbekenntnisses ist sehr erquickend und das jeweilige Niederknieen aller

Gemeindeglieder bei den Gebeten macht einen großen Eindruck. Doch ist das Ganze zu lang. Die Gebete werden ermüdend. Der mehrmalige Gebrauch des Vaterunsers ist nicht in der Ordnung. Nach der Liturgie folgt ein kurzer Gesang und es betritt der Bischof Samuel Gobat die Kanzel, ein großer stattlicher Mann mit gar ehrwürdigen Zügen, in seiner ganzen Erscheinung eine rechte Bischofsgestalt. Er hält die Predigt über Philipper 2, 5—11. Der Weg, Christo nachzufolgen, ist das Kreuz; der Weg führt aus der Niedrigkeit zur Herrlichkeit. Das ist der Inhalt seiner Rede. Es ergriff mich mit besondrer Gewalt, hier auf dem Berge Zion in einer evangelischen Gemeinde unter den Worten des evangelischen Bischofs zu stehen. Nach dem Schluß des Gottesdienstes verlassen wir die Kirche. Ich werde draußen dem Bischof und dem preußischen Consul, Dr. Rosen, vorgestellt und komme mit Hefter zusammen, in dem ich den Mann treffe, den ich einst vor 7 Jahren in Holstein, in Sarau bei Pastor Steffensen, getroffen hatte. Er hielt dort einst als Judenmissionar einen sehr ansprechenden Vortrag über Judenmission. Den treffe ich, ohne es zu ahnen, in Jerusalem auf dem Zion wieder. Man kömmt oft wunderlich wieder zusammen in der Welt.

Mit meinem lieben Freunde Valentiner und Frau und Kindern mache ich dann einen kleinen Spaziergang zum Jaffathor hinaus um die Nordwestecke Jerusalems und wieder zum Damaskusthor hinein. Dabei kömmt denn unser Gespräch auf die Lage und Gestalt des alten Jerusalem. Mein Freund hat darüber manche Studien gemacht. Er glaubt, die alte Stadt sei viel größer gewesen, als man sie meist annimmt. Zion besonders sei weit hinausgegangen über seine gewöhnlich angenommene Lage. Der Hippikus, den man meist in die Citadelle am Jaffathor verlegt, habe viel weiter gegen Norden gestanden, in der Gegend, wohin man sonst den Psephinusthurm versetzt. Diese Meinung ist mir ganz neu, und ich nehme mir vor, bei meinen späteren Nachforschungen auch darauf Bezug zu nehmen. Wir kommen mittlerweile nach Hause. Es besucht uns einer der Männer, die der Bischof Gobat im Jahre 1855 nach Abessinien gesandt hat, um da durch Verbreitung von Bibeln und geeignete Missionsthätigkeit zur Belebung der erstarrten abessinischen Kirche thätig zu sein. Vor vielen Jahren hat der Bischof selbst als Missionar dort einzudringen gesucht. Die Abgesandten hatten von Abessiniern in Jerusalem die Landessprache erlernt. Sie sind von dem König Theodor freundlich empfangen und mit Kühen und Maulthieren beschenkt worden. Der König versprach, die Handwerker unter ihnen anzustellen, und wenn sein

Land erst ganz beruhigt sei, ihnen Ländereien zu geben. Auch der Patriarch von Abessinien, der Abuna, war freundlich gegen sie und versprach ihnen Land. Während dessen haben sie eine ganze Zahl von Bibeln unter Christen und Juden vertheilt und das Evangelium verkündet. Die abessinische Kirche ist freilich sehr erstorben. Nach der Gnade Christi ist da wenig Verlangen. Zur heiligen Jungfrau richtet man die Gebete, und das Fasten ist die Hauptsache. Der eine der 4 Handwerkermissionare, Herr Flad, ist zurückgekehrt, um nach Europa zu gehen und sich dort ein Halsübel operiren zu lassen. Er ist's, der uns von Abessinien erzählt. Der König Theodor habe den besten Willen, es fehle ihm aber sehr an der rechten Erkenntniß. Er sei noch jung, wie die Königin, sei sehr mildthätig gegen die Armen, gebe oft Alles weg, was er habe. Einmal habe er es auch gethan, und um Noth zu lindern, die Königin um einen werthvollen Schmuck gebeten, den er ihr gegeben, um ihn zu verkaufen und das Geld unter die Armen zu theilen. Sie habe ihn auch, obwol mit Thränen, hingegeben, und er ihr versprochen, bei nächster Gelegenheit ihr einen wieder kaufen zu wollen. Im Jahr 1856 war der koptische Patriarch von Kairo in Egypten zu ihm gekommen, der zugleich die höchste Gewalt über die abessinische Kirche hat, den Abuna weiht und den König krönt. Der Patriarch hatte von dem Vicekönig von Egypten große Gunst erfahren. Darum hatte der König Theodor ihn in Verdacht, daß er mit Egypten verbündet Abessinien von jenem Lande abhängig machen wolle. Der König hielt also eine Versammlung, dazu er auch die evangelischen Handwerkermissionare einlud. Weil der Patriarch schon Geschenke verlangt hatte, stellte der König das Thun jener und des Patriarchen zusammen; dieser sei gekommen zu nehmen und sei vielleicht mit einem muhamedanischen Fürsten gegen ihn verbündet; jene aber seien gekommen, ihm und seinem Volk die heiligen Schriften zu bringen. Der König ließ darauf den Patriarchen mit seinen Leuten eine Weile verhaften, gab ihn aber bald wieder frei, ließ ihn den Eid der Treue schwören und sich von ihm krönen. Reich beschenkt mit Elephantenzähnen und Sclaven ward er entlassen. Abessinien ist ein wunderschönes Land, aber der Einfluß des Priesterthums sehr groß und nachtheilig. Der Nachmittag des Palmsonntags ging außerordentlich interessant dahin.

Der Abend kömmt. Ich gehe mit Valentiner und seiner Frau in das evangelische Diakonissenhaus auf dem Berge Zion nicht weit von der evangelischen Kirche. Wir betreten das sehr freundliche Wohnzimmer, begrüßen die Diakonissen und die Versammelten.

Die schöne Physharmonika, die dort steht, von Berlin aus geschenkt, erhebt unter der Hand einer Schwester ihre lieblichen Klänge. Die Versammelten singen dazu einen Choralgesang. Valentiner hält eine einfache Betrachtung über Offenbarung 9, die ersten 12 Verse. Er erklärt sie von Muhamed und dem Islam. Es entsteht ein Wechselgespräch zwischen Prediger und Gemeindegliedern. Dann aber sinkt der kleine Kreis auf die Kniee, und es wird ein ziemlich langes, aber einfach herzliches Gebet gesprochen. Man kann nicht anders, man denkt zurück an die ersten Zeiten der apostolischen Kirche, man fühlt sich umweht von ihrem Geistesodem. Es ist eine herrliche Gemeinde, die deutsch-evangelische Gemeinde zu Jerusalem. Ob auch nur klein, sehr klein, es wohnt in ihr Geist des christlichen Ernstes, ein Geist des Lebens, ein Geist des Gebets, der den Wandrer wohlthuend anhaucht. So steht sie da mit ihrer Schwester, der englisch-evangelischen Gemeinde, in der Mitte eines ersterbenden Muhamedanismus, eines verkommenen Judenthums und einer erstarrten christlichen Kirche. Wir gehen spät am Abend nach Hause. Der Diener Valentiners, Ibrahim, geht mit einer Laterne voran. So verlangt es das Gesetz des Morgenlandes; es ist auch nothwendig, um nicht über die im Wege liegenden Gegenstände, Menschen und Thiere zu stolpern. Es ist still in den Straßen, nur die Hunde fangen ihr nächtlich Regiment an, das sich später in einem schauerlichen Geheul bemerklich macht. Die Sterne leuchten hell vom Himmel.

Der Palmsonntag ist zu Ende. An den Sonntag werde ich noch lange denken.

Die Protestanten in Jerusalem.

Gründung des protestantischen Bisthums. — Evangelische Anstalten. — Schulen. — Missionsarbeit. — Wirkung der Stiftung.

Es ist noch nicht allzulange her, da war der Name der Protestanten im heiligen Lande und in Jerusalem ein unbekannter Name. Es ist anders geworden. Er ist jetzt bei den Eingebornen ein bekannter und geachteter Name geworden. Er ist es besonders seit und durch die Errichtung des protestantischen Bisthums in der heiligen Stadt geworden. Ehe dieses gegründet ward, gab es allerdings protestantische Missionare dort, die unter Griechen und Juden arbeiteten. Unter den Muhamedanern war es nicht erlaubt; auf den Uebertritt eines Moslem stand der Tod. Es waren einst theils Amerikaner, theils Gesandte von der englischen Judenmissionsgesellschaft, die in Jerusalem wirkten. Sie hatten dort Viele

ulden, bis es ihnen im Jahre 1834 erlaubt ward, Nieder-
zen zu gründen. Die Londoner Gesellschaft gründete eine
in Jerusalem unter ihrem Missionar Nicolayson aus dem
thum Schleswig, der schon lange für die Juden thätig ge-
war. Während die Amerikaner später ihre Mission aufgaben,
sich die englische Judenmission immer fester, fing schon an,
n Bau einer Kirche zu denken und erwarb sich auch im
1838 einen Bauplatz dazu auf dem Berge Zion. Palästina
amals in den Händen Egyptens. Da trat im Jahre 1840,
endung ein, daß Palästina wieder in türkische Hände zurück-
n ward. Das Werk der Mission war wieder gefährdet. Nicht
aber nach dieser Wendung trat der hochherzige König Frie-
Wilhelm IV. von Preußen mit dem Plane einer Errichtung
evangelischen Bisthums hervor, und bewog die Königin
ia von England, sich mit ihm dafür zu vereinen. Das Bis-
sollte, gemeinsam von England und Preußen errichtet, das
lische Christenthum im Orient als eine Einheit darstellen,
rotestanten eine äußere kirchliche Vertretung und der Erhal-
nd Ausbreitung der evangelischen Mission einen festen Grund
Mittelpunkt geben. So lange das evangelische Christenthum
rt nicht äußerlich als Einheit in einem Bisthum darstellte,
uf seine große Wirkung unter den Orientalen nicht zu hoffen.
ard ausgemacht, daß der Bischof eine jährliche Einnahme
200 Pfd. Sterl. oder 8000 preuß. Thalern haben, und die
davon von England, die andre von Preußen aufgebracht
sollte. Zur Herstellung einer würdigen äußeren Stellung
ber den Würdeträgern der andern Kirchen war eine solche
ng nothwendig. Der Bischof sollte abwechselnd von beiden
n ernannt werden. Seine Stellung sollte aber die eines
fs der englischen Kirche sein und seine Gerichtsbarkeit nach
hem Gesetz sich über die Protestanten in ganz Palästina und
nliegenden Ländern erstrecken. Die deutschen Evangelischen,
en andern zu einer Gemeinde vereint, sollten unter dem
des Bischofs stehn, und deutsche, aber nach englischer Weise
te, Seelsorger haben. Zum ersten evangelischen Bischof in
lem ward von der Königin von England der Professor der
schen Sprache in London, Dr. Salomon Alexander, ein
er Israelit aus preußisch-Polen, ernannt. Er hielt am
Januar 1842 seinen feierlichen Einzug in die heilige Stadt.
Mit dieser Gründung gewannen nun die Protestanten in
lem eine äußere Stellung den andern Bekenntnissen gegen-
und der Mission ward ein fester Halt gegeben. Die englische

Mission that nun aber auch ein Großes, um das gegründete Bisthum auszurüsten und es mit allem Nöthigen zu versehen. Es ward ein zweiter Missionar Ewald, der bisher in Tunis gearbeitet, nach Jerusalem gesandt. Es ward ein Hospital für Kranke aus Israel angelegt und mit Arzt und Apotheke versehen. Dann ging man mit Ernst an den Bau einer Kirche. Es waren dabei freilich allerlei Schwierigkeiten zu überwinden. Der Boden mußte 40 Fuß tief aufgegraben werden, um festen Grund zu erhalten. Es war bis dahin nichts als aufgehäufter Schutt. Dann kamen Hindernisse von Seiten der orientalischen Kirche und des türkischen Regiments. Endlich Mitte April 1848 war sie vollendet und ward am 21. Januar 1849 eingeweiht. Die Kirche hat ein ungeheures Geld gekostet, 140,000 preuß. Thaler, die die englische Judenmission mit Hülfe einer für Jerusalem begeisterten englischen Dame Miß Cook aufgebracht hat. An dieser Kirche ward ein ordentliches Pfarramt gegründet und dasselbe dem Missionar Nicolayson übertragen. Es ward ein Proselytenhaus mit einer Industrieanstalt geschaffen, um Juden in Handwerken zu unterrichten und für das Christenthum heranzubilden. Es wurden Schulen angelegt, um die fremden Kinder darin zu unterrichten und zu erziehen. England hat so viel gethan für Jerusalem.

Während dessen ist aber auch Preußen nicht zurückgeblieben, das Seine zu thun und die Gemeinde in Jerusalem in Stand zu setzen, ein Licht zu sein in dem Dunkel des Morgenlandes. Nach der Gründung des Bisthums ist dort 1843 ein preußisches Consulat eingerichtet worden und Dr. Schulz ist der erste preußische Consul in Jerusalem gewesen. Es ward dann ein Haus angekauft zu einem Hospiz für Fremde, worin ein Deutscher, Thiel, die Verwaltung bekam. Im Jahre 1851 wurde eine Diakonissenanstalt begründet mit Diakonissen aus Kaiserswerth, die Krankenpflege und Unterricht handhaben sollten. Gleich darauf wurde vom König von Preußen in der Person des Pastor Valentiner ein eigner Kaplan der preußichen Anstalten und preußischer Consulatsprediger dahingesandt, bei dessen Einführung auf die englisch-bischöfliche Ordination verzichtet ward. Die sämmtlichen Kosten sind von Preußen getragen. Es ist besonders der Jerusalemsverein in Berlin, der diesen Stiftungen seine Hülfe zugewendet hat und noch zuwendet.

Zu diesen beiden Seiten, bestrebt, das Bisthum und die evangelische Gemeinde in ihrem Bestande und in ihrer Wirksamkeit zu erhalten und zu heben, trat noch eine dritte hinzu. Es war der fromme Spittler in Basel, der im Jahre 1846 das Brüderhaus in Jerusalem stiftete. Es sollten darin christliche

der wohnen, die sich von ihrer Hände Arbeit nährten und die Ausbreitung des Evangeliums als Laienmissionäre thätig :n. Es wurden dazu mehrere und mehrmals Brüder von el aus gesandt. Es hat indeß mit der Anstalt als solcher t recht wollen. Aber sie hat das große Verdienst, daß sie dem ıgelischen Bisthum Männer gegeben hat, die in seinem Dienste erswie segensreich wirken. Aus ihnen sind mehrere Lehrer und ßt die Handwerkermissionäre nach Abessinien hervorgegangen. neuester Zeit hat Spittler eine Waarenniederlage in Jerusalem Besten der Mission angelegt, die zuerst von Lepp, jetzt von enthal verwaltet wird.

Aus allen diesen Bestrebungen ist denn die Gestalt der evanichen Kirche hervorgegangen, die sie gegenwärtig in Jerusalem Der Bischof Alexander ist aber schon 1845 auf einer Reise Egypten gestorben. Der König von Preußen hat dafür nuel Gobat, aus der Schweiz gebürtig, ernannt. Er ist im ler Missionshause gebildet, später Missionär in Abessinien zuletzt Direktor einer Missionsanstalt auf Malta gewesen. ist der jetzige würdige protestantische Bischof in Jerusalem. ordentlicher Pfarrer an der Christuskirche ist nach Nicolaysons e Mr. Crawford ernannt. Neben ihm steht Valentiner als scher Seelsorger und Prediger. Er hält jeden andern Sonn- Nachmittags deutschen Gottesdienst in der Christuskirche, und nach der Weise der preußischen Landeskirche. Die Knaben- le des Bischofs ist in einem neuen Hause vor dem Zionsthor steht unter der Leitung Palmers mit ungefähr 40 bis 50 Kin- , worunter ein Drittheil Juden, einige Muhamedaner, Grie- und Armenier, die andern Kinder übergetretener orientalischer sten oder arabischer Protestanten sind. Die Mädchenschule des hofs mit zwei Lehrerinnen zählt ungefähr 30 Kinder, worunter en- und Griechenkinder sind. Die Schule der preußischen konissen hat ungefähr 20 arme Mädchen aufgenommen. Die itäler, das englische und deutsche, stehen unter Leitung der m englischen Aerzte Macgowan und Atkinson, und verpflegen große Zahl von Kranken. Die vereinigte englische und deutsch- ıgelische Gemeinde, die in Jerusalem sich um ihre Prediger den Bischof stellt, zählt im Ganzen gegen 240 Seelen. Die re, die Gemeinde Crawford's, besteht aus Engländern, ge- ten Juden, deren Zahl 60 bis 70 ist, aus arabischen Pro- nten und aus Juden, die noch nicht getauft sind, sondern bereitet werden, deren Zahl ungefähr 20 ist. Die deutsche neinde zählt gegen 60 Seelen.

Die evangelische Kirche in Jerusalem ist von ihrem Anfang aus und nach ihrer ganzen Stellung eine Missionskirche und Missionsarbeit ihr Beruf. Diese Missionsarbeit richtet sich nicht allein auf die Juden, sondern auch auf die andern Kirchen des Orients, weniger auf die Moslem. Diese sind kalt und gleichgültig gegen die Predigt des Evangeliums. In ihnen wohnt Haß gegen die Christen; ihr Denken und Trachten gehet vielfach darauf, die Christen ganz zu vertilgen. Im Sommer 1857 waren sie nahe daran, über die Christen herzufallen, weil zwei Katholiken einen Moslem getödtet hatten, und die Christen mußten sich ein Paar Tage in ihre Wohnungen einschließen. Für die Juden werden in Jerusalem Gottesdienste in hebräischer Sprache gehalten. Die Missionäre besuchen sie in ihren Häusern und werden von ihnen besucht; sie geben denen, die darnach verlangen, Unterricht im Christenthum. Es ist diese Mission ein besonders schweres Werk. Theils arbeiten die Rabbiner der Juden, durch große Hülfe von außen zur Anlegung von Schulen unterstützt, mächtig entgegen, theils sind die Juden in Jerusalem selber an ihrem Judenthum so festhaltend, wie vielleicht nirgends sonst, und eine große Zahl naht sich der Mission nur in der Aussicht, irdische Vortheile zu gewinnen. Doch werden jährlich ungefähr 5 bis 6 getauft. Die orientalischen Christen wollte Gobat ursprünglich nicht von ihren Mutterkirchen trennen, sondern nur belebend auf sie einwirken, damit so Leben in die todten Kirchen selber komme. Aber die Feindschaft der fremden Bischöfe nöthigte ihn bald, diese Gedanken aufzugeben. So sind jetzt Glieder dieser Kirche bekehrt und in die Gemeinde aufgenommen worden. Für die Mission wirken in Jerusalem unter dem Bischof besonders die Missionäre Heffter und Klein, so wie der als Laienmissionär und Vorsteher der arabischen Protestanten dort angestellte Dr. Sandreczky. Von Jerusalem aus aber hat sich die Mission auch über das heilige Land verbreitet. Es sind Missionsplätze in Jaffa, Haifa, Nazareth und Akka errichtet. In Bethlehem und Nablus sind kleine Gemeinden, die von Jerusalem aus versorgt werden. In Jaffa, Akka, Ramleh, Nazareth, Bethlehem sind Schulen. Dann und wann werden hier- und dorthin Bibelleser, Evangelisten, ausgesandt. Einer ist auch nach Salt in Gilead jenseit des Jordan gekommen und es sammelt sich ein Dutzend Leute um ihn, das Wort Gottes zu hören. Die Missionäre und Lehrer werden von England aus unterhalten. England thut, wie überall, so auch im heiligen Lande viel für die Mission.

Der Protestantismus ist nun seit Jahren schon von dem türkischen

egiment anerkannt als eine kirchliche Gemeinschaft und nimmt
s solche seine Stelle neben den andern christlichen Kirchen in
r heiligen Stadt ein. Seine Stellung ist dort eine schwere.
ber würdige Männer sind es, die ihn vertreten, und seine Wir=
ng ist überall sichtbar. Alle andern religiösen Gemeinschaften
d durch ihn angeregt worden, aus ihrer Erstarrung sich etwas
erheben, Schulen und andres einzurichten und bis auf den
schäftsverkehr des äußern Lebens hinab zeigt sich die belebende
nwirkung. Mögen die Missionsbestrebungen unmittelbar und
ßerlich angesehn noch nicht so große Erfolge gehabt haben,
ittelbar und innerlich sind die Wirkungen, die von ihnen aus=
gangen sind, groß und bedeutend. Darum wünschen wir auf=
chtig, daß die bisherigen Bestrebungen des Abendlandes für
lästina und Jerusalem in gleicher Liebe vorwärts gehen. Jeru=
lem ist die Stätte, da alle christlichen und nichtchristlichen reli=
ösen Gemeinschaften zusammen sind, eine rechte Missionsstätte.
eilich ist die Mission hier die schwierigste, aber der endliche
ieg ist auch zehnmal größer und erfolgreicher, denn anderswo.
ir bedauern aber von ganzem Herzen, wenn einzelne Glieder
r Gemeinde zu Jerusalem, obenan der englische Consul, Herr
inn, seit einiger Zeit auf mannigfache, zum Theil wenigstens
würdige Weise dem würdigen Bischof in seinem Werke ent=
genzuarbeiten sucht. Seit der Bischof gegen die Anstellung eines
wselyten Rosenthal zum Verweser des englischen Consulats in Ab=
senheit des Consuls protestiren mußte, war der Kampf äußerlich
brannt. Die Feinde erhoben eine Zahl unwahrer Beschuldigungen
gen den Bischof und verbreiteten sie in England. Der englische
nsul selber überschritt gegen die Person des Bischofs das ihm zu=
ehende Recht. Auf die deutsche Gemeinde wurde nebenbei allerlei
worfen. Ich freute mich, schon auf meiner Rückreise in Alexan=
ien zu vernehmen, daß das Recht und die Wahrheit gesiegt und
e Kronjuristen Englands das ganze Verfahren des Consuls von
nem Ende zu dem andern als ungesetzlich verurtheilt haben.

Ausflug nach Jericho.

...rüng. — Weg nach Jericho. — Wildes Thal. — Das Gefilde von
...richo. — Das jetzige Dorf. — Das alte Jericho. — Eine Comman-
...tenwohnung. — Abendgemälde. — Nachtgedanken unter freiem Him-
mel bei Jericho.

Die Zahl der Pilger, die in diesem Jahre zum Osterfest
nach Jerusalem gekommen war, war sehr groß. Sie ward auf

8 bis 10,000 angegeben. Die größte Mehrzahl gehörte der griechischen und morgenländischen Christenheit. Ich hatte diese Schaaren, die, nach einem morgenländischen Ausdruck, „die Straßen Jerusalems verdunkelten“, schon oftmals in der Stadt und ihrer Umgebung gesehen, wie sie die heiligen Stätten überall aufsuchten und verehrten. Ein Hauptwerk für sie ist nun auch während ihres Aufenthalts in Jerusalem, über Jericho nach dem Jordan zu ziehen und sich in seinen Fluthen zu baden. Es ist ihr Glaube, daß darauf ein besondrer Segen ruht. Sonst, als die Zahl nicht so groß war, gab es nur einen Zug am Ostermontag, begleitet von türkischen Soldaten. Seit aber die Zahl groß geworden ist, hat man mehrere Züge an verschiedenen Tagen veranstaltet. Solch ein Pilgerzug zum Jordan sollte auch am Montag nach Palmarum, den 29. März von Jerusalem abgehn. Wir evangelischen Pilger des Hospizes beschlossen, uns an diesen Zug anzuschließen und so Jericho und den Jordan zu sehen. Wenn es sich als sicher ergäbe, wollten wir dann weiter zum todten Meere ziehen und auf diesem Umwege zurückkehren. Um 8 Uhr Morgens standen die durch unsern Hauswirth für 20 Piaster (1⅔ Thlr. R.-M.) à Tag gemietheten Pferde vor der Thür. Wir saßen bald auf und zogen durch das Stephansthor über den Oelberg nach Bethanien zu. Wir fanden uns auf diesem Wege schon als eine ziemliche Zahl von Evangelischen zusammen. Außer dem Dr. Joos, Herrn Schatzmann und mir reisten der Missionar Sandreczky mit zwei Damen, der Schwager von Herrn Thiel mit seiner Frau und drei Handwerksburschen aus dem Hospiz des Weges. Auch unser katholischer Freund, mein Reise- und Hausgenosse Siedle, war mit uns. Uns nach folgten ein arabischer Mukary für unsre Pferde und ein Paar Pferde mit Zelten für die Damen beladen. Hinter uns auf unsern Pferden führten wir Lebensmittel für die Reise.

Der Weg nach Jericho gehet durch eine bergigte, wüste Gegend in nordöstlicher Richtung, und ist in seiner letzten Hälfte besonders öde und wüste und unsicher, wie in alten Zeiten, so noch heute. Er schlängelt sich hinter Bethanien an Bergen ziemlich steil hernieder. Wir sehen vor uns Pilgerschaaren mit Frauen und Kindern, die zum Jordan ziehen. Ich habe ein schlechtes Pferd, das nicht recht vorwärts will, bin aber auch kein besonderer Reitersmann. Das Pferd ist schlecht gegürtet. Es dauert nicht lange, so geht der Gurt los und ich bleibe hinter den andern zurück, bis der Mukary alles wieder in Ordnung gebracht hat. Durch die Anstrengungen des Mukary gelingt es mir, meine

Genossen wieder zu erreichen. Wir kommen zu einer Quelle am Wege, darum sich viele Pilger lagern. Es ist die Apostelquelle. Man sagt, an dieser Quelle haben die Apostel auf ihrem Wege von Jericho ausgeruht. Ein verfallener Bau mit einer runden Vertiefung vorne, daraus in der Mitte das Wasser strömt. Wir reiten vorüber. Ich habe das Unglück, dem Pferde meines Schwarzwälder Freundes zu nahe zu kommen. Das Pferd schlägt aus und trifft mich am Schienbein. Der Schmerz war sehr groß. Doch hatte ich Gott zu danken, daß kein Knochenbruch vorhanden war. Ich hätte sonst umkehren und ein Paar Monate auf dem Bette liegen können. Die Reise dieses Tages war mir freilich sehr erschwert. Es geht nun immer zwischen öden Bergen bergab. Zuweilen treffen wir eine ebene Fläche, wo es prächtig zu reiten ist. Dürftige Weideplätze breiten sich am Wege aus. Da weiden Kamele, Schafe und Ziegen. Beduinen lagern hie und da mit Gewehren bewaffnet; ihre langen Lanzen haben sie in den Boden gesteckt. Kahle, öde Berge ziehen sich dahin; je weiter wir nach Jericho kommen, desto kahler wird alles. Auf dem Wege treffen wir Spuren, daß diese Straße ehemals gepflastert gewesen, und links am Wege steht eine verlassene Ruine. Nach langem Reiten kommen wir zu einer entsetzlich wilden Gegend. Tief unten liegt ein wildes Felsenthal. Der Weg geht am Abgrund dahin. Ein kleines Wasser rauscht unten im Thale zwischen kleinen Gebüschen dahin. An einzelnen, doch zu gefährlichen Punkten sind kleine Steinmauern am Wege gegen den Abgrund hin aufgesetzt, damit kein Hinabstürzen Statt finde. Es wird mir recht unheimlich in dieser furchtbaren Bergeswüste zu Muthe. Man denkt an Räuber, die hier nicht selten sind. Man denkt an den Mann im Gleichniß, der von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Mörder fiel. Am Gebirge rechts hoch oben und links auf der andern Seite des schauerlichen Felsenthals sieht man hie und da bewaffnete Beduinen und über unsern Häuptern fliegen Raubvögel. Man sieht mit Freude auf die Begleitung, die man hat, daß sie eine stattliche ist. Allein mögte ich diese Straße nicht ziehen. Es würde auch nicht fehlen, man würde wenigstens ausgeplündert. Wir kommen zu einer alten verfallenen Wasserleitung und vor uns liegt die Ebne von Jericho. Es ist 2 Uhr geworden, da reiten wir die letzte steile Höhe hernieder, darin das Gebirge Juda hier abfällt. Wir kommen in das Gefilde von Jericho. Wir sind ungefähr 3000 Fuß unterhalb der Höhe Jerusalems. Der Weg ist also sehr abwärts gegangen.

Das Gefilde von Jericho ist der untere 2 Stunden breite

Theil des Jordanthals, das sich vom See Genezareth bis zum todten Meer hinzieht. Ihm gegenüber liegt auf der Ostseite des Jordan das eine Stunde breite Gefilde von Moab. Wir reiten in das Gefilde hinein, kommen an einen kleinen Fluß, den Kelt, den alten Fluß Krith, der aus dem Gebirge kömmt und sein Wasser dem Jordan zuführt. Seine Ufer sind mit grünem Gebüsch besetzt. Um 3 Uhr haben wir das heutige Jericho erreicht, das nördlich vom Flusse Kelt sich ausbreitet. Auf der andern südlichen Seite lagerte in einem Thale die Schaar der Pilger, die schon angekommen war, theils in schlechten Zelten, theils unter freiem Himmel. Wir reiten durch das Lager eine daran stoßende kleine Höhe hinauf und suchen uns eine Stelle aus, wo wir uns niederlassen und die Nacht zubringen können. Denn weiter als Jericho geht es heute nicht. Wir finden eine Stelle unter einem sehr hohen Dornbusch, geben die Pferde unserm Mukary und lagern uns, um uns durch Essen und Trinken zu stärken. Wir sind sehr hungrig und durstig geworden und die mitgebrachten Lebensmittel schmecken vortrefflich. Nicht weit von uns haben unsre Reisegenossen ihre Zelte aufgeschlagen.

Nachdem wir uns darauf von den Mühen der Reise etwas ausgeruht, auch einen Tschibuck geraucht haben, machen wir uns auf, die Gegend zu besehen. Wir gehen durch das Lager der Pilger, wo viele Hundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder sammt ihren Pferden und Eseln lagern. Ich finde einige alte Bekannte vom Dampfschiff darunter, die Armenier, die auf der See so krank waren. Auf einer Brücke gehn wir über den kleinen seichten Fluß und an das andre Ufer. Wir kommen einem 40 Fuß hohen viereckigen Thurm vorüber. Dahinter liegt das jetzige Jericho und heißt Riha. Ein höchst elendes Dorf, so armselig wie man es nur in jenem Lande treffen kann. Ungefähr 20 Wohnungen, aus Steinen aufgesetzt und oben über mit Reisern von Dornen, deren es hier viele giebt, und mit Lehm bedeckt, dabei ganz niedrig und voll Unsauberkeit. Verdorrter Dornbusch ist um den Hof der Hütten aufgethürmt und bildet eingezäunte Räume für das Vieh. Vor ihren Hütten liegen die Bewohner umher, alt und jung; einzelne Kinder fast ganz nackt und bloß. Die Zahl der Bewohner ist ungefähr 200. Die erbärmlichsten Viehställe unsres Landes sind besser, als diese traurigen Hütten, darin die Einwohner Riha's leben. Das Dorf trägt noch einen Namen, der dem alten ähnlich ist; aber es hat sonst wenig von dem alten mit Mauern stattlich umgebenen Jericho an sich, liegt auch an einer andern Stelle. Es liegen Ruinen eine halbe Stunde von

westlich von dem heutigen Riha, da wird wol das alte Jericho gewesen sein, die erste Stadt, die in alter Zeit von den Israeliten eingenommen und zerstört ward, seit sie über den Jordan gegangen waren. Obgleich Josua über den, der die Stadt wieder bauen würde, den Fluch ausgesprochen hatte, geschah es doch zu Ahabs Zeit durch Hiel. Er verlor dafür seinen ersten Sohn, als der Grund gelegt ward, und seinen zweiten, als die Thore eingesetzt wurden. Später wieder zerstört, ward es von Herodes prachtvoll wieder aufgebaut. Bis zum 12. Jahrhundert ist es noch mehrmals zerstört und aufgebaut, seitdem aber vollständig zertrümmert geblieben. Mit dem alten Jericho ist auch die Schönheit seines Gefildes verschwunden. Einst war die Gegend eine gar fruchtbare und liebliche. Wir wissen, daß es hier die schönsten Gärten und Felder gab, die reichliche Früchte brachten. Balsamstauden, Rosenbüsche, Maulbeerfeigenbäume und Palmen wuchsen dort in großer Zahl und das alte Jericho wird gar oft die Stadt der Palmen genannt. Es war der Elisabrunnen, der Brunnen, der Elisa einst gesund machte, der Jericho und seine Umgegend so schön und fruchtbar machte. Durch Wasserleitungen ward das Wasser nach verschiedenen Seiten hingeleitet, die Flur zu wässern. So lag es da einst, eine wunderschöne Oase in der Wüste. Die Schönheit und Fruchtbarkeit ist geschwunden. Die Balsamstauden und Rosenbüsche sind ausgegangen. Von Feigen und andern Bäumen sind nur noch wenige vorhanden. Ein einsamer Palmbaumüberrest trauert um die ausgestorbenen Palmenwälder. Dagegen findet man hier zahlreiche Dornbüsche mit einer Frucht wie eine Kirsche, und andres Gebüsch. Weizen- und Gerstenfelder sind freilich auch noch da, aber nur wenig und von nicht besonderm Aussehn. So sind die fruchtbarsten Gegenden des heiligen Landes verödet. Man thut aber auch nichts mehr daran.

Wir kehren von unserm Gange zurück und nahn uns wieder dem hohen verfallenen Thurm, dem Kastel von Jericho. Er stammt wol aus dem 12. Jahrhundert, ist zum Schutz der Felder erbaut, später von der Phantasie der Mönche zum Hause des Zachäus erhoben worden und hat bisher zur Wohnung der kleinen türkischen Besatzung gedient. Wie wir dastehn und das Gebäude ansehn, winkt uns von der Terrasse oben der Commandant, daß wir zu ihm hinaufkommen mögen. Wir gehen über einen Hof, der von einer Mauer umgeben ist und inwendig höchst unordentlich aussieht, nur theilweis noch gepflastert ist. Wir steigen dann in dem Thurm eine verfallene steinerne Treppe hinauf zum ersten Stockwerk, wo einige traurige Räumlichkeiten Wohnzimmer

vorstellen sollen. Es geht eine neue kleine Treppe hinan un kommen auf die mit einer niedrigen Wand umgebne Te In zwei Ecken sind bedeckte Räume, die Wohnungen sein s Solche Commandantenwohnung habe ich noch niemals in m Leben gesehen. Der Mann empfing uns sehr zuvorkommen höflich, und wir bedauerten, daß wir mit Worten uns nic ihm unterhalten konnten, sondern zu der allgemeinen Zeichens greifen mußten. Er zeigte uns von der Terrasse aus die gegend. Es ist wirklich ein wunderschöner Blick von diesem S punkt aus nach allen Richtungen. Das weite Gefilde Je um uns bis zum fernen Jordan, das todte Meer und di seitigen Berge nach der einen Seite, und wenn wir uns der andern gegen Westen wenden, das öde Gebirge Juda sonders der steile hohe Quarantaniaberg, der Berg, auf de Herr soll versucht worden sein. Den Namen Quarantan hat er von den 40 Tagen, die der Herr fastete. Auf seiner hat er Ruinen eines alten Klosters, nicht weit von seinen quillt die Elisaquelle, Ain es Sultan von den Arabern gen an seinen über 1200 Fuß in die Höhe gehenden Wänden is Menge alter Einsiedlerhöhlen.

Als wir uns wieder unsrer Lagerstätte näherten, wa Abenddämmerung hereingebrochen. Sandretzky kam zu uns einem Beduinenschech, der sich mit seinen Leuten gegen bestin Geld ihm zur Bedeckung nach dem todten Meer angeboten Wir wollten zuerst uns auf eine solche Bedeckung nicht einl meinten uns selber schützen zu können. Auf Zureden Sandr indeß ließen wir uns gegen ein Geld von 20 Piastern die darauf ein. Ebenfalls auf Zureden Sandretzky's verließen noch unsre bisherige Lagerstätte und zogen näher zu dem der Pilger. Der Beduinenschech hatte ihm gesagt, da, w jetzt wären, seien wir vor schleichenden Schlangen und Scor nicht sicher. Damit waren auf orientalisch menschliche R bezeichnet. Unsere neue Lagerstätte war ebenfalls unter einem Dornbusch. Hier bereiteten wir uns denn nun vor, unter freiem Himmel zu übernachten. Ich mußte an Elias denken der sich einst, ehe er zum Horeb ging, unter einem Wachl niederlegte zu schlafen. Ich hüllte mich in meinen dicken und legte mich nieder; neben mir meine Gefährten. Ich aber vor dem Anblick dessen, was sich vor meinem Auge stellte, und vor allerlei Gedanken lange nicht einschlafen. Es denn allerdings ein wunderbares Bild, das ich vor mir hatte ganz nahe bei uns ist von unsern Handwerksburschen ein

angezündet, das hoch auflodert. Sie selber stehn bald dabei in wundersamer Beleuchtung, bald schleppen sie neuen Dornenvorrath herbei. Ein wenig weiter stehen zwei Zelte, die Zelte unsrer Reisegenossen. Unser Feuer malt die Zelte röthlich weiß. Seitwärts im Thale ist das große Pilgerlager, woraus auch hie und da Feuer aufleuchten und die dunklen Gruppen der Lagernden erhellen. Aus der Lagergegend ertönt Gesang zu uns her. Dazwischen wiehern die Pferde. Weiter hinaus ist Feld und Busch und Dorf in bleiche Schatten gehüllt. Am Himmel oben stehet der Mond über den moabitischen Bergen und blickt so hell und klar auf die Erdenpilger von seiner Höhe hernieder. Es ist ein besonderes, bleiches, verschwimmendes Licht, das Mondlicht. Auf meinen Arm gestützt blicke ich auf das nächtliche Gemälde und allerlei Nachtgedanken gehen mir bei dem Anblick durch die Seele. Die Gedanken gehen in alte Tage, in die Zeiten einer grauen Vergangenheit, und Bilder dessen, was gewesen, stellen sich dar, wie Gestalten im bleichen Licht des Mondes. Ich sehe eine Stadt vor mir, fest umgeben mit Mauern. Ein Volk ziehet mit lautem Posaunenhall um diese Mauern. Sie fallen ein. Das Volk erobert die Stadt. Es ist das alte Jericho die Stadt und das Volk ist das Volk des alten Bundes, Josua an der Spitze. Ich sehe einen Mann mit ernsten Zügen an einem Bache, der durch Felsen fließt. Raben bringen ihm seine Nahrung am Morgen und Abend und aus dem Bache nimmt er seinen Trank. Der Bach ist der Bach Krith, der 100 Schritte von mir dahinrieselt und der Mann ist Elias. Ich sehe eine Stadt, es ist dieselbe, aber anders angethan, auch nicht mehr so fern entlegen im Dunkel des Alterthums; sie ist mir so nahe. Viel Volks hat sich gesammelt in seinen Gassen; denn ein besondrer Wandrer will da hindurchziehn. Es steht ein Maulbeerbaum am Wege und aus seinen Zweigen und Blättern blickt wie aus einem Rahmen ein Menschenangesicht; ein tiefes Sehnen stehet in diesem Angesicht, ein Sehnen wie nach Rettung. Die Krone des Maulbeerbaums ist wie eine hoch sich bäumende grüne Meereswelle, die das Angesicht eines nach Hülfe Begehrenden zeigt. Der Wandrer kömmt und steht stille vor diesem Baum und blickt hinauf: „Steig eilend hernieder, Zachäe, denn ich muß heute in deinem Hause einkehren." Es ist der Herr der Wandrer, der vor meinem Auge steht, der Herr, an dem die Seele hängt.

In die Obhut dieses Herrn befehle ich mich, lege mich nieder und schlafe ein unter dem Dornbusch bei Jericho unter meines Gottes schönem Himmel.

Zwei Natursymbole.

Die Sodomsäpfel. — Die Jerichorose.

Wenn der Wandrer nach Palästina nach Jericho kömmt, so sind es besonders zwei Naturdinge, daran er erinnert wird, und er mögte sich dort nach ihnen umsehen. Sie haben so etwas Besonderes an sich. In ihnen spricht Gott durch die Natur zu den Menschen. Das erste sind die Sodomsäpfel. Wer hätte nicht von diesen Früchten des Morgenlandes gehört, und daß sie äußerlich wunderschön aussähen, wie Orangen so schön, aber inwendig sei nichts Genießbares in ihnen, nur Asche. Alte Schriftsteller reden von diesen Früchten. Man weiß freilich noch nicht ganz gewiß, wer diese Aepfel heute sind. Man wird bei Jericho an sie erinnert. Es giebt dort einen Strauch; der heißt Leimun Lut d. i. Lots Limone; er trägt ziemlich dicke gelbe Beeren. Die Araber erzählen von diesem Strauch, daß er einst ein Baum mit großen schönen Früchten gewesen sei. Aber die Gräuel Sodoms hätten gemacht, daß Gott den Baum zu einem Strauche und die süßen Früchte zu bitteren Beeren gemacht habe. Diese Beeren hat man oft für Sodomsäpfel gehalten. Es kömmt nämlich vor, daß eine Wespe sich in die Beere einbohrt. Das Aeußere bleibt da schön; aber das Innere wird verzehrt. Die Sprache der Natur ist hier allerdings dieselbe; aber die eigentlichen von den Alten gemeinten Sodomsäpfel sind sie doch nicht; die sind wohl andre, es sind wol die Früchte eines Asklepiasbaumes im Süden des todten Meeres, der bei den Arabern Oescher heißt. Die Früchte sind im Aeußern schön und weich anzufühlen. Gedrückt zerplatzen sie und man hat nur die zerrissene dünne Schale und einige schwammige ungenießbare Fasern in der Hand. Sie bilden die Welt ab mit ihrer schönen Hülle und ihrem hohlen leeren Innern.

Wenn man so durch die Beeren des Leimun Lut bei Jericho an die Sodomsäpfel erinnert wird, so wird man durch den Namen des Dorfs an eine andre Pflanze erinnert, die von Art und Bedeutung gar besonders ist. Das ist die Rose von Jericho. Die Pflanze hat wenig Aehnlichkeit mit einer Rose, gehört einer ganz andern Pflanzenart an. Sie ist auch nie bei Jericho gefunden worden und findet sich auch jetzt noch nicht da. Wahrscheinlich stammt die Benennung von den Mönchen her, die diese Pflanze mit dem Namen belegten, um für die alten von Sirach erwähnten untergegangenen Rosen Jericho's einen Ersatz zu haben, den sie den Pilgern in ihre Heimath mitgeben konnten. Wie schon soll

ahrhunderten, so wird die jetzt sogenannte Rose von Jericho noch
zt nach Jerusalem gebracht und an die Pilger verkauft. Es ist
nn freilich auch eine besondre Pflanze. Sie hat einen dürren
tengel, an dem oben viele dürre kleine Zweige sitzen mit Sa-
nkapseln daran. Die Zweige haben sich zu einer Art Kugel zu-
mmengeschlossen. So ist die Pflanze ungefähr einen halben Fuß
ig. Sie hat ihre Heimath in der Wüste Arabiens. Da keimet
d wurzelt ihr Same. Sie zieht aus der Luft Feuchtigkeit an
, treibt Blätter und Zweige und bringt weiße Blüthen und
üchte. Alle Jahr stirbt sie ab und zieht sich zusammen. Die
inde wühlen den Sand auf und reißen die Pflanze mit sich fort.
uf diesem Gange zerstreut sie ihren Samen für neue Pflanzen.
e selber bleibt lang umhergeworfen an feuchten Stellen liegen
d beginnt ein neues Leben. Ihr Holz wird wieder weich; sie
ibt von Neuem Blüthen und Früchte. Die vertrockneten Pflan-
n werden gesammelt und an die Pilger in alle Welt hinein
kauft. Und da kann man sie in seinem Hause nur in lauwarmes
asser stellen, so geht die dürre Kugel aus einander. Die Zweige
cken sich aus. Die ganze Pflanze ist wieder lebendig geworden.
n dieser Eigenthümlichkeit willen heißt sie Anastatika, die Auf-
ehungsblume. Man hat zwei Sorten, weiße und braune. Wird
Pflanze wieder aus dem Wasser genommen, so ziehn sich ihre
veige allmälig wieder zusammen. Man behauptet, daß diese
lanze noch nach Hunderten von Jahren so wieder belebt werden
nne. Eine wunderbare Pflanze, diese Blume der Auferstehung.
ie Sodomsäpfel sind ein Bild der Welt und Weltmenschen, die
ose von Jericho ist ein Bild des Christenthums und der Christen-
enschen.

Der Jordan.

...er Ritt. — Der heilige Strom. — Die Badestelle. — Das Jordan-
thal. — Das Baden der Pilger. — Rettung aus Gefahr.

Am Dienstag Morgen den 30. März waren wir früh auf
... unserm Lager unter dem Dornbusch. Es war erst etwas nach
... Uhr, als wir zu Pferde stiegen. Der Mond leuchtete hell un-
... Pfade. Der Weg ging durch eine weite sandige wüste Ebne.
Die Pilger waren schon voran. Geisterhaft dehnte sich das Feld
... uns aus, die Stätte, wo einst Josua mit dem Volk Israel
... ersten Male auf dem heiligen Boden diesseits des Jordans
... lagerte. Hier umher gegen Osten von Jericho hat das alte

Gilgal gelegen, wo er die 12 Denksteine zum Gedächtniß des Durchgangs durch den Jordan aufrichtete. Hie und da traten niedrige Anhöhen vor uns auf. Endlich nach einem sehr langsamen Ritt von gegen zwei Stunden dehnt sich eine Reihe von grünen Bäumen und Sträuchern vor dem Auge aus. Noch stand der Mond am Himmel, aber sein Licht mischte sich schon mit dem Dämmern des Tages. Wir drangen über unebnen Boden und durch kleines Gebüsch vorwärts und hatten vor uns den Jordan.

Der Jordan! Es giebt viele heilige Stätten im heiligen Lande, deren Namen dem Christenherzen tief eingeprägt sind, und man wird gar besonders ergriffen, wenn man den Stätten selber naht. Der Jordan ist nicht der geringsten Stätten eine. O nein, man fühlt sich gar besonders bewegt, wenn man ihm nahe tritt und tief im Thale seine Fluthen dahinrauschen sieht. Welch eine Zahl heiliger Ereignisse heftet sich an seine Fluthen. Von alten Zeiten her, von den Zeiten Abrahams her vor 4000 Jahren gehet der Name dieses Stromes mit der Geschichte des heiligen Volkes und hängt sich an die Namen seiner größten Männer, Jakobs, Josuas, Davids, Elias, Elisas, Johannes. Aber zur Zeit des neuen Bundes fällt ein besondrer Verklärungsschein auf seine Gewässer. Da stieg der Mensch gewordene Gottessohn in seine Fluthen und ließ sich taufen von Johannes und die Stimme Gottes erscholl von oben: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Der alte Jordan hat große Dinge erlebt; darum stehet der Wandrer an seinem Ufer mit besondrer Bewegung.

Die Stelle, wo wir den Jordan erreichten, ist die Badestelle der griechischen und armenischen Pilger. Hier soll nach dem Urtheil der morgenländischen Kirchen der Ort sein, wo unser Herr einst von Johannes getauft worden. Wir wissen nun freilich aus dem Evangelium des Johannes, daß die Stelle jenseit des Jordan lag und darum nicht am diesseitigen Ufer gewesen ist. Doch ist diese Badestelle eine liebliche Stätte. Sie ist ein offner Platz. Rechts und links neben ihr stehet hohes Gebüsch von Weiden und Pappeln. Auf der andern Seite ist dichtes Baum- und Strauchgebüsch. Der Jordan macht gleich oberhalb dieser Stelle eine Biegung, so daß er dort dem Auge wieder verschwindet. Das Bette ist ziemlich tief. Das Wasser ist etwas gelblich von dem Schlamm auf dem Grunde und fließt in reißendem Laufe dahin. Dieser reißende Lauf entsteht von dem ungeheuren Fall des Jordanthales nach Süden zu. Dieses Jordanthal, wodurch der Jordan fließt, ist ein Theil jener langen Erdspalte, die von Syrien her bis zum rothen Meere sich hinzieht. Es theilt das Land in eine östliche und west-

liche Hälfte. Hoch im Norden am Fuß des Hermon ist das Thal über 500 Fuß über dem Meere erhaben. Nach einem Lauf von mehreren Stunden gegen Süden am See Merom ist es nur noch 100 Fuß über dem Mittelmeer. 3 Stunden davon gradezu liegt der See Genezareth schon 600 Fuß unter dem Meeresspiegel. Endlich das todte Meer, darin das Jordanthal ausmündet, liegt über 1200 Fuß darunter. Das Jordanthal fällt also vom Hermon bis zum todten Meer über 1800 Fuß, vom See Genezareth bis zum todten Meer auf einer Strecke von geradezu 13 Meilen 600 Fuß. Das Thal vom See Genezareth an heißt in der heiligen Schrift das Jordangefilde oder der Jordankreis. Es wird jetzt das Ghor genannt. In seinem nördlichen Theile ist es etwa 2 Stunden, in seinem südlichen 3 bis 4 Stunden breit. Auf beiden Seiten ist es von wüsten Gebirgen eingefaßt, die sich im Westen über 1000 Fuß, im Osten bis zu 5000 Fuß darüber erheben. Dieses Ghor, so eingeschlossen, und so tief unter dem Meeresspiegel hat ein sehr heißes Klima und bringt selbst tropische Pflanzen hervor, macht es aber auch, wo keine Bewässerung ist, dürr und wüste. In diesem Thal liegt nun im Durchschnitt 40 Fuß niedriger das Bett des Jordan und zieht sich in unzähligen Krümmungen bis zum todten Meer hinunter. Durch eine Vereinigung dreier Gewässer, des Banias, Leddan und Nahr Hasbany gebildet durchfließt der Jordan den See Merom und Genezareth und eilt von dort mehr auf der östlichen Seite des Thales zu seinem Ausfluß. Seine Breite und Tiefe ist sehr verschieden. Die erstere wechselt zwischen 30 bis 60 Fuß, die letztere zwischen 3 und 12 Fuß. Das Ufer ist meist mit Bäumen und Gesträuch besetzt. Schilfrohrarten, Tamarinden, Weiden finden sich hier in ziemlicher Höhe. In solcher grünen Berandung fließt der Fluß in tiefem Fall und reißender Strömung hinunter. Sein Name bedeutet: der Herabsteigende. Die Araber nennen ihn Scheriat el kebir, die große Tränkstätte. Die Untersuchungen des Professor Roth aus München haben es als ziemlich sicher herausgestellt, daß der Fluß ehemals vor dem Untergang Sodoms zum rothen Meer geflossen sei.

Wie wir uns dem heiligen Strom näherten, waren die Pilger schon im Baden begriffen. In Badegewändern standen sie da im Fluß, Männer, Frauen und Kinder, tauchten unter und begossen sich mit seinem Wasser. Einzelne Priester standen am Rande und halfen untertauchen. Andre wuschen leinene Gewänder. Die mit dem heiligen Wasser benetzten Gewänder werden sorgfältig aufbewahrt und zu Sterbekleidern gebraucht. Wer in einem solchen geheiligten Kleide stirbt, dem wird Gnade und Vergebung zu Theil.

In diesem Thun ging es eine Weile fort und man kann anders von Ferne stehen und auf diese in einem heiligen begriffenen Menschen hinschauen, ohne den Ernst zu bewun mit dem sie dies Werk betreiben, aber freilich auch nicht, ohn bedauern, daß sich ein trüber Aberglaube bei ihnen daran schl Der Jordan ist freilich ein heiliger Strom, und ein Bad in s Fluthen hat seinen Eindruck nicht bloß auf den Leib, sondern auf den Geist. Aber das Bad thut's doch nicht und man darauf kein Heil und keine Vergebung gründen. Dennoch ha Anblick etwas sehr Ergreifendes. Die Pilger verlassen die hei Fluthen. Die Sonne leuchtet so eben über den Bergen je hervor. Noch werden Stöcke von den Weiden abgeschnitten nun geht's wieder zurück nach Jerusalem. Nicht lange, so ist Werk zu Ende und das Ufer wieder leer. Wir ruhen am und haben vor, auch in diesen Fluthen zu baden. Unsre H werksburschen sind ausgekleidet und im Wasser. Einer von wagt sich zu weit hinein und schon hat ihn der reißende S gefaßt. Wir blicken mit Schrecken auf ihn hin, wie er gegen Strom kämpft, der ihn an das andre Ufer hinüberreißen will. ein Augenblick und er ist verloren. Kommt er an das andre so ist er doch verloren. Da ist das Gesträuch dicht und wer sich da anklammerte, wie wollte er zurückkommen, wie sollten ihn retten. Da naht sich ihm eine lange Lanze; er klammer daran und wird herausgezogen. Er ist gerettet. Es ist einer Beduinen, die wir am Abend vorher für die Reise zum t Meer angenommen haben; der ist im verhängnißvollen Auge ins Wasser gegangen und hat dem mit dem Strome Kämpf seine lange Lanze hingehalten. Kaum ist der Mann gerettet am Lande, so streckt auch schon der Beduine seine Hand ihm aus und spricht: Bakschiesch. Dieses Ereigniß stört die lust. Wir begnügen uns, am Strande mit dem Wasser des St uns zu bespülen und einige Blechflaschen damit zu füllen. E eine gefährliche Stelle und das Baden erfordert große Vo Es kömmt nicht selten vor, daß der reißende Strom einzelne den badenden Pilgern fortreißt und sie ertrinken läßt.

Wir nehmen Abschied von dem heiligen Strom, best unsre Pferde und setzen uns nach dem todten Meer zu in wegung.

Nach dem todten Meer.

Weg dahin. — Begleitung. — Das Meer des Todes. — Salzgehalt. — Heißes Klima. — Ausfluß nach oben. — Entstehung. — Wiederum Jericho. — Früher Aufbruch. — Angriff des französischen Consuls.

Es ist eine furchtbar wüste, sandige Steppe, die wir durchreiten. Alles dürr und todt um uns her. Wir bilden einen stattlichen Zug von einem Dutzend Personen, sind fast alle Evangelische. Neben uns schreiten unsre Beduinen, die Söhne der Wüste, im Sande daher und sollen unsern Schutz bilden gegen Ueberfall. 6 Mann mit ihrem Schech an der Spitze. Stattliche, kräftige Gestalten. Ein kurzes Untergewand ohne Aermel mit freier Brust; darüber ein langes großes weißbraun gestreiftes Obergewand, eine Art großes umgeschlagenes rohes Tuch; an den Füßen schlechte Sandalen: das ist ihre Kleidung. Lange Gewehre tragen sie auf dem Rücken. So ziehen diese an Arm und Bein nackten, von der Sonne gebräunten Männer neben uns her, uns wider alle Gefahren zu schirmen. Wir reiten eine Stunde in dieser Bedeckung im Sande dahin, da breitet sich der schöne blaugrüne Spiegel des todten Meeres vor uns aus. Es ist seine Nordwestecke, an der wir stehen. Nahe dem Strande liegt eine Steininsel. Darauf lagern Franken mit den Beduinen, die sie begleiten. Wir blicken umher. Es ist alles öde und wüste am Gestade. Nichts als Steine und Sand, angeschwemmtes Holz und Rohr. Es ruhet der Tod um dieses Gestade. Wir blicken hin auf das Meer. Der Tod ruhet auf diesen Fluthen und darinnen. Ein rechtes Meer des Todes. Es wird dem Wandrer eigen zu Muthe an diesen Ufern. Diese die Wüste umher, diese kahlen Gebirge, die zu ihm her blicken, diese furchtbare Grabesstille auf diesen Fluthen und der Gedanke an die ungeheure Tiefe dieses Wassergrabes, es ist ein unheimliches Gefühl, damit man hier stehet.

Es ist ein rechtes Meer des Todes. So lang es ist, 10 Meilen lang und so breit es ist, $2\frac{1}{4}$ Meilen breit; auf diesem großen Raume von $22\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und drinnen in der Tiefe nichts Lebendiges. Keine Muschel, keine Schnecke, kein Fisch wird in seinem klaren Gewässer gefunden. Treibt der Jordan einmal mit seinem schnellen Strom Fische hinein, so sterben sie augenblicklich. Vögel fliegen wol über den See hinweg; es findet sich aber kein Wasservogel, der sich auf seinen Fluthen wiegt. Nur einige Korallen sind es, die in diesem todten Grunde wachsen. Und wie drinnen, so ist es todt um den See her. Gegen Norden

ist das Ufer eben, aber wüste und todt. Im Westen und Osten ziehen sich gegen 2000 Fuß hohe schroffe Kalksteingebirge hinunter. Sie sind mit der einzigen Ausnahme der kleinen Stelle von Engeddi, wo reiche Quellen herabfließen, durchaus wüste. Im Süden lehnt sich das Salzthal mit Salzsteinbergen an den See, alles ohne Leben. Nur allerlei Steine und Mineralien finden sich am Ufer ringsum. Da sind es Schwefelstücke in großer Zahl, da schwarze Steine, die im Feuer brennen, da findet sich viel Asphalt. Dieser Asphalt kömmt namentlich nach einem Erdbeben in großer Zahl an die Oberfläche und wird gesammelt zur Bereitung allerlei kleiner Gegenstände, besonders kleiner ausgehöhlter Schalen.

Wir treten herzu zu den Fluthen dieses Meeres und erproben seine Gewässer. Wir lernen eine zweite Eigenthümlichkeit kennen. Es ist so salzig, wie kein andres Gewässer der Erde, so salzig, daß hineingeworfenes Salz nicht mehr aufgelöst wird. Die mit einer Salzkruste bedeckten Steine am Ufer zeugen von dieser Salznatur. Um derselben willen ist das Wasser schwer und das Schwimmen darin sehr leicht. Das Wasser trägt den Körper vollständig. Wird es nicht gehörig abgetrocknet nach dem Bade, so bewirkt es ein ziemlich starkes Jucken und Schmerzen. Es gehet im Süden eine Furt durch das Meer, wo es nur ein Paar Fuß tief ist. Aber diese Furt wird nicht viel benutzt, weil das Wasser die Haut so bedeutend angreift, daß sie abschält. Der Geschmack ist salzig bitter und widerlich. Ich schöpfte mit der Hand und führte es zum Munde, aber ich meine, wie ich es in den Mund brachte, dieses bittre Todeswasser kam schnell wieder heraus. Dieser Salzgehalt ist das Todesgift, das alles Leben im See und an seinem Gestade niederhält.

Wir sehen die Lage dieses salzigen Todesmeeres an, es tritt eine dritte Eigenthümlichkeit desselben vor unser Auge. Es liegt nämlich sehr tief, ungefähr 1300 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeers. Die Temperatur muß darnach auf ihm zur Sommerzeit sehr hoch sein, zumal die hohen Randgebirge die Kühlung abhalten. Es kann darnach nicht fehlen, daß es sich so verhält, wie Reisende bemerkt haben wollen, daß nämlich Dunstmassen aus ihm hervorsteigen. Es ist wie der Hauch des Todes, den dies Meer ausathmet. Aus dieser großen Verdunstung erklärt es sich auch, daß das Meer im Ganzen nicht voller wird, obgleich der Jordan eine Menge Wassers dahineinsendet. Dieser heiße Todeskessel, der nach Süden keinen Ausfluß hat, sendet seinen Ueberfluß in Wolken nach oben. Zu dieser niedrigen Lage kömmt im südlichen Theile ine Hitze aus unterirdischen heißen Quellen, die wie unterirdische

dort den Kessel erhitzen. Das Meer hat nämlich zwei ver-
le Theile. Eine Halbinsel, die von Osten ins Meer hinein-
ildet diese beiden Theile. Der nördliche ist schauerlich tief
er 1200 Fuß. Der südliche viel kleinere Theil ist höchstens
ß tief. Hier findet sich im Grunde ein salziger Seeschlamm,
n unten erhitzt wird und die Verdunstung fördert. Ein un-
hes Meer, im Norden durch seine Tiefe, im Süden durch
erirdische Hitze.

So liegt das todte Meer da, eine rechte Todeswüste, wie
e sich nicht trauriger denken kann. Dieser Gegend ist der
el der Zerstörung und des Todes deutlich aufgedrückt. Man
a und schaut hinaus und kann sich des Gedankens nicht
n, daß auf dieser besonderen Stätte vor alten Zeiten etwas
res vorgegangen ist, dadurch sie also zerstört worden ist.
anze, ein Abbild der zukünftigen Stätte des ewigen Todes,
t ein Gericht denken, das hier in alten Tagen geschehen ist.
as man so in diesem Anblick ahnt, das sagt uns die Ge-
; ja, es ist ein Meer des Gerichtes. Wir wissen, daß hier
rr vom Himmel einst ein Strafgericht gehalten und diese
um des Menschen willen zerstört hat. Hier, wo das Meer
ne Todesfluthen ausdehnt, da hat einst ein wunderliebliches
gelegen, das Thal Siddim, wasserreich als ein Garten des
In diesem Thale lagen einst Städte, wie Sodom und
rha. Aber das Thal und seine Städte wurden vernichtet.
Herr hat sie in seinem heiligen Zorn über die Sünde des
umgekehrt. Man hat durch neuere Untersuchungen wahr-
ch zu machen gesucht, wodurch der Herr das Strafgericht
ührt hat. Man hat in Hinsicht auf die beiden verschiedenen
des Meeres gemeint, daß nur der südliche flachere Theil
den Untergang des Thales Siddim entstanden, der nördliche,
hon vorher in seiner jetzigen Gestalt vorhanden gewesen sei.
Die Ansicht des ganzen Jordanthales mit seiner Fortsetzung
m rothen Meere und die neueste Untersuchung dieser Fort-
machen die Meinung sehr wahrscheinlich, daß der Untergang
hales Siddim mit der ganzen jetzigen Bildung der Erdsen-
vom Libanon bis zum rothen Meer zusammenhänge. Ferner
die Untersuchung der Erdbewegungen, die Palästina heim-
haben, mehrere Linien, in denen sie gewaltet haben. Eine
ins Jordanthal fallen. Während also früher vom Libanon
m rothen Meere herunter eine geringere Thalebne gegangen
wird zur Zeit des göttlichen Gerichtes über Sodom zu-
n mit gewaltigen Bewegungen der Atmosphäre, die eine

große Masse brennbaren Stoffes entzündet haben, eine furchtbare Erdbewegung Statt gehabt haben, die das todte Meer, die Stätte der Sünde, am tiefsten, im Zusammenhange mit ihm aber auch das Jordanthal mit seiner jenseitigen Fortsetzung gesenkt habe, jenes mit seinem großen Abfall nach Süden, diese mit seiner Steigung gegen Norden. Die größte Versenkung hat sich mit Wasser gefüllt und ist durch große Salzlagen so salz geworden. So hat der Herr hier sein Gericht ausgeführt. Wie man am Klageplatz der Juden zu Jerusalem an den heiligen Herrn denkt, so nicht minder im Angesicht des todten Meeres. Wie dort die lauten Klagetöne auf den weisen, der wol freundlich und barmherzig, doch auch sehr ernst gegen diejenigen sein kann, die seine Gnade beharrlich von sich weisen, so thut es gleichfalls das todte Meer mit seiner Todesruhe und Todeswüste.

Es war mittlerweile, während wir uns am todten Meer aufhielten, sehr warm geworden. Die Sonne fing an, gewaltig auf unsre Häupter herniederzubrennen. Dennoch saßen wir um 10 Uhr wieder auf, um für heute wieder nach Jericho zu kommen. Nach einer Reise von zwei Stunden durch wüste Sandebnen und Sandberge hindurch erreichten wir um Mittag Jericho und lagerten uns ganz ermüdet vorläufig auf unsrer alten Stelle unter dem Gebüsch, unsre Beduinen, die uns noch nach Jerusalem begleiten sollten, um uns her. Wir ließen die größte Hitze erst vorübergehen, dann ging ich mit meinem Freunde Schatzmann weiter hinunter am Bache Krith, uns da zu baden. Nach dem Bade richteten wir uns darauf ein, abermals eine Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Wir zogen aber diesmal ins Thal hinunter an den Bach, obwol unsre Freunde, die oben ihre Zelte hatten, sammt den Beduinen davon abriethen. Wir blieben. Es ward noch Brod aus dem Dorfe geholt und eine Ziege gekauft und geschlachtet. Ein großes Feuer loderte abermals neben uns auf; aber diesmal zu einem nützlichen Zweck, das Ziegenfleisch daran zu braten. Es wurde vielleicht nicht ganz kunstgerecht gebraten, auch etwas verbrannt; aber es schmeckte vortrefflich. Dies ganze so natürliche Pilgerleben machte uns viel Freude. Dann hüllten wir uns in unsre Mäntel, lagerten auf dem bloßen Boden und schliefen ein. Neben uns rauschte das Wasser des Krith, aus dem Elias einst getrunken. Oben auf der Höhe wachten die Beduinen.

Es war am andern Morgen sehr frühe, da weckten uns die Schakale mit ihrem Geheul, das wie das laute Wimmern eines Kindes anzuhören ist. Die Thiere stehn in der Mitte zwischen Fuchs und Wolf, halten sich am Tage verborgen und gehen des

Nachts in großer Zahl aus, zu rauben. Sie sind die Füchse, die Simson fing. Wir standen auf. Der Mond leuchtete hell auf die nächtliche Scene. Ein Feuer ward angezündet und darauf Kaffee gekocht. Dann um 3 Uhr ging es zu Pferde. Schweigend, wie das Gefilde um uns, ziehn wir dahin. Die Berge kommen wieder. Zur Seite ist wieder das schauerliche Thal. Es wird zuweilen Halt gemacht. Wir sind aus einander und warten auf einander. In diesen wilden Schluchten muß man zusammenhalten. Unsre Beduinen haben ihre Gewehre von ihren Schultern genommen und schreiten schweigend neben uns her. Aber nichts stößt uns auf. Es wird Morgen. Das unheimliche Wesen der Nacht verschwindet. In der Mitte des Weges hat ein Beduine ein Lager und eine Kaffeewirthschaft. Wir trinken dort noch einmal Kaffee, zünden unsre kurze Türkenpfeife an, die wir bei uns führen, und ziehen weiter. Viele Moslem kommen uns entgegen, die noch nach Neby Musa wallfahren. Es ist 10 Uhr geworden, da ziehn wir über den Oelberg auf Jerusalem zu. Im Kidronthal, am Oelberg ist alles voll lagernder Menschen. Wir sind im Stephansthor, 3000 Fuß über dem Gefilde in Jericho. Wir ziehn die Schmerzensstraße entlang. Wir sind so weit glücklich gekommen. Da wird unser Doctor Joos auf einmal von einem Manne angefallen, der ein Paar buntgekleidete Männer mit großen silberbeschlagenen Stäben neben sich hat, und mit heftigen Worten überschüttet. Es ist der französische Consul, der sich hier geltend macht. Der Doctor giebt einige nicht angenehme Erwiderungen und ziehet weiter. Er hatte wollen, daß vor ihm alles aus dem Wege wiche, während sonst überall Fußgänger den Reitern weichen. Der Doctor hatte ihn vorher überall gar nicht bemerkt, wie es angeht, wenn man rechts und links sieht, und war daher nicht wenig verwundert, auf einmal angefallen zu werden.

Wir waren wieder in unserm Hospiz und ich dankte meinem Gott, daß er mich vor Unglück gnädig bewahrt hatte.

Eine besondre Expedition.

Verdienste Nordamerika's. — Beschiffung des Jordan. — Untersuchung des todten Meeres.

Um die Erforschung des heiligen Landes hat sich Nordamerika große Verdienste erworben. Der Professor Robinson und sein Begleiter Eli Smith, die zuerst die heiligen Stätten genau untersucht und große Entdeckungen gemacht haben, sind Amerikaner.

Wiederum danken wir die genaue Erforschung der Ge
Palästina's, des Jordan und des todten Meeres, den A
kanern. Die Engländer versuchten freilich im Jahre 1847
Erforschung. Der Lieutenant Molineux fuhr mit einer Bark
See Genezareth nach dem todten Meer. Er ward aber
auf dem Jordan durch Angriffe der Beduinen vielfach g
im todten Meer von einem Sturm überfallen und starb
darauf in Folge zu großer Anstrengungen. Am Ende de
Jahres fuhr von Newyork ein nordamerikanisches Schiff au
Leuten, Lebensmitteln und Instrumenten reich versehen.
Offiziere, Lynch und Dale, commandirten dasselbe. Sie
ein eisernes und ein kupfernes großes Boot mit sich. Im
jahr 1848 am 28. März waren sie in Haifa. Es gal
die großen Böte nach dem See Tiberias hinzuschaffen. Es g
mit großer Mühe durch die Kraft der Kamele. Am 8. Apri
man dort. Nachdem man hier noch eine hölzerne Barke g
hatte, brach man auf. Die Expedition zu Wasser stand
Befehl des Lieutenant Lynch. Nebenher ging eine zu Lande
Lieutenant Dale. Er war begleitet von einem arabischen E
dieser Gegend, 20 Reitern und 10 Knechten. 10 Kamele
sich im Zuge. Die Fahrt längs dem Jordan ging langsam.
brauchte 8 Tage bis man zum todten Meer hinunter kam
gab große Hindernisse zu überwinden. Nicht weniger als 27 g
Wasserfälle mußte man hinunter. Die hölzerne Barke war
im Anfang vernichtet. Die Araber mußten zuweilen ins W
um den andern Böten zu helfen. Der Jordan hat zun
seiner nördlichen Hälfte sehr viele Krümmungen und in der
viele Inseln und Halbinseln. Gegen Süden war er bes
befahren. Der Stromlauf fand sich drei- bis viermal länge
die grade Strecke. Bäume und Sträucher, Gras und G
Vögel und Landthiere gab es daneben in vielen Arten.

Am 18. April hatte man das todte Meer erreicht.
warteten andere Hindernisse. Es entstand bald anfangs ein G
aus Süden, der die sonst so ruhigen Wogen wild aufwogte
war wie ein Zürnen der Elemente, daß Menschen dieses
des Todes besuchten. Die Wellen überdeckten die Kleidun
einer Salzkruste, und an Gesicht und Händen fing es unl
zu brennen an. Dabei war die Gefahr des Lebens nicht g
Doch ging sie glücklich vorüber und man landete an der
küste des See's, da wo das Kidronthal herunterkömmt. Es
sich auch die etwas verirrte Landexpedition hier ein und e
den Männern hier in der ungeheuren Einsamkeit ein

des Ereigniß, in der stillen Mondnacht, die dem unruhigen
lgte, die mitternächtliche Glocke des Klosters Mar Saba
: Felsen herübertönen zu hören. Zur Hauptniederlassung
ınn die einzig gute Stelle von Engeddi gemacht und von
Tage hindurch das Meer nach allen Seiten durchschifft
tersucht. Es war freilich eine furchtbare Arbeit in diesem
Reereskessel, zumal wenn der Sirokko wehte. Die entsetz-
uth wirkte dann so erschlaffend auf die Mannschaft, daß
der Commandant mit Gewalt die Kraft behielt, sich auf-
halten und die Barke zu lenken. Dennoch ward das
ollendet und eine Aufzeichnung darnach gemacht. Wie
ıgegeben zerfällt das Meer darnach in zwei Theile. Der
größere Theil ist eine ungeheure Tiefe von hie und da
)0 Fuß. Dagegen ist der südliche viel kleinere Theil flach,
tiefsten Stellen nur 16 Fuß, meistens unter 6 Fuß, und
:m salzigen von unten erhitzten Schlamm angefüllt. Im
traf man die Salzsäule von 40 Fuß Höhe, in deren
Usdum sich noch der Name Sodoms erhalten hat und
die Salzsäule gezeigt wird, darin Lots Weib verwandelt
Die Leute, die dort umher wohnten und niemals Böte
hatten, wurden bei diesem Anblick ganz in Erstaunen
Sie hielten sie für Thiere, und wußten nicht, wie diese
:ine auf dem Wasser gehen könnten. Nur ein Negersklave
ut vor Freude; er erinnerte sich plötzlich an Dinge, die
ner Kindheit in Egypten gesehen. Man kehrte dann nach
rdende zurück. Es war aber auch hohe Zeit. Die Böte
urch das scharfe Seewasser zerfressen und bei der Mann-
:llten sich schon die Vorboten schwerer Krankheiten ein.
nmerte noch ein Floß, befestigte es in der Mitte an einer
80 Fuß tief mit Ankern und erhob darüber die Flagge
s. Dann begab man sich am 10. Mai nach Jerusalem.
oße schwierige, aber für die Wissenschaft höchst wichtige
ıung war zu Ende geführt. Der Lieutenant Dale starb
t an den Folgen der Beschwerden. Die andern erreichten
erland.

Im Norden von Jerusalem.

Die Gräber der Könige. — Die Grotte des Jeremia. — Die unterirdische Höhle.

Am letzten Tage des Märzmonats waren wir Vormittags von unserm Ausflug zum Jordan und todten Meer wieder heimgekehrt. Nachdem wir uns ziemlich lange ausgeruht hatten, gingen Herr Siedle und ich vor das Damaskusthor. Hier im Norden breitet sich ein weites Vorland vor Jerusalem aus. Die Richtung desselben gehet gegen Nordwesten. Es ist auf der einen Seite vom Kidronthal, auf der andern von der Jaffastraße begrenzt. In der Mitte gehet vom Damaskusthor aus ein Weg grade gegen Norden; der führt nach Nablus. Von ihm gehet gleich links ein andrer ab gegen Nordwesten und theilt das Terrain in zwei ziemlich gleiche Theile. Das ist der Weg nach Neby Samwil. Dieser Weg geht in einer Niederung fort und von ihm aus erhebt sich der Boden in allmäligem Ansteigen nach der Jaffastraße zu. Gegen Osten erhebt er sich ebenfalls mit einer Abwechslung von kleinen Hügeln und Thälern, um dann ins große Kidronthal abzufallen. In der Mitte dieses ganzen Vorlandes breitet sich über beide Wege hin ein Olivenhain aus. Wir gingen die Straße gegen Norden. Da nicht weit vom Abfall in das Kidronthal, etwa eine Viertelstunde von der Stadt, etwas rechts vom Wege liegen die sogenannten Gräber der Könige. Wir gingen, sie zu sehen. Durch eine Art Thor tritt man in einen großen Vorhof, der viereckig aus Felsen ausgehöhlt ist. Die Felsenwände sind ungefähr 20 Fuß hoch. An der einen Seite dieses Vorhofs links vom Eingang sehen wir ein schönes Portal. Man kann sehen, es muß einst vier Säulen gehabt haben. Sie sind aber weggebrochen. Die obere noch erhaltene Fronte zeigt Weintrauben, Blumen und Kränze aus dem Fels gehauen. Wir treten in die große offne aus dem Fels gearbeitete Halle. Durch eine niedere Oeffnung kriechen wir links in die Vorkammer, die ungefähr 20 Fuß lang und breit und die Hälfte hoch ist. Wir zünden hier Lichter an. Die Wände und der Boden oben sind geglättet. Aus dieser Vorkammer geht man grade aus durch zwei Eingänge in zwei Grabeskammern, und durch einen Eingang rechts in eine dritte, worin die ausgehauenen Gräber sich befinden, theils Gräberbänke, theils viereckige Einschnitte in die Felsen, um die Leichen dahinein zu schieben. Diese Nischen hatten einst ihre Thüren aus Stein; diese Thüren sind aber verschwunden. Man

findet noch Ueberreste von den marmornen Sarkophagen, darunter eine Art Sargdeckel mit Skulpturarbeit. Von der Grabeskammer rechts geht es noch abwärts in eine tiefer gelegene Kammer. Das ganze Werk ist kein gewöhnliches. Man staunt diese Arbeit tief in den Felsen hinein an und schließt, daß hier fürstliche Personen einst sind begraben worden. Die Gräber der Könige Israels sind's freilich nicht gewesen; die ruhen auf Zion. Aber wahrscheinlich ist es nach der Schilderung alter Schriftsteller, daß die Königin Helena von Adiabene, die zum Judenthum übertrat und in Jerusalem gestorben ist, hier ihr Grab gefunden hat.

Wir kehrten auf unserm Wege zurück zum Damaskusthor und wandten uns zur Grotte des Jeremias. Etwas nordöstlich von dem Thor liegt in geringer Entfernung eine Höhe, darauf muhamedanische Begräbnißstätten sind. In dieser Höhe liegt die Grotte, wo die Mönchssage den Propheten Jeremias hinversetzt und seine Klagelieder schreiben läßt. Die Grotte steht bei den Einwohnern Jerusalems in hoher Ehre und wird von einem Muhamedaner bewohnt, der sie gegen ein Bakschiesch zeigt. Wie wir ankamen, zog grade eine Zahl Besucher ab. Wir unterhandelten zunächst mit dem Moslem um seinen Lohn. Er forderte natürlich eine ungeheure Summe. Wir wurden indeß endlich mit ihm einig und traten durch eine Pforte ein, die gewöhnlich verschlossen ist. Wir traten zuerst in einen kleinen schönen Garten mit Bäumen und Blumen, in dem rechts eine sehr tiefe Cisterne, links ein Paar muhamedanischer Grabstätten sich befinden. Wir traten durch den Garten in die hintere Felsengrotte, die allerdings merkwürdig ist. In einer Höhe von 30 Fuß wölbt sie sich ungefähr 40 Fuß breit und lang über dem Haupt der Eingetretenen. Sie ist ein alter Steinbruch. Wir bemerkten das unserm Führer. Er aber behauptete in einem Gemisch von Italienisch und Arabisch: „Natürliche Grotte, ächte Stätte des Propheten." Der Mann hatte sehr unangenehme Züge im Gesicht, die das Gefühl in mir rege machten, daß ich nicht gerne allein mit ihm an einem einsamen Orte zusammentreffen mögte. Wir bezahlten unser Geld, das bedungen war. Er wollte mehr haben, hielt die Thür eine Zeitlang vor uns zu, ließ uns aber doch endlich gehen.

Der Grotte gegenüber auf der andern Seite des Weges unmittelbar am Fuß der Stadtmauer findet sich die Oeffnung zu der unterirdischen Höhle, die sich tief unter die Stadt hin erstreckt. Die Oeffnung ist lange da gewesen; aber von der Höhle wußte kein Mensch etwas Gewisses, bis im Jahre 1855 ein englischer Reisender Douglas sie betrat und untersuchte. Die Höhle ist sehr

lang, über 500 Fuß und läuft in südöstlicher Richtung nach dem Tempel zu. Etwas hineingetreten muß man unter eine niedere Decke hindurchgehen. Dann aber geht es tief hinunter. Eine hohe Wölbung ist über unserm Haupt. Der Boden ist hie und da mit Felsen bedeckt. Hie und da sind Grotten und Nischen. Verschiedene Gänge thun sich auf. Es wird dem Wandrer recht unheimlich in dieser unterirdischen Welt. Das Licht scheint so matt und dunkel in diesen großen finstern Räumen. Halb ausgehauene Felsblöcke bieten sich dem Auge dar, die an die Steine der Tempelmauer erinnern. An einer Stelle sickert Wasser hernieder. Knochen finden sich, Ueberreste von Mahlzeiten, die wilde Thiere hier gehalten haben. Das Ganze ist eine wirklich schauerliche Höhle und man wandert nicht ohne ein unheimliches Grauen da hindurch. Ein schrecklicher Gedanke, sich hier in diesen Gängen zu verirren. Es ist übrigens nichts andres, denn ein alter ungeheurer Steinbruch. Man hat berechnet, daß er groß genug ist, daß daraus alle Steine des Tempels und der Stadt haben herausgenommen werden können. Die Höhle ist im Mittelalter unter dem Namen der Baumwollenhöhle bekannt gewesen.

Die Christen in Jerusalem.

Zahl der Nichtprotestanten. — Tod und Feindschaft. — Die Griechen. — Die Lateiner. — Die Armenier. — Kleinere Parteien.

Mit unsrer Rückkehr von dem Ausflug zum todten Meer waren wir schon in die Mitte der stillen Woche hineingekommen. Diese Woche ist reich an Feierlichkeiten, die von der Christenheit in Jerusalem gehalten werden. Besonders ist es die nichtevangelische Christenheit, die eine Reihe von verschiedenen, ihr eigenthümlichen Festhandlungen während dieser Tage ausführt. Diese Feierlichkeiten drehen sich größtentheils um die Grabeskirche. Ehe wir nun einzelne derselben für unsre Beschreibung herausheben, wird es am Orte sein, über diese nichtevangelischen Christen in Jerusalem und ihre Grabeskirche eine Darstellung zu geben. Wir lernen so Personen und Ort kennen für jene Feierlichkeiten.

Was denn nun zuerst die Personen anlangt, so wird die Zahl der nichtevangelischen Christen in Jerusalem freilich verschieden angegeben, wie die Zahl der Bewohner überhaupt. Doch ist die neueste Angabe, wornach von 23,000 Einwohnern etwas über 7000 der genannten Christen seien, wol die richtigste. Diese 7000 bilden nicht eine Kirche, sondern sie sind in verschiedene Kirchen

lt. Bei ihnen allen aber, wie verschieden sie sonst sind, fand
s in die neuesten Zeiten eine traurige Einheit. Sie führten
leicherweise ein todtes Leben. Eine entsetzlich unwissende,
sittlich verkommene Priesterschaft leitete hier einen durchaus
ichen todten Gottesdienst, wobei es nur um die Erfüllung
r Formen zu thun war. Ihr stand eine vom traurigsten
auben bewegte unwissende Gemeinde gegenüber, die ebenfalls
icher Hinsicht sehr niedrig stand. Vom Christenthum hatten
Christen nichts weiter, denn den Namen. In neuester Zeit
ch den Protestantismus, der wie überall, so hier auch, sich
nen Sauerteig und ein Salz erweist, einige Bewegung in
dten Massen gekommen. Man fängt an, Unterricht und
ig zu schätzen. Man hat Seminare und Schulen angelegt.
ird mehr gepredigt und über Leben und Wandel strenger
t geführt. Doch ist alles nur noch ein Anfang und der
Theil der Priester und Laien lebt in dem alten Tode fort.
bschluß gegen den Protestantismus, der zuletzt mehr ein-
n ist, ist nicht geeignet, den Anfang zu fördern.
Wenn es aber so im Allgemeinen todt noch in den Christen-
den Jerusalems aussieht, so findet sich in ihnen nach einer
u eine lebendige Bewegung, die aber freilich nicht geeignet
m Christennamen vor Juden und Muhamedanern Ehre zu
. Das ist die traurige Zwietracht, die zwischen ihnen herrscht.
er Christenliebe, dieser schönen Christenzierde, ist hier wenig
ren; aber welche traurige Beweise von Streit und Hader
bis in die neuesten Zeiten vor. Sie haben alle die Grabes-
gemeinsam, halten sie alle für die Stätte des Kreuzes und
s Jesu Christi. Aber wenn die Wände der Kirche erzählen
n, sie würden eine Reihe der schauerlichsten Dinge erzählen,
rt zwischen Christen vorgefallen sind. Bis in die neuesten
sind hier in der heiligen Woche Schlägereien vorgefallen,
manche Menschen theils umgekommen, theils arg verletzt
sind. Das Jahr 1834 war in der Hinsicht ein traurig
Damals kamen bei Gelegenheit des heiligen Feuers, wovon
r die Rede sein wird, eine große Zahl von Menschen ums
In neuester Zeit wird in der heiligen Woche die Grabes-
vom Pascha mit türkischen Soldaten besetzt, um die Christen
nter sich in Ordnung zu halten. Dessenungeachtet ist noch
vei Jahren in Gegenwart des Pascha und der Consuln ein
arer Skandal dort geschehen, wobei ein Paar Menschen ihr
, aber viele ihre Glieder verloren haben. Es ist der betrü-
n Anblicke einer, wenn man in der heiligen Woche durch

die großen Räume der Grabeskirche und die Menge der christlichen Pilger hindurchgeht und sieht überall die türkischen Soldaten mit Säbel und Gewehr aufgestellt den Feierlichkeiten beiwohnen, zu keinem andern Zweck, als zu verhüten, daß die Christen nicht miteinander zusammen gerathen. Es ist eigenthümlich, wie diese sonst in todten Aberglauben und äußerliches Wesen versunkene Christenheit dort an heiliger Stätte und in heiliger Zeit förmlich fanatisch wüthend wider einander ist und sich gebehrdet. Aber es hängt das allerdings innigst mit einander zusammen und man fühlt sich traurig darüber bewegt im Angesicht der Moslem, die hier Ruhe halten müssen. Es versteht sich von selber, daß diese, so wie die Juden, solch ein Christenthum, wie es so sich darstellt, nicht lieben können, und man begreift es nur zu gut, wie die Muhamedaner bis vor nicht langer Zeit, wenn sie von Christen sprachen, hinzufügten: mit Respekt zu sagen, ein Nazarener. Ganz anders ist es mit dem Protestantismus in Jerusalem. So klein er noch ist vom Umfang, er steht in Achtung; man fühlt es ihm an, daß hier Leben und Wahrheit sich findet.

Sehen wir nun die einzelnen christlichen Kirchenparteien, die sich außer der protestantischen hier finden, näher an, so sind es um ihrer Zahl halber die Griechen, die uns zuerst ins Auge fallen. Die griechische Kirche war im heiligen Lande vor Alters die herrschende. Durch die muhamedanische Eroberung und die Kreuzzüge hat sie freilich sehr Abbruch gelitten. Seitdem hat sie sich hier im steten Kampf mit den römischen Katholiken gehalten und in neuester Zeit diesen gegenüber sich zu befestigen und auszubreiten gesucht. Die Anhänger dieser Kirche sind eingeborne Araber, die wieder Eingeborne zu ihren Priestern haben. Nur die Mönche und Bischöfe sind Griechen. Der griechische Patriarch von Jerusalem wohnte sonst zu Constantinopel und ließ sein Bisthum durch ein Collegium verwalten. Doch wohnt er seit 1845 in einem schönen Gebäude zwischen der Grabeskirche und dem lateinischen Kloster in Jerusalem. Die griechischen Priester, meist verheirathet, sind sehr roh und unwissend, und ihre Untergebnen voll Aberglaubens. Der Gottesdienst besteht in bloßen Formen, hauptsächlich im Kreuzschlagen, Niederknieen vor den Heiligenbildern und Fasten. Die Sprache ist die arabische. Die griechische Kirche besitzt in Jerusalem 5 Nonnenklöster und 8 Mönchsklöster im nordwestlichen Theil der Stadt. Darunter ist ein Mönchskloster sehr groß und mit einer Menge von Geistlichen versehen. Außer diesen Klöstern gehören den Griechen das Kloster des heiligen Kreuzes, eine halbe Stunde westlich von Jerusalem; das Elias-

kloster zwischen Jerusalem und Bethlehem, eins in Bethlehem und das Kloster Saba. Sie besitzen außerdem eine große Zahl von Häusern in der Stadt, die sie vermiethen. In neuester Zeit strömt besonders von Rußland eine Menge Geld den Griechen nach Jerusalem zu. Sie kaufen immer mehr Terrain an in der Stadt und Land um die Stadt. Sie haben es darauf angelegt, sich zu Herren des heiligen Bodens zu machen.

Neben den Griechen stehen ihre alten Feinde, die Lateiner oder römischen Katholiken. Die katholische Kirche in Palästina ward durch die Kreuzzüge eigentlich erst dort begründet und war in jenen Zeiten der abendländischen Herrschaft die herrschende. Es ward aber anders, als die orientalischen Herrscher das Land wieder einnahmen. Da wurden die Lateiner aus ihren Besitzungen vertrieben und ihnen nur wenige Besitzthümer noch eingeräumt. Es waren seit dem 14. Jahrhundert die Franciskaner, die in Jerusalem die katholische Kirche vertraten. Sie haben lange das heilige Grab besessen. Erst seit dem 16. Jahrhundert ward ihnen das Recht von den Griechen streitig gemacht und sie sind seitdem immer mehr darin zurück gedrängt worden. In neueren Zeiten sind auch die früheren reichen Spenden der katholischen Länder immer mehr gemindert worden und die lateinischen Klöster in Schulden gerathen. Das Hauptkloster ist das Franciskanerkloster St. Salvador im Christenviertel mit ungefähr 50 italienischen und spanischen Mönchen. Sein Vorsteher ist zugleich das Oberhaupt aller Klöster in der Terra sancta (dem heiligen Lande) und nennt sich Guardian vom Berge Zion und Custos des heiligen Landes. Nahe dem Kloster ist die Casa nuova, das Pilgerhospiz, worin die Pilger aufgenommen werden. Außerdem haben die Lateiner in Jerusalem die kleine Kapelle der Geißelung in der Schmerzensstraße und Gethsemane. Das Kloster hat noch über 30 Häuser in der Stadt, worin seine Anhänger wohnen. Diese sind eingeborne Araber, die größtentheils vom Kloster leben. In neuester Zeit haben die Lateiner noch einen eigenen Patriarchen erhalten und es geschieht wieder etwas mehr für sie vom Abendlande aus.

Nächst den Lateinern kommen der Zahl nach in Jerusalem die Armenier, nach ihnen die Kopten, darauf die syrischen Jakobiten, endlich die Abessinier. Alle diese sind Monophysiten d. h. sie lassen in ihrer Lehre von Christo die menschliche Natur in die göttliche aufgehn, daß nur diese eine bleibt. Seit dem 6. Jahrhundert haben sich die Kirchen Armeniens, Egyptens, Syriens und Abessiniens unabhängig von der griechischen Kirche gestaltet. Von ihren Gliedern finden sich auch in Jerusalem. Da sind zuerst

die Armenier in dem armenischen Viertel. Sie sind mit Handel und Gewerbe beschäftigt, scheinen Vermögen zu besitzen und gehören zu den respektabelsten Bewohnern. Es wohnt in diesem Volksstamm ein ernster Sinn, der ihn rühmlich auszeichnet. Die Männer gehen in gelber bortenbesetzter Jacke mit schwarzem Turban. Die Frauen gehen schwarz mit einem weißen Schleier. Die Armenier besitzen auf dem Berge Zion das ungeheure Kloster des heiligen Jakobus mit seinen schönen Gärten und Gebäuden. Es steht an der Stelle, wo der Apostel Jakobus enthauptet worden sein soll. Die Stelle wird gezeigt und verehrt. Das Kloster hat Raum für ein Paar Tausend Pilger. Als ich das Kloster besuchte, wimmelte es dort von Pilgern. Das Ganze ist ein schöner, fester, reich ausgestatteter Bau. Die Kirche im Kloster ist eine besonders reich ausgestattete. Gemälde drängt sich an den Wänden an Gemälde, die freilich einen eigenthümlichen Geschmack verrathen. Aber die Auslegung der Fußböden ist sehr zierlich und die der Thüren mit köstlichem Perlmutter ist reich und schön. Von oben hängt eine Zahl großer Straußeneier hernieder. Was bei der Kirche im Ganzen auffällt: sie ist mit reichem Schmuck zu überladen. Oben auf dem Kloster ist eine wunderschöne Terrasse mit einem prachtvollen Blick über Jerusalem und den Oelberg. Mit dem Kloster verbunden ist die Wohnung des Patriarchen. Die Armenier haben sonst noch ein Nonnenkloster und die Erlöserkirche vor dem Zionsthor. Nach den Armeniern kommen die Kopten mit einem kleinen ärmlichen Kloster im Christenviertel. Die syrischen Jakobiten, wenig an Zahl und sehr dürftig, haben ein Kloster auf dem Zion. Die Abessinier besitzen ein Kloster, das an die Grabeskirche sich anlehnt, worin sie ihre Landsleute aufnehmen. Es ist dort außerordentlich armselig. Diese drei letzten kleinen Gemeinschaften der Kopten, Syrer und Abessinier verschwinden ganz vor den drei andern, den Griechen, Lateinern und Armeniern.

Die Kirche des heiligen Grabes.

Ansicht. — Der Salbungsstein. — Die Kuppel. — Die Grabeskapelle. — Die Griechenkirche. — Golgatha. — Die Kapellen der Mauer. — Geschichte der Kirche.

Im südöstlichen Theile des nordwestlichen Viertels von Jerusalem, des Christenviertels, liegt ein großes, merkwürdiges Gebäude, das alle Jahre eine Menge Andächtiger in seinen Räumen versammelt. Das ist die Kirche des heiligen Grabes. Wir gehen

um sie anzusehen, biegen von unserm Hospiz links in die Bazarstraße, wenden uns gleich rechts eine Straße gegen Westen, daran wir das noch vorhandene Portal des verschwundenen Johanniterpallastes bewundern, treten am Ende durch eine niedrige Pforte hindurch und haben dann rechts vor uns die Grabeskirche. Vor der Kirche ist ein großer viereckiger Platz, der niedriger liegt, als die Straße, die oben vorüberführt. Der Platz ist mit großen Felsplatten gepflastert. An der Treppe, die von der Straße oben zu ihm hinunterführt, stehen Reste von Säulen, die hier wol einst gestanden haben. Auf dem Platze liegt es voll von Bettlern und Verkäufern, die allerlei Dinge, Rosenkränze, Glassachen u. a. zu verkaufen haben. Wir gehen über diesen Platz auf die Kirche zu. Wir sehen vor uns zwei Portale im leichten Spitzbogenstil. Das östliche ist zugemauert; das westliche hat zwei große mächtige Thüren. Ueber den Portalen sind zwei Mauerbogen mit kleinen Fenstern. Links lehnt sich an das westliche Portal ein großer Glockenthurm, der einst vier Stockwerke gehabt hat, jetzt nur noch zwei hat. Zu den Zeiten Gottfried's von Bouillon waren Glocken oben.

Wir treten durch die Thüren, von Süden, ein. Da ist gleich links die Stelle, wo die muhamedanischen Thürhüter lagern, die die Schlüssel zur Kirche haben. In der stillen Woche liegt es hier voll Soldaten. Wir gehen einige Schritte auf dem glatten steinernen Boden grade aus. Da liegt von einem niedrigen Gitter umgeben eine weißgelbliche Marmorplatte von 8 Fuß Länge und 2 Fuß Breite. Vier ungeheure Kandelaber (Leuchter) stehen an den Ecken. Dieser Stein soll die Stelle bezeichnen, wo der Leichnam unsers Herrn vom Kreuz herabgenommen, von Joseph und Nicodemus gesalbt worden ist. Wir stehn bei diesem Stein in der Mitte der Kirche. Sie dehnt sich von Westen nach Osten vor uns aus in einem länglichten Viereck mit Halbkreisen an der westlichen und östlichen Seite. Links von uns in der Mitte des westlichen Drittels der Kirche steht die eigentliche Grabeskapelle, eine kleine Kirche für sich in der großen. Durch einen Zwischenraum von ihr geschieden schließt sich im Innern nach Osten zu an sie die Griechenkirche mit einem halbkreisförmigen Abschluß im Osten. Um beide zusammen gehet ein Gang rund herum. Rechts vom Salbungsstein, da wir stehen, erhebt sich über dem Gange Golgatha, die überirdische Kirche, und als Ausläufer der ganzen Kirche gegen Osten findet sich die unterirdische Kirche der heiligen Helena. Wir wenden uns nun von unserm Standpunkt am Salbungsstein zuerst links nach dem westlichen Theil der Kirche. Durch einen

Gang von der Kirchenmauer geschieden laufen dort 16 große, gewaltige Pfeiler in einem gegen Osten nicht ganz geschlossenen Kreise herum. Die Pfeiler im Osten stehen frei aufrecht; die andern alle sind durch mehrmals unterbrochenes Mauerwerk verbunden. Ueber diesen Pfeilern läuft eine Gallerie herum, und darüber ruht über einem neuen Säulengange die große breite mit Kupfer gedeckte Westkuppel der Grabeskirche. Um Licht und Luft in die Kirche zu lassen, ist oben eine runde Oeffnung, die mit einem Drahtgitter versehen ist. Die Kuppel ist an einer Seite sehr zerstört. Der Rost hat das Kupfer zerfressen und allenthalben sind Löcher. Die Griechen wollten schon vor Jahren bauen, um so mehr Eigenthumsrecht zu bekommen. Die russische Regierung nahm sich der Griechen an, konnte aber nichts erreichen. Da ging der Fürst Mentschikoff nach Konstantinopel, um den Griechen die Erlaubniß und größere Rechte zu verschaffen. Da es nicht half, entstand der Krieg, der nun freilich zu Ende ist, aber die Frage nicht gelöst hat, wer bauen soll. Man sieht diese Kuppel mit eignen Augen an, die den Vorwand wenigstens abgegeben hat zu jenem schauerlichen Kriege. Gerade unter der Oeffnung der großen Kuppel liegt frei von den Kuppelpfeilern umgeben das heilige Grab. Es ist ein länglichtes nach Westen abgerundetes Gebäude, ungefähr [illegible] Fuß lang und halb so breit. Draußen laufen Marmorsäulen herum und oben wölbt sich eine kleine achteckige Kuppel. Der Fels des Grabes ist ganz mit Marmor überkleidet. Oben über der Kapelle ist ein großes Tuch gegen den Regen ausgespannt. Der Eingang in das Grab ist von Osten. Wir nahn uns demselben. Vor dem Eingang steht rechts und links eine Sitzbank aus Stein. Neben diesen Bänken stehen große Kandelaber von Silber, worauf hohe dicke Wachslichter brennen. Wir gehen zwischen den Bänken und Leuchtern hindurch auf Porphyrfliesen der Thüre zu und treten in die erste Kapelle des heiligen Grabes ein. Es ist die Engelskapelle. Sie ist 17 Fuß lang und 10 Fuß breit. An der Seite sind die länglicht runden Löcher der Mauer, dadurch das heilige Feuer hinausgereicht wird. Grade vor uns liegt ein Stein aus Felsen, der 18 Zoll lang und breit ist. Das soll der Stein sein, darauf der Engel saß, der zu den Frauen sprach: Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Vor uns ist ein enger niedriger Eingang; er ist nur 2 Fuß breit und 4 Fuß hoch. Wir müssen uns bücken, um hindurchzugehn. Wir kommen in die Grabesgrotte. Sie ist nur klein, 8 Fuß hoch, 7 Fuß lang und eben so breit. Weißer Marmor bekleidet die Felsenwände. Gleich rechts steht ein Grab von Marmor, 6 Fuß lang, 3 Fuß b[illegible]

ld 2 Fuß hoch. Die Marmorplatte darüber ist in zwei Hälften theilt; die eine gehört den Griechen, die andre den Lateinern. ur wenige Leute haben neben dem Sarkophage Platz in der rotte. Um ihn her sind in der Mauer kleine Nischen. Darin hen goldene und silberne Leuchter mit Kerzen und Blumengefäße it Blumen. Von der Decke hangen 48 goldene und silberne umpen, die meisten Geschenke östreichischer Kaiser, hernieder. Sie ennen Tag und Nacht. Der Rauch entweicht durch Oeffnungen der Decke. Als ich in der stillen Woche diese Räume betrat, ogte es ein und aus von Pilgern, die ihre Schuhe abgelegt, h niederbeugten und den kalten Marmor mit ihren Küssen beckten. Es macht einen gewaltigen Eindruck, hier zu stehen und e Huldigung der Menschen anzusehen. Es ist freilich fraglich, ob ese Stelle die ächte Grabesstelle ist; aber wie dem auch ist, an denkt an dieser Stätte an das Grab, das den Herrn einst afangen, nachdem er den Weltenkampf mit dem Fürsten dieser elt gekämpft hatte. Und man beugt sich im Geiste vor ihm, r Sünde und Tod überwunden hat. Gegen Westen an die rabeskapelle ist die kleine dürftige Kapelle der Kopten angebaut, e aber mit jener in keiner weiteren inneren Verbindung steht. s sieht eigen aus, diese Armuth hier und jener Reichthum daben.

Wir kehren aus der Grabesgrotte zurück, gehen durch die ngelskapelle hindurch, zwischen den Steinbänken grade aus gegen sten. Durch Gitterthüren hindurch betreten wir die große Griechenche, das Katholikon genannt, die sich in Hufeisenform mit der undung gegen Osten durch die Kirche erstreckt. Diese Kirche ist 10 Fuß lang und 40 breit. Wir stehn zunächst in der Halle, m Schiff der Kirche. Sie ist auf das reichste geschmückt mit emälden und Zierrathen. Der Boden ist von Marmor. An ner Stelle des Bodens gegen Westen zu bemerkt man eine runde öhlung von 2 Fuß Höhe und von farbigem Marmor. Hierher zeichen die Griechen mit Berufung auf ein Psalmwort den ittelpunkt der Erde. Im Osten des Katholikons, in seinem albkreise, ist der hohe Chor, wo der Hochaltar der Kirche steht. ben über dem Katholikon wölbt sich die zweite Kuppel der Grabkirche. Sie ist höher als die westliche Kuppel, ruht an ihrem ße auf einem Cylinder, der viele Bogenfenster hat.

Das sind die innern Bauten der Kirche, die durch einen ngang von der äußern Kirchenmauer getrennt sind und auf der ine stehen. Wir machen uns nun daran, die einzelnen kirchlichen äume und Kapellen anzusehen, die sich um jenes Innere her

an die äußere Mauer anschließen, und theils auf ebne
theils darüber erhaben, theils vertieft sich befinden. Wi
uns für diesen Gang unsrer Besichtigung wieder an den Sc
stein und gehen von da rechts um die Ecke herum. Eine
von 18 Stufen führt uns auf eine Höhe. Es ist die H
Golgatha. Das ist ein Raum von 40 Fuß Länge und
Breite, der auf Felsen ruhen soll und von Marmorsäule
stützt wird. Ein besondres Dach wölbt sich darüber. Ein
theilt diesen Raum in zwei kleine Kapellen, eine nördli
eine südliche. Gegen Westen ist der Raum offen und da f
Hauptlicht herein. Auch sind da Lampen angebracht, di
brennen. Die erste Kapelle, in die man von der Treppe
die nördliche, die Kapelle der Kreuzigung. Der Boden ist
Die Kapelle ist mit einigen Gemälden geschmückt, hat a
kleine Kanzel. Im Osten steht der Hochaltar. Vor ihm
mit Gold und edlen Steinen geschmücktes Gitterwerk. Hin
selben wird uns unter dem Altar ein nackter Fels gezeigt
drei Löcher in einem regelmäßigen Dreieck befindlich sind.
nen sollen einst die Kreuze gestanden haben. Das mittl
ist einen Fuß tief mit Silberblech überzogen, worauf in
scher Sprache die Worte stehen: Gott unser König bewi
Jahrhunderten das Heil im Mittelpunkt der Erde. Zwische
Höhlung und der südlichen für das Kreuz des verstockten S
zeigt man eine Spalte im Felsen. Das soll der Riß se
beim Tode Christi entstand. Der Riß geht von Westen na
in dem grauen Kalkstein. Viele meinen, daß er bis zum
punkt der Erde gehe und an seiner Stelle zwischen dem Kr
Herrn und dem des Verlornen die Scheidung der Gottlo
der Erlösung bedeute. Von dieser Kreuzigungskapelle ge
gegen Süden in die zweite, wo der Herr soll ans Kreuz
sein. Der Vorgang ist auf einem schönen Gemälde in der
abgebildet. Unter der Höhe von Golgatha ist ein Raum z
Erde. Darin ist grade unter der Kreuzeskapelle die Adams
auch Frauen- und Johanneskapelle genannt. Dort soll in
der Schädel Adams gewesen und von dem Blut des
überflossen worden sein. Da sollen auch Johannes und
unten am Kreuz gestanden haben. Es wird hier wiede
einem Gitter ein Fels mit einem Riß gezeigt. Vorne
Kapelle stehen zwei Bänke aus Stein; sie bezeichnen die
wo einst die Särge Gottfrieds von Bouillon und Balduin
den. Neben der Kapelle ist auf einer Seite ein Erfrischung
der höchst widerwärtig an dieser Stelle ist, und auf der

das große Refectorium der Griechen. Dieser untere Raum von Golgatha ist, wenn hier überhaupt der Fels der Kreuzigung gestanden hat, aus dem Felsen ausgehöhlt und von außen ganz umbaut worden. Die Sage von dem Schädel Adams ist jedenfalls eine Mönchssage, die die Räume gerne zusammenbringt. Und auch die Zeiten. Sie behauptet, daß es derselbe Tag und dieselbe Stunde gewesen sei, darinnen Adam erschaffen, der Heiland gestorben sei und Gottfried von Bouillon Jerusalem erobert habe.

Nachdem wir so diese wichtige Stätte der Grabeskirche besehen haben, gehen wir unten zwischen dieser Stelle und der Griechenkirche weiter gegen Osten. Wir treffen da rechts in der Kirchenmauer eine kleine Kapelle mit einem Altar. Unter dem Altar wird uns ein zwei Fuß langes Stück Säule gezeigt von Marmor. Das soll die Säule sein, an welcher der Herr mit Dornen gekrönt und verspottet worden. Ganz nahe dabei ist der Niedergang zu dem besondern unterrdischen Ausbau, den die Grabeskirche hier im Südosten hat. Auf einer breiten Marmortreppe mit 28 Stufen steigen wir in die Kapelle der Helena hinunter. Sie ist 45 Fuß lang und breit und liegt 12 Fuß unter dem Boden der Griechenkirche. An dieser Stelle soll einst die heilige Helena, die Mutter des Kaisers Constantin, gebetet haben, als man nach dem Kreuz suchte. Die Juden hatten nämlich nach der Sage die Kreuze in einen tiefen Brunnen geworfen, um jede Erinnerung an Christum zu vernichten. Als nun die Helena im 4. Jahrhundert nach Jerusalem kam, erfuhr sie von den Juden den Ort im Allgemeinen, und ließ dort graben, um das Kreuz des Herrn zu finden. Die Sage erzählt: man habe auch drei Kreuze und das ächte Kreuz Christi dadurch herausgefunden, daß durch dasselbe ein Todtkranker geheilt worden sei. In der Helenenkapelle soll die Stelle sein, da sie beim Nachsuchen gebetet habe. Das Gewölbe der Kapelle ruht auf 4 Marmorsäulen. Im Osten stehen 2 Altäre. Am Eingang wird der steinerne Sitz gezeigt, darauf Helena gesessen habe. Im Südosten führen 13 Stufen in die Kapelle, wo die drei Kreuze wirklich gefunden sein sollen. Diese Kapelle liegt 22 Fuß unter dem Griechenchor und hat auch 2 Altäre. Wir kehren aus dieser unterirdischen Kirche in unsern Gang zurück und treffen nun gerade im Osten von der Griechenkirche die kleine Kapelle in der Mauer, wo die Kriegsknechte die Kleider des Herrn vertheilt haben sollen. Nahe bei folgt die Kapelle des Longin. So wird von der Sage der römische Soldat genannt, der die Seite des Herrn durchstieß. Er soll sich später bekehrt und an

dieser Stelle Buße gethan haben. Wir gehen den Halbkreisgang im Osten zu Ende. Da liegt rechts im nordöstlichen Winkel der Kirchenmauer eine neue Kapelle, die Kapelle des Gefängnisses. Da soll der Herr gefangen gehalten worden sein, bis man bereit war, ihn zu kreuzigen. Wir gehen den Gang zwischen der Griechenkirche und der Nordmauer entlang bis dahin, wo jene endet. Da ist ein Zeichen im Boden. Es sind drei Kreise. Sie sollen die Stelle bezeichnen, wo der Herr nach seiner Auferstehung der Maria Magdalena als Gärtner erschien. Nicht weit davon ist ein Kreis, der die Stelle andeuten soll, wo Maria stand. Rechts von diesen Stellen führt eine kleine Treppe von drei Stufen in die Erscheinungskapelle. Das soll die Stätte sein, wo der Herr seiner Mutter erschienen. Hier wird gleich rechts ein Säulenstück gezeigt, daran der Herr gegeißelt worden sein soll. Das Stück ist umgittert. Es ist aber ein Rohr mit einem Silberknopf an einer Kette daran, das man durch eine Oeffnung an die Säule bringen kann, um den Knopf, der die Säule berührt hat, dann zu küssen. Die Kapelle hat einen Altar und eine Orgel. Wir gehen von hier aus in den westlichen Halbkreisgang hinein und bleiben grade im Westen der Kirche stehen. Da an die Grabeskapelle angebaut sehn wir die kleine Kapelle der Kopten. Aber gegen Westen der Kirchenmauer zu ist noch eine kleine Kapelle, die der syrischen Jakobiten. Von dort ist der Eingang zu zwei Gräbern, die erst im 14. Jahrhundert erwähnt werden und die Sage als die Gräber des Joseph und Nicodemus bezeichnet. Wir gehen den Gang weiter gegen Süden zu und nahen uns wieder unserem Ausgangspunkt, dem Salbungsstein.

Das ist die Grabeskirche mit ihren einzelnen Räumen. Diese sind unter die verschiedenen christlichen Gemeinschaften vertheilt. Die Griechen besitzen die große Griechenkirche in der Mitte, die Hälfte des heiligen Grabes, die Kreuzigungskapelle, die Kapellen des Gefängnisses, des Longin und der Verspottung. Die Lateiner besitzen die Erscheinungskapelle, die andre Hälfte des heiligen Grabes, einen Theil des Salbungssteines, die Kapellen der Kreuzfindung und die Kreuzannagelungskapelle. Die Armenier besitzen die Kapelle der Helena und die der Kleidervertheilung. Die Kopten und Syrer haben ihre kleinen Kapellen im Westen der Kirche.

Das ist die wirklich großartige Kirche des heiligen Grabes. Sie stehet sicher an derselben Stelle noch, wo einst der Kaiser Constantin die erste Grabeskirche baute. Der Bau ward nach 10 Jahren im Jahre 336 vollendet. Nach den Berichten der Zeit bald hernach soll dort bis dahin ein heidnischer Venustempel gestanden haben, von Hadrian im zweiten Jahrhundert erbaut,

um die Christen von dieser Stätte zu vertreiben. Die Kirche Constantins bestand aus 2 Kirchen, die durch einen freien Raum getrennt waren, aus der Auferstehungskirche und der Kirche der Kreuzfindung. Nach einem Jahrhundert ward eine dritte Kirche über Golgatha, die Kalvarienkirche, dazu gefügt. Im Jahre 614 ward der Bau durch den Perserkönig Kosroes zerstört. Es war der erste Sturm, der über diese Stätte ging. In den Jahren 616 bis 626 ward die dreifache Kirche wieder aufgebaut, brannte aber im 10. Jahrhundert nieder. Bis auf den Grund zerstört ward sie im Jahre 1010 durch den grausamen egyptischen Herrscher Hakem. Sein Nachfolger Daher erlaubte den Wiederaufbau, der im Jahre 1048 vollendet ward. Zu den Zeiten der Kreuzfahrer wurden durch die Franken die drei Kirchentheile zu einem Ganzen vereint und die eine Grabeskirche erhielt die Mauern und den Grundriß, den sie noch heute hat. Noch zweimal kam Zerstörung über sie und im Jahre 1808 brannte die große Kuppel und das Innere ab. Die Griechen haben die Kirche seitdem größtentheils wieder hergestellt.

Die jetzige Kirche steht sicher auf dem Grunde, darauf Kaiser Constantin die erste der Art erbaute. Es ist aber in neuerer Zeit viel darüber verhandelt worden, ob er sie an die rechte Stelle gesetzt, ob die jetzt dafür ausgegebnen Orte wirklich die des Kreuzes und Grabes sind. Es fällt in dieser Hinsicht auf und ist schon früh aufgefallen, daß sie jetzt ziemlich innerhalb der Stadt liegen, da sie doch nach der Beschreibung der Evangelien außerhalb derselben gelegen haben. Die Frage über die Aechtheit der heiligen Stätte in der Grabeskirche fällt natürlich so mit der Frage nach dem Lauf der alten Mauern Jerusalems zusammen. Wir können hier nicht weiter auf die umfassende Aechtheitsfrage eingehen, und bemerken hier nur dazu, daß es für die andern christlichen Kirchen von der größten Bedeutung sein mag, daß die Anerkennung erhalten werde, für uns Evangelische aber nicht. Wir wissen, daß die großen Begebenheiten der Welterlösung einmal geschehen sind; daß unser Herr Christus für uns gestorben, begraben und wieder auferstanden ist. An diesem Glauben hängt unser Heil. Ob das nun aber hier an diesem bestimmten Puncte geschehen oder einige Tausend Schritt weiter, davon hängt unser Glaube nicht ab und unser Heil. Hier irgendwo ist es geschehen, das ist über allem Zweifel erhaben; der Boden hier bei Jerusalem ist der heilige Boden, der benetzt worden ist mit seinem heiligen Blute und darin er geruhet hat im Tode. Darum mag es sich verhalten mit den heiligen Stätten der Grabeskirche, wie es will,

mag es fraglich sein und bleiben, wo die rechten Stellen sind die Hauptsache ist, daß wir an den auferstandenen lebendigen Herrn halten und nicht an Stätten und Steine der Erde. Und für ein Christengemüth, das die Gräuel gesehen hat, die in der Grabeskirche geschehen, wo Aberglaube und todter Gottesdienst das Regiment haben und die todten Christen sich in den Haaren liegen, für ein Christengemüth ist es nicht ohne eine gewisse Befriedigung, zu denken, daß die Stätten, da solches geschieht, nicht die rechten Stätten sind, wo einst das Kreuz gestanden und das Grab gewesen ist.

Ein Charfreitag in Jerusalem.

In der Grabeskirche. — In der evangelischen Kirche. — Feierliche Prozession der Franciskaner.

Der ernsteste Tag im Jahre ist der stille Freitag. Der Himmelskönig stirbt für sein Erdenvolk, um es aus den Banden des Todes zu erlösen. Das verkündet dieser Tag. Das ist ein ernstes Geschehen. Davor wird das Menschenherz ganz stille und muß es werden, stille vor dem Abgrund der Liebe, die sich darin geoffenbaret hat, aber stille auch vor dem Abgrund der Sünde, der sich vor ihm aufthut.

Der stille Freitag dieses Jahres ist da, und ich bin an ihm in Jerusalem, der Stätte seines Leidens und Sterbens. Die Seele ist ernst gestimmt, wie jemals. Ich gehe mit meinen Freunden aus, um den stillen Freitag zu feiern. Wohin gehen wir zuerst? Wir gehn dahin, wo nach der Annahme der nichtprotestantischen Christen die Stätte ist, wo der Herr gestorben und begraben ist, und sie heute ihre Feier halten. Wir gehen zur Grabeskirche, wollen Charfreitag dort halten mit den Christen der andern Kirchen. Wir gehen über den Vorplatz der Grabeskirche. Es liegt da voll von Händlern mit Rosenkreuzen, Glas-, Holz- und andern Sachen; die rufen uns an, zu kaufen. Hier wird nicht recht Feiertag gehalten. Man muß denken an die Verkäufer und Wechsler im Vorhof des alten Tempels, die der Herr hinaustrieb. Hier ist keiner, der mit dem Ernst des Herrn die Händler hinwegtreibt. Wir treten durch die Eingangspforte in das große Heiligthum. Da stehn links und rechts von uns türkische Soldaten. Die untersuchen die Orientalen, ob sie auch Waffen bei sich haben. Links liegen türkische Soldaten, die rauchen ihr Narghile oder essen Apfelsinen. Wahrlich, das sieht wenig darnach aus, daß heute

Freitag ist. Dabei schlägt uns das Getöse und Geräusch
dem Innern entgegen, daß man an alles Andre eher denkt, als
ne Christengemeinde, die sich hierher gesammelt hat, den
stag ihres Herrn zu feiern. Wirklich, wenn man diese Krämer
zen, diese Soldaten an der Thüre sieht, das Getöse aus dem
rn hört, man mögte glauben, daß hier drinnen das gottverlas-
Volk des alten Bundes hause, um heute Christum zu kreuzigen.
treten ins Innere hinein und durchwandern diese großartigen
ne. Ja, das Gebäude ist stattlich, wie eines, ein würdiger
pel. Aber wie traurig ist der Gottesdienst, der hier gehalten
Eine Zahl orientalischer Christen liegt hier allenthalben auf
Boden umher, einzelne mit Matratzen, förmlich eingerichtet,
zu wohnen. Eine Zahl von orientalischen Christen wandert
r, um die einzelnen heiligen Stellen zu besuchen, davor
e zu machen, niederzuknieen und die Steine zu küssen. Zum
en Grabe strömt es ein und aus. Die Schuhe sind draußen
egt und Mancher findet sie beim Austreten nicht wieder.
kommen zur Franciskanerkapelle im Norden. Da stehen Leute,
ach einander die vergitterte Säule mit dem Stabe berühren.
t bringen sie den Stab an der Stelle, wo er die Säule
rt hat, zur Stirn, zum Munde und zur Brust. Ja, eine
Frau sah ich dort, die auch ihre Strümpfe auszog und die
n Füße berührte. Wir gehen gegen Osten. Da ist es mehr
und leer. Da sind nur einzelne Pilger, die die heiligen
en, die dort sind, besuchen. Aber dahin hat sich eine Zahl
Bettlern hingezogen, die über uns herfallen und ihr: Had-
Bakschiesch rufen. Wir gehen gegen Süden nach Golgatha
f. Da funkeln Lampen in verschiedenen Farben. Es liegen
r auf dem Boden und küssen ihn. Wir gehen zum Griechen-
n der Mitte der Kirche. Hier wird umgeben von all dem
usch und Gewirr Gottesdienst gehalten. Ueberall an Thüren
Zugängen steht türkisches Militär. Nein in diesem Hause,
er solchen Umgebung und in solchem Getöse läßt sich kein
: Gottesdienst halten, zumal nicht am stillen Freitag. Alle
rung läßt uns kalt; es ist ja nichts denn eine todte Ver-
g, nichts als ein ungeheures Geberdenwesen, das aus diesem
en uns anblickt. Der Herr ist nicht in diesen Räumen. Es ist
hier, als ob es nur einen todten, aber keinen auferstandnen
nd gebe. Alles ist äußerlich schön und prächtig; es sind nur
reien, damit man den todten Heiland, den man hier nur hat,
t und schmücken will. Nichts erinnert daran, daß der Herr
das Grab verlassen hat und lebendig geworden ist und nun

auch an seinem Todestage lebendig von seinen Christen verehrt werden will. Wir verlassen die Grabeskirche ohne Erbauung.

Es ist drei Uhr geworden. Es ist die Todesstunde des Gekreuzigten. Auf Zion läutet die evangelische Glocke und ladet die Deutsch-Evangelischen zur Feier des Charfreitags. Wir brechen aus unserm Hospiz auf, und gehen zum Zion, zur evangelischen Kirche. Wie anders hier Alles! Es ist hier so schlicht und einfach in diesen Räumen; aber man fühlt sich wohl darin; man athmet auf von der Luft des Todes, die man drüben geathmet. Hier ist eine Stätte lebendiger Gottesverehrung. Hier wird Charfreitag gehalten. Zwar ist die Liturgie lang, wie immer, und hat manches Ermüdende. Aber die Wechselrede zwischen dem Prediger und der Gemeinde und die jeweilige Zusammenrede hat ihr außerordentlich Erquickliches dazwischen. Und ein besonders ergreifender Zwischenfall war die Taufe eines erwachsenen, übergetretenen Juden durch den Bischof. Ich habe solches Geschehen noch nie gesehn. Man denkt an die apostolischen Tage, wo das Christenthum erst in die Welt eindringen sollte. Dann aber besteigt der Missionär Heffter die Kanzel und predigt über den Spruch aus Jeremia: Jerusalem hat sich versündigt; darum muß es sein wie ein unrein Weib. Die Predigt war in ihrem Anfang etwas kühl exegetisch, wurde aber im Fortgang sehr eindringlich. Sie wies hin auf Jerusalems Sünde, daß es den Herrn der Herrlichkeit verworfen; sie mahnte mit Ernst, sich nicht ähnlich an dem Herrn zu versündigen. Tief zu Herzen gehend war die Ansprache von der Kanzel an den Getauften aus Israel, treu zu bleiben dem, dem er geweiht worden sei. Still und ernst schaart sich die Gemeinde um das Wort. Im Hintergrunde stehen ein Paar Araber, die durch die offne Thüre eingetreten sind, und dem Gottesdienst der Evangelischen lauschen, deren Sprache sie nicht verstehen. Wir verlassen die Kirche und wandern eine Zeitlang draußen vor den Thoren Jerusalems umher. Viel Volks wandert draußen umher oder liegt ausgestreckt auf dem Boden unter dem Schatten dieses und jenes Baumes.

Es ist Abend geworden und die Sonne längst gesunken. Ueber Jerusalem funkeln die Sterne. Noch einmal gehen wir aus, um eine Charfreitagsfeier zu halten. Und es ist wieder die Grabeskirche, dahin wir gehen. Sie hat uns freilich am Morgen kalt gelassen. Aber an diesem Abend ist die Feier eine besondre. Wir treten ein. Es ist sehr voll in der Kirche. Man muß sich an einigen Stellen durchdrängen. Die Kirche ist wieder schön erleuchtet. Am heiligen Grabe, in der Griechenkirche ist es voll von verschiedenfar-

Lichtern und über ihnen glänzen die Kuppeln in einer wirklich
rsamen Erleuchtung. Ich muß sagen, sie machte einen eignen
Eindruck, diese große so schön erleuchtete Kirche mit den Men-
tassen aus allerlei Ländern. Wenn nur nicht überall die tür-
Bajonnette wären. Aber freilich sind die so nothwendig.
auert eine Weile. Wir stehen gedrängt vor der Kapelle der
iskaner im Norden der Kirche. Da beginnt die Prozession
ancisкaner. Eine Zahl Chorknaben, roth und weiß gekleidet,
mit Lichtern in ihren Händen und Gesängen im Munde
in dem Kirchgange gegen Osten. Ihnen folgen die Fran-
er in einer langen Reihe, angethan mit ihrem braunen
nde, darüber aber einem weißen Meßgewande. Die bärtigen
je tragen alle Lichter in ihren Händen. Sie wechseln ab
en Chorknaben im Gesange. Mit ihren vollen starken
erstimmen antworten sie den feinen hellen Stimmen der
n. Den Franciskanern folgen die kirchlichen Würdenträger,
er Mitte der katholische Patriarch mit seiner hohen Bischofs-
und mit dem weiten goldgestickten Mantel. Ihnen nach
: die Zahl der Katholiken, voran der katholische Consul;
it Lichtern in den Händen. So ziehn sie dahin, durch eine
e Zuschauer an beiden Seiten hindurch. Ich kann nicht
n, ungeachtet die Angesichter der Dahinziehenden wenig
iche Andacht zeigten, dieser Zug als solcher mit seinen
n, diese schönen Gesänge in diesem großen Hause machten
uck. In der Gegend der Kapelle des Gefängnisses, in der
lichen Ecke der Grabeskirche hält der Zug. Ein Francis-
tritt hervor und hält eine italienische Rede. Der Zug gehet
andern Gesängen weiter. Im Osten an der Kapelle der
rtheilung wird eine neue Rede gehalten. Eben so vor der
kapelle. Nun geht's hinauf nach Golgatha. Türkische Sol-
stehn unten an der Treppe, lassen nur wenig Leute hinauf.
Franken kommen hinauf. Der Zug ist in der Kreuzigungs-
. Golgatha ist wunderschön erleuchtet. Verschiedenfarbige
ampen bilden hier Lichtkreuze. Ein Franciskaner hält hier
eutsche Rede, die im Anfang recht erbaulich war. Nur
das Ende trat die katholische Färbung mächtig hervor.
redigt forderte die Hörer auf, sich zu prüfen, wie sie, nicht
n Herrn, der gekreuzigt ward, davon war nicht die Rede,
n wie sie zu ihren Geistlichen und Bischöfen ständen. Es
in die Kapelle der Kreuzannagelung. Die Kreuzanheftung
jerrn wird hier bildlich dargestellt. Es ist ein Holz da in
eines Kreuzes; daran wird eine Figur, die den Heiland

vorstellen soll, angeheftet. Diese Darstellung ist wieder ein recht widerwärtiger Zwischenfall. Dann kömmt eine französische Rede ohne Inhalt. Es geht nun wieder von Golgatha hernieder zum Salbungsstein, dem Eingang gegenüber. Hier wird der Stein aus einem kostbaren Gefäß gesalbt. Abermals ein störender Vorfall. Dann aber erhebt sich hoch und frei an einem Pfeiler stehend ein Franciskaner und hält eine arabische Rede. Ich muß sagen, daß diese Scene hier am meisten Eindruck auf mich machte. Da dieser bärtige Mönch im braunen Gewande mit dem Strick um den Leib hoch an der Säule, wie eine Gestalt des Alterthums, mit mächtiger Stimme, die durch die Kirche scholl, von dem Gekreuzigten zeugend. Diese Gegend der Kirche war nicht so besonders erleuchtet. Aber das dunkle Licht stimmte sehr zu dieser Gestalt am Pfeiler. Unten standen verschiedene Leute umher, unter andern auch arabische Christen, die sehr andächtig zu dem Redner hinaufblickten. Nach dem Eingang der Kirche zu hatten sich sämmtliche Soldaten herumgruppirt und wenigstens einer derselben sagte uns, daß der Pascha selbst zugegen sei. Es geht vom Salbungsstein zum heiligen Grabe. Da wird wieder ein langer lateinischer Gesang gesungen. In diesem Gesang tritt das katholische Wesen in der Weise besonders hervor, wie die Geschichte der Auferstehung darin eingeflochten wird. Johannes und Petrus, so singt das Lied, gehen zum Grabe. Johannes läuft voran; doch will er nicht zuerst ins Grab gehen, sondern läßt den Petrus zuerst hinein, und zwar aus Respect vor dem Hirten der Gemeinde, dem Petrus. Nach dem Gesange wird eine spanische Rede gehalten, und nun geht die Prozession zu ihrem Ausgang zurück. Ich kann nicht anders sagen, denn daß die ganze Feierlichkeit mit Ausnahme einiger störenden Dinge einen feierlichen Eindruck auf mich machte.

Die Prozession dauerte ungefähr zwei Stunden. Um 11 Uhr kamen wir nach Hause.

Das heilige Feuer.

Höhenpunkt des todten Glaubens. — Vergeblicher Versuch, in die Kirche zu kommen. — Größte Unordnung. — Langes Warten. — Erscheinung des Feuers. — Gedränge. — Geschichte des Feuers. — Möglichkeit des Feuercultus.

Mit dem Sonnabend vor Ostern erreicht die Feier der stillen Woche für Griechen und Armenier ihren Höhepunkt. Es ist der Tag, an dem nach ihrem Glauben alljährlich Feuer vom Him-

an die Stätte des Grabes herniedersteigt. Es begründet
ein übergroßes Verdienst und eine sehr hohe Gnade, an
Feuer Lichter anzuzünden und nach Hause zu bringen. Das
r sie das Höchste auf ihrer Pilgerfahrt. Mit dieser Feier
erreicht auch das todte, abergläubische Wesen dieser Kirche
Höhenpunkt und die heilige Grabeskirche wird zu einem
ıplatz des größten Skandals, darüber die Muhamedaner lachen
ıas vom Pascha selbst eine Komödie genannt wird.
Ich hatte mich am Morgen des 3. April ziemlich lange
ınserm russischen Professor unterhalten. Wir hatten ihn die
Woche nicht bei Tische gehabt. Er hielt strenges Fasten
ıiner Kirche. Wir hatten an diesem Morgen besonders über
echtheit der Grabeskirche gesprochen. Er wollte mit Fall-
er, um dieselbe zu behaupten, wie seine Kirche von ihm
ıgt, unter Stadt in den Evangelien nur die Davidsstadt
Zion verstanden haben, außerhalb welcher die Kreuzigung
ȝen sei. Ich hatte mich ferner auch vergeblich bemüht, den
schen Consul Rosen zu besuchen. Um 11 Uhr ging ich zur
skirche, um zu sehen, ob ich dahinein kommen und einen
gewinnen könne, von dem man ohne Lebensgefahr dem
uen konnte, was da geschehen würde. Denn allerdings Ge-
ſt dabei, der Erscheinung des heiligen Feuers beizuwohnen.
ımmt oft vor, daß einige Menschen an diesem Tage in der
umkommen und eine Zahl verstümmelt wird. Im Jahre 1834
es einige Hunderte, die am Ostersonnabend todt und ver-
ıelt weggetragen wurden. Ich versuchte, sowohl von der
als von der Westseite durch die kleinen Pforten einzudringen,
dem Vorplatz der Grabeskirche führten. Aber es war schon
ılles so voll, daß ich mein Vorhaben aufgeben mußte. Ich
es auch gern. Denn diese Gestalten, die ich draußen mit
ten Lichtern in ihren Händen zusammengedrängt gesehen,
en in mir ein Gefühl zu Wege, daß es unter ihnen nicht
geheuer wäre. Ich ging also nach Hause und wartete
ıeine Freunde, von ihnen zu hören, wie es ihnen ergangen
die sie früher hingegangen waren, und, wenn sie der Feier
ohnt hätten, wie es damit gewesen. Um Mittag kam Freund
ȝmann. Er war in die Grabeskirche hineingekommen; es
ihm aber zu bedenklich erschienen, darin zu bleiben. Wir
uns hin zu warten. Um drei Uhr kömmt unser Freund
Schwarzwald, und macht uns eine Beschreibung dessen, was
sehen hat. Er kann nicht Worte genug finden, um die
rliche Entweihung der Kirche durch diesen Skandal zu be-

schreiben. Ich gebe die Beschreibung nach dem, was er mir mitgetheilt und ich von Andern noch vernommen habe.

Früh schon wird die Kirche mit Griechen und Armeniern, so wie mit Leuten, die zuschauen wollen, angefüllt. Dazwischen stehen überall Soldaten mit ihren Gewehren. Officiere gehen hin und her. Die Kirche ist buchstäblich voll von Menschen. Mehrere Tausende drängen sich da einander. Aller mögliche Unfug wird getrieben. Hier wird getanzt; da wird gesprungen. Hier wird gegessen; da wird getrunken. Hier wird gesungen, dort geschrieen. Hier gelacht und dort gescherzt. Ein türkischer Offizier schlägt wol mal mit einer Peitsche auf die tollen Leute ein, sie ruhig zu machen. Das hilft aber nur einen Augenblick. Es ist wie auf einem Jahrmarkt; da kann es nicht toller zugehen. Endlich öffnen sich die Thüren der Griechenkirche. Von einem glänzenden Gefolge bis zur Thür begleitet und durch die türkischen Bajonnette geschirmt, gehen der griechische und armenische Patriarch in die Grabeskapelle. Alles Volk bemerkt es oder erfährt es und harrt nun mit der größten Ungeduld, daß die beiden Würdenträger das heilige Feuer herabflehen. Das Getöse nimmt nun einen andern Charakter an. Man fällt auf die Kniee und schreit, die Wachslichter in den Händen und nach oben streckend: Gott möge doch bald das Feuer vom Himmel fallen lassen. Man schlägt Kreuze, steigt sich einander auf die Schultern, zu sehen, ob das Feuer noch nicht komme. Aller Augen sind auf die Löcher der Engelskapelle, die gegen Norden sind, gerichtet. Daraus soll's hervorkommen. Das Feuer verzieht. Das Warten wird den Leuten sauer. Die Ungeduld steigt aufs Höchste. Das Militär hat Mühe, Ruhe zu halten. Hie und da wird Einer, der zu unbändig ist, arretirt. Das verschwindet aber im Ganzen. Es ist zwei Uhr Nachmittags, da erscheint aus der Oeffnung der Kapelle eine brennende Kerze. Nun entsteht eine furchtbare Scene, die nicht zu beschreiben ist. Jeder will zuerst anzünden, will den Andern zuvorkommen. Wer zu allererst seine Kerzen an dem Feuer anzündet, der ist nach dem Glauben dieser tollen Menschen der allerseligste für Zeit und Ewigkeit. Je später man anzündet, desto mehr nimmt die Gnade ab. Darum ist der Augenblick der Erscheinung des Feuers ein Augenblick, wo das Militär machtlos ist, wo Menschen oft zu Tode kommen oder wenigstens am Körper arg zugerichtet werden. Wer unter die Füße kömmt, ist geliefert. Man drängt herzu, seine Lichter anzuzünden. So viele können, zünden an dem Lichte der Kapelle an. Wer das nicht kann, zündet am angezündeten Licht des Andern an. Viele sind oben auf den Gallerieen; die lassen ihre Lichter an Tauen zum Anzünden

leder. Eine kurze Zeit und die Kirche ist ein Lichtmeer. Man sucht nun, hinauszukommen. Das Gedränge wird dem Eingang zu entsetzlich. Haare und Bärte und Kleider werden verbrannt und der Leib manches Menschen wird hier noch arg zugerichtet, wenn er überhaupt mit dem Leben davon kömmt. Mit wildem Toben verläßt man die Kirche. Draußen harrt die Menge, die nicht hat hinein können. Die zünden nun draußen ihre Kerzen an. Es geht nach Hause und sehr viele Pilger haben nun das Höchste erreicht; die reisen noch am Abend oder am andern Morgen von Jerusalem ab. Die angezündet gewesenen Kerzen nehmen sie mit. Diese bringen nach ihrem Aberglauben großen Gottessegen ins Haus; das Unglück kann sich solchem Hause nicht nahen. Man brennt mit dem Lichte der Kerze Kreuze in die Sterbehemder und näht sich eine Kerze hinein. So meint man von aller Sünde gereinigt zu werden und gewiß in den Himmel zu kommen. Es ist ein wahrer Skandal, eine Schande des Christennamens, daß so Etwas in der Grabeskirche aufgeführt wird, daß hier solcher Betrug geübt und solcher Aberglaube kirchlich genährt wird. An dem Sonnabend vor Ostern muß man sich seiner christlichen Namensgenossen vor den Türken schämen. Dieser Skandal ist übrigens alt. Schon am Ende des 9. Jahrhunderts wird des heiligen Feuers Erwähnung gethan. Die Mönchssage erzählt: es sei einstmal in alter Zeit ein frommer Bischof in Jerusalem gewesen, der habe am Abend vor Ostern befohlen, die brennenden Lampen in der Grabeskapelle auszulöschen; sie sollten später erst wieder angezündet werden. Es wird ihm darauf berichtet, daß kein Oel mehr vorhanden sei. Da befiehlt er Wasser hineinzugießen. Und siehe, bald darauf ist das Wasser zu Oel geworden und vom Himmel fällt Feuer und zündet die Lampen an. Und seitdem ist es fast alle Jahre wiedergekommen. Nur einige Male ist es wegen der Sünden des Volkes ausgeblieben.

Frägt man, wie es möglich ist, daß dieses Unwesen sich so lange gehalten hat und noch hält, daß nicht bloß der roheste Pöbel, sondern selber höher stehende Leute daran Theil nehmen können? Ich antworte: das ist gar nicht zu verwundern. Denn dieser Feuerkultus ist ganz im Geiste jener in äußerliches, todtes Wesen versunknen Kirchen. Er ist nur der letzte Ausläufer dessen, was sich durch ihren ganzen Gottesdienst hindurchzieht. Hier kömmt es zu seiner letzten klarsten Erscheinung. Wir Protestanten wissen: es giebt ein Feuer, das vom Himmel kömmt; das ist das geistige Feuer des heiligen Geistes. Das kömmt noch immer, wie einst am Tage der heiligen Pfingsten, zu den Menschen. Und an dem

Feuer dieses Geistes muß die Seele des Menschen zu einer
des Glaubens und der Liebe entzündet werden. Dann wir
gerecht vor Gott, rein von der Sündenschuld und kann sich
Seligkeit getrösten. Das ist aber ein geistiger Vorgang, d
dem Geiste wird durchlebt sein und überall auf Erden u
jeder Zeit kann durchlebt werden. Jene orientalischen
machen etwas Aeußerliches daraus, verlegen den Vorgan
Geistes in die Leiblichkeit. Es kömmt ein körperliches Feue
Himmel, glaubt man, und an diesem Feuer muß man mit
Händen seine Kerzen anzünden, das ist alles, das höchste
Wer das thut, der ist gerettet. Auf das Innere kömmt e
nicht an. Das Aeußere macht Alles. Man will alles G
körperlich gegenwärtig haben und in Bezug darauf eine äuß
körperliche Frömmigkeit üben, das ist die Hauptsache. D
dieser Geist des äußerlichen Wesens, der die orientalischen
durchzieht und in dem Skandal des heiligen Feuers zu
traurigsten Erscheinung kömmt. Und wenn auch die kath
Kirche nicht mehr auf dem kindlichen Standpunkt der orienta
Kirche steht und jenen Skandal nicht mehr hat, sie hat den
Geist des äußerlichen Wesens. Darin sind sie sich alle glei
treten dem Protestantismus gegenüber, der auf das Innere
Dieser Geist äußert sich in allen Dingen, und man hat in
salem in der stillen Woche Gelegenheit genug, ihn zu gew
Da diese Fülle der heiligen Orte, die die Mönchssage
genau weiß, für alle biblischen Erzählungen alle möglichen
Da diese Zahl bestimmter äußerer Stätten für die ei
Ereignisse der Leidens- und Sterbens- und Auferstehungsge
unsers Herrn, wie sie in der Grabeskirche zusammen ve
sind. Da diese äußerlichen Darstellungen der heiligen Er
für die Gemeinde, die des Widerwärtigen so viel haben.
haben alle denselben einen Grund. Die Frömmigkeit der
protestantischen Christen muß alle diese Stätten wirklich h
sie muß die sinnenfälligen Spuren des Herrn haben, und
sie heute noch nicht da wären, würde sie sie heute noch sc
um sie auf äußere Weise zu verehren und sich dadurch
verdienen. Die katholische Frömmigkeit muß, wie den Herrn
in sinnlicher Leiblichkeit in der Hostie, so die großen Thate
er zum Heil der Welt vollbracht hat, in ganz sinnlichen
stellungen vor sich haben, um sie mit dem Auge des Leib
zuschauen und alles mitzumachen; dieses äußerliche Zuge
und Verehren bringt Gnade. Dieser traurige Zug der nich
stantischen Christenheit ist mir in Jerusalem recht lebend

das Auge getreten und in einem höchst bedauerlichen Lichte erschienen. Man lernt hier seine evangelische Kirche mehr noch schätzen und lieben, die allerdings dem Aeußern das Recht läßt, das ihm zukömmt, aber nicht mehr; die nicht zugiebt, daß das Geistige und Innerliche dadurch erdrückt und verschlungen werde. Der Herr behüte unsre Kirche davor, daß sie je in äußerliches, und was damit einerlei ist, gesetzliches Wesen verfalle. Der Weg ist sonst gebahnt zu Erscheinungen eines ähnlichen Aberglaubens und inwendigen Todes.

Nach drei Uhr geht Herr Schatzmann mit mir zur Grabeskirche, wo es vor Kurzem so geräuschvoll hergegangen. Es ist jetzt fast leer; nur die armen Kopten haben vor ihrer armseligen Kapelle eine Feier. Wir gehen von dannen nach Zion und kehren bei dem Missionär Heffter vor. Er wohnt sehr angenehm neben der Zionskirche; aber freilich auch sehr theuer. Mit den Miethen steigt es von Jahr zu Jahr in Jerusalem. Er nimmt uns sehr freundlich auf, kann aber nicht lange bleiben; denn er soll zu einer Controverspredigt, die er für die Juden hält. Wir gehen von dort noch etwas zum Thor hinaus und dann nach Hause. Morgen ist Ostern, Ostern in Jerusalem.

Ostern in Jerusalem.

Ostermessen in der Grabeskirche. — Ostergruß und Ostermahl. — Osterfeier auf Zion. — Ein neuer Gast. — Besondrer Fund aus Moab. — Abendfeier in der evangelischen Kirche.

Ostermorgen. Ich trete aus meinem Zimmer auf die Terrasse. Vor mir liegt der Oelberg. Ueber dem Oelberg leuchtet die Sonne. Sei mir gegrüßt, Ostersonne von Jerusalem aus. Was hast du einst am Ostermorgen auf diesen Stätten geschaut! Ein offnes Grab, einen abgewälzten Stein. Der große Todte war auferstanden, der Osterkönig, der Lebensfürst hervorgegangen aus den Banden des Grabes, ein Sieger über Tod und Hölle. Viele Jahrhunderte sind vergangen. Die Frauen und Männer, die einst das leere Grab gesehen, sind längst von der Erde hinweggegangen. Du dieselbe noch blickst mit demselben Angesicht auf die hochbegnadigte Erde nieder, sichtbares Abbild der Geistersonne, die einst in Jerusalem aus der Nacht des Grabes aufgegangen ist, stehet nun hell und warm über uns, sendet ihre belebenden Strahlen in unsre Seelen.

Wir gehen aus, Ostern zu halten in Jerusalem, das große Lebens- und Siegesfest auf heiligem Boden zu feiern; dort, wohin einst Israel alljährlich unter Psalmgesängen wanderte, um sein alttestamentliches Ostern zu halten und es war ein großes Fest. Wir wollen neutestamentliche Ostern halten. Wir möchten wol an diesem Morgen unter evangelischen Brüdern in der Zionskirche sein. Aber dort ist Gottesdienst in englischer Sprache. Am Nachmittag erst wird die deutsche Osterfeier gehalten. Darum gehen wir bis dahin in die Grabeskirche, wollen sehen, wie die andern Christen Ostern halten, ob heute am Fest der Auferstehung und des Lebens nicht mehr davon bei ihnen sich zeige, als in den andern Tagen. Es ist allerdings eine hohe Feier in der Grabeskirche. Die Lateiner halten ihren Gottesdienst. Zwischen der Grabeskapelle und der Griechenkirche ist die Stätte. Wie leuchtet und glänzet dort Alles! Auf den großen Kandelabern brennen die dicken hohen Lichter. Es ist ein Altar errichtet. Davor steht die hohe Geistlichkeit in ihrem schönsten Schmuck. Umher stehen die Franciskaner in ihren Meßgewändern. Die Chorknaben in ihren rothweißen Kleidern laufen zwischen dieser Stelle und der Erscheinungskapelle hin und her. Die Weihrauchgefäße werden geschwungen und verbreiten Weihrauchduft umher. Es wird Messe gehalten. Die Lateiner knieen nieder. Dann erhebt man sich zu einer Prozession um die Grabeskapelle. Langsam wandelt man dahin unter Gesängen. Der Patriarch in seiner bischöflichen Pracht und Herrlichkeit und in hoher Haltung spendet seinen Segen nach beiden Seiten. Die Lateiner sinken zur Seite nieder; die Andern bleiben stehen. Der Bischof erhebt seine Hand rechts und links; die Leute am Wege bleiben stehen; er läßt seine Hand sinken. Er erhebt sie wieder; die Leute am Wege sinken nieder! es sind gute Katholische; er neigt Hand und Haupt segnend zu ihnen. Neben dem Bischof gehen zwei andre Würdenträger in prächtigen golddurchwirkten Gewändern. Die Zeit der lateinischen Feier ist um; die Lateiner ziehen in ihre Kapelle. Es entsteht nun ein Rennen und Jagen. Die Lichter werden ausgelöscht. Die Chorknaben und Franciskaner eilen mit den Büchern, Geräthen und sammtnen Kissen hinweg. Die Scene ändert sich. Es kömmt eine andre Kirche an die Reihe, die griechische. Die griechischen Priester kommen mit ihren Kostbarkeiten heran. Die Lichter werden wieder angezündet. Es beginnt die griechische Messe. Alles ist äußerlich herrlich und prächtig, aber hohl im Innern; es ist ein todtes Werk, keine Andacht dabei. Man bleibt kalt.

Nach der Feier gehe ich zu Pastor Valentiner, der mich zu Mittag eingeladen hat. Es kommen einige Leute, ihren Ostergruß zu bringen. Mein russischer Professor aus dem Hospiz kömmt auch und küßt uns alle der Reihe nach. Das ist so Sitte der griechischen Kirche. Der Grüßende spricht dabei: „Der Herr ist auferstanden.“ Nachdem der Professor hinweggegangen, gehn wir zum Essen. Ich bin hungrig und biete meinem hungrigen Leibe eine tüchtige Portion Suppe und Taubenbraten und sende ein gehöriges Stück Pudding nach. Ich befinde mich außerordentlich wohl in Jerusalem; auch der Körper ist in einem so vortrefflichen Zustand, wie niemals anderswo und vollzieht sein Verdauungswerk ohne Unmuth und Widerwillen. Nach dem Essen trinken wir Kaffee und ich ruhe auf dem Divan und rauche mein Narghile. Rauche mein Narghile, das ist aber nicht orientalisch geredet, das ist des Abendlands prosaische Rede. Darum verbessere ich mein Wort und spreche: trinke mein Narghile. So thue ich und es ist mir außerordentlich gemüthlich im Hause meines Freundes. Sein Haus ist ein sehr wohnliches; er lebt darin mit einer Einnahme von 1400 preuß. Thalern. Das ist in Jerusalem zwar nicht allzuviel; aber doch hinreichend zum Auskommen. Und die Hauptsache ist: er stehet in der Stadt in allgemeinster Achtung und sein Wirken ist ein von Gott gesegnetes

Darauf wird es Zeit, sich aufzumachen und nach Zion in den deutschen Ostergottesdienst zu gehen. Die deutsche Gemeinde ist versammelt. Meine Freunde aus dem Hospiz sind alle da. Manches andre mir jetzt schon bekannte Gesicht tritt mir entgegen. Die Orgel, von der Hand der Frau Consul Rosen gespielt, läßt ihre vollen Klänge durch das Heiligthum erklingen. Wir singen den Gesang: „Zeige dich uns ohne Hülle“, der in unserm Gesangbuch unter der Nummer 38 sich findet. Es ist der Gesang, den ich zur Einleitung alle Sonntage, wenn ich zu predigen habe, daheim singen lasse. Es ist mir außerordentlich erquicklich, den Gesang nun einmal auf Zion singen zu können. Eine wohlthuende Erinnerung an die freundliche Kirche der Heimath und die Gemeinde, die sich zu ihr sammelt, mischt sich in die Andacht. Die Liturgie wird nach der preußischen Agende gehalten. Die Gemeinde spricht gemeinsam mit ihrem Prediger das Bekenntniß und antwortet in den Responsorien. Auch hier ist die Betheiligung der Gemeinde eine sehr liebliche und das Ermüdende der englischen Liturgie fällt dabei hinweg. Gesungen wird aus dem Gesang- und Gebetbuch von Bunsen. Es folgt eine sehr eindringliche Predigt Pastor Valentiner's über das Wort der Offenbarung 21, 5:

„Siehe, ich mache Alles neu." Ein rechter Ostertext und eine rechte Osterpredigt über diesen Text. Der Prediger redet in seiner einfachen, sinnigen Weise zu den Herzen der Zuhörer, die sich mit der tiefsten Andachtsstille um sein Wort schaaren. Welch ein Unterschied, die evangelische Osterfeier in der Zionskirche gegenüber der katholischen, die wir an diesem Morgen in den Räumen der Grabeskirche geschaut haben. Es ist dort in der Grabeskirche alles äußerlich so glänzend und auf Zion ist alles so einfach. Aber es ist hier lieblich zu weilen und Ostern zu halten; es ist eine lebendige Osterfeier.

Nach einem kleinen Spaziergang vor Jerusalem kehren wir zu unserm Hospiz zurück. Wir haben einen neuen Gast bekommen. Es ist aber kein neuer, sondern ein alter Gast, der nur eine Weile abwesend gewesen ist. Es ist der Professor Roth aus München, derselbe, der vor 20 Jahren mit dem alten Schubert die Reise durch das Morgenland gemacht hat. Ich freue mich, den Mann persönlich kennen zu lernen, von dem ich gelesen. Es ist ein einfacher, lieber Mann, wohlbekannt mit dem heiligen Lande und interessant in seinen Erzählungen. Er ist schon eine geraume Zeit in Jerusalem und hat manche Wanderungen von da aus gemacht. Im vorigen Jahre war er im Auftrag seines Königs zum rothen Meer hinunter. Die Unsicherheit der Gegend machte es nicht möglich, sich dort lange aufzuhalten; doch haben seine Forschungen das Resultat gehabt, daß der Jordan in alter Zeit sehr wohl durch das Thal zwischen dem todten und rothen Meer zu dem letzteren abgeflossen sein könne. Die Bergzüge in dem Thal gehen nirgends quer durch dasselbe, sondern laufen parallel mit seinen Seiten. Er hat sonst viele Gegenden Palästina's untersucht und manche Entdeckungen mancher Forscher z. B. Tobler's von menschlichen Schriftzügen in Höhlen auf ihre Wahrheit, auf eine vom Regen und von Luft geschriebene Naturschrift zurückgeführt. Er hat ferner am Gestade des Mittelmeers höchst anziehende Entdeckungen gemacht. Er hat nämlich eine Art der alten berühmten Purpurschnecke, die sich einst in Phönizien fand, wiedergefunden und damit ganz hübsche Versuche gemacht. Er kömmt jetzt von einer Reise nach Moab zurück, von der Hauptstadt des Landes, Kerek, wo er Höhenmessungen und Untersuchungen des Landes angestellt hat. Er zeigt uns eine Antike aus eisenhaltigem Thon, die er in Moab gewonnen und mitgebracht hat. Das Ding ist ziemlich groß, sieht aus, wie ein Stöpsel auf einer Flasche, oder ein Knauf auf einem Bett, ist aber inwendig hohl. Wozu es benutzt worden, ist nicht gut zu

errathen; weil es einem Knopf auf einer Bettstelle ähnlich ist, aber unendlich viel größer ist, nahmen wir scherzweise an, es sei wohl ein Ueberrest von dem großen Bette des Königs Og von Basan. Ich freue mich sehr, daß Ostern uns diesen Mann zugeführt hat und ich ihn kennen lerne. Freilich, indem ich das Bild des lieben, anspruchslosen, herzlich frommen Mannes vor mein Auge jetzt stelle, erfüllt Wehmuth meine Seele. Unser guter Roth ist nicht mehr. Er wollte, ehe er nach Europa heimkehrte, noch das Quellengebiet des Jordan genau untersuchen. Aber die ungesunde Luft zog ihm und seinen Begleitern ein schlimmes Fieber zu. Er stellte die andern wieder her, erlag aber selber. Am 26sten Juni endete er und seine Gebeine ruhen in Hasbeya.

Unser guter russischer Professor ist auch wieder mehr bei uns und ißt wieder mit uns. Er hat die letzte Woche hindurch mit seiner Kirche das strenge Fasten gehalten, ist auch nicht so viel mit uns zusammengewesen, wie sonst. Wir gehen nach dem Abendessen noch einmal zur evangelischen Kirche. Da wird bei einer Erleuchtung von ungefähr 20 Lampen eine gottesdienstliche Feier gehalten. Sie ist aber in englischer Sprache. Wir haben beim Weggang draußen Noth, unsre Laterne anzuzünden, erreichen es endlich und kommen auf einem Umweg nach Hause. Die Bazarstraße, die uns gradezu führen würde, ist am Abend geschlossen.

Die Jerusalemsfreunde.

Unterhaltung im Hospiz. — Versammlung von Evangelischen. — Hoffmann's Vortrag über Auswanderung nach Palästina. — Erwiderung darauf. — Schwierigkeit der Unternehmung.

Am Morgen des Ostermontags sitzen wir Gäste des Hospizes lange in unserm Gastzimmer in Unterhaltung bei einander. Doctor Roth erzählt Mancherlei von den Arabern am todten Meer. Sie wohnen in Dörfern. Jedes Dorf hat seinen gewählten Schech, der für alles, was dort geschieht, der Regierung verantwortlich ist. Man hat dort auch oft Sklaven, die aus Sudan kommen und von Egypten her gekauft werden. Die Beduinen sind ein rauhes Volk, ohne viel Gewissen. Einer von denen, mit denen unser Freund zusammengetroffen war, hatte gleichgültig erzählt, wie viele Morde er begangen. Wir hören noch von Raubanfällen, die auf abgereiste Pilger gemacht sind. Es sollen nicht weniger denn sieben gemacht sein. Es ist in diesem Jahr im hohen Grade unsicher im

heiligen Lande. Die Consuln und Geistlichen wohnen son
Sommer gewöhnlich auf dem Lande in Zelten. Vorig Ja
der Bischof schon bei der Gelegenheit beraubt worden. Dies
ist es sehr bedenklich, ein Gleiches zu thun.

Nach Tisch gehe ich mit einigen meiner Freunde zu
Versammlung, die im Hause eines Evangelischen in Jeru
gehalten werden soll. Wir haben schon mehrmals der Wür
berger gedacht, die nach Palästina gekommen waren, das
sich anzusehn. Sie waren von Gliedern der evangelischen Gem
ersucht worden, in einem zusammenhängenden Vortrage ei
genauer ihre Meinung über die Colonisation des heiligen La
aus einander zu setzen, die sie in der süddeutschen Warte
gesprochen hätten, und um derenwillen sie jetzt das Land besuc
Es war ein sehr freundliches Zimmer in dem Hause, darin
uns sammelten. Das Haus lag im Christenviertel. Vom Fe
des Zimmers sehn wir in den Teich Hiskia oder den Patriar
teich hinunter, der hier unmittelbar unter dem Fenster liegt.
ist ein großer Teich. Er ist 240 Fuß lang, 144 Fuß l
durchschnittlich 16 Fuß tief. Er ist rings von Häusern um
und die Umwohnenden schöpfen aus dem Fenster Wasser da
Das Wasser kömmt aus dem oberen Gihonteich, wird durch
Kanal ihm zugeleitet. Ich habe Muße, mir den Teich mit se
trüben Wasser anzusehn. Bald kommen aber mehr Theilne
an der Versammlung. Die Missionäre Heffter und Sand
sind unter ihnen. Hoffmann selber erscheint endlich mit s
beiden Genossen. Er selber ist ein hoher stattlicher Mann, g
wohlbegabt und kenntnißreich, auch von einer aufrichtigen F
migkeit. Es ist Schade, daß der biedere Mann durch die Kä
für seine Wanderungsidee nach Palästina in eine gewisse Ver
rung hineingetrieben, die an allen seinen Worten zu merken.
Kaufmann Hardegg ist ein kleiner, nicht grade angenehmer M
Aber der Weingärtner Bubek ist ein durchaus offner Chara
dem die Biederkeit im Angesicht geschrieben steht. Körperlich
wohlbeleibt. Hoffmann begann seinen Vortrag mit einem G
und Verlesung von Ps. 97. Darauf begann er nicht sehr a
messen seinen Vortrag mit einem Ausfall gegen einen Man
Jerusalem, der den Plänen der süddeutschen Warte gegenüb
einer Zeitschrift sich geäußert hatte, daß die deutsche Gem
Jerusalems von dem Unternehmen eine nur ungünstige Mei
habe. Da er nun aber von derselben eingeladen sei, ihr
Ansichten und Pläne darzulegen, so müsse er annehmen, da
dieselben noch nicht kenne, also auch noch nicht darüber geur

und eine ungünstige Meinung darüber haben könne. Er sehe hierin einen Beweis, daß die Erklärung jenes Mannes eine unrichtige gewesen sei. Darauf ging er auf das Verderben über, das überall in der europäischen Christenheit herrsche. Das sei sehr groß; alle Verhältnisse seien in Europa zerfressen; die Schäden des Christenlebens seien entsetzlich. Und bei alle dem herrsche dort im Ganzen Zufriedenheit mit diesem Tode. Es sei sehr weit damit gekommen. Nicht besser habe er es mit der Christenheit in Jerusalem gefunden; da herrsche derselbige Tod. So könne es aber nimmermehr bleiben; es müsse anders werden. Die Weissagung zeige, durch welche Mittel ein besserer Zustand herbeigeführt werden müsse, was überall vorzunehmen sei, um das Christenthum und die Kirche vom Untergange zu retten. Das sei nichts andres, denn eine Auswanderung aus dem Babel Europa's nach dem heiligen Lande. Dahin müsse alles, was noch Lebenskeim in sich trage, gerettet werden. Die Kirche müsse nach Jerusalem zurückverpflanzt werden. Das sei der Weissagung Inhalt, und dazu dränge jetzt Alles. Der ungeheure Tod der Christenheit zeige, daß die Zeit der Erfüllung der Weissagung da sei. Es sei an den noch lebendigen Christen, dem Willen des Herrn zu gehorchen und das Reich Gottes zu bauen. Wider diese Darlegung ward bedeutend opponirt. Es ward die anfängliche bittere Erklärung über den Gegner der süddeutschen Warte in Jerusalem beleuchtet und zurückgewiesen, die Rede von dem ungeheuren Verderben auf ihre Wahrheit zurückgeführt und geäußert, daß, wenn die Weissagung überhaupt den Sinn habe, man in Jerusalem es keineswegs an der Zeit halte, die Christen nach Palästina zu sammeln. Es kömmt gewiß für die Christenheit Europa's nur darauf an, mit den gottgeordneten Mitteln des Wortes, Sakramentes und Gebets Ernst zu machen. Dann wird der Herr schon alles versehen, und wenn er solches will, wie es in der Weissagung geschrieben sein soll, so wird er schon seine deutlichen Zeichen geben und den Anfang solchen Werkes machen. Man kann da unmöglich vorgreifen; das kann nur zum Verderben führen. Die Darlegung Hoffmann's litt an einer großen Unklarheit und war als solche nicht geeignet, Eindruck zu machen. Man suchte in dieser Beziehung auf ihn einzudringen und Einzelnes über die Ausführung seiner Pläne zu erfahren. Aber es kam zu keiner besondern Darlegung; nur hörte man mit einem gewissen Erstaunen, daß er alle, auch Juden, die nur ein allgemeines Strebes nach dem Reiche Gottes hätten, in sein Christenreich im heiligen Lande aufnehmen wolle. Ich weiß nicht, aber

ich glaube, es regte sich in ihm dieselbe Verbitterung wieder, die im Anfang sich schon ausgesprochen hatte. Die ließ ihn nicht zu einer rechten Entwicklung kommen. Er nahm endlich seinen Hut und ging. Ihm folgten seine beiden Genossen. Wir aber bedauerten den Mann, der sich so in diese Idee der Auswanderung des Volkes Gottes nach Palästina hinein verfestigt hatte, daß sie ihm eigentlich Alles geworden ist, das ganze Christenthum, und alle, die dem entgegen sind, sich seinem Geiste als geistig Todte darstellen.

Es sind schon in früheren Zeiten einzelne Deutsche nach Palästina gewandert, um dort Colonieen anzulegen. Aber keinem hat es bisher gelingen wollen, dort damit fortzukommen. Der eine hat, um den Unterhalt sich zu erwerben, sich so geholfen, der andre anders. Die rechtlichen Verhältnisse des Landes sind zu sehr im Argen und die Unsicherheit ist zu groß, als daß kleine Höfe oder Dörfer gegründet werden könnten. Die Europäer stehen freilich, so weit sie keine Rajah's, türkische Unterthanen sind, unter dem Schutz ihrer Consuln; aber es gehört viel dazu, sie, wenn sie hie und da auf dem Lande säßen, mit ihrem Eigenthum zu schützen. Als Rajahs und Landbesitzer aber ständen sie unter dem türkischen Regiment und sind allen Ungerechtigkeiten desselben ausgesetzt. Die eingebornen Bauern, die Fellahs, leben freilich in aller Unsicherheit und Bedrückung dahin, brauchen aber auch unendlich wenig zum Leben und gehören mit zu denen, die das Land unsicher machen. Es ist oft gar erstaunlich auf Reisen zu bemerken, wie wenig Achtung die Eingebornen vor Eigenthumsrecht haben. Sie lassen ihre Pferde weiden, wo sie wollen, wäre es auch mitten in einem schönen Gerstenfelde. Sie raffen für die Pferde zusammen, was sie finden und wo sie es finden. Darum ist eine Auswanderung nach Palästina, um das Land zu colonisiren, im höchsten Grade bedenklich, und könnte nur im größeren Maßstabe mit großen Geldmitteln und unter ganz besonderen Sicherungsverträgen mit dem türkischen Regiment und unter Garantieen der Großmächte geschehen. Und dennoch würde es, so lange dies Regiment dort waltet, seine Bedenken haben. Der Boden des Landes ist sonst gut und könnte in andern Händen, in Christenhänden, die das Land zu düngen und zu wässern unternähmen, sehr fruchtbar werden. Die einzige Ebne Saron vermögte, so behandelt, so viel hervorzubringen, daß die jetzige sämmtliche Einwohnerschaft des heiligen Landes davon leben könnte.

Ein Schwärmer.

n Freund Moabs. — Beschaffenheit des Landes. — Schwierigkeit er Niederlassung. — Schwärmerische Ansicht. — Die Ameniten. — Die rechte Auswanderung.

Es war am Dienstag nach Ostern, am 6. April, Regen- tter. Solch ein Spätregen ist für das Land sehr wohlthätig. as Pilgersleute hielt er aber zu Hause. Wir saßen des Mor- ns lange bei einander in freundschaftlichen Gesprächen. Der oktor Roth spricht über das todte Meer. Er hat früher die leinung gehabt, daß es bloß durch Wassereinwirkung, durch uflösung des Salzsteinbodens entstanden sei. Auf Grund seiner ntersuchungen jenseit des Meeres nimmt er aber jetzt vulkanische inwirkungen an. Ich mache vor dem Essen noch einen Besuch im Bischof, wo ich den Doktor Sandreczky treffe. Nach dem sen sitzen wir Hospizgäste wieder in Gesprächen bei einander. a kömmt ein Mann zu uns herein, von jüdischen Zügen, leich- n Fußes und lebendiger Haltung des Körpers. Er erkundigt h nach dem Herrn Professor Roth, von dem er erfahren hat, ß er sich hier aufhalte. Der Professor giebt sich ihm als solchen erkennen, und frägt, womit er ihm dienen könne. Der Mann ngt dann mit geläufiger Zunge zu erzählen an. Er sei aus eutschland, aus dem Südwesten, und beabsichtige mit einer ahl von Leuten auszuwandern, und zwar nach dem Moabiter- nde. Dort wollten sie Colonien anlegen, Ackerbau und Handel iben. Moab gehöre mit zum heiligen Lande und dieses solle ch der Verheißung eine Stätte eines heiligen Volkes werden, hin es aus der Welt gesammelt werden solle. Er mit seinen uten wollte nun den Anfang mit Moab machen und den oktor Roth, von dem er gehört, daß der kürzlich da gewesen, suchen, ihm über die Verhältnisse des Landes etwas mitzutheilen. er Doctor geht sehr freundlich darauf ein. Er stellt ihm zunächst s Moabiterland als ein sehr schönes und fruchtbares dar. nter den Bergen am Meer sei eine weite Hochebne, die viel uchtbare Erde habe, auch reich bewässert sei. Was das anlange, liesse sich dort schon etwas machen. Es sei aber so mancherlei , was einer solchen Einwanderung, wie er sie vorhabe, ent- gen sei. Zum ersten seien da die Beduinen und das sei kein olk, mit dem zu spaßen sei. Die Leute würden eine solche iederlassung entweder gar nicht dulden oder sehr unsicher machen. m vor ihnen Ruhe zu haben, würde man ihnen einen jährlichen

Tribut geben müssen. Bei diesem Worte ward unser Mann sehr lebendig. Tribut würde er mit seinen Leuten jenen Völkern nimmermehr geben, das sei eine Unehre für ihn und für sie. Er verlasse sich mit den Seinen auf einen höheren Schutz, den Schutz dessen, der sein heilig Land wieder geheiligt haben wolle und das Gefängniß Moabs wenden. Es ward ihm erwidert, daß es mit dem Tribut einmal nothwendig sei und man bei allem Vertrauen doch auch den Herrn nicht versuchen und sich muthwillig in Gefahren stürzen dürfe. Der Doctor wies ihn ferner hin auf die Christen, die in Moab wären. Das seien griechische Christen, ungefähr 1000 an der Zahl, die unter dem in Jerusalem befindlichen Erzbischof von Petra stünden. Diese würden eine Einwanderung aus dem Abendlande mit scheelen Augen ansehn und Leuten andrer Kirchengemeinschaften alle möglichen Hindernisse in den Weg legen. Auch von dieser Schwierigkeit wollte unser Auswandrer nichts wissen, sondern meinte, daß sich dies schon geben würde; wie die Beduinen, so hoffe er auch die Griechen zu überwinden. Endlich aber wies der Doctor hin auf die Kaufleute in Hebron und andern Orten, die den Handel nach Moab hätten. Die würden von den neuen Einwandrern Abbruch fürchten und ihnen auf alle Weise hinderlich sein. Darum könne man ihm durchaus nicht zurathen, Europäer als Colonisten nach Moab zu führen. Aber der Mann läßt sich durch das Alles nicht irre machen, sondern beruft sich auf Gott und seinen Willen und seinen Schutz. Da solle sich schon Alles von selber machen. Er fühlt mit den Seinen den Beruf nach Moab und da solle sich Alles schon fügen. Wir rathen ihm, diesen seinen Beruf und den vermeintlichen Willen Gottes wohl zu prüfen. Er möge doch vorher selbst auf eine Zeitlang dahingehen und sich die dortigen Verhältnisse ansehen, ehe er Andere dahin führe und vielleicht unglücklich mache. Einer aus unserm Kreise frägt ihn noch, ob er Christ sei, was allerdings noch nicht so ganz klar aus seinen Reden hervorgeleuchtet hatte. Und er antwortet mit hohem pathetischen Tone: „Ich gehöre zu dem Volk des Judenkönigs." Darauf dankte er dem Doctor und empfahl sich, scheinbar gar nicht berührt von den Einwendungen, die ihm gemacht waren. Was das für ein Mann war? Nichts andres denn ein judenchristlicher Schwärmer, der in der Auswanderung nach Moab den Willen Gottes klar erkannt zu haben glaubte und nun gar keine Verhältnisse weiter ansah, wie sehr sie davon abriethen und darauf hinwiesen, daß die Zeit wenigstens noch nicht da sei, die von Gott dazu bestimmt sei. Ob er zu der wunderlichen Sekte der

Ameniten gehörte, die in unsrer Zeit, der Zeit der wunderbarsten Erscheinungen in der Kirche, im Süden und Westen Deutschlands aufgetreten sind, ich kann es nicht sagen. Seiner ganzen Anschauung nach könnte er es wol. Die Ameniten sind ja jene Leute, die da meinen, alle Weissagungen seien nur Amen, der Erfüllung ganz nahe; daher ihr Name. Die Weissagungen aber weisen nach ihnen auf eine Wanderung nach Palästina hin. Die Kirche in Europa sei ohne Hoffnung verderbt; es gälte jetzt, hinauszuflüchten und im Osten sich eine Stätte zu bereiten, wo das Volk des Herrn sich sammle und auf den Tag bereite, da er kommen werde.

Es war mir diese Erscheinung ein neuer Beweis von der besondern Bewegung, die jetzt durch die europäische Christenheit geht. Es wohnt ein großes Verderben darin, ja wohl; aber es gehet auch ein Zug zum Bessern dahindurch; man sehnt sich, daß es anders werde, man will hinaus aus den traurigen Verhältnissen. Man will dem Verderben entfliehen. Darum will man auswandern. So, meint man, werde es besser werden. Aber damit wird es nicht besser. Man soll sich nur, ein Jeder an der Stätte, dahin Gott ihn in der Welt hingestellt hat, aufmachen und mit seiner Seele auswandern aus der Welt des Todes und Verderbens in das Reich des Lebens, das der Herr gegründet hat, und das nicht allein im heiligen Lande vorhanden ist, sondern durch alle Welt sich hindurchzieht. So soll man in der Kraft des Herrn nur an sich und Andern thun, dann wird der Segen nicht ausbleiben; dann wird's schon besser werden; man wird aus den trüben Zuständen herauskommen.

Die Gräber der Richter.

Besondrer Auszug. — Der Laternenträger. — Die Aschenhügel. — Große Thierjagd. — Die Scorpionen. — Ein Ableger von Naturforscher. — Die Gräber. — Die Bedeutung der Laterne. — Modererde. — Rückzug. — Neue Jagd.

Es war am Donnerstag, da man schrieb den 8. April 1858, Nachmittags. Da bewegte sich eine Zahl von Leuten aus Jerusalem zum Damaskusthor hinaus. Es waren sämmtliche Gäste des preußischen Hospizes. Auch der russische Professor Levison war unter ihnen. Er kömmt selten außerhalb der Stadt. Die längere Bewegung fällt seinem Körper ziemlich lästig. Aber heute geht er mit uns langsamen Schrittes, seinen langen, mit Perlmutter

bunt ausgelegten Stab in der Hand. Ihm folgt sein Be
Jakob mit Namen, den der Professor sich unterwegs an
und der sich ihm schon so ziemlich unentbehrlich gemacht
Jakob trägt in seinen Händen eine Laterne, wie einst Di
aber doch nicht angezündet. Denn es war ja heller T
Menschen wollte er nicht suchen, wie jener. So geht d
zum Thor hinaus. Wir bleiben erst hübsch zusammen und
nur langsam. So kommen wir zu den Aschenhügeln, die an
Wege nach Neby Samwil ungefähr eine Viertelstunde v
Stadt sich erheben. Der Weg geht zwischen ihnen durch.
Hügel von aschgrauer Farbe sind ein Räthsel. Man weiß
woher sie stammen. Nach einer alten Sage sind sie Ueberre
den Opfern aus den Zeiten Israels. Man hat sie lange
Ueberreste aus den vielen Seifenfabriken Jerusalems ge
Aber eine chemische Untersuchung Liebig's hat herausgestell
keine pflanzliche, sondern thierische Ueberreste darin sich
Hinter diesen Hügeln trennt sich unser Zug. Der Profess
ich gehen den Doctoren Roth und Joos zu langsam. Si
voran, um Pflanzen, Steine und Thiere zu suchen. Wir
sie oft wieder, wie sie dabei sind, Steine abzuwälzen un
und Scorpionen, die darunter sitzen, zu fangen. Mit
eisernen Zangen packen sie die Thiere an und thun sie
Spiritusflasche. Diese Scorpionen sind kleine, häßliche
ähnlich den Seekrebsen. Kopf und Brust sind zusammen.
große Spitzen zum Fressen sind dem Vorderkörper angefügt
ten sitzt ein beweglicher Schwanz von mehreren Gelenke
endet mit einer Spitze. Damit verwundet der Scorpio
bringt ein Gift in die Wunde, das gefährlich ist. Der
Roth besonders weiß vortrefflich mit ihnen umzuspringen
Nachahmungstrieb sitzt tief im Menschen und das Such
seinen großen Reiz. Das sahen wir an unserm Laterne
Jakob. Er hatte eine Weile dem Thun der Doctoren zu
da ward in ihm der Wunsch rege, auch Scorpionen zu
Unser Diogenes, dem es nicht um Menschen, sondern um
zu thun ist, fängt, wie die andern, an, Steine umzukehr
Thierjagd anzustellen. Der Professor, Schatzmann und ic
den Jägern nach. Der Professor wird außerordentlich heit
seinen Jakob, wie der mit der Laterne Scorpionen un
sucht. „Sehen Sie mal diesen Jakob! Ist es nicht ein
Ableger von Naturforscher? Sehen Sie nicht, wie er alle
ablegt.“ In diesen und andern Worten macht der Professo
heiteren Stimmung Luft. Jakob ist glücklich in seiner Jagd

ar Scorpionen und einige andre Thierchen. Aber wo die
un? Die Spiritusflasche mangelt. Doch die Laterne ist
ie Thiere kommen in die Laterne. So arbeiten wir vor-
Da ruft Doctor Roth uns zu: „Wir sind am Ziel; hier
e Gräber der Richter." Die wollten wir nämlich heute
; dazu haben wir uns heute alle aufgemacht. Sie sind
om Wege eine halbe Stunde von Jerusalem. Wir treten
ind stehen vor den Gräbern. An der Fronte sind Skulp-
us dem Felsen. Wie bei den Königsgräbern tritt man in
rhalle, die aus dem Stein gearbeitet ist. Von dannen
ian durch größere Thüröffnungen in die Grabkammern.
immt die begleitende Laterne zu ihrer ganzen Bedeutsam-
ie bisherigen Bewohner müssen weichen. Das Licht darin
ngezündet, damit wir in diesen dunklen Räumen sehen
In den Grabkammern sind an den Wänden die ein-
enen Nischen. Unter den obern Kammern sind wieder
Gräber. Die Zahl der Leichen, die hier hat beigesetzt
können, ist ziemlich groß. So großartig wie die Gräber
ige, sind diese Gräber freilich nicht. Und eben so wenig
jenen die Könige, mögen in diesen Richter Israels
t sein. Doctor Roth findet in einer Nische reine Moder-
n einem Thier. Er füllt davon einen ganzen Beutel voll
imt ihn mit sich. Wir kehren jetzt zur Stadt zurück. Neue
schungen werden angestellt. Die Doctoren sind uns wieder
s den Augen. Jakob legt in der Ferne Steine ab. Die
wird wieder zum Gefängniß. Der Professor, Schatzmann
folgen den drei Naturforschern in aller Ruhe nach, suchen
hiere, sondern sind froh, daß sie uns nicht suchen. Der
r erheitert unsern Weg mit einer Fülle humoristischer
ingen. So kommen wir wieder zum Damaskusthor. Es
ich hier alles wieder zusammen und es endet die denk-
: Excursion der Hospizgäste vom 8. April.

Der Haram.

g des Bimbaschi. — Der Tempelplatz. — Erinnerungen. —
n Tempelgebäude. — Der Ernst des göttlichen Gerichtes. —
den Moscheen des Haram. — Die St. Annenkirche. — Der
Teich Bethesda.

ie Davidsburg am Jaffathor, die schon oben beschrieben ist,
on oft von außen von mir angesehen. Ich trug aber auch
Verlangen, einmal hineinzukommen und das Innere zu besehen.

Es wurde mir gesagt, daß es wol schwer halten würde hineinzukommen. Doch mögte ich mal versuchen, von dem Bimbaschi (dem Obersten), der in der Kaserne am Tempelplatz wohnt, die Erlaubniß dazu zu erbitten. Ich ging demnach am 9. April, Freitags, mit meinen Freunden dahin, um die Erlaubniß zu holen. Die Kaserne liegt in der Schmerzensstraße rechts am nordöstlichen Ende des Tempelplatzes. Wir gingen die Treppe hinauf durch die Soldaten hindurch und fragten nach dem Bimbaschi. Wir wurden nach oben gewiesen und immer weiter, bis wir die Terrasse erreichten, ohne den Bimbaschi gefunden zu haben. Wir fanden ihn auch oben nicht. Was wir aber oben auf der Terrasse fanden, das war eine prächtige Aussicht über den Platz, wo einst der alte Tempel stand.

Hinein in diese Räume darf der Christ nicht. Das hat der Moslem sich wieder als sein Recht angenommen. Aber wir sind hier unmittelbar vor ihnen. Die südliche Seite dieses Hauses, auf dessen Terrasse wir stehen, begrenzt sie von dieser Seite. Der Platz vor uns ist ein großes länglichtes Viereck von ungleichen Seiten, von mächtigen Mauern eingefaßt. Die Westseite der Mauer ist über 1600 Fuß, die Ostseite über 1500 Fuß lang. Im Norden ist der Platz 1000 Fuß, im Süden 920 Fuß breit. Ein großer, schöner Platz. Weithin dehnt er sich gegen Süden vor uns aus. Der Moslem nennt ihn jetzt el Haram esch scherif, das edle Heiligthum. Der Christ nennt ihn den Moriah oder Tempelplatz. Ja hier ist der Berg Moriah; in diesen Räumen haben wir den alten Tempelplatz vor uns. Moriah und Tempelplatz! Das sind Namen, die eine Reihe Erinnerungen in der Seele wach rufen und gar besondre Bilder vor das Auge stellen. Hier ist der Moriah, darauf einst Abraham den Sohn der Verheißung opfern wollte. Man sieht den alten Patriarchen mit dem geistigen Auge, wie er wol tief ergriffen in seinem Herzen, doch ohne Schwanken seinem Gott auch das Liebste hinzugeben bereit ist. Er ergreift das Messer; aber der Engel vom Himmel wehrt ihm und giebt ihm den Sohn wieder. Hier ist der Tempelplatz, der von der großen Freundlichkeit Gottes, aber auch von dem ganzen Ernst seines gerechten Gerichtes ein Wort zu reden hat. Auf dieser Stätte baute einst König Salomo das Haus des Herrn. Wunderschön stand hier einst der Tempel da mit seinen massiven Steinen, im Innern aus Cedern- und Cypressenholz, mit Goldblech überzogen; im Allerheiligsten die Bundeslade aus der Zeit des Moses; umgeben von den großen Vorhöfen für die Priester und das Volk, und ringsum von gewaltigen Säulenhallen. Hier sammelte sich das Volk Jehovahs; hier wurden die

für seine Sünden dargebracht. Jehovah war seinem Volk
nädig. Als es aber mit seinem Herzen seinen Gott verließ,
ndern Götzen huldigte, da schlugen hier die Flammen des
hen Gerichtes über dem salomonischen Tempel zusammen;
rte man andre Klänge als die Klänge der Gesänge Israels.
wieder war der Herr sehr gnädig seinem Volke und gab
ach der Rückkehr aus der Gefangenschaft wieder einen Tem=
er nach mehreren Jahrhunderten von Herodes umgebaut und
iem wunderschönen Gotteshause umgewandelt wurde. Es
in Wunderbau, von hohen Mauern mit mehreren Thoren
en. Hohe Hallen mit Cederndächern und Marmorsäulen
neben der Mauer und um den Tempelplatz. Hinter
lief ein steinernes Gitter, die Grenze, bis wohin Fremde
mmen durften. Der so umgitterte Raum hieß daher Vorhof
eiden. Durch ihn hindurch kam man 14 Stufen aufwärts
er Fläche von 10 Ellen Breite. Sie ward nach innen zu
er Mauer des innern Vorhofs begrenzt, zu deren Thoren
uf 5 Stufen aufwärts stieg. Die Mauer hatte 9 Thore.
Hauptthor aus korinthischem Erz war gegen Osten. Inner=
der Thore liefen Hallen herum von Säulen. Der Vorhof
s war in den Vorhof der Weiber und der Israeliten ge=
n und führte zu dem Vorhof der Priester, der durch eine
e steinerne Mauer von ihm geschieden war. In der Mitte
en stand der Tempel selber, 12 Stufen höher als der Vor=
r Israeliten, so hoch den ganzen Raum überragend, daß
er ganzen Stadt gesehen werden konnte. Von weißem Mar=
ufgebaut mit niedrigem Giebeldach, glänzte er im Sonnen=
ie ein großer Schneeberg. Im Nordwesten an dem Tempel=
it seinen Hallen umher stand die Burg Antonia, ein Viereck
er Thürmen in den Ecken. Der Thurm im Südosten, wo
rg an den Tempelplatz stieß, war 70 Ellen hoch, und von
nnte der ganze Tempel überschaut werden. Das war Israels
l zu den Zeiten, da unser Herr ihn oft betrat und das
lehrete, darinnen er schon als zwölfjähriger Knabe einst
unter den Schriftgelehrten gesessen. Es war ein großer
s von der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, der
, daß hier in diesem Wunderbau die Stimme dessen laut
der sein Volk erlösen wollte von seinen Sünden. Aber
. verwarf seinen Messias und nun begann das Gericht des
n Gottes so ernst über das unglückliche Volk. Hier diese
e des Tempels ward die Hauptstätte des Gerichts. Hier
elte sich das wilderregte Volk zu seiner letzten Wehr gegen

die römischen Adler. Der Tempel ging wider den Willen des römischen Feldherrn in Flammen auf und leuchtete mit seinen Flammen hinaus und leuchtet noch jetzt durch die Jahrhunderte mit seinen Flammen. Ein Wort von dem großen Ernst des allheiligen Gottes, der nun sein Volk verwarf, das ihn verworfen hatte. Es war nun aus mit Israel. Kein Tempel hat bis zu diesem Tage auf diesen Stätten wieder gestanden. Wol hat noch einmal der vom Christenthum abgefallene römische Kaiser Julian den Christen zum Trotz den alten Tempel Israels wieder herstellen wollen. Aber überall, wird erzählt, schlugen aus dem Grunde Feuerflammen auf, die ihn nöthigten, sein Vorhaben aufzugeben. Es war ernst mit Israels Verwerfung. Ueber der Stätte des alten Heiligthums ruhte der Zorn Jehovahs.

Ja, der Ernst des göttlichen Gerichtes tritt erschütternd vor die Seele, wenn man jetzt über diese Stätte hinausblickt, die einst so heiliger Boden war, darauf die Psalmen gesungen und die Opfer dargebracht wurden. Wie sieht es denn jetzt aus auf dieser Stätte? Nun, es sieht so übel grade dort nicht aus. Es leuchtet herrlich und prächtig zu uns her; es stehn wieder Heiligthümer da und es wandelt dort viel Volks umher. Aber es sind keine Heiligthümer des wahren Gottes und kein Sproß des alten Bundesvolks wird drinnen gesehen. Es sind Moscheen des Islam, die man erblickt und die Anhänger des falschen Propheten wandeln an der Stätte der Kinder Israels. Diese müssen draußen an der Mauer stehen und weinen und klagen. Hier drinnen wohnen und wandern Muhameds verkommene und doch noch so stolze Söhne. Der Anblick des alten Tempelplatzes hat sich ganz geändert. Er selbst ist nicht mehr der alte geblieben. Einst war er ein Viereck von ungefähr 900 Fuß Länge und Breite; jetzt ist er viel größer. Einst erhob er sich terrassenförmig von allen Seiten aufwärts zu dem hochgelegenen Tempel. Nun ist der Platz so ziemlich eben. Rund umher schließen hohe gewaltige Mauern die Ebne ein. Vom Westen führen 5 Eingänge durch diese Mauern, von Norden drei. In der Mitte des Haram erhebt sich 15 Fuß über der Ebne eine Plattform, die 550 Fuß von Norden gegen Süden, 450 Fuß von Westen nach Osten mißt. Acht breite Stufen führen von allen Seiten zu ihr hinauf. Sie ist mit Marmor ausgelegt. In ihrer Mitte steht die wunderschöne Moschee es Sakharah (die Felsenmoschee) Omars. Der Kalif Omar hat sie im 7. Jahrhundert gegründet. Sie ist ein Achteck, an dem jede Seite etwas über 60 Fuß mißt. Vier hohe Thüren bilden die Zugänge ins Innere. Zwischen den Thüren herum

laufen 56 Fenster mit spitzen Bögen und mit gefärbtem Krystall. Die Wände daneben sind mit buntem Marmor geziert, oben mit bunten Ziegeln bedeckt. Ueber dem Gebäude wölbt sich die hohe und breite Kuppel mit dem goldnen Halbmond. Im Innern sind die Wände weiß getüncht. An jeder Wand stehen 3 Säulen. Die Kuppel wird im Innern von 16 größtentheils marmornen Säulen getragen. Unter der Kuppel im innersten Raume der Moschee läuft ein vergoldetes Eisengitter herum. Darin liegt mit rothem Damast belegt ein großer Kalkstein, der besondre Gegenstand der Verehrung der Moslem. Er ist ihnen nächst dem zu Mekka der heiligste auf Erden. Die muhamedanische Sage läßt diesen Stein vom Himmel gefallen sein, als die Propheten in Jerusalem ihre Weissagung begannen. Ueber ihm sollen sie gebetet haben. Als Jerusalem zerstört ward und die Propheten flohen, wollte der Stein ihnen nachfliehen. Aber der Engel Gabriel hielt ihn einige Jahrhunderte lang fest. Da kam Muhamed und machte ihn für immer an diesem Orte fest. Eine andre Sage der Muhamedaner läßt den Stein mit Muhamed bis nahe zum Paradiese auffahren und er fing schon an vor Freude zu schreien. Aber der Prophet befahl ihm, wieder zur Erde zu gehen. So fiel er wieder an seine Stelle, zerbrach aber dabei in zwei Stücke. Unter dem Steine soll ein leerer Raum sein. Die Muhamedaner verlegen dahin die Bundeslade, aber auch den Eingang zur Hölle. Das ist die eine Moschee, die jetzt auf dem alten Tempelplatze steht. Die andre steht im Südwesten an der Harammauer und heißt el Aksa (die äußerste, weil sie mit der Sakharah die nördlichste von den drei heiligen Moscheen der Muhamedaner zu Mekka, Medina und Jerusalem ist). Ihr Haupttheil war früher eine christliche Kirche, die von Kaiser Justinian zu Ehren der Maria im 6ten Jahrhundert hier erbaut war. Unter dieser Moschee sind große unterirdische Gewölbe von ungeheuren Felsen und gewaltigen Pfeilern, die gewiß aus alten Zeiten stammen. In den Zeiten der Kreuzzüge wohnten in dieser Gegend die Tempelherren, die einen ähnlichen Orden bildeten, wie die früher erwähnten Johanniterritter. Um die beiden Moscheen auf dem Haram steht noch eine Zahl von muhamedanischen Gebäuden, Bögen, Hallen, Kapellen und Minareten umher. Um alle Gebäude herum aber und zwischen ihnen hindurch ziehet sich ein wunderschöner freier Platz mit alten Cypressen, Granaten, Orangen und Lorbeerbäumen. Man siehet immer eine Menge Moslem auf diesen Plätzen unter den Bäumen umhergelagert und ihre Kinder spielen umher. Man bedauert, wenn man diese wunderschöne Stätte

übersieht, daß es nur Muhamedanern erlaubt ist, dahineinzugehn und darin umherzuwandeln. Den Christen ist es nicht erlaubt. In früheren Zeiten kamen nur einzelne Reisende aus besonderer Gewogenheit der Paschas hinein. Vor 2 Jahren war es eine Zeitlang jedem Reisenden erlaubt, gegen ein ziemlich großes Bakschiesch mit militärischer Begleitung einzutreten und alles zu besehen. Aber die Wuth der Moslem war auch groß. Es sollen sich einzelne in Wuth darüber, daß die Nazarener nun sogar den Haram betreten dürften, mit Geschrei auf dem Boden gewälzt haben. Darum ist denn die Freiheit auch bald wieder genommen und es jetzt nicht mehr möglich hineinzukommen. Wenn man sich jetzt nur auf kleine Entfernung den großen Halleneingängen naht, stehen gleich die Wächter bereit und weisen den Unberufenen zurück.

Wir stehen lange ungestört auf der Terrasse der Kaserne unmittelbar vor dem großen schönen Haram, und blicken hin auf seine Pracht und Lieblichkeit. Der alte Tempelplatz gehört den Moslem; Gott hat ihn in ihre Gewalt gegeben. Diese ganze Stätte, einst ein lebendiges Wort von Gottes Gnade und Freundlichkeit, ist nun ein lautes Zeugniß von seiner ernsten Gerechtigkeit. Wann wird doch diese Stätte dem Dienst und der Verehrung des wahren Gottes wiedergegeben werden. Freilich die jetzige Christenheit in Jerusalem ist ihrem allergrößten Theile nach nicht werth, ihn einzunehmen. Nach langem Schauen und Denken machen wir uns endlich auf, wieder hinunterzugehen. Auf der Treppe begegnet uns ein Türke. Wir fragen ihn nach dem Bimbaschi. Er giebt sich selbst dafür aus, scheint aber seinem Anzuge nach kein Bimbaschi zu sein. Wir verlassen ihn und gehen hinunter. Unten umgeben uns die Soldaten sehr freundlich, aber wir sind leider nicht im Stande, uns mit ihnen recht zu verständigen. Wir müssen abziehn, ohne die Erlaubniß zum Besuch der Davidsburg erlangt zu haben. Der Gang that uns freilich nicht leid.

Wir gehen noch weiter in der Schmerzensstraße gegen Osten, um die St. Annenkirche und den Bethesdateich anzusehn. Die Thür zu dem innern Hof, darin die St. Annenkirche steht, war zwar verschlossen. Aber die Wißbegierde übersteigt die Mauer. So thun wir denn auch und besehen die Kirche von außen. Die Thür gegen Westen ist hoch im Spitzbogen gewölbt, ist aber wie die kleine Thür gegen Süden verschlossen. Die Wißbegierde indeß erklimmt auch die Höhen und Terrassen. Wir thun es auch, steigen, um einen Einblick in das Innere zu bekommen, von dem

ungeheuren Schuttberge im Osten auf die Terrasse der Kirche und sehen durch die Oeffnungen des obern Kuppelbaues ins Innere hinein. Die Kirche ist die wohlerhaltene Ruine einer alten Christenkirche und gehört jetzt Frankreich. 6 Pfeiler tragen im Innern das Dach und bilden zwei Seitenschiffe neben dem Mittelschiff. Im Hintergrunde ist der Chor. Auf der andern Seite der Schmerzensstraße liegt an der Nordseite der Mauer des Haram der Teich Bethesda, ohne Wasser, 360 Fuß lang, 130 Fuß breit, 75 Fuß tief. Er liegt voll Schutt. An seiner westlichen Seite sieht man ein Paar Hallen. Er wird als der Teich gezeigt, von dem der Evangelist Johannes redet, daß er 5 Hallen gehabt und das Wasser, wunderbar in Bewegung gesetzt, Kranke geheilt habe. Dagegen wollen Andere in dem jetzigen Teich einen Ueberrest des alten breiten Grabens sehen, der einst die Burg Antonia von der Neustadt Jerusalems trennte. Neben dem Teiche gehen große lange Hallen durch die Mauer hindurch in den Haram. Es sieht eigenthümlich aus, durch diese langen dunklen Hallen wie durch ein Fernrohr in die in weiter Ferne liegende sonnenerhellte Haramebene hineinzuschauen, eine Gegend, dahin man sich sehnt hineinzukommen und verspricht sich viel davon. Aber der Eingang ist verboten. Der Islam liegt, ein wehrender Drache, vor diesem schönen, mährchenhaften Raum. Ich habe oft in der Ferne gestanden und da hindurch und da hineingeschaut; aber hineinzudringen habe ich nie versucht.

Die Muhamedaner in Jerusalem.

Zahl. — Charakter. — Fluchen. — Hochzeiten. — Frauen. — Männer. — Begräbniß.

Die Muhamedaner sind die Mehrzahl der Einwohner Jerusalems. Unter den 23,000 Seelen, die nach den neuesten Nachrichten dort sich finden sollen, sind 12,000 Anhänger Muhameds. Sie sind sämmtlich Sunniten, d. h. solche, die neben dem Koran noch eine mündliche Ueberlieferung von Muhamed her annehmen. Ihrer Abstammung nach sind die wenigeren Türken; die meisten sind Araber. Sie halten streng am Koran; der ist ihr stetes Lesebuch. Das haben sie selbst bei ihren Geschäften und in ihren Buden oft bei sich und lesen darin mit hohem Ernste. Eben so streng halten sie die vorgeschriebenen Gebete. Wenn die Muezzins von den Minareten zum Gebet rufen, so verrichten alle ihre Andacht. Es ist freilich beides, Koranlesen und Gebet, bei ihnen

ein äußeres todtes Werk, wobei es sich nur darum handelt, daß es geschieht. Das Gebet verrichten sie mit dem Angesicht nach Mekka gewandt und mit allerlei auf- und niedergehenden Bewegungen. Wie ihr Gebet, so halten die Moslem in Jerusalem, wie im ganzen heiligen Lande streng ihr Fasten. So schwer das ist im Monat Ramadan, sie halten es vom Morgen bis zum Abend. Ich habe oft unsre Pferdetreiber angesehen, Araber, die uns auf unsern Reisen begleiteten. Es war im Ramadan von Mitte April an bis Mitte Mai. So heiß und anstrengend es war, hinter uns herzureiten oder selbst zu laufen, keine Speise und kein Trank kam über ihre Lippen. Natürlich am Morgen vorher und am Abend nach dem Fasten werden sie gut zu sich genommen haben. Es ist auch ein todtes Werk, wie die andern alle, und von innerem Leben dabei keine Spur zu bemerken. Die Moslem zeigen sonst noch oftmals Züge von scheinbar großer Ergebung bei den Unfällen des Lebens und machen es alles ab mit einem „Allah akbar“ oder „Allah kerim“. Aber das ist keine Gottergebung, sondern eine dumpfe Hingabe an ein herzloses unwandelbares Schicksal. Es kommen auch Züge von Mitleid und Milde vor. Diese ruhen auf einer gewissen Gutmüthigkeit, die sich bei ihnen findet. In neuester Zeit aber findet sich dafür überall fast ein wilder Grimm gegen die Andersgläubigen, zumal die Christen, von denen sie Herabdrückung und Vernichtung befürchten.

Eine sehr üble Sitte bei den arabischen Moslem in Jerusalem und ganz Palästina ist das furchtbare Fluchen und Schwören. Bei allen ihren Worten lieben sie es, Betheuerungen hinzuzufügen; und bei ihrem Fluchen ist es eigenthümlich, daß sie nicht die Person oder Sache, darüber sie zürnen, verfluchen, sondern den Vater des Menschen oder Thieres, die sie böse gemacht haben. Wenn ein Mensch ihnen Böses gethan, so stoßen sie alle Verwünschungen über seinen Vater aus. Wenn ein Esel nicht laufen will, sondern allerlei Verdrießlichkeiten ihnen macht, so sprechen sie zu ihm: „Verflucht sei dein Vater.“ Ja und wenn ein lebloses Ding, ein Stuhl oder Tisch oder sonst Etwas ihnen in die Quere kömmt, so fluchen sie dem Vater des Stuhls, Tisches u. s. w.

Eine der dunkelsten Schattenseiten des Islam und die ihn selber allmälig zerstört, ist die schauerliche Zerstörung des ehelichen und Familienlebens. Sie findet sich in Jerusalem und Palästina so gut, wie anderswo. Es herrscht die Vielweiberei, zumal bei den Vornehmeren und Reicheren. Die Männer müssen ihre Frauen übrigens von den Eltern kaufen und diese verheirathen die Töchter

oft schon in den frühesten Jahren. Die Trauungen geschehen am späten Abend. Unter einem Baldachin, der von Dienern getragen wird, von Fackelträgern und Musikanten, von Freunden und Verwandten begleitet, gehen die Hochzeitleute nach dem Haram zur Moschee und werden dort unter Gebeten getraut. Um Mitternacht kehrt man auf dieselbe Weise mit lautem Lärm zurück. Ich bin mehrmals in den fünf Wochen meines Aufenthalts in Jerusalem aufgewacht von einem großen Lärm draußen und erfuhr am andern Morgen, daß es ein Hochzeitzug gewesen sei. Kinder werden, wie überall im Morgenlande, so auch bei den Moslem in Palästina für den größten Schatz gehalten, und es ist der größte Segenswunsch: „Allah gebe dir so viele Nachkommen, als Kerne im Granatapfel sind.“

Die Frauen der Moslem tragen weite Beinkleider mit einer Art kurzen Strümpfen und gelben Schuhen oder Pantoffeln. Oben am Leibe haben sie eine oft kostbare Jacke von schönem Stoff; darüber ein Obergewand, auf dem Haupt den Turban oder Feß. Sie unterhalten sich im Hause mit allerlei Kabalen wider einander, oder sie gehen von oben bis unten in einen weißen Schleier gehüllt aus, besonders zu den Begräbnißplätzen, wo man diese gespensterhaften Erscheinungen oft ruhen sieht. Sie tragen auch sowohl im Hause als draußen bei regnerischer Witterung die hohen, zuweilen mit Perlmutter ausgelegten Stelzpantoffeln. Während die Frauen so im Hause oder auf den Begräbnißplätzen sind, lieben die Männer es, in die Kaffeehäuser zu gehen, dort einen Tschibuck oder ein Narghile zu rauchen und dabei eine Tasse dicken Kaffee's zu trinken. Diese Kaffeebuden sind meist sehr unsaubere, nach der Straße zu offne Wohnungen. An den Wänden entlang laufen die steinernen mit Decken belegten Diwans und oben darüber stehen auf rohen Brettern die Wasserpfeifen. Ueber Steinen stehen Blechkannen am Feuer zur Bereitung des Kaffee's. In diesen schlechten Räumen liegen die Moslem Stunden lang in träger Ruhe. Es kommen zuweilen wohl Mährchenerzähler hinein, die alte Geschichten erzählen; häufiger aber Musikanten, die mit ihren Tamburinen und Zithern ein entsetzlich unmusikalisches Getöse hervorbringen. Der Moslem sitzt dabei in seinem weiten Unterkleid ohne Strümpfe, in rothen oder gelben Schuhen, mit dem mehrmals um den Leib gewundenen Gürtel, worin sein Schreibzeug, seine Waffe und dergleichen sich befindet, mit dem weiten Oberrock von verschiedenen Farben, und dem Turban auf dem Kopf. So sitzt er da und raucht und schweigt.

Hat der Moslem ausgeraucht und ist er gestorben, so legt

man ihn in einen Sarg und bringt ihn auf einer Bahre zum Begräbnißplatz. Unter dem Getöse der Klageweiber, die ihre Haare raufen und mit Tüchern in der Luft umher arbeiten und dafür bezahlt werden, wird die Leiche eingesenkt und über dem Grabe erhebt sich bald ein niedriges Steindenkmal, darauf ein steinerner Turban angebracht ist.

So sind die Moslem und so leben sie in Jerusalem und dem heiligen Lande, die Mehrzahl noch überall, aber sonst geistig ganz versunken und heruntergekommen.

Ein Abendbesuch.

Beim Bischof. — Die Gäste. — Die Unterhaltung. — Ernster Schluß.

Der Freitag, der 9. April, hatte mir den Haram in nächster Nähe gezeigt und mir viel an den Islam und die muhamedanische Bevölkerung Jerusalems zu denken gegeben. Das sind aber nur traurige Gedanken; es sind Gedanken des Sterbens und Verwesens, die die Seele erfüllen. So an dem Tage. Aber der Tag sollte nicht zu Ende gehen, ohne andre, fröhliche Gedanken hervorzurufen und das Herz mit fröhlicher Hoffnung über Jerusalem zu erfüllen. Wir Gäste des Hospizes waren zu dem Abend dieses Tages von dem Bischof der evangelischen Gemeinde eingeladen und folgten mit Freude dieser gütigen Einladung. Der Bischof wohnt an der Jaffastraße nicht weit vom Jaffathor. Eine große Gesellschaft war in dem Saal der bischöflichen Wohnung versammelt. Der Bischof Gobat, ein hoher, stattlicher Mann mit eben so ernstem als mildem Angesicht empfing uns sehr freundlich. Nicht minder seine Gemahlin, eine Tochter des alten Inspektors Zeller zu Beuggen, eine würdige Gestalt mit dem offensten Angesicht und liebevollsten Wesen. Es waren fast lauter Deutsche, die sich an diesem Abend um die bischöfliche Familie sammelten. Ich traf da den preußischen Consul Rosen, die beiden Prediger Heffter und Valentiner mit den Ihrigen, sowie von der Familie Sandreczky's. Der Abend gehet in der angenehmsten Unterhaltung dahin. Man gehet umher, unterhält sich mit dem oder dem. Diese und jene Ereignisse und Verhältnisse in der Nähe und Ferne werden besprochen. Man geht zu dem Tisch in der Mitte des Zimmers. Da liegt zur Ansicht bereit eine Zahl von Büchern, die aus Europa gekommen sind. Da liegt eine Mappe mit allerlei theilweise interessanten Zeichnungen. Da kommen große Seltenheiten aus Abessinien zum Vorschein, die dem Bischof von dem

Könige Theodor zugesandt worden sind. Trinkhörner aus Büffelhorn, eine Leopardenhaut und andre Dinge. Dabei wird ein Brief des Königs in äthiopischer Sprache und in fremden Zügen vom Bischof gezeigt. Es ist in hohem Grade interessant, das alles sich anzusehn. Die Zeit verfließt in dieser Unterhaltung sehr schnell. Die Außenwelt tritt freilich auch einmal störend ein in diesen Kreis und erinnert an traurige Verhältnisse, die dort walten. Es ist ein Evangelischer an diesem Abend unter den Mauern Jerusalems angefallen und beraubt worden. Der preußische Consul ordnet von hier aus die nöthigen Maßregeln. Doch bald schwindet der Eindruck wieder. Es wird endlich Zeit, heimzugehn. Aber diese Versammlung gehet nicht heim, ohne sich im Gebet zu dem Herrn der Heerschaaren zu einen. Einer der Prediger verliest ein Kapitel aus der Bibel und von seinem Munde und aus seinem Herzen steigt ein Gebet von dieser Stätte auf zum Throne Gottes, daß er über uns, über allen gnädig walten wolle. In stiller Andacht ruht die Versammlung umher, und draußen liegt die Welt so fremd, so fern, so feindlich. So schließt man seine Zusammenkünfte bei den Evangelischen in Jerusalem. So ist es bei dem Bischof, so bei den andern. Es waltet ein hoher Ernst der Gottesfurcht in diesem Kreise, der so klein noch dasteht mitten in einer dunklen Umgebung des Todes. Es ist ein erquicklicher Blick, zu sehen, womit man sich hier wappnet, mit welcher Mauer man sich hier umgiebt, wie man sich hier nicht auf sich selber und auf irdische Größen, sondern auf die rechte Größe sich verläßt und zu ihr flüchtet. Man wird erinnert an Bilder alter Tage, der Tage, da die ersten Christen dastanden in der Stadt des großen Königs, umgeben von einer Verderben schnaubenden Welt des Judenthums. Und frohe Hoffnungen tauchen auf, Hoffnungen über Jerusalem und das heilige Land.

Nach Bethlehem.

Herrlichkeit der Weihnacht. — Weg nach Bethlehem. — Rahels Grab. — Die Frauen Bethlehems. — Die Klosterkirche. — Die Geburtsgrotte. — Andre Grotten. — Die Grotte des Hieronymus. — Die Milchgrotte. — Das Hirtenfeld. — Die Einwohner der Stadt. — Geschichte Bethlehems. — Rückkehr nach Jerusalem.

Weihnacht ist ein herrlich Fest. Es stehet im Winter. Dann, wenn es draußen um uns her so unwirthlich geworden ist und so kalt, dann naht die Weihnacht mit ihrem warmen Odem und

macht das Herz in unsrer Brust warm. Weihnacht ist ein warmes Fest. Da thaut noch manche Seele auf, die in dem Winter der Welt fast erfroren ist. Weihnacht naht sich dem Menschen und führt ihn aus der Gegenwart zurück in alte Tage, in die Tage kindlicher Freude, bringt ein Gefühl kindlichen Friedens in das Herz. Aber freilich Weihnacht führt weiter zurück und will weiter zurückführen, und wer nicht weiter mitgeht, der wird die rechte Wärme und den rechten Frieden des heiligen Festes nicht vernehmen; der wird nur trauern um die entschwundnen Jahre seiner Kindheit. Weihnacht führt nicht bloß in die Tage zurück, da wir Kinder gewesen sind, sondern da er ein Kind geboren ist, den wir unsern Herrn und Heiland nennen. Weihnacht führt nach Bethlehem, zur Krippe dort und zu dem Kindlein in der Krippe. Und wohl dem, der bis dahin kömmt mit seinem Geiste, zu diesem Kinde in Bethlehem und wird vor demselben zu einem Kinde wieder, zu einem fröhlichen, seligen Gotteskinde.

Bethlehem! Welch ein wundersamer Name! Wie berührt der das Christenherz in seinem tiefsten Grunde. Alles, was die Weihnacht Herrliches und Freudenreiches hat, die ganze Wärme und der ganze Friede der Weihnacht heftet sich an diesen Namen. Der Name kann so wenig vergessen werden, wie Jerusalem und Golgatha. Bethlehems Name ist tief eingegraben in die Tafeln der Weltgeschichte und wie des Himmels Sterne leuchten die Züge dieses Namens im himmlischen Glanze, leuchten hinein in jede Christenwohnung, hoch und niedrig, klein und groß. Von tausend und aber tausend Lippen wird der Name genannt in dem heiligen Feste und wie Name der Heimath greift er hinein in die tiefsten Saiten des Menschenherzens und klingt von dannen wieder, voll und tief. Bethlehem, so klein unter den Tausenden Juda's, und dennoch sein Name geworden der Name einer Weltstadt, die hoch auf Bergeshöhen liegt, und aller Blicke richten sich mit Liebe auf seine Stätten.

Wir wollen nach Bethlehem pilgern. Es ist nicht Weihnacht, lange noch nicht Weihnacht. Es ist der 10. April. So eben liegt Ostern hinter uns mit seinen festlichen Tagen. Aber doch ist es wie Weihnacht, wenn man nach Bethlehem pilgert. Nicht ohne besondre Bewegung verlasse ich mit meinen Freunden Jerusalem und wende mein Angesicht und meine Schritte gen Bethlehem. Es ist die Straße, die einst vor Jahrtausenden die Wandrer aus dem Morgenland zogen, und der Stern, den sie drüben gesehen, leitete sie auf ihrem Wege. Wie sie einst, so ziehn wir Wandrer aus dem Abendland zu Fuße diese Straße. Zum Jaffathor geht's

mit unsern Wandrerstäben hinaus. Wir lassen den großen wasserleeren untern Teich zur Linken. Diese Wasserleitung neben ihm kömmt von Bethlehem. Wir ziehen aufwärts. Es kömmt, zur Linken wiederum, der Berg des bösen Rathes mit seinen Ruinen. Rechts breitet sich eine Zeitlang neben uns nach Süden zu die Ebne Rephaim aus mit ihren fruchtbaren Feldern, einst die Stätte, da die Philister wider David sich lagerten. Der Weg ist wunderschön längs dieser Ebne. Dann aber wird er steinigter. Es geht aufwärts. Wir kommen zu einem Brunnen am Wege, dem Brunnen der Weisen aus dem Morgenlande, wo ihnen der Stern wieder erschienen sein soll. Links liegt das griechische Kloster Mar Elias. Es ist der halbe Weg nach Bethlehem. Wir haben eine Stunde hinter uns. Das Kloster liegt hoch mit seinen hohen Mauern. Ein schöner Garten gehört zum Kloster. Wir sehn Jerusalem hinter uns vom Wege aus und vor uns liegen die Höhen Bethlehems. Es geht jetzt bergab auf einem steinigten Wege, dann aber wieder aufwärts zum Grabe der Rahel. Das Grab liegt rechts am Wege. Es ist ein kleines länglicht viereckiges Gebäude mit einer Kuppel. Drinnen ist ein aufgemauerter weißer Sarkophag. Die Juden nicht bloß, sondern auch Christen und Muhamedaner halten diese Stätte heilig. Die letzteren hatten einst eine Moschee über dem Grabe. Doch haben sie es jetzt den Juden überlassen, und der reiche Jude Moses Montefiore aus England hat das heutige Gebäude im Anfang der vierziger Jahre hergestellt. Seit alten Zeiten wird angenommen, daß hier die Rahel, das Lieblingsweib des Erzvaters Jakob, begraben liege. Was man dagegen angeführt hat, ist nicht durchschlagend. Wir gehen weiter und schlagen einen Umweg ein, um von Süden nach Bethlehem zu kommen, von wo aus es besonders lieblich anzuschauen ist. Hier ziehen sich wunderschöne Oliven- und Feigenbaumpflanzungen im Thale dahin und vor uns auf der Höhe sehen wir wunderschön gelegen Bethlehem, sich von Westen nach Osten erstreckend, mit seinen weißen Häusern, ein großes Gotteshaus mit dem Allerheiligsten gegen Osten. Das ist die Stadt Davids, wo er geboren war; hier hat er die Heerden seines Vaters gehütet, bis er berufen ward zum Hirten Israels. Aber das ist die Stadt des zweiten Davids, die Stadt der Weihnacht, wo der Erzhirte die Erde berührte, um die Verlornen zu suchen, wo der Gottessohn ein Mensch geboren ward und die Heere des Himmels jauchzten einst über diesen Stätten. Wir steigen den Berg hinan. Es ist ein hoher Berg und schwer zu ersteigen, und die Mittagssonne scheint warm hernieder. Man muß viel Schweiß

vergießen, seine Kraft stark anstrengen und den Wandrerstab fest ansetzen, bis wir die Alpenrose auf der Höhe erreichen. Endlich sind wir oben. Es ist gleich rechts ein Brunnen. Daran stehen Frauen aus Bethlehem mit ihrem blauen Gewande und dem rothen Ueberrock. Ein weißer Schleier wallt vom Kopf hernieder. An den Seiten des Gesichtes blickt aus dem Schleier eine am Kopf befestigte Schnur von aneinander gereihten Silbermünzen entgegen. Das ist ein Schmuck, der bei der ländlichen christlichen Bevölkerung bei Frauen und Mädchen unzähligemal und überall vorkömmt. Man findet im Verkehr eine Zahl durchlöcherter Silbermünzen; die sind einst zum Kopfschmuck verwandt worden. Einige der Bethlehemiterinnen haben Wasser in ihren Krügen; andere klopfen unter dem Gewölbe des Brunnens mit einem Brette die Wäsche. Sie blicken mit freundlichem Angesicht auf die kommenden Wandrer und erwiedern ihren Gruß. Wir ziehen ein in Bethlehem.

Unser erster Gang ist gegen Osten. Da liegt 200 Schritt von der Stadt das große mächtige Kloster St. Johann mit seinen starken Festungsmauern. Griechen, Armenier und Lateiner haben darin ihre getrennten Räume. Wir treten in das Kloster ein und man führt uns sogleich in die Kirche St. Mariä de Präsepio (der heiligen Jungfrau von der Krippe). Sie ist die älteste griechische Kirche in Palästina. Sie wurde zuerst im Jahre 330 vom Kaiser Constantin oder dessen Mutter Helena, noch vor der Grabeskirche in Jerusalem, gebaut, später vom Kaiser Justinian neugebaut mit aller Pracht und Schönheit. So stand sie bis zu den Zeiten der Kreuzfahrer. Damals wurde sie, nachdem der König Balduin im Jahre 1101 in ihr am Weihnachtfeste gekrönt worden war, 60 Jahre später gründlich neu ausgebaut. Im 15. Jahrhundert ward das Dach neu gemacht und 1842 durch die Griechen eine kostspielige Restauration vorgenommen. Die Kirche ist eine Basilika in Kreuzform, 170 Fuß lang und 100 Fuß breit. Das Schiff der Kirche hat vier Reihen corinthischer Marmorsäulen; in jeder Reihe stehen 12. Sie tragen die schmucklose hölzerne Decke. Hochliegende Fenster erhellen diese Räume. Wir gehen durch diese Säulenreihen hindurch und kommen an eine hohe Wand, die das Schiff der Kirche von dem Kreuze trennt. Wir treten in den Kreuzraum. Hier steht ein griechischer Altar vor uns, der Altar der Weisen aus dem Morgenland. Zu beiden Seiten des Altars führen Treppen hinunter in die Geburtsgrotte. Im Süden des Altars hat die Treppe 13, im Norden 16 marmorne Stufen. Sie führen in die Grotte der

t unsres Herrn. Die Grotte ist 39 Fuß lang, 11 Fuß breit Fuß hoch und an den Wänden und am Boden mit schö- raunem Marmor bekleidet. Eine Zahl silberner Lampen er- : diese unterirdischen Räume. Wir wenden uns drinnen Osten. Da steht ein Altar und unter demselben ist eine Marmorplatte mit einem silbernen Stern und funkelnden n und mit der Inschrift: Hic de virgine Maria Jesus us natus est. (Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus is geboren worden.) Diese Stelle ist im Besitz der Griechen rmenier, die sich ebenfalls in die große Hauptkirche theilen.

südlich von dieser Stelle ist eine besondre den Lateinern ie Grotte mit einem Altar. Da soll die Stätte sein, wo esuskind in der Krippe lag. An der Wand ist ein in Gold hmtes Gemälde hinter Glas; das stellt die Verehrung der dar. Schräg gegenüber dieser Stelle steht in einer Vertie- n dritter Altar. Er soll die Stätte bezeichnen, wo die Weisen m Morgenlande das Jesuskind angebetet haben. Ein schö- emälde an der Wand stellt die Scene dar. Wir besahen ese Gegenstände beim Licht der umher befindlichen Lampen nem eigends angezündeten Lichte. Es macht einen besonderen ck, so hier in dieser dem Licht der Erde verschlossenen Unter- n wandeln. Man denkt an die heilige Nacht, da auch keine schien, aber eine himmlische Klarheit leuchtete aus der hernieder. Und hier ist die Stätte, da der Heiland einst ensch geboren ist. Man hat diese Stelle als die Stelle der anfechten wollen, und zwar aus dem Grunde, weil es all, sondern eine Höhle oder Grotte sei. Aber wie das Evan- von einem Stalle redet, ohne von einer Höhle zu sprechen, t die früheste kirchliche Nachricht über Bethlehem von Justin ärtyrer, einem eingebornen Palästinenser, gestorben kurz nach tte des zweiten Jahrhunderts, von einer Höhle, darin der eboren worden sei, ohne von einem Stalle zu reden. Die ist, daß in Palästina, wie noch heut zu Tage, so auch in Zeiten die Höhlen und Grotten zu Ställen, und selbst zu ngen von Menschen benutzt wurden. Ich denke in diesem lick einer großen Grotte bei dem Dorf Siloah bei Jeru- die wir besuchten. Sie wird heute noch zu einem Viehstall Es kömmt das aber hundert Mal vor im heiligen Lande. ist das kein Grund dagegen, daß die Stätte der Geburt rklich vorhanden ist.

eben der Geburtsgrotte finden sich in diesen unterirdischen n noch mehrere Grotten und Kapellen. Wir kommen auf

einem mit silbernen Lampen geschmückten Gange zu einer zweiten Grotte. Es ist diejenige, dahin Maria sich nach der Geburt soll zurückgezogen haben. Eine andere Grotte mit einem Altar wird als die Stätte gezeigt, da die unschuldigen bethlehemitischen Kinder begraben sein sollen. Hier waltet denn wieder die Mönchssage und hier wird sie sogar sehr wild. Sie zeigt hier in einem Schrank eine Hand und eine Zunge eines von Herodes getödteten Kindes. Mit mehr Interesse besahe ich die Grotte des heiligen Hieronymus, des großen Kirchenschriftstellers, der hier im Kloster im vierten Jahrhundert lebte, das alte Testament lateinisch übersetzte und hier auch begraben ward. Es fiel mir jenes besondere Wort ein, das er geredet hat und darin er äußert, wie er sich hier dem Jesuskinde so nahe fühle und im Geiste mit ihm unterrede. So oft ich, spricht er, den Ort anschaue, wo mein Heiland geboren ist, habe ich ein süßes Gespräch mit ihm. Ach, Herr Jesu, sage ich, wie hart liegst du da in der Krippe um meiner Seligkeit willen! Wie soll ich es dir doch vergelten? Dann ist es mir, als ob das Kindlein antworte: nichts begehre ich, denn daß du singest: Ehre sei Gott in der Höhe. Noch dürftiger werde ich werden in Gethsemane und auf Golgatha. Da spreche ich weiter: ach, lieber Heiland, ich muß dir etwas geben; ich will dir all mein Geld geben. Er aber antwortet: der Himmel ist mein und die Erde ist auch mein; ich bedarf nichts. Gieb es armen Leuten; da will ich es nehmen, als wäre es mir gegeben. Ich rede weiter: gern will ich es thun; aber dir muß ich auch etwas geben, oder ich muß vor Leid sterben. Da antwortet das Kindlein: bist du so freigebig, so will ich dir sagen, was du mir geben sollst. Gieb her deine Sünde und dein böses Gewissen und deine Verdammniß. Ich sage: was willst du damit machen? Und das Kindlein spricht: ich will es auf meine Schultern nehmen; das soll meine Herrschaft und meine herrliche That sein. Da fange ich alter Mann an zu weinen und sage: Kindlein, liebes Kindlein, wie hast du mir das Herz gerührt! Nimm hin, was mein ist, und gieb mir, was dein ist, so bin ich der Sünde los und des ewigen Lebens gewiß. Nicht fern von der Zelle des alten Kirchenvaters wird auch die Stelle gezeigt, wo seine Gebeine ruhen. Es ruhen dort auch die Gebeine der heiligen Paula und ihrer Tochter, Eustochia, die aus hohen Geschlechtern Roms herstammten und hier in Bethlehem ihre Tage verlebten und endigten.

An die große Marienkirche stößt eine zweite kleinere der heiligen Katharina geweihte Kirche, die den Lateinern gehört. Sie ist ziemlich lang, ungefähr 100 Fuß, aber sehr schmal, nur 20 Fuß

breit. Es stehn zwei Altäre in ihr, an deren einem das Bild der Maria hängt. Von dieser Kirche gehet ein eigner Gang und eine eigene marmorne Treppe von 23 Stufen zur Geburtsgrotte hinunter.

Mit diesen einzelnen Stätten liegt das große festungsartige Kloster da im Osten von Bethlehem. Außerhalb der Klostermauer ist noch im Südosten davon eine Felsengrotte. Darin soll sich Maria vor ihrer Flucht nach Egypten aufgehalten haben. Die Grotte ist 15 Fuß lang, 9 Fuß breit und 8 Fuß hoch. Die Masse, daraus sie besteht, ist Kalkstein. Die Grotte heißt die Milchgrotte, weil der Kalk dieser Grotte zu Pulver gerieben und eingenommen die Milch der säugenden Mütter vermehren soll. Es ist nichts Besondres an dieser Grotte. Mit mehr Interesse blickt man auf das Feld der Hirten, das im Osten von Bethlehem eine halbe Stunde von der Stadt gezeigt wird. Es ist ein schönes, liebliches Thal zwischen kahlen Felsen, mit Oelbäumen bepflanzt und einer Art Kapelle in der Mitte. Mag die Stätte die ganz ächte sein oder nicht, hier umher ist jene große Geschichte geschehen, da die armen Hirten Bethlehems auf dem Felde ihre Heerden hüteten und die Klarheit des Himmels umleuchtete sie und der Engel trat zu ihnen mit der Weihnachtsbotschaft: euch ist heute der Heiland geboren. Die Menge der himmlischen Heerschaaren aber sang dazu den Weihnachtpsalm: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Das große Geschehen der Weihnacht tritt dem Geiste hier so nahe und es ist ihm, als ob es dort noch immer also in den Lüften singe und klinge.

Wir gehen jetzt, die Stadt zu besehen. Bethlehem, das Haus des Brotes, oder wie die Araber es jetzt nennen, Beit Lahm, Haus des Fleisches, ist nur eine kleine Stadt mit Mauern und Thoren und zerstreut liegenden steinernen, theilweis in Fels gehauenen, Häusern mit platten Dächern. Die Zahl der Einwohner ist 3000. Bis auf den Schech des Ortes sind alle Christen, meist Griechen, sonst Lateiner, Armenier und einige sehr wenige Evangelische. Die letzteren haben hier eine Schule und von Jerusalem aus halten die Missionäre Sandreczky und Klein hier zuweilen Gottesdienst. Die Einwohner leben von Handwerk, Landbau und Viehzucht; noch immer weiden Hirten um Bethlehem her. Und drunten in den Thälern sind wohlstehende Felder neben Oelbaum-, Feigen- und Weinpflanzungen. Ganz besonders geschickt sind sie aber in der Verfertigung von allerlei Sachen aus Perlmutter, Asphalt, Oelbaumholz und andern Stoffen. Sie machen daraus

Trinkschalen, Rosenkränze, Kreuze und andre Dinge. Sie haben ein besondres Talent, auf Perlenmuscheln allerlei Darstellungen aus der heiligen Geschichte auszuschneiden. Sonst gelten die Männer von Bethlehem für tüchtige Arbeiter im Steinschneiden und im Häuserbau. Wie so die Männer sich durch Kunstfertigkeit vor vielen andern Bewohnern des heiligen Landes auszeichnen, so will man von den Frauen bemerkt haben, daß sie sich durch schöne und edle Züge des Angesichtes vor vielen ihrer Schwestern im Lande auszeichneten. In dieser Behauptung dürfte Wahrheit sein. Jedenfalls stehn sie aber in Arbeitsamkeit und Thätigkeit hinter keiner weiblichen Bevölkerung der Städte Palästina's zurück. Man sieht sie oftmals mit großer Emsigkeit an den Brunnen mit der Wäsche beschäftigt und daheim die Handmühlen drehen, worauf sie das Korn zu Mehl mahlen.

Wir gehen durch Bethlehem hindurch gegen Westen und kehren dort im Hause Schäfer's, eines in Bethlehem seßhaften evangelischen Deutschen, ein. Er ist vor nicht langer Zeit von Jerusalem hierher übergesiedelt. Wir essen dort, und trinken den vortrefflichen Bethlehemiterwein, der hier in den Thälern gebaut wird. Mittlerweile bringt ein Nachbar, ein Grieche, eine Menge Kunstgegenstände zu uns herüber, damit wir aussuchen und kaufen möchten. Er ist aber mit seinen Sachen sehr theuer und wir kaufen von ihm nur wenige, von unserm Wirthe Schäfer aber mehrere Sachen. Der Grieche ladet uns hinüber in seine Wohnung. Es ist ein ziemlich großes freundliches Gemach mit einem Diwan, wo wir uns niederlassen. Er zeigt uns angebliche Sodomsäpfel und große lange Hörner; ich habe aber ganz vergessen, von welchem Thier sie waren. Der Doctor unterhandelt mit ihm um die Hörner; bekömmt sie aber diesmal noch nicht.

Nach vier Uhr Nachmittags verlassen wir Bethlehem. Bethlehem ist uralt. Die Stadt kömmt unter dem Namen Ephrat schon zu den Zeiten Jakobs vor. Sie begegnet uns im alten Testament zuerst als eine Todesstätte, die Todesstätte der Rahel. Dann aber, nachdem sie die Wohnstätte geworden, da Ruth, die Moabiterin, die Aehrenleserin, heimisch ward, wird sie hochberühmt als die Geburtsstätte des größten alttestamentlichen Königs, Davids. Doch noch berühmter und heiliger für die ganze Welt sollte sie werden als die Stätte, von der Micha weissagt: Und du, Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden von Juda, aus dir soll mir kommen, der in Israel Herr sei, deß Ausgang von Ewigkeit gewesen ist. Und als die Zeit erfüllet war, da kam der Herr in sein Eigenthum. Da ward das kleine

Bethlehem die Stätte, darum die Welt sich drehte. Da mußte der römische Kaiser Augustus von Rom aus die Welt in Bewegung setzen, damit die Lilie von Nazareth nach Bethlehem käme, damit dort der Heiland geboren würde. Es schien, daß um Rom sich alles drehe; es war aber um Bethlehem. Und seitdem ist der Ort mehrmals durch wilde Saracenenhorden zerstört worden, hat sich aber immer wieder erholt und ist bis auf diesen Tag geblieben und wird für immer bleiben die Liebe der christlichen Welt.

Wir kommen so eben früh genug nach Jerusalem. Mit Sonnenuntergang werden die Thore geschlossen. Man ist bei Nacht in Jerusalem eingeschlossen. An jedem Abend werden die Thorschlüssel zum Pascha gebracht.

Das evangelische Diakonissenhaus.

Einrichtung. — Unterricht. — Krankenpflege. — Einzelne Kranke. — Kunst. — Ein Geschenk.

Am Montag, den 12. April, ging ich des Nachmittags mit meinem Freunde Schatzmann zu Pastor Valentiner, der sich erboten hatte, mit uns zu gehen, um uns einige evangelische Anstalten in der heiligen Stadt näher kennen lernen zu lassen. Wir gingen zuerst zu dem Diakonissenhause in der Nähe der Zionskirche. Das ist eine gar treffliche Anstalt, deren sich unsre evangelische Kirche zu freuen hat. Sie besteht noch nicht allzulange; aber groß ist der Segen, der von ihr schon ausgegangen ist, und allgemein die Achtung, die ihr gezollt wird. Es war im Jahre 1851, daß der verdiente Pastor Fliedner aus Kaiserswerth vier Diakonissen nach Jerusalem brachte, um dort theils dem Unterricht, theils der Krankenpflege zu leben. Es sind somit erst 7 Jahre, daß die Anstalt in Jerusalem besteht. Wir betreten das Haus, das, zuerst nur gemiethet, im Jahre 1856 von der preußischen Regierung angekauft worden ist. Wir gehen über den freien Hofraum im Innern, sehen die Räume daneben an, gehen aufwärts, sehen in das Schulzimmer hinein, wo eine Zahl von ungefähr 20 Mädchen in Handarbeiten unterrichtet wird, sehen die Krankenstuben, wo es im Augenblick leer ist von Kranken, sehen die kleine Apotheke und kommen endlich in das Wohnzimmer. Allenthalben ist es sauber und freundlich. Das Wohnzimmer ist sehr freundlich. Vor demselben ist ein Balkon, von wo man eine recht angenehme Ansicht über Jerusalem hat. Das Auge weilt mit Erquickung über dem großen freien grünen Platz, über den Kuppeln der Grabeskirche daneben, und

zur Rechten liegt der Tempelplatz und der Oelberg. Es sind jetzt mit der Vorsteherin, Schwester Charlotte, fünf Diakonissen hier, die sich in Unterricht und Krankenpflege theilen. Sie haben jetzt 18 Kinder in das Haus aufgenommen, Kinder von griechischen, armenischen und jüdischen Eltern. Dazu kommen täglich einige Kinder aus der evangelischen Gemeinde, um am Unterrichte Theil zu nehmen. Außer dem Unterricht der Diakonissen giebt Pastor Valentiner den Kindern in der Religion und der arabischen Sprache Unterricht. Letzteres besonders für die arabisch redenden Kinder, damit sie auch in ihrer Muttersprache die Bibel lesen können. Der ganze Unterricht ist kein leichtes Werk und es gehört viel Liebe dazu, um nicht zu ermüden in diesem Werke; aber es ruht auch ein reicher Segen darüber. Das lautere Wort Gottes wird in die Seelen der Kinder hineingestreut, beginnt, zu wirken, und wird mit Gottes Hülfe weiter an diesen Kindern Frucht schaffen und durch diese Kinder weiter hinaus dahin und dorthin, wo das lautere Gotteswort den Menschen noch ferne blieb. Die andre segensreiche Wirksamkeit des Diakonissenhauses ist die Krankenpflege in seinem Hospital. Die Zahl der Kranken wechselt natürlich; bald sind viele Kranke da, bald wenige. Im Ganzen werden hier im Jahre 80 bis 90 verpflegt. Sie sind aus allerlei Ländern und Völkern. Araber und Abessinier, Maroniten und Samaritaner, getaufte und ungetaufte Juden, Griechen und Katholiken, Armenier und Muhamedaner, Europäer auch, besonders deutsche Handwerker, die nach dem Morgenlande gewandert sind, sind es, die hier Pflege suchen. Der Arzt des Hospitals ist der englische Arzt Macgowan. Die eine Schwester versieht die Apothekergeschäfte; mehrere von ihnen leiten die Pflege. Neben der leiblichen Pflege suchen die Schwestern, besonders aber Pastor Valentiner, als Seelsorger der Anstalt, auch auf die Seelen der Kranken einzuwirken, daß es drinnen im tiefsten Grunde besser werde. Das ist denn freilich auch eine schwere Arbeit. Da ist oft schon so schwer, den Kranken in ihrer fremden Sprache sich recht deutlich zu machen. Dann aber sind viele oft so wenig empfänglich. Die deutschen Handwerker, die leider dem deutschen Namen im Morgenlande oft so wenig Ehre machen, sind oft geistig so verkommen, daß es eine rechte Noth und ein rechtes Leid ist. Die Muhamedaner stoßen sich so sehr viel daran, daß Christus Gottes Sohn ist, und fangen gleich, wenn von der Gnade Gottes in Christo geredet wird, davon an zu reden, daß man Christum wohl hoch halten müsse als einen Propheten Gottes; aber Sohn Gottes dürfe man ihn nicht nennen. Da ist es denn nicht leicht, diese

aller Einwirkung entgegenstehenden muhamedanischen Vorurtheile hinwegzuräumen und der Wahrheit einen Weg zu bahnen. Und bei andern sind denn andere Schwierigkeiten der verschiedensten Art zu überwinden. Aber, wie schwer diese Thätigkeit auch ist, es ruht auf ihr auch großer Segen und manchem Leidenden ist das Hospital der Diakonissen zum großen Heile für Zeit und Ewigkeit gewesen. Höchst rührend ist mir die Erzählung von einem jungen Abessinier gewesen, der im Anfang des Jahres 1857 in das Hospital der Diakonissen kam, um dort zu sterben. Mit der größten Ergebung vernahm er die Kunde, daß er nicht lang mehr leben werde. Seine ganze Zuflucht war die Gnade Gottes in Christo, und mit der größten Freudigkeit, bald bei ihm zu sein, verließ er diese Welt mit den letzten Worten: „Ich habe selber nichts; aber zum Kreuze Christi nehme ich meine Zuflucht.“ Und wie ihm, so ist manchem andern das Hospital zu einer herrlichen Segensstätte geworden. Im hohen Grade anziehend sind mir auch die Mittheilungen gewesen über den alten Beduinenchech Hassan, denselben, der vor 20 Jahren den Professor Robinson aus Amerika auf seiner Reise durch die Wüste begleitete. Er kam in der Mitte 1857 auf Empfehlung des Doktor Roth, der ihn auf seiner Wanderung in der Wüste leidend getroffen hatte, in das Hospital der Diakonissen. Er war natürlich dem Namen nach Muhamedaner, aber, wie die Beduinen meistens, sehr unwissend über alle Dinge, hatte auch noch nicht einmal in seinem Leben von Christo gehört. Mit der größten Freude vernahm er nun am Abend seines Lebens die evangelische Botschaft, die einfache Lehre von dem Heil der Welt in Christo, und begehrte, immer mehr davon zu vernehmen. Die Geschichte des Herrn, was er einst für uns Menschen gethan hat, wie er für uns Sünder gestorben und auferstanden ist, waren Gegenstände der größten Verwunderung und der herzlichsten Theilnahme für den alten Wüstensohn. Die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus machte deshalb besonders auch so großen Eindruck auf ihn, weil er den Ort Bethanien, wo es geschehen ist, ja so gut kannte. Bei ihm war der wunderbare Eindruck, den die einfach großen Thatsachen des Christenthums machten, rührend und wohlthuend. Nach einiger Zeit ist er dann wieder nach seiner Heimath am Südende des todten Meeres gezogen; aber sicher nicht, ohne etwas mitgenommen und behalten zu haben, was ihm für den Abend seines Lebens und seinen Heimgang wohl thut. So wird hier in diesem Hospital in seinen drei Krankenzimmern eine Saat gestreut, die unter Gottes Segen nicht verloren geht, sondern Frucht bringt, ob wir auch oft nicht wissen, wo und

wann und wie. Es ist darum eine herrliche Anstalt, das Diakonissenhaus in Jerusalem mit seiner Lehre und mit seiner Krankenpflege. Und um alles zu erwähnen, auch die Kunst wohnt darinnen und ist wirksam. Es werden dort von der Schwester Charlotte getrocknete Blumen des heiligen Landes in lieblicher Anordnung auf Papier geklebt. Diese Arbeiten werden zum Besten der Anstalt verkauft und eine große Anzahl von Zionspilgern freut sich, hier so liebliche Andenken an die heilige Stadt und das heilige Land bekommen zu können. Die treffliche Diakonissenanstalt ist durch den jetzt leider erkrankten König von Preußen besonders begründet worden und hat sich seiner königlichen Gunst fortwährend zu erfreuen gehabt. Der hohe Fürst hat von jeher eine hohe Liebe zu Jerusalem in seinem Herzen getragen, und wie er der eigentliche Gründer des evangelischen Bisthums ist, so sind die beiden vortrefflichen und von allen Reisenden als solche anerkannten Anstalten des Diakonissenhauses und des Hospizes sein Werk. Als auf seinen Befehl das Diakonissenhaus wirklich angekauft wurde, war hohe Freude in Jerusalem und man sann dort nach, dem fürstlichen Gönner eine Freude wieder zu bereiten. Man fiel auf die sinnreiche Idee, durch den evangelischen Tischler Rominger in Jerusalem ein Modell des Hauses machen zu lassen, darin es mit allen seinen Einzelheiten genau wiedergegeben wäre. Der Mann hatte das Modell aus Oelbaumholz sehr genau und sehr hübsch ausgeführt, und der König soll, als es ihm übersandt worden ist, sehr erfreut gewesen sein. Es war zu meiner Zeit, daß dem Werkmeister für seine Geschicklichkeit ein freundliches Geschenk des Königs übersandt ward. Die Anstalt ist durch jenen Ankauf eine gesicherte geworden, und so möge sie unter Gottes Segen zu wirken fortfahren, wie sie bisher gethan hat, in der Liebe zum Wohl der Menschen.

Zwei evangelische Stätten vor dem Zionsthor.

Die Bischofsschule. — Der evangelische Friedhof. — Ein rechter Friedhof. — Gräber. — Anlegung. — Entdeckung. — Wichtigkeit von Nachgrabungen. — Am Jaffathor.

Vom Diakonissenhause wenden wir unsre Schritte gegen Süden zum Zionsthor hinaus, gehen dem Grabe Davids vorüber über die Begräbnißstätten der Christen, die dort sich ausbreiten. Dahinter am südwestlichen Abhang des Zion liegen zwei evangelische Stätten, die gar lieblich sind. Wir gehen, sie anzusehen.

Die erste ist die evangelische Schule des Bischofs. Das Gebäude ist neu und sehr hübsch aus dem weißen Kalkstein des Landes aufgebaut. Die Mauern sind sehr solide und die einzelnen Zimmer hoch und groß. Der Vorsteher der Schule ist Herr Palmer aus dem Brüderhause. Die äußeren öconomischen Verhältnisse der Anstalt besorgt die Familie Baldensberger, ebenfalls aus dem Brüderhause. Wir besehen die beiden großen luftigen Schulzimmer, in deren einem Herr Palmer englisch, der andre, ein arabischer, Lehrer arabisch unterrichtet. Die Schule ist zugleich eine Rettungsanstalt. Zwanzig elternlose oder verwahrloste Knaben von Juden, Armeniern, Griechen, Muhamedanern und andern sind in das Haus genommen, und haben dort Alles, was noth thut. Das Schlafzimmer dieser Kinder ist groß und gesund, wie die andern. Wir sehen die Kinderschaar in einem unteren Zimmer sitzen, wo sie im Augenblick mit Handarbeit beschäftigt wird. Das Ganze ist auch ein Werk evangelischer Liebe. Nachdem wir alles besichtigt, auch die Terrasse des Hauses bestiegen und von dort eine schöne Aussicht genossen haben, treten wir in das große, freundliche Wohnzimmer des Herrn Palmer, und werden von seiner Frau mit einem Glase Wein und darauf einer Tasse Kaffee bewirthet. Es ist ein Evangelischer aus Nablus mit seiner Familie zugegen. Er ist leidend und mit ihm einer seiner Knaben. Die Schule des Bischofs ist vielfach angefeindet worden, dennoch wirkt sie in vielem Segen. Mit dem Schulhause ist ein Garten verbunden, der sehr sauber gehalten wird.

Wir gehen aus dem Schulhause durch den Garten und treten in die zweite evangelische Stätte vor dem Zionsthor. Das ist kein Haus der Lebendigen, sondern der Todten; nicht ein Haus, sondern ein Hof; es ist der evangelische Friedhof. Wir treffen den Bischof Gobat dort mit seiner Frau und andere Evangelische. Der Friedhof wird fleißig von ihnen besucht. Es ist aber auch eine gar liebliche Stätte, eine rechte Friedhofsstätte, wie man sie kaum lieblicher findet. Es ist so still und friedensreich hier an dieser Stätte und unter diesen Bäumen. Hier schläft es sich wohl. Nichts stört hier die Stille. Die Stadt mit ihrem lauten Geräusch liegt hier ganz ferne. Droben liegt das Davidsgrab und hier umher ist einst die Mauer Davids und Salomo's gewesen, die den Zion einst ganz umschloß. Nicht fern von dieser Kirchhofsmauer sind wol Juda's Könige zur Erde bestattet. Drüber hinaus liegt Jerusalem. Drunten aber ist das tiefe Thal Hinnom mit seinen Steinen und Bäumen dazwischen. So liegt der Kirchhof zwischen dem tiefen Thal und dem hohen Jerusalem. Jenseits

des Thales erhebt sich die Felsenwand mit ihren Gräbern aus alten Zeiten. Da ruhet entlang die Zahl der Pilger, die einst mit heißem Sehnen Jerusalem suchten und darin das Ziel ihrer Tage fanden. Ueber die Berge hinweg liegt unsichtbar Bethlehem. Es ruhen schon manche Evangelische auf diesen Friedhofsräumen. Da ruht der erste evangelische Bischof Jerusalems, Alexander. Ein hohes Denkmal bezeichnet die Stelle. Da ruht der erste preußische Consul Dr. Schultz. Da ruht der erste Pfarrer der Zionskirche, Nicolayson aus dem Herzogthum Schleswig, der lange in Jerusalem gewohnt und gewirkt hat. Da ruht die eine der ersten Diakonissen, die nach Jerusalem gekommen sind, die Schwester Henriette. Die ersten Vertreter des evangelischen Jerusalem schlafen an dieser Stätte. Auch Pastor Valentiner hat hier schon ein liebes Kind zur Ruhe bestattet. Wir wandeln still und feierlich gestimmt zwischen den Gräbern und grüßen mit stillem Seelengruß die Todten. Der Kirchhof ist nicht groß, obwohl seine Erwerbung und Anlegung viel gekostet hat. Der Boden mußte geebnet, Erde aufgetragen, die Mauern fest gegründet werden. Man stieß bei diesem Werke auf besondere alte Reste. Man traf nämlich eine alte Mauer und eine Treppe an derselben von Stein, die nach unten führt, und deren Ende man nicht aufgegraben hat. Man spricht unter den Arabern von diesen Stätten als von einem Hamman Tiberia, einem Quell oder Bade Tiberia. Ob derartiges hier gewesen, oder ob es die Treppe des Nehemia sei, von der Nehem. 12, 37 geredet wird, ist jetzt schwerlich noch auszumachen. Jedenfalls fand ich aber hier die Meinung bestätigt, daß Nachgrabungen in und um Jerusalem in größerem Maßstabe zu sehr wichtigen Resultaten führen und das Dunkel, das über die Lage der einzelnen Stadttheile und ihrer einzelnen Räumlichkeiten noch herrscht, sicherlich ganz aufhellen würden. Ueberall, wo man tiefer gegraben hat, hat man besondre Entdeckungen gemacht, wenn man sie auch wegen des geringen Umfangs der Ausgrabung nicht alle bestimmt zu deuten versteht. So bei der Grundlegung der evangelischen Kirche, so bei der des neuen noch nicht vollendeten östreichischen Hospizes, so bei Anlegung des evangelischen Friedhofs. Vom alten Jerusalem liegt noch viel im Grunde verborgen, das ans Licht geschafft werden will. Bis dahin muß man sich begnügen, nach den alten Schriften und Ansicht der jetzigen Lage mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen aufzustellen.

Wir kehren zurück zur Stadt, begleitet von mehreren Evangelischen, die sich beim Schulhause mit uns zusammenfanden. Es ist schon Dämmerung geworden und bei dem Jaffathor ist

viel Leben und Bewegung, wie immer bei dem Sonnenuntergang. Thiere und Menschen aller Art drängen zum Thor, um nicht zu spät zu kommen. Denn die Zeit des Thorschlusses ist nahe. Wer zu spät kömmt, muß draußen bleiben, und kann sich allen Anfechtungen des Leibes und Lebens aussetzen. Wir sitzen am Abend in unserm Hospiz zusammen bei der Abendkost und unterhalten uns. Doktor Roth ist wieder zu den Gräbern der Richter gewesen und hat einige Sekel gefunden. Er ist ein rechter Forscher, der fast von jedem Ausflug etwas mitbringt.

Ausflug nach Mar Saba.

Weg nach Mar Saba. — Bekannte. — Eidechsen. — Schauerliche Schlucht. — Wunderbare Lage des Klosters. — Bewirthung. — Große Hitze. — Kühle Stätte. — Grabkapelle. — Kirche. — Schädelsammlung. — Ein Grab. — Die Löwenzelle. — Zahme Amseln. — In das Kidronthal. — Ungemüthliche Zusammenkunft. — Beduinenlärm. — Ein Wüstenbild. — Handel und Geschenke. — Medicinische Thätigkeit. — Früher Aufbruch.

Wir haben das Kidronthal im Osten von Jerusalem kennen gelernt. Es vereinigt sich im Südosten der Stadt mit dem Hinnomthal und streicht von da in südöstlicher Richtung nach dem todten Meer. Auf der Mitte seines Weges dahin liegt in tiefer Einsamkeit höchst romantisch das Kloster Mar Saba. Der heilige Saba lebte im Anfang des 6. Jahrhunderts in dieser Gegend in einer Felsenhöhle in Gemeinschaft mit einem Löwen, und legte den Grund zum Kloster. Seit der Zeit hat das Kloster viele Stürme erlebt, ist mehrmals von wilden Horden überfallen und ausgeplündert worden, hat sich aber immer wieder erholt und steht jetzt unter russischem Schutz.

Der preußische Consul Rosen hatte uns ein griechisches Empfehlungsschreiben vom griechischen Kloster in Jerusalem besorgt. Ohne ein solches wird man in Mar Saba nicht eingelassen. Mit diesem Scheine zogen wir vier, der Doktor Joos, Schatzmann, Sieble und ich am Dienstag, den 13. April, Morgens 8 Uhr, zu Fuß zum Stephansthor hinaus, nach dem Hiobsbrunnen zu. Das Kidronthal, in dem wir dahinpilgerten, nimmt bald den Namen Wadi er Rahib, das Mönchsthal, an. Im Anfang ist der Weg noch einigermaßen angenehm; einzelne Bäume, Gersten- und Grasfelder erquicken noch das Auge. Aber bald wird es kahl, leer und wüste. Nichts bietet sich dem Auge dar, als nackte Höhen und am Wege hie und da eine Cisterne

und einmal ein Brunnen. Kein Mensch, der uns entgegen, keiner der uns nachkömmt. Eine entsetzliche Einsamkeit überall um uns her. Todt alles und still. Nur neben unserm Wege rauscht es zuweilen zwischen den Gesteinen. Es sind die großen Eidechsen, deren es so viele in Palästina giebt, diese Krokodile im Kleinen, ziemlich unschädliche, aber unangenehme Thiere, von derselben Gestalt, wie bei uns, aber drei- bis viermal so groß. Neben uns, und auch über uns rauscht es mehrmals in den Lüften. Wer sind die Wandrer, die droben dahinziehn in der großen Luftwüste? Es macht mir in dieser Einsamkeit eben so großes Vergnügen, droben in den Lüften die Störche, diese bekannten heimathlichen Thiere, ziehen zu sehen, als die Eidechsen mir unangenehm gewesen. Wo es anginge, mögte ich die Wandrer droben fragen: „Wohin des Weges?" Ziehen sie gegen Norden vielleicht zu den heimathlichen Gestaden? Ich gab ihnen Gedankengrüße mit auf den Weg. Wir pilgern fort. Die Gegend wird immer öder, immer einsamer. Die Sonne sendet glühende Strahlen in das wüste Thal hernieder. Die Wanderung wird beschwerlich in der Hitze in dieser Wüste. Die Gespräche unter uns hören auf. Es wird ganz stille. Nur die Fußtritte hallen leise durch diese Stätten. Das Thal führt zum todten Meer; es könnte mit allem Fug und Recht das Todesthal heißen. Wir sind drei Stunden gegangen, da thut sich eine Schlucht vor uns auf, eine tiefe, schauerlich zerrissene Schlucht. Daran geht der Weg rechts aufwärts und ist zum größten Theil mit einer Mauer gegen die Schlucht hin eingefaßt. Der Weg führt zum Kloster Mar Saba. Wir können noch nichts von ihm sehen. Aber in die tiefe, zerklüftete, wunderbar gestaltete Schlucht senkt sich wieder und wieder der Blick. Doktor Joos und Herr Siedle gehen in schnellerem Schritte uns voran; wir beiden andern folgen langsam. Der Weg biegt sich noch ein Mal an der Schlucht entlang, dann sehn wir Thürme sich erhegen. Nicht lange, so hebt sich eine hohe Mauer vor uns das Thal hinunter. Das Kloster Saba liegt da vor uns. In dieser schauerlichen Gegend, in dieser tiefen Einsamkeit eine Wohnungsstätte von Menschen. Man freut sich, in der Nähe von Menschen zu sein. Wunderbar liegt das Kloster da in dieser stillen Wüste. Es ist mit seinen Mauern die Höhe hinuntergebaut. Eine kleine Festung, senkt es sich tief hinab, ein großes Felsennest. Wir kommen bei dem Thore an, das von oben hineinführt. Das Thor ist für uns schon aufgethan. Unsre Freunde haben durch eine Oeffnung des Thores das Empfehlungsschreiben hineingethan und es ist darauf das Thor geöffnet wor-

ben. Wir ziehen ein und werden über einen freien gepflasterten Raum in ein kleines Zimmer geführt. Das Zimmer ist sehr freundlich. Es steht ein langer breiter, ganz niedriger Diwan mit hübschem bunten Ueberzug darin. Ueber den Fußboden ist ein schön gewirkter Teppich gelegt. Nur ist es leider gar zu warm in diesem Zimmer. Es liegt der Sonne entgegen. Die sendet ihre Strahlen durch die hohen Fenster glühend hinein. Bruder Benjamin wartet uns auf, ein freundlicher griechischer Mönch, der ein klein wenig Italienisch versteht. Er bringt uns Kaffee und Feigen. Auf Diwan und Fußboden gelagert verzehren wir das in aller Ruhe und Gemüthlichkeit. Dann werden wir aus unserm Zimmer hinweg in das Speisezimmer des Klosters geführt, wo für uns gedeckt worden ist. Es begegnen uns unterwegs mehrere Mönche, die freundlich grüßen. Wir sehen hie und da Heiligenbilder mit goldnen Kreisen um das Haupt auf unserem Wege. Das Refectorium ist ein großer kühler Saal. Zwei große lange Tische mit ungeheuren dicken steinernen Tischplatten stehen im Saal. Die größten langen Tische in unsern ländlichen Wohnungen sind klein gegen diese kolossalen Tische. An einer Ecke ist für uns vier gedeckt. Unsre Stätte ist nur ein kleiner Raum an dem Tische. Jeder von uns bekömmt ein kleines Gefäß mit bräunlicher Erbsensuppe und einem kleinen dunklen Brot. Die Suppe ist mir zu schwer und ungewohnt; ich esse nicht viel davon. Dann giebt es gekochte Eier, Sardellen mit Oel und Essig eingemacht, daneben Zwiebeln, Salat und andre Dinge. Ich weiß nicht, woher es kömmt, es will mir heute nicht recht munden. Der Kaffee macht den Beschluß, wie den Anfang. Wir sind fertig. Ich sehe einige Bücher umherliegen, schlage eins und das andere auf. Es sind Gebetsbücher der griechischen Kirche aus alter Zeit. Der Bruder Mönch bei uns freut sich, daß ich griechisch lese, und versucht mit mir neugriechisch zu sprechen. Es geht schlecht, weil ich nur altgriechisch verstehe und in der Aussprache, die bei uns in Europa gelernt wird, von der neugriechischen sehr abweicht. Es geht also schlecht, aber es geht doch. Wir gehn in unser Zimmer zurück und legen uns nieder, um die größte Mittagshitze zu verschlafen. Zwei liegen auf dem Diwan, die Füße gegen einander gekehrt, zwei auf dem Teppich des Bodens. Aber das Schlafen hat gute Weile. Es ist doch gar zu warm, und wenn die Fliegen nicht wären, diese lästigen Plagegeister. Sie sind da in ungezählter Zahl mit ihren entsetzlichen Stimmen, mit ihren entsetzlichen Stechrüsseln. Da schlafe ein Andrer dabei. Wir stehen endlich auf; es ist nicht auszuhalten.

Wir treten hinaus. Ein andrer Mönch naht sich uns. Ich meine, er hieß Gregor, und führt uns auf eine gegen die Sonne geschützte, in Fels gehauene Terrasse. Es ist ein freundlicher Mann, überfreundlich. Er umarmt uns alle der Reihe nach. Er kömmt mir vor, wie einer, der Jahre lang in Einsamkeit gelebt hat, und nun zum ersten Mal wieder Menschen sieht. So blickt er uns an, so ist er herzlich gegen uns, so fliegt er in seinem langen dunklen Gewande mit dem Gürtel um den Leib umher, um uns diesen oder jenen Gefallen zu thun. Er hat ein Buch da droben liegen. Es sind Reden des alten Kirchenvaters Gregor von Nyssa, in Athen gedruckt. Ich lese darin und wir beide kommen in griechische Conversation. Es geht wieder schlecht, aber es geht doch. Ich habe nicht geahnt, als ich in Meldorf auf der Schulbank saß, daß ich das Griechische, das ich dort lernte, noch einmal in Mar Saba nicht weit vom todten Meer brauchen würde.

Um 4 Uhr kömmt Bruder Benjamin wieder. Er will uns im Kloster umherführen und alles zeigen. Wir gehen zu der Grabkapelle des heiligen Saba. Sie steht frei auf dem Hofraum. Ein kleiner runder Bau von Steinen aufgeführt, mit einer Kuppel. Heilige Bilder, in griechischer Weise geschmückt, decken die Wände. An einer Seite ist das Grab. Wir gehen zur Kirche im Kloster. Sie ist geräumig und die Hauptwand ist reich mit Bildern geschmückt. Ein neues reiches Bild war kürzlich aus Rußland zum Geschenk hierher gesandt. In einer Kapelle daneben sind die lebensgroßen Bilder der Apostel und in einer andern sieht man hinter einem Gitter die über einander gelegten Schädel der Mönche, die in früheren Zerstörungen ihren Tod gefunden. Eine traurige Sammlung! oben zeigt man uns das Zimmer und das Grab des Johannes Damascenus, des großen griechischen Kirchenschriftstellers, der in diesem Kloster in der Mitte des 8. Jahrhunderts lebte und starb. Die großen Männer der Vorzeit leben hienieden in ihren Werken Jahrtausende fort und die späteren Wandrer treten mit Ehrfurcht zu den Stätten ihres Lebens und Sterbens. Wir gehen von dannen hinunter und gegen Südosten wieder hinauf zu engen dunklen Felsenzellen. Ein kleines Felsengemach wird als die Stätte gezeigt, wo der heilige Saba mit seinem Löwen gelebt haben soll. Der wilde König der Wüste war ganz zahm geworden und lebte hier ein Einsiedler mit seinem menschlichen Freunde. Auch heute noch giebt es hier zahme Thiere, zwar keine Löwen, aber Amseln, die in der Luft umherfliegen. Unser Führer hat Brotkrumen in der Hand, streckt sie aus und flötet. Da kömmt es von allen Seiten herangeflogen. Wir sind

freilich fremd in dieser Wildniß, fremd auch den Thieren, und sie sind scheuer unserthalben. Doch kennen sie den Mönch, nahen sich ihm und fressen die Nahrung aus seiner Hand. Es ist ein lieblich Bild vor uns. Diese wunderbare Menschenwohnung in der Felsenwüste; und auf einer hohen Terrasse derselben diese Mönchsgestalt im Sonnenlicht mit ausgebreiteter Hand, und diese Thiere vertraulich ihm nahend und aus der Hand fressend. Wir gehen zurück und blicken noch hier und dort hinein. Es ist ein wunderliches Gebäude, dieses Kloster. Alles in einander, durch einander, ohne Ordnung. Eine Zahl von Zellen, Kapellen, Zimmern, Terrassen, Bogengängen mit Treppen und Absätzen durch einander, ohne Plan zusammengebaut, auf Felsen und in die Felsen hinein. Jede Ecke ist zu kleinen Gärten für Blumen und Gemüse bereitet. Um dieses große Labyrinth zieht sich ringsum den Berg hinab eine alles vereinende hohe Steinmauer. Ungefähr 30 bis 40 griechische Mönche hausen in diesem Labyrinth.

Wir gehen jetzt durch einen dunklen Bogengang bergab, wollen zum Kloster hinaus in das Thal da drunten. Es ist unten in der Mauer eine kleine eiserne Pforte. Sie wird aufgeschlossen. Man läßt uns eine Leiter hinaus, darauf steigen wir hinaus. Die Leiter bleibt stehen; aber das Thor wird wieder geschlossen. Wir sind draußen in der schauerlichen Schlucht des Kidronthales. Wir sind wieder allein. Die Pforte zur Menschenwohnung ist geschlossen. Wie still und einsam, wie öde und wüste hier unten alles ist. Wir sehen aufwärts. Da liegt in seiner ganzen wunderbaren Lage erkennbar das Felsennest des Klosters, das an die Felsen angeklebt sich herunterzieht. Wir gehen weiter. An beiden Seiten erheben sich die kühnen Felsenwände mit ihren vielen Höhlen, worin in alten Zeiten menschliche Einsiedler gewohnt haben sollen, jetzt aber allerlei Vögel, besonders wilde Tauben, nisten. Es sollen in diesen Höhlen umher einstens 11,000 Einsiedler gewohnt haben. Wahrlich, man muß es ihnen lassen, die Leute haben sich hier einst eine Stätte ausgesucht, da die Erde nichts Anziehendes mehr hat. Kaum daß man hier eine kleine verlorne Blume unter diesen Steinen findet. Wir wandern umher unter diesen Felsen, suchen nach allerlei Gestein. Der Doctor Joos schlägt mit seinem Mineralhammer an diesen und jenen Felsen. Da naht sich uns ein Beduine, ein Wüstensohn, wild wie seine Wüste. Der Mann ist leidend; er hat ein schlimmes Auge. Unser Doctor untersucht es. Es ist nicht ohne Gefahr, kann aber geheilt werden. Er muß nach Jerusalem zum preußischen Hospiz kommen. Wir schreiben ihm unsre Wohnung

auf ein Blatt Papier. Nach einer Weile kommen mehrere Beduinen aus den Schluchten und von den Felsen herunter. Sie rufen zwar ein freundliches Marhaba, guten Tag uns zu. Aber bewaffnet, wie sie alle sind mit ihren Gewehren auf dem Rücken, und mit ihren gebräunten wilden Zügen, ist uns diese Gesellschaft och nicht gemüthlich. Wir vier Franken, unbewaffnet, umgeben tief in der Felsenschlucht von ungefähr acht bewaffneten Wüstensöhnen, denken, es ist besser, wir ziehen uns zum Kloster zurück. Unsre Beduinen gehen mit uns, bleiben bei uns, reden mit uns. Es ist so schwer, sie zu verstehen, was sie sagen. Sie begleiten ihre Worte mit allerlei Zeichen. Wir ziehen hinan zur Klosterpforte, stehen an unsrer Leiter. Das Thor ist oben zu. Wir steigen hinauf und klopfen an. Dumpf hallen die Schläge. Das Thor bleibt verschlossen. Unten stehen die Beduinen an der Leiter und reden mit einander. Wir klopfen wieder an. Man hört uns nicht. Die Sache wird bedenklich. Wir klopfen lang, wir klopfen stark. Endlich hallen schwere Tritte drinnen. Ein Schlüssel dreht sich im Schloß. Fröhlicher Klang! Das Thor öffnet sich. Droben erscheint aus dem dunklen Raum das ernste Angesicht eines Mönches. Wir steigen hinein. Wir sind droben und es ist gut, daß wir droben sind. Aber nun soll die Leiter doch auch wieder hinein und nicht Preis gegeben werden. Die Beduinen stehen unten und schreien. Sie halten die Leiter. Sie reden unter einander. Sie scheinen mit hinein zu wollen. Der Mönch zaudert. Aber da sind wir wieder muthig. Wir rufen ernst hinunter; wir ziehen an der Leiter. Ja, sie lassen los; wir ziehen die Leiter wie eine Trophäe triumphirend hinein und das starke Thor schließt sich zwischen uns und den Wüstensöhnen. Aber nun entsteht ein Lärm draußen, der schauerlich durch die Schlucht und in die Klosterräume hinein hallt. Es scheint, als ob wir belagert werden sollten. Wie Geschosse werden Steine ans Thor geworfen, daß es dröhnt. Das Geschrei zieht sich wie ein wilder Kriegslärm die Höhe hinauf. An dem Thor oben wird gerasselt. Wildes Getöse umgiebt die heiligen Mauern. Es ist uns zuerst sehr unangenehm, daß wir hinausgegangen sind und diese Wildniß aufgescheucht haben. Wir meinen den Mönchen eine Unannehmlichkeit bereitet zu haben. Aber man kümmert sich nicht darum oder scheint sich wenigstens nicht darum zu kümmern, und so werden wir wieder ruhig. Dergleichen muß hier nicht ganz ungewöhnlich sein, und die Mauern und Thore sind sehr fest, für Beduinen unbezwinglich. Wir gehen durch das Kloster, steigen auf Stufen aufwärts, immer höher, viele, viele Treppen hinauf. Das Thal draußen

senkt sich vor dem Auge immer tiefer; die Klosterräume senken sich vor uns. Wir kommen zu dem Thurm, der ganz oben steht. Ein Klosterbruder führt uns auf die Höhe des Thurms. Wie vorher tief hinunter in das Thal, so geht es nun hoch hinauf. Wir stehn ganz oben, erhaben über Kloster, Felsen und Thal. Welch eine großartige Aussicht, die dem Auge sich hier eröffnet. Da vor uns zu unsern Füßen übersehen wir das wunderbar gebaute Kloster mit seinen Mauern, die auf der Oberseite in Absätzen hinunterlaufen; mit seinen Kuppeln, Zellen, seinem Hofe und den andern Räumlichkeiten. Da drüber hinaus starrt uns von unten die dunkle wilde Schlucht entgegen; das Auge gehet die Höhe der gegenüberliegenden Felsen mit ihren Höhlen wieder hinauf. Die Höhen liegen vom Strahl der Abendsonne erleuchtet da. Draußen vor dem Kloster auf der Höhe steht ein hoher verfallener Thurm. Darüber schweben Störche. Einer stehet wie eine Schildwache auf dem Thurm. Die andern tummeln sich in den Lüften umher. Ueber diesen Thurm hinaus blickt uns eine weite kahle Gegend mit ihren Bergesgipfeln an. An einem Punkte stehen Beduinenzelte, darin vielleicht unsre Freunde aus dem Thale hausen. Es muß da drüben fruchtbarer sein als hier in unsrer Nähe im Kidronthal. Wir wissen sonst nicht, wie dort ihre Heerden eine Spur von Nahrung finden. Wir stehen lange oben in dem Licht der Abendsonne. Dies Bild vor uns, dies Wüstenbild ist uns zu neu und großartig, als daß wir es so bald dahingeben. Es wird aber kühler, ziemlich kühl. Wir gehn hinunter. Unser Führer hat oben einen Kopf von einem Stachelschwein hängen, zu dem der Doctor Lust hat. Ein Mediciner hat ja eigene Gelüste. Es entsteht ein Handel, wobei man, wie meistens im Morgenlande, zuerst sternenweit aus einander ist und zuletzt sich doch ganz nahe kömmt. Sie werden handelseinig und der Stachelschweinkopf von dem Thurm zu Mar Saba wandert in den Besitz des Doctors. Droben ist ein kleines Gärtchen; da stehen Blümchen darinnen. Der Klosterbruder ist nach dem Handel freigebig geworden; er schenkt uns Blümchen. Auf Geschenk gehört sich wieder Geschenk, das versteht sich, zumal im Morgenlande. Darum schenken wir ihm wieder, natürlich Silbermünzen. Er ist mit uns zufrieden und wir gehen die Stufen hinunter. Da begegnet uns Bruder Gregor und beschenkt uns mit neuen Umarmungen. Diesmal aber hat er mehr Grund. Er spricht von Krankheit und Arzt; er hat richtig vermuthet, daß medicinische Kenntnisse unter uns sich finden. Wir gehen mit ihm in ein kleines Krankenzimmer. Ein Bruder Mönch liegt krank darnieder.

Der Doctor untersucht; wir heften allgemeine medicinisch prüfende Blicke auf den Kranken, wie jeder Franke sie hat. Um uns her stehen die Mönche in großem Respekt. Der Mann ist stark erkältet, hat ein starkes Rheuma in den Gliedern. Es wird ihm Chilisalpeter verschrieben. Morgen soll ein Klosterdiener mit uns nach Jerusalem, um das Medicament vom griechischen Kloster zu holen. Unsre medicinische Bethätigung ist zu Ende. Es ist Abend geworden. Wir werden zum Essen geladen. Man führt uns jetzt in ein andres Zimmer. Es ist klein, aber sehr hübsch. Wir bekommen Reis mit Brot, dann Fische, darauf Eierkuchen. Wein mit Wasser steht bereit. Ob unsre ärztlichen Bemühungen für unsre abendliche Bespeisung wirksam gewesen sind? Wer kann alle Geheimnisse der Welt durchdringen? Genug, wir werden prächtig gepflegt. In unserm Zimmer sind mittlerweile Matratzen ausgebreitet. Darauf legen wir uns nieder und befehlen uns hier in der Wildniß in Gottes Obhut. Der Schlaf kömmt bald. Nach unserm Verlangen werden wir am Morgen früh geweckt. Wir werden mit Kaffee tractirt, stecken ein kleines dunkles Brot von Mar Saba in die Tasche. Dann ziehn wir ab mit dem Klosterdiener. Wir haben dem Bruder Benjamin für Aufwartung 6 Piaster à Person ($\frac{1}{2}$ ℳ R.-M.), für das Kloster 13 Piaster (1 ℳ 6 ß R.-M.) jeder gegeben. Der Pförtner erhält von jedem 1 Piaster und ist sehr unzufrieden. Wir ziehen ab, nicht ohne Gedanken, daß unsre Beduinen von gestern Abend Tücke im Sinne haben und heute Morgen ausüben mögten. Doch geht es gut. Es ist angenehm, in der Morgenkühle zu pilgern. Unser großer Klosterdiener schreitet mächtig vor uns her. Immer näher Jerusalem. Etwas nach 8 Uhr liegt die hochgebaute Stadt wieder vor uns und wir ziehen ein zu seinen Thoren. Das war Mar Saba. Ich habe zum Andenken eine kleine Zinnplatte mitgebracht mit einer groben Zeichnung der Kapelle und einem Bild des heiligen Saba darauf, auf der andern Seite mit Kreuz, Lanze, Netz und griechischen Inschriften. Es ist uns unbekannt geblieben, ob die Beduinen später am Wege nach uns gelauert und ob der Chilisalpeter geholfen hat.

Die Beduinen.

Nomadenleben. — Ein Beduinenzelt. — Kleidung. — Kultur. — Tugenden und Laster. — Ihr Hauptgötze. — Die Blutrache. — Lebendige Ruinen.

Die Hauptbevölkerung Palästina's sind Araber. Diese Araber theilen sich in zwei Theile. Der eine Theil bewohnt die Städte

Dörfer, hat somit feste Niederlassungen, wo er den Acker
t und Viehzucht treibt. Jedes Araberdorf hat seinen Schech,
Vorsteher, der gewählt wird und der Regierung verant-
ch ist. Diese ansässigen Araber sind ein verderbtes Volk, das
Ernst und Strenge behandelt sein will, wenn es gehorchen
Von ihnen verschieden sind die Beduinen, die Bedawin, wie
) selbst nennen, d. h. Männer der Wüste. Sie haben keine
Wohnsitze, sondern streifen noch heute in den Thälern und auf
Bergen als Nomaden umher. In der kälteren Jahreszeit ziehen
h meistens an die wärmeren Ufer des Jordan. Man be-
t oft solchen Nomaden, besonders in den Thälern und auf
Bergen westlich vom todten Meer. Sie haben dort ihre Zelte
ehreren Dutzenden neben einander aufgeschlagen und bilden
eltendorf, ein Kahul, das nach Kurzem wieder abgebrochen
um anderswo wieder aufgebaut zu werden. Solch ein
inenzelt ist länglicht ausgestreckt in einer Länge von ungefähr
uß. Mehrere Holzpfähle stehen aufrecht in der Erde und
nach außen zu mit Stricken versehen, die durch Pflöcke in
Erde festgehalten werden. Ein großes braunschwarzes aus
lhaaren gemachtes Tuch ist darüber gebreitet. Das gewöhn-
Zelt ist in zwei Räume abgetheilt; der eine ist für die
ier, der andre für die Frauen. Nur der Schech, der An-
und Vorsteher, hat außer einem freien Raum in der Mitte
jenen beiden Theilen noch eine dritte Abtheilung für seine
rschaft. Hinten am Zelt befindet sich meist Gesträuch zum
z gegen Thiere. In solch einem Zelte sieht es nun freilich
gemüthlich aus. Die gewöhnlichen Beduinen liegen auf
bloßen Boden. Der Schech hat Teppiche. Die Wände der
nen Abtheilungen sind Ziegenfelle oder auch Kamelhaartuch.
e aufgehäufte Steine bilden und bedeuten den Heerd, worauf
Dornen zusammengelegt und angezündet werden, um in
kannen den in großen Mörsern gestoßenen Kaffee zu kochen.
Tag über sind die Beduinen bei den Heerden von Kamelen,
en und Ziegen, die sie haben und in der Umgegend weiden.
Nachts treiben sie ihr Vieh in die Mitte des Zeltendorfes
lassen es und sich selber von den Hunden bewachen. Die
en sind, während die Männer weiden, mit Spinnen der
e und Wolle von Kamelen, Ziegen und Schafen beschäftigt
haben ihre Kinder meist ziemlich nackt umher liegen. Arm-
wie die Wohnung, ist die Kleidung dieser Nomaden. Ein
d, das die Brust und Arme frei läßt, bedeckt den Leib. Ein
s braunweiß gestreiftes Tuch bildet den Mantel, den man

umschlägt. Vom Kopfe hängt ein meist rothgelbes Tuch herunter, das mit einem dicken runden Strick um den Kopf befestigt wird. Die Frauen sind meist in ein langes, blaues, grobes Kleid gehüllt. Einfach wie Wohnung und Kleidung ist natürlich auch die Lebensart. Verwöhnt sind diese Menschen nicht. Milch und Brot, Oliven und Reis, Salat und andre Gemüse bilden ihre Speise. Tabak ist natürlich eine Hauptsache, die mit zum Leben gehört. So leben diese Beduinen unter ihren Schechs, die sie regieren und anführen. Im Ganzen sind sie nicht für viele Worte; still und schweigend wandern sie neben einander; nur am Abend, an den Lagerstätten versammelt, werden sie beredter und unterhalten sich mit alten Sagen und Geschichten, besonders auch aus den Kreuzzügen. Sie sind Anhänger Muhameds; aber sie wissen bitterwenig von seinen Lehren. Ihre ganze Religion besteht ungefähr in der Beschneidung und in den jährlichen Fasten. Dabei sind sie natürlich ohne alle Bildung; alles dahin Gehörige liegt ihnen fern. Lesen und Schreiben sind bei ihnen unbekannt und verachtet, und einzelne ihrer Stämme, die etwas dergleichen verstehen, stehen in keinem besonderen Ansehen bei ihnen. Bei aller ihrer Uncultur haben sie einen gewissen naiven Stolz, meinen Wunder was zu sein und legen sich eine hohe Abkunft bei. Sie haben alle guten und schlechten Seiten von Naturvölkern an sich. Sie sind gastfrei und wer bei ihnen in ihr Zelt gekommen ist, kann ruhig die beduinische Bewirthung sich gefallen lassen und ruhig schlafen; es geschieht ihm nichts. Aber freilich treffen sie den Wandrer bald nachher irgendwo einsam an einem andern Orte, so berauben sie ihn bis auf das Aeußerste. Geld heißt ihr Hauptgötze, dafür thun sie alles, darauf richten sich alle ihre Gedanken und wenn man sie einmal auf Wanderungen zusammen reden hört, so kann man sicher sein, die Worte Pflus (Geld) und Kirsch (Piaster) zu hören, das Wort Bakschiesch natürlich vor allen andern. Die Beduinen brauchen bei allen ihren Worten die größten Betheuerungen und Flüche, und ihr Wort gilt nur etwas, wenn es in dieser Begleitung gegeben ist. Freilich kann man dann auch sich ziemlich auf ihr Wort verlassen. Natürlich, wenn es keine leichte Auswege und Ausreden giebt. Sie lassen sich, wie es sehr oft geschieht, zu Führern und Beschützern annehmen und man muß dafür einen gehörig genauen Contract mit ihnen machen. Sonst sind sie voll allerlei Ränke, um Geld zu erpressen. Aber hat man es so gemacht, zumal vor den Consuln, so kann man sich ganz auf sie verlassen. Sie gehen für einen in Gefahren des Leibes und Lebens hinein. Freilich hat man sie wieder aus dem Sold ent-

ssen, so sind sie nicht recht sicher, daß sie nicht bei einer Begegnung zuerst ein gutes Bakschiesch verlangen, und, wenn es nicht eiwillig erfolgt, mit eigner Hand sich nehmen. Sie sind unter nander treu und sollen sich nichts wegnehmen; aber andre zu rauben ist ihnen keine unehrliche Sache. Sie sind keusch und chtig und bestrafen Vergehungen der Art an ihren Frauen und ngehörigen mit dem Tode. Eine furchtbare, oft zu Kriegen hrende Sitte ist die Blutrache. Wenn Jemand getödtet ist, so gt dem nächsten Anverwandten die heilige Pflicht ob, seinen od an dem Mörder zu rächen. Er verfolgt ihn überall hin und ht nicht eher, er habe denn seine Pflicht vollführt. Es kömmt bei denn zuweilen vor, daß von Seiten des Getödteten, der n ersten Mord nur durch Unvorsichtigkeit oder aus Uebereilung ging, die Verwandten, die das wissen, wieder Rache üben. Und kann es zuweilen kommen, daß eine Zeitlang zwischen den rschiedenen Stämmen der Mord wüthet. So leben diese Wüstenhne in ihrer Wüstenheimath nun schon Jahrtausende lang, ohne ß irgendwie in ihrer Weise eine Aenderung eingetreten wäre. as ordentliche Leben in festen Dörfern ist ihnen von Herzensund zuwider. Wandern und Aufbauen und Abbrechen das ist re Lust und Freude. Vor den Franken haben sie allen Respekt; nn von denen verdienen sie oft sehr gutes Geld für die Beeitung, und die sind in der Regel ziemlich freigebig mit Taback. en nehmen sie gern; dafür sind sie sehr dankbar. Dem Franken ssen sie zum Gruß die Hände, oder berühren auch ihre Stirne, ichen die Hand und sprechen: Salamah (Friede).

Es macht einen eigenen Eindruck, diese Nomaden in Palästina zu erblicken. Man sieht in ihnen uralte Zeiten mit ihrer ebensweise lebendig gegenwärtig vor sich, und kann sich von dem eben vor Jahrtausenden ein Bild machen. Es sind lebendige uinen einer längst untergegangenen Vorwelt.

Nach Hebron.

rab Rahels. — Beit Dschala. — Die Teiche Salomo's. — Fastenonat. — Quelle ed-Dirweh. — Bettelmönche. — Schöne Gegend vor ebron. — Ankunft in der Quarantäne. — Herberge. — Jüdische Betheurung.

Schon mehrmals hatten wir uns vorgenommen, Hebron zu esuchen, und auf seinem Boden in Gedanken an die uralten age der Erzväter uns zu ergehen. Es war unser Vorhaben bis-

her immer gestört worden. Das letzte Mal dadurch, daß wir die Pferde nicht bekamen, die wir für die Reise bestellt hatten. Jetzt aber sollte Ernst gemacht werden. Am Abend des 16. April waren wir Hospizgäste bei Pastor Valentiner versammelt. Dort ward zwischen dem Doctor Joos, Herrn Schatzmann und mir (unser Herr Siedle war jetzt von Jerusalem nach Egypten wieder abgereist) fest abgemacht, am morgenden Tage uns aufzumachen. Damit keine Störung wieder eintrete, wollten wir die sieben bis acht Stunden lange Reise zu Fuß machen und nur einen Esel mitnehmen, um Lebensmittel und Kleinigkeiten zu tragen. Es geschah denn auch so. Am 17. April, einem Sonnabend, zogen wir drei um halb acht Uhr des Morgens zum Jaffathor hinaus. Ein Esel mit einem starken, gutmüthigen Eseltreiber folgte den Wandrern mit Lebensmitteln. Die erste Strecke des Weges ist die Straße nach Bethlehem. Wir pilgern am Thal Rephaim entlang, kommen wieder dem Eliaskloster und dem Grabe Rahels vorüber. Hier an diesem Grabe wenden wir uns rechts und lassen Bethlehem zur Linken. Zu unsrer Rechten liegt über das Thal hin am jenseitigen Berge sehr lieblich das Dorf Beit Dschala mit seinen Oelbaumpflanzungen. Der Weg wird steinigt, geht an Bergen vorüber. In einiger Entfernung sehen wir das griechische Kloster St. Georg. Bald darauf kommen wir zu den Teichen Salomo's. Es sind drei gute Stunden von Jerusalem verflossen. Wir halten hier an; es ist die erste Ruhestätte auf unserm Wege. Vor den Teichen ist ein großer, aber, wie Alles in Palästina, verfallener Bau, der wol aus den Zeiten der Kreuzfahrer stammt und zum Schutz der Teiche errichtet ist. Vor diesem Gebäude ist eine Quelle, die sehr tief ist und ihr Wasser durch einen Kanal in den oberen Teich sendet. Man steigt auf Stufen hinunter. An dieser Quelle lagern wir. Es ist ein wunderschöner Tag. Viele Leute sind umher an den Teichen gelagert. Nahe bei uns sitzt ein Araber, ein Moslem; etwas weiter ab ist eine Zahl von arabischen Christenfrauen. Wir wollen dem Moslem von unseren Lebensmitteln mittheilen. Er will nicht, er spricht: „Ramadan." Wir wissen Bescheid. Es ist der Fastenmonat angebrochen; da darf der Moslem den ganzen Tag hindurch nichts genießen. Wir bieten ihm eine Cigarre; er schlägt sie auch aus. Er will auch nicht rauchen. Grade so ist es mit unserm Eseltreiber. Die Leute halten fest an ihren Gebräuchen. Die Christenfrauen sind sehr freundlich, geben uns von ihren Gerstenbroten. Wir nehmen höflich, wie wir sind, etwas an, wollen ihnen nun aber auch von unseren Lebensmitteln mittheilen. Das wollen sie aber nicht. Es

kommt uns schier besonders vor, daß man hier giebt, ohne wieder zu nehmen. So essen wir denn und trinken wir und machen uns dann auf, das Kastel und die Teiche zu besehen. Das Kastel ist jetzt keines mehr, sondern ein Khan und eine Wohnung von Arabern. Wir treten ein und werden hier freilich sogleich um ein Bakschiesch angesprochen und erinnert, daß wir im Morgenlande sind. Es ist sehr öde und wüste darinnen und wir verlassen die ungemüthlichen Räume bald. Lieblicher ist der Blick auf die drei großen Teiche daneben. Im Thale zwischen zwei Höhenzügen liegen dort in der Richtung von Westen nach Osten hinter und unter einander einen Abfall hinunter drei große länglicht viereckige Wasserbassins, die in Fels gehauen sind. Die Seitenwände sind wunderschön eben aufgemauert, Der erste Teich oben am Wege ist 380 Fuß lang und ungefähr 230 Fuß breit. Der mittlere ist 420 Fuß lang und verschieden breit, in der Mitte ungefähr 200 Fuß; der untere ist 580 Fuß lang und in der Mitte 180 breit. An dem untersten sind Steintreppen angebracht, auf denen man zu Seitenterrassen herniedersteigt. Es sind große Behälter, die durch Wasserleitungen in Verbindung mit einander stehen und theils vom Regen, theils von der Quelle oben ihr Wasser erhalten. Bei der starken Neigung des Thales waren mehrere nothwendig; ein einziger großer hätte ungeheure und kostspielige Mauern nach unten zu verlangt. Es sind wirklich großartige Werke. Sie sollen von Salomo herkommen, wovon aber die Urkunden nichts Bestimmtes wissen. Wenn dem also wol nicht so ist, so sind es doch wahrhaft königliche Werke. Wozu sie gebaut sind? Das zeigt die Wasserleitung, die von dem untern Teiche an nach Bethlehem und von dannen nach Jerusalem zum Tempelberge führt. Sie sollen beide Orte mit Wasser versorgen. Die Araber nennen die Teiche el Burak.

Wir brechen endlich auf und gehen hinter den Teichen die Höhe hinan. Der Weg wird darauf angenehmer, geht zwar auf und ab, hat aber oft schöne Thäler neben sich mit grünen Feldern. Schaf- und Ziegenheerden weiden hier und dort. Allerlei Gesträuch findet sich am Wege. Ich finde hier Erdbeerbäume, wie ich sie daheim aus Samen gezogen habe. Daneben finden sich Zwergeichen. Wir fragen entgegenkommende Araber nach dem Wege nach Hebron. Es heißt immer: dugri (gradeaus). Wir kommen zu einer Quelle; Ain Umman wird sie genannt. Das schöne Wasser labt uns; doch halten wir uns nicht lange auf. Wir kommen einem Teiche der Fellahin vorüber und erreichen nach einer Wanderung von drei Stunden von den Teichen

Salomo's die schöne Quelle ed Dirweh. Hier halten wir wieder Rast. Der Brunnen ist in länglichter Form aus Steinen aufgemauert, doch verfallen. Aus der Mitte ergießt sich das Wasser hernieder. Es sind noch Rinnen von Stein zu bemerken. Ein kleiner Höhenzug zieht sich im Süden der Quelle dahin; in seinen Wänden sind mehrere gräberartige Aushöhlungen. Ruinen sind in der Nähe, so wie noch Spuren einer alten Straße. Man überzeugt sich beim ersten Umblick, daß hier ein Punkt ist, wo in alten Zeiten etwas gestanden hat. Die alten Nachrichten machen es wahrscheinlich, daß hier das alte von Rehabeam befestigte Bethzur gelegen habe, das zur Zeit der Maccabäer keine unbedeutende Rolle spielt. Schon alt und nicht unglaubwürdig ist die Nachricht, daß diese Quelle an der Straße nach Gaza der Ort gewesen sei, wo Philippus den Kämmerer der Königin Kandace aus Mohrenland getauft habe. Nach einer angenehmen Ruhe an dieser Quelle ziehen wir weiter. Unsere Gesellschaft ist größer geworden. Es sind uns ein Paar Eseltreiber nachgekommen, die nach Hebron wollen und zu denen sich der unsrige gesellt. Unser Freund Schatzmann, längst ermüdet, sitzt auf unserem Esel, reitet neben den Treibern und beschützt zugleich unsre Lebensmittel. Ich gehe mit dem Doctor nach wie vor zu Fuß. Neben uns her wandern vier muhamedanische Fakire, eine Art Bettelmönche, in zerlumpten Gewändern und in einem Schweigen, als ob sie stumm wären. Es heißt, sie wollen zu Fuß nach Mecca. Eine lange Reise. So ziehen wir dahin. Wir nähern uns den Bergen, darinnen Hebron liegt. Vom Ort ist noch nichts zu sehen. Wir wandern in einem Thale. Eine mit großen Steinen stellenweise ausgelegte Straße führt uns. Es ist der Ueberrest einer alten Straße, die von den Römern, wie überall, so auch hier für ihre Heere angelegt ist. Die Straße, die wir ziehen, ist an beiden Seiten mit steinernen Mauern eingefriedigt und hinter diesen Mauern schließen sich Gärtenanlagen an Gärtenanlagen. Es ist eine wunderschöne Gegend, eine der schönsten und fruchtbarsten in Palästina. Weingärten ziehen sich an Hügeln hinauf; in ihrer Mitte stehen wie in alten Zeiten kleine Häuser oder Thürme, darin die Wächter der Weinberge wohnen. Die alten Zeiten sind hier noch gegenwärtig und man denkt an Stellen der heiligen Schriften. Zwischen und neben den Weingärten bilden allerlei Baumpflanzungen, von Oliven-, Feigen- und andern Bäumen eine liebliche Abwechslung. Es ist ein liebliches Thal hier vor Hebron; man fühlt, daß man einer größeren Stadt naht und läßt das Auge fröhlich über die fruchtbare Gegend umherschweifen.

ir finden noch ein kleines Gewässer rechts vom Wege, bei dem r weilen, dann gegen vier Uhr ziehen wir in Hebron ein. Die :adt ist jetzt ohne Mauern und Thore; aber sie macht beim nziehen einen überaus freundlichen Eindruck, also daß wir ganz zückt davon sind und zu einander sprechen: hier ist gut sein; :r wollen wir eine Weile bleiben. Es gilt nun zuerst, eine ohnung zu erlangen. In Jerusalem hat man uns den Doctor :nig genannt, der im Quarantänehause angestellt ist und wohnt. ir ziehen also durch eine Häuserreihe Hebrons nach einem freien, swärts sich erstreckenden Platze. Es ist eine Begräbnißstätte und ie Zahl von Denkmälern blickt uns entgegen. Oben liegt ein oßes, schönes Gebäude; es ist die Quarantäne. Wir kehren rt ein; aber der Doctor ist nicht zu Hause; er ist nach Jeru- :em. Wir steigen auf die Terrasse, besehen einige Zimmer; es ganz wohnlich dort; wir mögten hier gern bleiben. Aber die ute, die uns umher führen, verlangen viel Geld für die Her- rge. Wir ziehen wieder ab. Es ist uns schon vorher ein deutsch :ender Jude nachgelaufen und hat uns Obdach angeboten. Wir hmen das Anerbieten jetzt an, und gehn zur Stadt zurück, zu ner Wohnung nicht weit vom Eingang nach Hebron. Wir besehen seinem Hause ein Zimmer. Es ist gut und räumlich. Wir fragen, sich hier auch Wanzen finden, deren es hier in Hebron viele ben soll. Er betheuert: nein; er will keinen Piaster von uns ben, wenn wir Wanzen finden würden. Wir wollen mit ihm n Voraus über den Preis des Zimmers unterhandeln. Er ll aber nicht, denn es ist Sabbath. Wir bleiben, setzen uns :der und erquicken uns mit unsern Lebensmitteln aus Jerusa- n. Dann aber gehn wir aus. Es ist die schönste Tageszeit zu; die größte Wärme ist vorüber. Wir gehen, Hebron zu :ehen.

Hebron.

innerungen. — Bazars. — Die Moschee. — Die Doppelhöhle. — e Gräber der Erzväter. — Lage von Hebron. — Besichtigung hamedanischer Augen. — Teiche. — Ein neuer Wandrer. — Mitter- chtliche Scene. — Der Abrahamsbaum. — Patriarchalische Luft. — :asfabriken. — Schule. — Unser Wirth. — Der Wein von Hebron.

Was mir an Hebron so anziehend war, das war die :innerung an uralte Zeiten, die sich dort der Seele bemächtigt. :an wandert hier auf einem Boden, der vor mehreren Jahr-

tausenden eine Geschichte getragen hat, die ihren besonderen Reiz ausübt. Es begegnet dem sinnenden Wandrer auf diesem Boden eine altersgraue Gestalt, die hier einst geweilet und im Tode hier ihre Ruhestätte gefunden hat. Es ist die Gestalt des ehrwürdigen ersten Patriarchen Abraham. Aber zu ihm sammeln sich die andern. Der Chor der Patriarchen wird vollständig. Sie ruhen wenigstens alle auf diesem Boden. Hebron ist die alte Patriarchenstadt. Wir stehen auf patriarchalischem Boden und patriarchalische Luft weht uns an. Die Stadt ist alt, uralt, war nach 4 Mose 13, 23 schon vor der Stadt Zoan in Egypten gebaut, und führte auch den Namen Kiriath Arba, die Stadt des Arba. Zu Abrahams Zeit wohnte hier ein Fürst der Hethiter mit seinen Brüdern; neben ihnen Abraham. Die Stadt ist in späteren Zeiten eine Priesterstadt gewesen und sieben Jahre lang die Residenz des Davids. Die Gestalt des edelsten Königs von Israel und des gottbegeisterten Sängers eint sich mit den patriarchalischen Gestalten. Aber die Hauptgestalt, die hier in Hebron dem sinnenden Wandrer begegnet, ist die des Abraham und den jetzigen Namen, den die Stadt bei den Arabern hat, el Khalil oh, Freund nämlich Gottes, hat sie eben von Abraham, dem Freunde Gottes. In diesem arabischen Namen ist die Erinnerung an den Ahnherrn Israels lebendig gegenwärtig erhalten.

Wir gehen durch die Straßen des heutigen Hebron, um die berühmte Moschee über dem Grabe Abrahams zu sehen. Wir gehen durch die ziemlich bedeutenden Bazars hindurch, wo allerlei Lebensmittel und Waaren aufgehäuft sind. Der Doctor hält sich hier lange auf; er sucht freilich nicht nach Lebensmitteln und dergleichen, sondern nach Schwefel, Asphalt und andern Dingen vom todten Meer. Es dauert uns das zu lange; Schatzmann und ich gehen voran. Ein Paar größerer Knaben von Hebron bietet sich uns zu Führern an. Wir kommen mancherlei alten Bauresten vorüber; die Straße geht bergauf; nicht lange und wir stehen vor einer hohen Mauer. Der Raum davor ist nur klein. Vor uns ist eine Treppe von mehreren Stufen; darüber erhebt sich ein hohes Thor, das von abwechselnd röthlichen und grauen großen Marmorquadern eingefaßt ist. Wir stehen vor dem Eingang zur Moschee. An einem Winkel der hohen Mauer ist ein Loch, da hindurch man in die unterirdischen überbauten Räume drinnen hineinsieht, aber nichts erblickt. Die Juden kommen an den Vorabenden ihrer Festtage da zusammen, zu beten. Eine ähnliche Oeffnung ist neben dem Thor, wohin die Juden ebenfalls gehen dürfen zu klagen und zu beten. Man denkt an die

Tempelmauer zu Jerusalem, wo sie klagen dürfen, aber nicht hineingehen zu der Stätte, wo einst der Tempel stand. In der Stadt Hebron ist es eben so. Sie dürfen nur aus der Ferne den Stätten nahen, wo die Erzväter begraben liegen; sie dürfen durch eine kleine Maueröffnung seufzend hineinsehen; aber es ist ihnen nicht erlaubt, hineinzugehen. Ebensowenig freilich dürfen die Christen dahinein. Wir machen einen kleinen Umweg, um diese Räume von der andern Seite anzusehen. Die Mauern lehnen sich an eine Höhe und hier von dieser Seite ist ein freierer von umliegenden Gebäuden nicht beschränkter Blick auf die Moschee gestattet. Es ist eine große, hohe Mauer, die wir hier sehen, die in einem länglichten Viereck den Hof der Moschee umschließt. Die Mauer ist 200 Fuß lang, 115 Fuß breit und ungefähr 50 Fuß hoch. Merkwürdig und ins Auge fallend sind die großen glatt und künstlich behauenen Quadersteine im untern Theile. Mit ihrer Größe und mit ihrer Randvertiefung erinnern sie an die ähnlichen Blöcke in der Tempelmauer Jerusalems. Sie beweisen, daß wir hier, wie dort, vor einem alten merkwürdigen Bauüberrest stehen. Ueber diesen merkwürdigen aus riesigen Blöcken bestehenden Grundmauern ruht die höhere Mauer, die aus viel kleineren Steinen bestehet und aus neuerer Zeit stammt. In den Winkeln der Mauer sind von den Türken Minarets gebaut worden. Innerhalb dieser Umfassungsmauern, die aber kein Fenster haben, dadurch man hineinblicken könnte, ist denn die heilige Moschee der Muhamedaner, angeblich über der doppelten Höhle Machphelah, die Abraham von dem Eigenthümer Ephron zum Begräbniß seiner Sarah kaufte und darin die Erzväter alle mit ihren Frauen, die Rahel ausgenommen, begraben wurden. Es ist wirklich recht unartig von den Moslem, daß sie einige große Hauptstätten des heiligen Landes eifersüchtig den Augen der Andersgläubigen verschließen. Wir dürfen nur draußen stehen und die äußeren Mauern anschauen; das Innere ruht dort vor uns ein großes Geheimniß. Man kann deshalb nichts Bestimmtes über die Richtigkeit jener Angabe sagen. Einzelne wenige Männer, die hinein gewesen sein wollen, reden von großen Sarkophagen, die sie gesehen haben, worauf die Namen der Erzväter in hebräischer und arabischer Schrift geschrieben ständen. Aber diese Sarkophage sind, vorausgesetzt, daß dergleichen darin sind, jedenfalls neuere Arbeit. Indeß ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wir vor diesen Gebäuden wirklich vor der Doppelhöhle Abrahams und den Gräbern der Propheten stehen. Hier war wol einst die Stätte, die Abraham kaufte, die erste, die er von dem Lande die seine nannte, das von

Gott als das Land seiner Nachkommen ihm verheißen war. Eigen genug, daß sein erstes Eigenthum darin eine Grabesstätte war. Das hatte er von dem verheißenen Lande, eine Stätte, da sein Weib auf eignem Boden ruhen konnte und er nach ihr und nach ihm seine Kinder, die Träger der Verheißung. Es ist eine denkwürdige Stätte, an der wir stehen. Wir vernehmen hier patriarchalische Luft.

Wir steigen auf die Höhe der Berge, die Hebron nach dieser Seite begrenzen. Droben liegt eine Menge von Felsblöcken umher. Schön ist die Aussicht, die man von hier auf die Stadt da drunten hat. Hebron hat wirklich eine wunderschöne Lage. Es liegt in einem schmalen tiefen Nebenthal des großen Wadi el Khalil, der sich im Süden der Stadt fortzieht. Die Häuser ziehen sich in diesem Thale entlang und die Anhöhe etwas hinauf, sind in mehrere Haufen zertheilt und machen mit ihren flachen Dächern, mit ihren Kuppeln, mit den weißen Steinwänden einen lieblichen Eindruck. Vor uns liegt drunten die Höhe hinunter das schöne Moscheegebäude, in dessen Inneres auch hier das Auge nicht dringt. Ueber die Stadt hinaus liegt der große Begräbnißplatz mit seinen grünen Rasen und mit seinen weißen Denkmälern die gegenüberliegende Höhe hinauf mit dem Quarantänegebäude daneben. Schöne Baumpflanzungen erquicken überall das Auge. So liegt Hebron vor uns in seinem Thal, und doch liegt es hoch, 2800 Fuß über dem Meere. Es weht hier frische, freie, gesunde Luft; es muß hier nicht übel zu wohnen sein. Hebron wird von Josua als auf dem Gebirge Juda liegend angeführt. Und von der jüdischen Mischea wird uns berichtet, daß die Priester in Jerusalem das Morgenopfer darbrachten, wenn es anfing hell zu werden bis Hebron. Man hat aus diesen Notizen schließen wollen, daß das heutige im Thal liegende von Jerusalem aus durchaus unsichtbare Hebron nicht das alte Hebron, sondern dieses weiter gegen Norden auf einer Höhe, wo noch allerlei Ruinen sich finden, gestanden habe. Allerdings ist das alte Hebron im jüdischen Kriege durch Titus gründlich zerstört worden, und es wäre so wohl möglich, anzunehmen, daß man sich später anderswo und zwar auf der jetzigen Stelle angebaut habe. Doch sind jene beiden Gründe für solche Ausnahme, wie leicht erhellt, sehr wenig zwingend.

Wir gehen von der Höhe wieder zur Stadt hernieder, kommen manchen alten Gewölben, Thürmen und andern Bauresten vorüber und wandern endlich in den Bazars eine Weile auf und ab. Da in einer Windung der Straße sehen wir aus der Ferne

e Zahl von Moslem versammelt. Wir kommen näher. In er Mitte steht ein Franke; um den schaart sich die Menge. er ist der Franke? Es ist unser Doctor, den wir verloren haben. as wollen die Moslem von ihm? Wollen sie, die hier ziemlich istenfeindlich sind, ihm ein Leid anthun? Mit nichten. Sie d sehr zahm, sie wollen Hülfe haben. Wahrscheinlich von dem iden aus, bei dem wir wohnten, hatte sich die Nachricht ver- itet, es sei ein Arzt angekommen. Kann aber auch sein, daß nur ein, hier freilich glücklicher Gedanke war, der Franke igte ein Arzt sein. Genug, eine Zahl von Leuten hatte nach- ucht, und wir fanden sie um den Doctor versammelt. Mit ankenernst stand er unter ihnen und sahe den Moslem in die igen. Es waren Augenkranke. Solche Krankheit ist sehr häufig Morgenlande. Man sieht dort öfters Blinde. Dieses Leiden rt wohl von der Blendung des weißen Kalksteins her, der den oden Palästina's ausmacht und woraus die Häuser gemacht rden. Es blendet im Sonnenschein außerordentlich, darauf hin- sehen. Wir nahen uns der leidenden Gruppe. Die Männer von bron sind sonst sehr fanatisch. Es sind bis auf 400 Juden e Muhamedaner. Die Zahl der Bewohner ist 10,000. Man hier, wie überall, feindselig gegen die Christen gestimmt. Aber gen uns nicht; uns bahnt man höflich eine Gasse zum Doctor. ist wohl dieser und jener Knabe darunter, der uns am Rocke pft; aber die Alten halten sie ernst zurück. Wir sind beim octor, auf einer Straße Hebrons, umgeben von all den leiden- n Anhängern des falschen Propheten. Es finden sich schlimme chäden an vielen Augen. Wir sprechen deutsch darüber unter ander. Die Moslem hören mit ernster Spannung auf die mden Klänge. Es können viele geheilt werden; aber sie müssen le nach el Kuds, nach Jerusalem kommen. Da sollen sie geheilt rden. Die muhamedanischen Augen sind endlich besehen und re Träger gehen von hinnen. Wir aber gehen weiter, von igen Hebroniten noch eine Weile begleitet. Unten in des hales Tiefe breitet sich ein großer Teich vor uns aus; es ist r untere Teich es-Sultan. Es ist ein großes viereckiges Wasser- issin, an jeder Seite 130 Fuß lang, sehr tief, dabei voll asser und mit einer Mauer umgeben. Der Teich gehört eben , wie der zweite etwas weiter rechts von dort liegende obere, einere Teich alten Zeiten an, und es ist nicht unwahrscheinlich, ß er der 2 Sam. 4, 12 erwähnte Teich ist, an welchem König avid die Mörder des Isboseth zur Strafe ihrer ruchlosen That,

einen unschuldigen Mann in seinem Hause auf seinem Lager
Grund ermordet zu haben, aufhängen ließ.

Es ist jetzt Abend geworden und wir sind sehr müde, h
heute schon den langen Weg von Jerusalem gemacht und
nun schon mehrere Stunden in Hebron umhergelaufen. Mo
wollen wir mehr sehen, auch in Hebron noch bleiben. Es g
uns diese Stätte sehr. Wir kehren nach Hause zu unserm jüdi
Wirthe. Es ist da ein neuer Gast eingekehrt, auch ein Gast
dem preußischen Hospiz in Jerusalem, seines Handwerks
Müller aus preußisch Sachsen gebürtig, Namens Eberwald.
hatte ihn schon einige Tage vorher in Jerusalem gesehen und
sehr verständige, wohlerfahrene, in vier Welttheilen bereits
wesene Mann hatte mir sehr wohl gefallen. Ich freute mich,
hier zu treffen. Wir sitzen in unsrer Wohnung eine Weil
Unterhaltung bei einander. Der Jude ist bei uns, zeigt mir
hebräische Bibel und seinen Talmud, und freut sich, daß
darin lesen kann. Während wir darüber sprechen, sinkt einer
dem andern um. Herr Schatzmann hat sich schon eine Weile
eine Matte in der großen Nische des Zimmers gelegt, siedelt
bald in ein Bett über, das in einem Winkel steht. Der M
nimmt seinen Platz in der Nische ein. Der Doctor hüllt sic
seine wollene Decke und legt sich auf den Fußboden. Ich t
endlich den Juden hinaus, schließe die Läden, lege mich auf
Matratze, die für mich auf den Boden hingelegt ist, und l
das Licht. Wir schlafen gleich ein, müde, wie wir sind, un
Hoffnung, uns für Morgen recht zu stärken. Aber um Mi
nacht werden wir durch ein Gepolter um uns aufgeweckt.
ist's? Sind Feinde da und wollen uns angreifen? Es ist d
um uns; wir können nichts sehen; aber hören können wir
Es ist Herr Schatzmann; der ist mit einem Zeter aus dem
gekommen und stolpert hin über die Schläfer am Boden.
aber kein Schlafwandler, sondern sehr wach. Das böse
darauf er sich gelegt hat. Es war voll Wanzen trotz der
theurung des Juden. Die Wanzen haben ihn angepackt und
dem Bett vertrieben. Wir werden böse über ihn, daß er uns
Schlaf gestört hat. Aber was hilft es? Es wird Licht ange
det; ja es sind die Feinde da in großer Zahl. Ich hatte
dahin in meinem Leben noch keine Wanze gesehen. In He
wurden meine naturhistorischen Kenntnisse vermehrt. Herr Sc
man bereitet sich ein Lager auf dem Boden neben dem Do
Der will ihn zuerst aus Furcht unangenehmer Mittheilun
nicht neben sich haben; er rückt nach meiner Seite zu und

ihn etwas entfernt von sich ruhen. Der Müller spricht aus der Nische beruhigende Worte. Und so erlischt das Licht wieder; die Mitternacht deckt die Scene zu. Es dauert etwas lange; endlich kommen wir wieder in den Schlaf hinein und schlafen bis zum Morgen.

Es ward Licht in Hebron. Wir stehen früh auf. Es ist Sonntagmorgen. Wir bekommen Kaffee von unserm Hauswirth, reiben ihm die Wanzen ein und bereiten uns, in der Frühe nach dem berühmten Baume Abrahams hinauszugehen. Es ist ein lieblicher Morgen. Alles ist so frisch angethan. Wir sind auch so recht gestärkt. Wir gehen den Weg gegen Norden hinaus, den wir gestern gekommen sind. Unser Eseltreiber von Jerusalem, der Hebron seine Heimath nennt, führt uns. Wir biegen nach einer kleinen halben Stunde links vom Wege ab, steigen über einen Wall, gehen über ein Feld und haben vor uns einen wirklich höchst merkwürdigen Baum. Es ist eine sanfte Erhebung, daran er steht; grünes Gras stehet unter ihm umher; darüber erhebt sich der gewaltige Baum. Er ist ganz unten an der Erde über 22 Fuß im Umfang, theilt sich in geringer Höhe in drei dicke Aeste, von denen der eine sich bald wieder in zwei theilt. Dann aber zerfallen sie alle wieder in eine Zahl von kleineren Aesten, die mit dichtem Laub besetzt sind. Die Aeste bilden mit diesem ihrem Laube eine wunderschöne große Krone, deren Umfang über 100 Schritte mißt. Es ist eine Eiche, von den Arabern Sindian genannt, gehört zum Geschlecht Quercus ilex. Wir steigen in den Baum, pflücken von seinen kleinen Zweigen, suchen darauf Eicheln unter ihm, finden auch davon und nehmen sie zu uns zum Andenken an diese Stätte. Darauf setzen wir uns nieder unter diesen Zweigen. Es ist so lieblich hier auf diesem grünen Grase unter diesem lebendigen Dache, umgeben von schönen Fluren. Man fühlt sich hier recht erquickt. Frische Luft weht uns hier an, Patriarchenluft. Ja wohl, denn wer ist dieser Baum? Er ist alt, uralt, hat schon manches Jahrhundert gesehen. Freilich seine Jahre reichen lange nicht hinauf in die Tage der Patriarchen, und für das Haus Abrahams wird von Einigen eine andre Stelle, am Wege, der von Hebron aufwärts geht, mit Ruinen versehen gehalten. Aber der Name unsers Baumes ist weit und breit der Abrahamsbaum und es ist wenigstens nicht unmöglich, daß er ein später Nachzügler an einer Stelle steht, bis wohin die Bäume des alten Haines Mamre sich erstreckten, darin der alte Erzvater wohnte. Wie dem aber auch sei, dieser alte, noch lebendig grünende Baum steht jedenfalls nicht weit von der Stelle

Mamre's und er erinnert lebendig an die alten Tage. Das patriarchalische Alterthum tritt einem hier auf diesem Rasen unter diesem Dache nahe; es ist, als ob man selber lebte in jenen Zeiten und müsse hie und da den alten Pilgrim erblicken, wie er ehrwürdig diesem Baume sich naht. Es treten einem wundersame Ereignisse vor das geistige Auge. Man sieht die altersgraue Gestalt an der Thür der Hütte mitten am Tage. Drei Wandrer kommen. Er bückt sich vor ihnen und spricht: lehnet euch unter den Baum. Und es wird ein Mahl unter dem Baume bereitet und sie sitzen zu essen. Es sind Boten Gottes, die verheißen Abraham den Sohn; sie ziehen gen Sodom und Abraham geleitet sie. Ich wollte, der Baum über meinem Haupte wäre derselbe noch; er ist aber nicht so alt, stammt erst aus den christlichen Zeiten. Uebrigens erwähnt schon Josephus einer großen Terebinthe nicht weit von Hebron, die so alt sein solle als die Welt, und der Kirchenvater Hieronymus im 4. Jahrhundert einer Eiche, die bis zu seiner Kindheit als ein uralter Baum gezeigt worden sei. Die jetzige Eiche steht möglicher Weise auf der Stelle jener früheren alten Bäume und die Stelle ragt somit weit in die Jahrtausende zurück. Wir athmen frische, freie Patriarchenluft.

Wir kehren in der Morgenfrische nach Hebron zurück, und beschließen, noch heute Nachmittag nach Bethlehem wieder aufzubrechen. Unser Eseltreiber, der in Hebron heimisch war, wollte allerdings ungern schon heute von seiner Heimath wieder scheiden, und Hebron hatte uns sonst auch sehr wohl gefallen. Aber die mitternächtliche Scene, die wir erlebt hatten, ließ uns besser erscheinen, wenn wir nach Bethlehem uns zurückzögen. Wir wandern also am Vormittag noch etwas umher in dem muhamedanischen Hebron. Der Moslem feiert den Freitag, nicht den Sonntag. Wir kommen einer Glasfabrik vorbei, darin gearbeitet wird. Wir blicken einen Augenblick hinein. Es werden dort allerlei kleine Gläser und Flaschen gemacht, und besonders viele rohe farbige Finger- und Armringe für Frauen und Kinder. Es ist aber keine besondre Arbeit, und die berühmten Glasfabriken Hebrons sind nichts gegen unsre europäischen. Wir kommen zu dem großen Teiche. An dem Teiche ist eine Schule, darin unterrichtet wird. Ich werfe durch die offene Thüre einen Blick hinein. Es ist ein großes Local. Im Hintergrunde liegt der Lehrer und raucht seine Pfeife. Die Kinder hocken am Boden umher und machen mit ihrem Körper fortwährend Bewegungen auf und ab, und ergehen sich dabei in einem lauten verworrenen Zusammenschreien. Wahrscheinlich lesen sie im Chor. Anders konnte ich diesen Lärm nicht

deuten. Es sah zu unsauber darinnen aus, sonst hätte ich wohl Lust gehabt, näher hineinzugehen und einmal Schulvisitation zu halten. Eine Schulprüfung in Hebron wäre mir ganz lieb gewesen. Es soll freilich nicht viel sein, was man dabei hätte verlangen können. Etwas Lesen, ein klein wenig Rechnen und Schreiben soll die Summa der Wissenschaft sein, die hier gelehrt wird. Hebron hat noch einige andre Stätten, die man zu besuchen pflegt, den Abrahamsbrunnen; Isai's Grab, das durch einen unterirdischen Gang mit der Moschee in Verbindung stehen soll, und zu dem die Juden einen Monat im Jahr Abends und Morgens hingehen zu beten; das Grab Abners. Wir kehren zurück, sehen unterwegs noch einem muhamedanischen Begräbniß auf dem schon erwähnten großen Platze zu, wo grüne Fahnen wehen und eine Zahl von Klageweibern aufgestellt ist. Unser Wirth bereitet uns auf unser Verlangen ein einfaches Mahl, das aus gekochten Eiern besteht. Die Bereitung ist beinahe ein Ereigniß im Hause. Die ganze Familie, groß und klein, steht umher und sieht dem einfachen Werke zu. Unser Jude lebt mit den Seinen zusammen, ohne daß sie sich etwas zu thun machen. Sie thun nichts Andres, als lesen im Talmud. Sie werden durch Geldunterstützungen aus Europa unterhalten. Wie er sagte, bekäme er jährlich ungefähr 100 Dukaten. Die meisten Juden leben sonst unter dem Schutz der europäischen Consuln, lassen sich Almosen aus Europa geben und verdienen nebenbei etwas durch Bereitung des Weins. Der Wein wächst bei Hebron sehr reichlich und schön, wie in alten Zeiten, da die Kundschafter des Moses in diese Gegend, in das Thal Escol, das ist in den jetzigen großen Wadi el Khalil, kamen und dort Trauben abschnitten. Die Beeren sind noch heute von besonderer Größe und Schönheit, und werden theils zur Weinbereitung gebraucht, theils zu einem Syrup verarbeitet, der viel nach Egypten hin verkauft wird. Der Wein wird dadurch ausgepreßt, daß man ein Brett auf die Trauben legt, mit den Füßen darauf tritt und so den Saft in Gefäße hineinpreßt. Dabei wird der Keltertreter denn zuweilen ziemlich mit dem Safte bespritzt. Der Wein wird dann in ledernen Schläuchen oder thönernen Krügen aufbewahrt. Alles, wie in alten Zeiten. Der Wein aus diesen Trauben ist schön und wohlschmeckend.

Rückkehr von Hebron.

Die Gärten Salomo's. — Die Wasserleitung. — Bethlehem. — Beit Dschala. — Quell Hunnijeh. — Kloster St. Johannes. — Kloster des heiligen Kreuzes. — Neuer Hospizgast.

Am 18. April Nachmittags verließen wir Hebron wieder und zogen auf dem alten Wege zurück. Es war ein ziemlich scharfer Gang, den wir gingen. Wir sahen noch einmal aus der Ferne den Abrahamsbaum, betrachteten die Ruinen einer Moschee Neby Jonas auf einer Höhe, eine Stätte, die jetzt Hulhul genannt wird, lagerten wieder ein wenig bei ed Dirweh und kamen nach einigen Stunden zu den Teichen Salomo's. An diesen Teichen bogen wir nun rechts von dem Wege nach Jerusalem ab, und zogen an einer Höhe auf einem schönen Wege nach Bethlehem zu. An unserem Wege zog sich eine lange Strecke die Wasserleitung entlang, die das Wasser von den Teichen Salomo's nach Bethlehem und von dort nach Jerusalem führt. Der Weg führt von den Teichen zuerst ganz östlich an einem engen Thale fort; bald aber wendet sich Weg und Wasserleitung gegen Nordosten. Da liegt unten im Thale die Höhe hinauf das Dorf Artas; ganz unten breiten sich gegen Osten die wunderschönen Gärten Salomo's aus. Die Hütten des Dorfes an der Höhe aufwärts sind ärmlich aus Steinen aufgebaut, theilweis in den Felsen gehauen. Aber die Wohnungen drunten machen in der Ferne einen lieblichen Eindruck. Sie sind von Gärten umgeben, die durch Steinmauern eingefriedigt ganz europäisch in Rabatten angelegt sind, und von Obstbäumen, die gar freundlich mit ihrem Grün zu uns heraufwinken. Von der Wasserleitung zieht sich eine Wassermenge ins Thal hernieder und wässert es zu der anderen Wässerung, die es hat. Die Wasserleitung wird durch diese Ableitung nicht aufgehoben, nicht einmal viel beschränkt. Allerlei Gemüse wird drunten gezogen. Die Feigen- und Aprikosenbäume geben viele und schöne Frucht. Wir stehen oben lange stille und schauen in das schöne Thal hinunter. Es wird uns recht wohl in diesem Anblick. Wir sehen hier ein Stück vom heiligen Lande, wie es werden kann, wenn etwas dafür gethan wird, und wie es einstens wohl größtentheils gewesen ist. Es ist diese Stelle gewiß das alte Etham Salomo's, wovon uns Josephus erzählt, daß der König Israels darin Gärten angelegt und sie mit Wasserströmen bewässert habe. Es fällt dem Wandrer, der vor diesem Thale steht, das Wort ein von dem verschlossenen

des Hohenliedes und das Wort des Predigers: „Ich mir Gärten und Lustgärten und pflanzte mir allerlei ere Bäume darinnen. Ich machte mir Teiche, daraus zu den Wald der grünenden Bäume.“ Vor 9 Jahren hat ein er Jude Meschullam hier eine Colonie versucht und dazu nd von der türkischen Regierung gepachtet. Es ist aber gegangen, wie es derartigen Unternehmungen dort bis jetzt geht und nicht anders gehen kann, es hat nicht besonders gehen wollen. Wir gehen nach diesem lieblichen Blick in al, das sich, wenn auch nicht so angebaut, bis zum Franken-inzieht, der mit seinem platten Gipfel aus der Ferne uns t, vorwärts gegen Norden. Die Wasserleitung ist noch eine am Wege unsere Begleiterin. Dann und wann ist eine ng nach oben in der Leitung, und es ist sehr angenehm durch das hindurchwallende Wasser langsam gegen Norden zu sehen. Dann verläßt uns diese Begleiterin, geht zuerst on unserm Wege, schneidet ihn kurz vor Bethlehem, geht um diesen Ort herum und in mehreren Windungen nach lem. Auf der Brücke oberhalb des untern Teiches sieht man pur durch das Thal Gihon, kann sie dann um den Zion verfolgen, von wo sie einst zum Tempel führte. Nach us soll sie ein Werk des Pontius Pilatus sein. Wir lassen asser seinen Gang gehen und gehen nach dem lieben Beth-auf der Höhe aufwärts. Es wird uns, wie vordem, sehr die Höhe zu ersteigen; nach mancher Mühe sind wir aber n Brunnen und ziehen in die Stadt ein. Ich gehe mit Müller Eberwald noch einmal um das Kloster herum; wir n die Milchgrotte und gehen dann zu Schäfer, unserm elischen in Bethlehem. Die beiden Gefährten sind schon da. unger wird durch Eierkuchen vortrefflich und vollständig be-und der Bethlehemiterwein mundet uns wie Rheinwein, m er Aehnlichkeit zu haben scheint. Es wird ein Lager für uf dem Boden der Wohnstube bereitet, und wir schlafen lich, ohne von feindlichen Mächten angegriffen und geplagt den.

Müller Eberwald hat sich von Jerusalem aus mit einem hlungsschreiben des lateinischen Klosters an das Kloster ohannes versehen, ein Kloster, das ein Paar Stunden west-m Jerusalem und nordwestlich von Bethlehem liegt. Ich ße, mit ihm diesen Umweg von Bethlehem nach Jerusalem hen. Ich mache mich am Morgen, den 19. April, noch mit dem Doctor zur Geburtsgrotte in Bethlehem auf und

sehe die heiligen Räume noch einmal an. Es wird d
von den Griechen Messe gehalten. Der schlechte Gesang
Mangel aller Andacht von Seiten der Priester und Zuh
nicht geeignet, uns andächtig zu stimmen. Wir verlassen
lige Stätte bald wieder. Zu Schäfer zurückgekehrt tre
Reisegefährten nach Hebron uns dann. Der Doctor u
Schatzmann gehen graden Weges nach Jerusalem. Ich
meinem neuen Reisefährten von Bethlehem gegen Nordwes
gehn durch das große Thal im Westen von Bethlehem un
die Höhe hinan, darauf eine kleine Stunde nordwestlich
serm Ausgangsort Beit Dschala liegt. Die Sage läßt
vor diesem Dorf die Stätte sein, wo sich einst das
Sanherib lagerte und der Engel des Herrn in ein
185,000 Mann davon tödtete. Nach der biblischen G
aber hat man den Ort Libna, wohin Sanherib von L
zogen war und wo jene große Strafe Gottes geschah, w
im Südwesten zu suchen. Beit Dschala ist ein ziemlic
Dorf, von 2000 Seelen bewohnt. Es liegt unter den O
umher sehr lieblich. Es wurde dort, als wir da waren,
Kloster gebaut. Die Kirche des Klosters war inwendig fe
gingen hinein. Sie war außerordentlich freundlich. Ei
Gemälde fiel uns ins Auge; es stellte den heiligen G
wie er den Lindwurm erlegt. Wir gehen dann durch
Die Wohnungen sind allerdings nicht besonders und die
schlecht. Es geht die Sage, daß kein Moslem hier lä
zwei Jahre lebe; daher wohnen die Christen hier in all
Wir gehen gegen Norden zum Dorf hinaus und suche
Thal Ahmed, das hier gegen Nordwesten läuft, hinunter zu
Wir verlieren den Fußweg und steigen gradezu hinunt
diesem mühsamen Niedersteigen wandern wir unten i
zwischen den Höhen zu beiden Seiten auf dem Wege
Mein Begleiter hält sich eine Weile auf; das Thal bi
hinter der Biegung begegnen mir zwei Araber mit Gew
dem Rücken. Sie stehen still, haben mir allerlei zu sagen
ich wenig verstehe. Sie sind nicht angenehm. Da köm
Gefährte um die Biegung und die Araber gehen schn
Weges weiter. Wir beiden wandern weiter im Thale u
die Thalgrenzen an. Die Bildung der Höhen ist hie und
merkwürdig; es ist als ob diese Felsen vom Wasser aus
seien. Es ist eine gute Stunde seit Beit Dschala vergan
sind wir an einer Quelle im Thale el Werd, das hier d
Ahmed aufnimmt und von Westen nach Osten streicht. E

uelle Ain Hunntjeh. Ein kleines schönes, aber verfallenes Ge-
äuer umgiebt die Quelle. Das Gemäuer ist eine Ründung mit
äulen, die oben Kapitäle haben. Aus der Mitte fließt das
asser auf die Steine hernieder und bildet einen Bach, der in
s Thal hinunterfließt. Mit Unrecht hat die neuere Mönchssage
rther die Taufe des Kämmerers der Königin Kandace verlegt.
ir lassen uns bei dieser schönen Quelle etwas nieder. Links
gt etwas entfernt ein kleines Dorf Welejeh. Ein Paar Fellah's
mmen zu uns und bitten um Taback für ihre Pfeifen. Wir
ben aber selber keinen mehr. Das Thal vor uns ist recht ziem-
h angebaut. Nicht weit von uns pflügt ein arabischer Landmann,
i Fellah, den Acker. Er hat zwei Kühe vor seinem Pfluge. Der
lug ist ein langer dicker Stamm, hinten mit einem Widerhaken
rsehen. Damit reißt der Araber das Land um. Unser Pflug
ürde dort bei dem steinigten Lande bald zerbrechen. In seiner
and hat der Fellah einen langen dünnen Stab mit einem eiser-
n Stachel. Damit treibt er die Kühe. Ist der Arbeiter fertig,
mmt er seinen Pflug auf den Nacken. Grade vor der Quelle
ht der vom Quellwasser befeuchtete Weg quer durch das Thal
der Höhenwand gegen Norden. Wir steigen mühsam hinauf,
nnen aber gar nicht zurecht finden. Wir fragen nach dem Wege
ch Ain Karim, St. Johannes; aber die Anweisung will uns
cht recht befriedigen. Wir treffen am Bergrand einen jungen
raber mit einer Flinte auf dem Rücken. Wir bedeuten ihm, er
l uns den Weg zeigen. Er will nicht und wir müssen zu dem
auberwort greifen, das hier allmächtig überall wirkt, zu dem
orte: Bakschiesch. Da bekommt er Ohren, da geht er uns über
n hohen Berg gegen Norden voran. Auf der andern Seite der
öhe sehen wir vor uns in der Ferne im Thale das Kloster Ain
arim oder St. Johann mit dem Dorf daneben und verabschieden
nsern Führer. Wir lassen uns ein wenig nieder und blicken in
s lang hingezogene Thal. Es ist ein sehr lieblicher Blick; das
hal ist überall schön bebaut und bepflanzt; das Kloster macht
ch in dieser Entfernung sehr stattlich. So ist es meistens in
alästina, wo Klöster sich finden. Dort ist so ziemlich Alles am
ande gethan, was daran gethan werden kann, und, wo der
oden nicht ganz unfruchtbar ist, sieht er wohl cultivirt aus. Wir
ehen hinunter, kommen zu einer überbauten Quelle, dabei mehrere
aschende Frauen sich befinden, die ihre Wäsche mit Brettern klopfen.
ir kommen in das Thal hernieder. Die Sage hat dieses Thal
r der Stätte gemacht, wo Zacharias und Elisabeth wohnten und
r Vorläufer des Herrn, Johannes der Täufer, geboren ward.

Sie zeigt noch heute die Ruinen von dem Hause der E
und wunderbar genug wird entfernt davon im Kloster die
der Geburt des Johannes gezeigt. Wie dem nun auch sei
die Gedanken des Wandrers, der dies Thal betritt, gehen
Tage jenes ernsten Predigers in der Wüste zurück, der in
alterthümlichen Aufzug seine Zeitgenossen an die Gestal
alten Propheten erinnerte und an das Gericht Gottes
der aber auch hinwies auf das nahende Heil und den n
Erlöser. Wie das lebendig gewordene alte Testament mit
Ernste und seiner Hoffnung steht er vor dem geistigen Aug
es mit jenen Ruinen von dem Hause der Elisabeth si
verhalten mag, die Gedanken des Pilgers, der sich diese
zeigen läßt, gehen auf jene fromme Familie zurück, die
fang des neuen Testaments uns begegnet, und mit der
des Herrn befreundet dem Volke Israel den Boten und
des Messias gab. Den großen Nutzen hat die Sage m
Gespinnsten, daß sie uns überall an die wirklichen Geschich
Begebenheiten des Reiches Gottes erinnert, damit wir
Wandrung durch das heilige Land keine vergessen, sonder
jeden eine Erinnerung widmen. Das Thal ist mit Oelb
Weinstöcken und Kornfeldern wohlbepflanzt. Wir gehen zu
nischen Kloster St. Johannes und werden auf Vorzeigung
Empfehlungsbriefes freundlich aufgenommen. Der auf
Klosterbruder ist sehr zuvorkommend und das Fremdenzimm
hinein wir geführt werden, sehr angenehm. An den Wän
merke ich eine große Karte von Sicilien und eine große
folge von Bildern der Päpste bis in die allerneuesten Zeiter
einer kleinen Erfrischung gehen wir in den Garten des
wo mehrere Klosterbrüder arbeiten. Es stehen hier viele
stöcke umher, die ersten, die ich in Palästina sah. Fl
Thätigkeit blicken aus Allem uns entgegen. Wir gehen v
Gemüsegarten in den Baumgarten, und von dort zurück
die Terrasse des Klosters hinauf, wo ein prächtiger Anblick
Thal sich eröffnet. Darauf führt uns ein Mönch in die Ki
zeigt uns die Grotte mit der Inschrift, daß hier der V
des Herrn geboren sei. Das Essen schmeckt uns vortreffl
ist sehr gut bereitet. Das Kloster hat mir in Allem vo
gefallen. Nach einem Aufenthalt von mehreren Stunden
schieden wir uns von den freundlichen Mönchen, die hier
10 an der Zahl wohnen. Man zeigt uns den Weg nac
salem, der rechts vom Kloster abbiegt. Wir kommen übe
Berg, dann auf eine Ebne, die aber unfruchtbar ist. I

ie gute Stunde gegen Osten gegangen, da sehen wir in einer
ederung das griechische Kloster des heiligen Kreuzes, Deir el
usallabeh. Wir kommen auch bald dahin, indem wir etwas
m Wege abbiegen. Es ist ein schönes großentheils neugebautes
ebäude mit freien Höfen, hoch hinaufgehenden Treppen, schönen
rrassen und großen Zimmern. Ein neuer Glockenthurm ragt
er die Terrasse hervor. Das Kloster soll an der Stelle stehn,
der Baum gewachsen ist, daraus das Kreuz des Herrn gemacht
rd. Ein Klosterbruder führt uns umher. Die Kirche hat eine
enge sehr alter, zum Theil sehr verschossener Gemälde, die
echische Bischöfe und Patriarchen darstellen. Unter dem Altar
rd die Stelle gezeigt, wo der Baum des Kreuzes gestanden
ben soll. Ueber dem Altar steht ein Kreuz, daneben frei die
iden Gestalten unter dem Kreuz. Wir gehen dann in die Unter-
htsstuben, zwei große, schöne Räume. Da sitzt eine Zahl er-
achsener Priesterzöglinge, die in verschiedenen Sprachen, auch in
r lateinischen und einigen neueren europäischen Sprachen außer
n sonstigen ihnen nothwendigen Fächern unterrichtet werden. Das
loster ist nämlich zugleich eine Anstalt zur Bildung von Priestern.
h sah ein lateinisches Buch da liegen und fing mit einem der
öglinge lateinisch an, weil die Unterhaltung in den anderen
prachen nicht wollte. Aber es war vergebens und der junge
ann erröthete verlegen. Die Anstalt soll übrigens nicht schlecht
n und die verschiedenen Räumlichkeiten derselben sind wohl-
gerichtet und sauber. Gegenüber der großen Gastfreundlichkeit
lateinischen Klosters zu St. Johannes fiel uns hier auf, daß
nicht die allergeringste Erquickung gereicht wurde. Im Ganzen
die Griechen am wenigsten gastfrei. Wir brechen endlich auf.
r Weg führt über steinigte Felder in einer halben Stunde nach
usalem. Wir lassen in der Nähe von der Stadt den oberen
onteich links. Er heißt bei den Arabern Birket el Mamilla
ist ungefähr 300 Fuß lang und 200 breit. Von hier beginnt
Thal, das bis zum unteren Teich das Thal Gihon, von
das Thal Hinnom heißt. Ganz nahe bei ihm wird ihm
l die Quelle Gihon gelegen haben. Neben dem Teiche ist
muhamedanischer Begräbnißplatz und eine Wasserleitung führt
dem Teiche des Hiskia in der Stadt.

Unsre Freunde in Jerusalem begrüßen die zurückgekehrten
nderer freundlich. Es ist ein neuer Gast in das Hospiz ge-
en, der Missionär Zeller von Nazareth, ein körperlich leidender,
charakterfester Mann. Er zieht, weil im eigentlichen Hospiz
Platz ist, zu mir ins Zimmer bei Pastor Valentiner, wo vor

Kurzem auch Herr Schatzmann eingezogen ist. Mit ihm zusammen geht das ganze Hospiz am Abend zum Diakonissenhause, wohin wir geladen sind. Wir besehen hier das schöne Blumenbouquett, das unser Professor Levison für die Kaiserin von Rußland hier hat anfertigen lassen, und kehren spät am Abend nach Hause zurück. Wir Wandersleute von Hebron haben eine erquickende Nachtruhe, obgleich im Anfang die Mücken, die im Morgenlande eine arge Plage sind, alles thaten, um die müden Leute zu plagen und vom Schlafe abzuhalten. Das Geheul der auf den Straßen regierenden Hunde, das freilich auch nicht förderlich für das Einschlafen ist, war jetzt schon bei uns zur Gewohnheit geworden und deshalb nicht mehr hinderlich.

Die Juden in Jerusalem.

Ihre Wohnstätte. — Verschiedene Parteien. — Geistige Versunkenheit. — Allmosen aus Europa. — Montefiore's Werke und Belohnung. — Einsammlung der Allmosen. — Starrheit des Judenthums. — Frucht der Mission. — Synagogen.

Es war am Tage nach unserer Rückkehr von Hebron, am Dienstag den 20. April, daß wir in das Judenquartier gingen, uns die Juden und ihre Synagogen näher anzusehn. Wir haben schon einmal von den Juden geredet, die jetzt in Jerusalem wohnen, von ihrer Klage, die sie an jedem Freitagabend an der Harammauer anstimmen. Sie haben Grund zur Klage; sie sind tief heruntergekommen. Es ist ein trauriger Blick auf diese Sprößlinge des alten hochbegnadigten Volkes. Sie sind nun Fremdlinge auf dem heimischen Boden und der unsauberste Theil von Jerusalem ist ihre Wohnstätte. Es ist die Ostseite des Zion, wirklich eine Stätte, da man ungern hindurchgeht, die an Unreinlichkeit und Unwirthlichkeit ihres Gleichen sucht, und daran von Seiten der Bewohner natürlich nichts geschieht, sie wirthlicher zu machen.

Die Zahl der jüdischen Bevölkerung in der heiligen Stadt ist ungefähr 6000. Es sind nicht Eingeborne im Lande allein, sondern manche sind aus der Fremde hergekommen, um, wie in ihren Reisepässen oft angegeben stehen soll, in Jerusalem zu sterben. Die meisten dieser Einwanderer ziehen nach der heiligen Stadt, aber viele auch zu den andern drei heiligen Städten, die es für sie in Palästina giebt, Hebron, Tiberias und Safed. Diese Juden sind nicht innig mit einander verbunden durch das gemeinsame große Volksgeschick, das sie betroffen hat, sondern sie sind unter sich in verschiedene Parteien zerspalten, und diese stehn im

ı Gegensatz zu einander. Darin offenbart sich ferner die
ȷe Lage dieses Volkes. Im großen Ganzen scheiden sich be-
s drei Klassen unter ihnen. Da sind zunächst die Sepharedim.
sind die Juden, deren Urväter einst vor 400 Jahren aus
en vertrieben wurden und sich über die Gegenden des mittel-
hen Meeres bis nach Persien hinein ausbreiteten. Ihre Zahl
Jerusalem ungefähr 4000 und ihre Sprache spanisch. Sie
unter Vorstehern, Rabbinen, deren Oberhaupt der Chacham
i ist. Er wird von der türkischen Regierung bestätigt und
le Obergewalt in Händen. Neben sich hat er ein Collegium
abbinen. Diesen Vorstehern gegenüber hat hat die Gemeinde
us gar keine Berechtigung. Die Sepharedim sind türkische
hanen. Man findet unter ihnen wirklich schöne Gestalten.
Züge der Männer und Frauen sind zuweilen überraschend
nd edel. Ihre Kleidung ist die weite morgenländische mit
Turban, meist einer von hellem Tuch umwundenen blauen
bedeckung. Sie gehen darin ziemlich reinlich und anständig
. Der Gemeinde der Sepharedim steht das Recht auf die
en Begräbnisse um Jerusalem zu. Sie verkäuft sie an die
en Juden und macht eine ziemliche Summe daraus. Den
redim stehen die Aschkenazim gegenüber, das sind die Juden,
s Deutschland, Rußland, Polen und Ungarn stammen.
Zahl in Jerusalem ist ungefähr 1700 und die Sprache
. Ihre Kleidung ist europäisch und nach ihrer Herkunft
eden; in der Regel tragen sie statt des Turbans die braune
ütze. Sie sind dabei ziemlich unsauber und schmutzig. Nach
Stammländern zerfallen sie wieder in verschiedene Parteien,
tehen unter dem Schutz der verschiedenen Consulate. Die
en Juden sind in sehr hohem Grade fanatisch und streit-
. Eine dritte Klasse sind die Karaiten, von denen sich nur
30 in Jerusalem finden. Das sind die Juden, die sich nur
s A. T. halten und alle jüdische Ueberlieferung verwerfen.
diese Parteien sind durch eine traurige Zwietracht von ein-
geschieden, die eben so groß ist, als sie ehemals zwischen
äern und Sadducäern vorhanden war. Zu dieser Zwietracht
nzelnen Parteien unter einander kömmt die große Zwietracht
n den Gemeinden und ihren Vorstehern, obwol die ersteren
ohl hüten, den letzteren gegenüber ihre Feindschaft an den
u legen. Diese Vorsteher werden ihnen von Europa aus
hren Glaubensgenossen gesetzt und haben Alles in ihren
n. Den Gliedern der Gemeinde stehet durchaus kein Antheil
r Verwaltung zu, nicht einmal eine Einsicht darin. Daher

ist die große innerliche Unzufriedenheit und Spaltung entst
die nur nachtheilig auf das Wohl der Gemeinde einwirkt.

Nicht minder traurig ist der Blick auf die geistigen Zu
dieser Juden. Sie sind im Ganzen ein faules Volk, da
Arbeit nicht liebt, und sich am liebsten von ihren Glaubensge
aus der Fremde erhalten läßt. Es giebt allerdings einige
ihnen, die auf Erwerb aus sind. Besonders finden sich unter
Manche, die sehr hübsch Pettschaften und dergleichen Ding
Stein verfertigen und damit manches Geld verdienen.
treiben dies und das Handwerk. Aber im Ganzen sind
dieser Hinsicht ein ganz verkommenes Geschlecht, und man e
in ihnen die Juden bei uns nicht wieder, die ja wirklic
mühsam und emsig in ihrem Geschäfte wirken. Sie lege
liebsten die Hände in den Schooß und lassen sich von G
aus Almosen reichen. Die Glaubensgenossen in der Fremde
wirklich auch ein rechtes Herz für die Brüder in Jerusalem
haben alles gethan und thun noch immerfort alles, was si
nen, und ohne viel Dank dafür zu ernten. Sie haben ihn
Krankenhaus gegründet und einen Arzt gegeben. Sie haben
Schulen und Unterrichtsanstalten gegründet und unterhalten
ben. Sie haben ihr Augenmerk darauf gerichtet, die Juden zu
beit zu gewöhnen und sie dadurch zu heben. Die Rothschilds
das Hospital gegründet, Montefiore hat Land vor dem Jaffath
die Juden angekauft. Ein Amerikaner Turo hat 100,000
für seine Glaubensgenossen in Palästina zu gemeinnützigen Z
ausgesetzt. Die Rothschilds haben sonst noch eine Handwerks
eine Anstalt für arme Wöchnerinnen, Montefiore eine Mä
schule, die Frau Herz aus Wien eine andre Schule gegr
Aber bisher haben sie für das Alles wenig Dank geerntet;
dieser Anstalten und Schenkungen ist Haß und Feindschaft,
trauen und Verdächtigung entgegengetreten. Die Juden in
salem haben es am liebsten, wenn ihre Glaubensgenossen
baar Geld geben. Das ist etwas Reelles, das wissen sie zu
digen. Als der reiche Jude Moses Montefiore vor Jahren
Jerusalem kam, eine Menge baar Geld mit sich führte u
unter die Armen vertheilte, da war er ihr Mann, ein
Freund Jeruschalaims, da häuften sich ihre Segenswünsch
orientalischen Bildern auf sein Haupt. Der freigebige Mann
davon sehr ergriffen sein; es ereignete sich, daß er in edlem
leid all sein Geld vertheilte und selber zur Reise kein Geld
behielt. Er mußte also dazu greifen, zu leihen, und ein Gla
genosse, der etwas Vermögen besaß, hatte so viel Herz fü

Wohlthäter Israels, daß er gegen sehr hohe Procente dem sicheren Mann Geld vorschoß. Wie aber das Ernste mit dem Heiteren so viel zusammen ist in der Welt, so auch hier. Es erfand sich nämlich, daß der helfende Freund selber in dem armseligsten Gewande mit unter denen gewesen war, die sich bei Montefiore über ihre Noth beklagt und von ihm eine Geldspende in Empfang genommen hatten. Damals, als er baar Geld gab, war Sir Moses Montefiore ein edler Mann und die Wohnungen Israels in Jerusalem waren voll seines Lobes und Preises. Er kam vor wenigen Jahren wieder mit einer Menge Geldes und die Herzen Israels schlugen ihm entgegen. Leider wollte er diesmal nicht mehr vertheilen. Der Mann hatte erkannt, daß solche Vertheilung zu nichts führe, daß solches Geld nur in einen bodenlosen Abgrund geworfen sei, der nie damit ausgefüllt würde, daß es damit nur ginge, wie mit den meisten Armenunterstützungen Europa's, die bei aller Größe nur dazu dienen, die Armuth zu mehren. Also Montefiore wollte den alten Weg nicht wieder gehen, sondern Land kaufen, Colonieen anlegen, Mühlen bauen u. s. w., um sein Volk im heiligen Land zur Arbeit und zum Selbsterwerb zu führen und es dadurch aus seiner Versunkenheit herauszureißen. Aber da war Israel böse in Jerusalem; da war es aus mit Sir Moses Montefiore, da verstummten die Lobpreisungen, da waren die segnenden Sprüche vorbei. Da fluchten sie ihm als einem Hartherzigen und Ungläubigen und beriethen unter einander, ob er nicht in den Bann gethan werden müsse, weil er den grade damals für Fremde offenen Tempelplatz mit den Moscheen des Islam betreten habe. Der Freund seines Volkes mußte über diese undankbare Behandlung und die Widerspenstigkeit, womit sie seinen Plänen entgegentraten, wohl leidtragen; doch hat er nicht abgelassen und allerlei Anstalten für die Hebung Israels innerhalb und außerhalb Jerusalem gegründet. Nicht besser ist es anderen Freunden Israels ergangen. Den Abgesandten des Hauses Rothschild, Cohn, der ähnlich, wie Montefiore, sein Volk zu heben suchte, thaten sie in den Bann, und dem Doctor Frankl, der im Jahre 1856 im Auftrage der Frau Herz-Lämmel nach der heiligen Stadt ging, um dort eine Lehranstalt für die arme israelitische Jugend zu gründen, wurden die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt; die größte Schmach wurde über ihn gehäuft. Die Juden wollen in der alten Weise ganz fortleben, nichts Neues eingerichtet haben. Am liebsten nehmen sie das baare Geld, um davon zu zehren, ohne zu arbeiten. Die Summe dieser baaren Almosen, die jährlich nach Jerusalem gehen, ist groß,

beträgt über 800,000 Piaster. Um sie zu bekommen, werden Boten ausgesandt und mit Empfehlungsbriefen und Bittschriften versehen. Diese Boten werden nicht etwa aus den frömmsten und besten Juden gewählt, sondern der Botengang ist ein Geschäft, das verauctionirt wird. Wer am meisten für das Geschäft bietet, bekömmt die Sendung. Er bekömmt dann die besten Zeugnisse mit, zieht umher, sammelt ein und hat für sein Geld und seine Mühe auf den dritten Theil der ganzen Einnahme Anspruch. Die übrigen Theile werden nach Kopfzahl und nach Stellung in der Gemeinde unter die Juden vertheilt. Doch geht's dabei viel mit nach der Gunst der Rabbinen. Diese haben ihre Untergebnen überhaupt ganz in Händen. Bis die Gelder kommen und vertheilt werden, haben sie oft schon ein Anrecht auf einen großen Theil von dem Gelde der Einzelnen. Sie strecken nämlich aus der Gemeinde- oder ihrer eignen Kasse den Aermeren, die nicht warten können, Geld auf Zinsen vor, und der Antheil, den diese bei der Theilung bekommen, reicht sehr oft nur hin, die Schuld zu decken. Natürlich zerstört dieses Almosenwesen jede geistige Erhebung und bringt die Kinder des alten Bundesvolks, die in Jerusalem wohnen, immer mehr herunter. Die Juden in den andern Städten sind nicht besser geartet, leben auch zum guten Theil von solchen Gaben, werden aber nicht so unterstützt, wie die in Jerusalem, und sehen deshalb mit scheelen mißgünstigen Augen auf ihre Brüder in der heiligen Stadt. So ist das arme Volk überall im heiligen Lande tief verkommen und dabei unter einander zerspalten und zerrissen.

Bei dieser ihrer geistigen Erniedrigung hangen aber die Juden mit großer Hartnäckigkeit an ihren Satzungen und sehen sich als die rechten Vertreter des Gesetzes und des alttestamentlichen Bundes an. Es kömmt ihnen aber weniger auf die rechte Erfüllung des Gesetzes, als auf die Beobachtung äußerer todter Werke an. Noch heut zu Tage tragen sie die Denkzettel um Stirn und Arm beim Gebet, diese Gebetsriemen mit Stellen aus dem Gesetz darauf. Dazu kommen die Schaufäden, die Quasten an den Gewändern, die nicht fehlen dürfen, wenn nicht etwas Bedeutendes mangeln soll. Sie essen auch noch zu Ostern ungesäuertes, süßes Brot, dünne Brotkuchen, die gebrochen werden, verzehren etwas gebratenes Fleisch und genießen bittere Kräuter dazu. Es ist aber Dieses und Andres nur ein todtes äußerliches Wesen, womit sie sich als die vermeintlich einzig rechten Verehrer des wahren Gottes groß wissen, und in ihrer Niedrigkeit auf Moslem und Christen herabsehen. Es sind allerdings bis jetzt über hundert Juden durch

die Arbeit der englischen Mission bekehrt worden und zum Christenthum übergetreten. Die Meisten sind aus dem Stamm der russischen Juden. Und es finden sich noch gar manche unter ihnen, die von der Erkenntniß erfüllt sind, daß Jesus von Nazareth der Messias sei, und demgemäß sich äußere, bei denen aber die Erkenntniß so wenig lebendig ist, daß sie nicht übertreten, sondern unter den Juden bleiben. Doch im Ganzen sind die Juden durchaus feindselig gegen das Christenthum, und das Wirken der Mission unter Israel ist ein eben so schweres, als wenig fruchtbares Werk. So traurig verkommen, wie die Juden in Jerusalem sind, und so starr sie dabei hier mehr, denn anderswo an ihren todten Satzungen hangen, geben sie auf lange noch nicht viel Aussicht für ihre Bekehrung, und man erkennt es in der heiligen Stadt klarer, denn irgend anderswo, es wird wohl wahr werden, was die Ansicht des Apostels ist, daß Israel am letzten, und erst, wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist, in das Reich Gottes hineintreten wird. Und doch, wie wenig Früchte das Werk der Mission unter Israel in Jerusalem auch noch hat und für eine geraume Zeit noch haben wird, es ist ein gutes und um der, wenn auch nur wenigen Seelen halber, die gerettet werden, nicht aufzugebendes.

Die Juden haben in der heiligen Stadt mehrere Synagogen. Die Sepharedim haben vier Synagogen auf Zion, darin es ziemlich sauber aussieht. Die Aschkenazim haben eine Synagoge, die Karaiten ebenfalls. In diesen Synagogen trifft man fast immer Juden, die in ihrem Talmud lesen. Wir trafen in der Synagoge der Aschkenazim eine ganze Zahl von Juden also beschäftigt. Wir sahen einige ihrer Bücher, die sie freundlich zeigten. Ich unterhielt mich eine Zeitlang mit ihnen und fragte unter Anderm auch, ob sie nicht wieder einmal nach Hause, nach Polen, zu ziehen dächten. Nein, war die Antwort, wir sind hierher gekommen, zu leben und zu sterben.

So wohnt das Volk Israel in der heiligen Stadt in einem höchst verkommenen Zustande und dazu verachtet und unterdrückt von denen, die mit ihnen die Stadt bewohnen, obwohl in ihrem Sinne sich hoch über sie erhebend. Wenn man es ansieht, wie es sich darstellt, so muß man sagen, man hat hier dasselbe Volk noch vor sich, wie es einst hier als das herrschende wohnte, das nun nur noch als das geduldete hier weilt. Derselbe herzensharte, halsstarrige Sinn, derselbe undankbare Geist beseelt sie heute noch; dasselbige äußerliche Festhalten an starren Satzungen und irdischen Hoffnungen offenbart sich an ihnen, wie in alten Tagen. Sie

haben aus ihrem langen schweren Elend nichts gelernt. (
ein trauriger Hinblick auf diese Kinder jener Väter, die einst i
herrlichen Jerusalem unter dem hellen Schein der Gnaden
lebten. Jene haben einst nicht bedacht, was zu ihrem F
diente, die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkannt, und haben
gewollt. Die heutigen Juden bedenken's und thun's in Jeru
eben so wenig.

Skopus und Hakeldama.

Schöne Ansicht Jerusalems. — Wechsel des Bildes. — Der
acker. — Großartige Erdeausfuhr.

Es sind zwei fremde Namen, die die Ueberschrift bi
Der eine ist griechisch, der andre hebräisch. Es sind zwei N
für zwei Stätten um Jerusalem, die sich in weiter Entfernung g
über liegen.

Im Norden von Jerusalem, ein wenig über eine Vi
stunde von der Stadt und jenseit des Kidronthales, das sich
von Osten gegen Süden umbiegt, liegt ein Hügel, von dem
eine wunderschöne Ansicht der Stadt Jerusalem hat. Sie ist
ganz so herrlich, wie vom Oelberg aus, an den dieser Hüge
anschließt, aber dennoch wunderschön. Es ist der Hügel Sk
Ich ging mit einem meiner Freunde am Mittwoch, den 21. A
in der Frühe des Morgens dahin, um diese Ansicht zu geni
Wir stellten uns dort an einen Punkt, wo wir das Kidro
grade im Süden vor uns hatten. Es war ein herrlicher M
und entzückend das Bild vor uns. Die Stadt lag da,
geschlossen in ihre Mauern, mit ihren Kuppeln. Wie ein Ra
legte sich die Umgegend, Berg und Thal um dies Gemälde.
Beleuchtung der Morgensonne war eine vortreffliche. Wir s
uns nieder und genossen lange diese Aussicht. Diese Stelle
Skopus ist die Stelle, da einst der römische Feldherr Titus
erstes Lager hatte und von wo er die Stadt angriff. Von
aus zog das Gericht Gottes in Gestalt der römischen Adler
derbend über das Volk, das seine Gnade und Freundlichkeit
achtet hatte. Wir erhoben uns endlich von unsrer Stätte, die
Namen Skopus, Warte, mit Recht trägt, und gingen dem
berg und über die Höhe des Oelbergs der Stadt zu. Intere
ist bei diesem Gange, der stete Wechsel des Bildes vor dem A
Die Stadt gewinnt immer neue Züge, bis sie auf dem mit
Gipfel wieder, wie einst, grade vor dem Auge liegt und in
ganzen Herrlichkeit überschaut wird.

Dem Hügel Skopus im Norden liegt im Süden der Stadt
: gegenüber der Berg des bösen Raths, durch das Thal
om von der Stadt getrennt. An seinem nordöstlichen Abhang
: vor der Verbindung des Hinnomthales mit dem Kidronthal
Hakeldama, der Blutacker. Das ist wohl der Töpferacker,
einst für das Verräthergeld des Judas zum Begräbniß der
r gekauft ward. Die Stätte ist lange zu diesem Zwecke be-
worden. Eine Reihe von Gräbern zieht sich hier entlang.
haben offne Vorhallen, wodurch man in die eigentlichen
stätten eintritt. Man findet hie und da noch Schädel dar-
. Es hat hier einst ein Leichenhaus gestanden, durch dessen
ungen im Boden die Leichen der Pilger in die unter-
en Grüfte hinabgelassen worden sind. Man will in diesen
ern umher allerlei Inschriften gelesen haben, und sie sind
aber ein Theil derselben ist wol von der Arbeit der Witte-
an diesen Felsen abzuleiten und auf Rechnung der Phan-
zu setzen. Man hatte einst über die Erde dieses Ackers den
ben, daß die Leichen darin schneller verwesten, denn
swo. Im Anfang des 13. Jahrhunderts führten Bewoh-
er Stadt Pisa in Italien eine große Menge von der
dieses Ackers nach ihrer Vaterstadt, und brachten sie auf
eiliges Feld. Das war denn im großartigen Stil aus-
t, was im Kleinen noch immer geschieht, wenn auch nicht
mit Erde von Hakeldama, so doch mit Erde des heiligen
s, oder mit Wasser aus seinen Flüssen und Seen, oder
ndern Dingen. Es liegt für den Menschen ein besondrer
darin, so etwas vom heiligen Lande in der Heimath zu
und man legt einen besondern Werth darauf. Es kann
reilich in aller Unschuld geschehen; aber es setzt sich sehr
etwas von Ueberschätzung, von Aberglauben und einer Art
iendienst daran.

Es ist übrigens ein ergreifendes Gefühl für einen Pilger,
über den Gräbern von Pilgern zu weilen, die vor Jahr-
rten aus Sehnsucht nach Jerusalem hierher gekommen und
on dem großen Lebenspilgergange zum Hafen der Ruhe
angen sind. Ihr Sehnen ist nun gestillt. Ihre Gebeine
ermodert. Ihre Namen sind hienieden vergessen.

Das türkische Regiment.

Kriegerischer Auszug. — Faules Regiment. — Wirkungen desselben. — Schlechte Wege. — Zerstörung der Landwirthschaft. — Unsicherheit auf Reisen. — Gesundheitspolizei. — Ungerechtigkeiten. — Errichtung der Consulate. — Ihre Thätigkeit.

Am Montag den 26. April war vor dem Jaffathor eine große Bewegung. Eine Zahl von Kamelen war dort gelagert und wurde für eine Zahl Menschen und Tage mit Lebensmitteln bepackt. Türkische Soldaten in grobem dunklen Tuch, europäischen Hosen und kurzen Jacken, mit bloßen Füßen in ledernen Schuhen, mit einer rothen, oben mit einer kleinen metallenen Platte versehenen, schirmlosen Mütze standen bewaffnet umher. Die Offiziere in Röcken mit aufrechtem Kragen und Schnüren besetzt, krumme Säbel an der Seite, gingen durch die Soldaten hindurch. Nicht fern stand und saß zu Pferde eine Zahl von Arabern; mit Lanzen und Gewehren bewaffnet. Es war ein kriegerischer Auszug, den es galt. Schon lange war zwischen zwei Stämmen, von denen der eine im Süden, der andre im Westen von Jerusalem wohnte, Krieg gewesen. Manches Blut war schon geflossen. Solche Kriege zwischen Stämmen oder Dörfern sind nicht selten. Dabei geht es ernst her. Die Dorfbewohner legen sich Hinterhalte, überfallen sich und tödten sich. So war es zwischen jenen beiden Stämmen schon eine Weile fortgegangen, und der Pascha von Jerusalem hatte sich um nichts gekümmert. Nun aber hatte er endlich eingegriffen, doch nicht um Friede und Ruhe zu stiften, sondern um Geld zu machen. Wie gesagt ward, hatte er zuerst die eine Partei zu sich kommen lassen, ihre Sache angehört und sich ein Gehöriges für seinen Schutz zahlen lassen. Dann, als die das Ihrige gethan, hatte er sich auf die andere Seite geworfen und deren Gaben zu sich genommen. Man sprach von 60,000 Piastern, die die zweite Partei in diesen Tagen ihm bezahlt habe. Dafür hatte sie denn aber auch Gerechtigkeit bekommen; er sich auf ihre Seite ganz geschlagen und wollte nun zusammen mit ihren streitbaren Männern gegen die erste marschiren und Friede und Ordnung im Lande herstellen. Das sollte am 26. April geschehen. Dazu geschahen die Rüstungen; dazu zog er an dem Tage selber mit seinen Leuten ins Feld.

Diese Geschichte führt uns auf einen gar faulen Fleck in den Zuständen des heiligen Landes, auf das türkische Regiment. Das ist so durchaus faul, daß, so lange es fortdauert, eine

Besserung und Hebung der Zustände der Stadt und des Landes nicht zu erwarten ist. An der Spitze der ganzen Verwaltung steht in dem Paschalik Jerusalem, wozu die ganze südliche Hälfte Palästina's gehört, der Pascha. Es steht ihm zwar seit manchen Jahren ein Collegium von acht Mitgliedern zu Seite, wovon die Hälfte Muhamedaner sind, und woran auch der oberste muhamedanische Geistliche (Mufti) und Richter Jerusalems Theil nehmen. Aber der Pascha ist der Vorsitzende und in Wirklichkeit der allein Herrschende, der thun kann, was er will. Er wird direkt vom Sultan aus Konstantinopel gesandt und ist immer ein osmanischer Türke. Wie überall, so wird auch hier in der heiligen Stadt der Pascha selten lange im Amte gelassen. Es sind in der Regel nur ein Paar Jahre, daß er bleibt. Die Regierung hat die Möglichkeit erlebt, daß die Pascha's bei längerem Weilen sich Anhänger im Lande zu verschaffen verstanden und dadurch veranlaßt werden konnten, gegen die hohe Pforte aufzustehn und sich unabhängig zu machen. Solche Möglichkeiten will man dadurch verhüten, daß man die Pascha's nicht lang im Amte läßt. Was thut nun der Pascha in der kurzen Zeit? Einmal thut er nicht viel und zum andern thut er sehr viel. Er thut nicht viel. Er sollte über alles wachen, sollte Ordnung und Ruhe im Lande schaffen, sollte Ackerbau und Handel heben, sollte Bildung und Unterricht begünstigen, mit einem Worte die Zustände des Landes aus ihrer Zerrüttung hervorzuheben und das Land in Flor zu bringen suchen. Aber in den wenigen Jahres seines Amtes läßt sich bei den einmal so arg zerrütteten Verhältnissen nicht viel machen, und wenn er etwas thäte und die Zustände, so viel er denn könnte, zu bessern suchte, so ist die Aussicht da, daß sein Nachfolger wieder alles verfallen und zurückgehen ließe. Darum läßt er die allgemeine träge osmanische Natur frei walten und thut sehr wenig, oder eigentlich nichts zur Besserung. Es bleibt alles, wie es einmal ist, liegen; es wird keine Hand angesetzt, daß es anders werde. Es könnten prächtige Wege in Palästina angelegt werden, viel leichter als meist in Europa; denn das Material ist bei der Hand. Das ist ja doch die erste Bedingung, damit Handel und Verkehr sich hebe. Es geschieht dafür Nichts. Dieselben schauerlichen halsbrechenden und lebensgefährlichen Wege, die vor Jahrhunderten da waren, sind noch heute da; es legt sich keine Hand daran. Und was in früherer Zeit noch hie und da geschehen ist, aber mit der Zeit verfällt, das läßt man ruhig verfallen. Brücken, die in vergangenen Zeiten über Ströme gebaut sind, die aber vor Alter sich nicht recht mehr halten wollen, läßt man ruhig zu-

sammenstürzen. Es wird nichts daran gethan; jeder Wandrer kann sehen, daß er seinen Weg sich bahnt. Natürlich trägt das nicht dazu bei, Verkehr und Handel zu befördern. Es könnte für Ordnung und Sicherheit im Lande gesorgt werden, daß der Landmann draußen in Ruhe und ohne Störung seinen Acker bestellen und seine Saat ausstreuen, auch dabei gewiß sein könnte, daß er einstens reichlich ernten werde. Aber für Sicherheit geschiehet gar nichts. Es ist sehr ungewiß, ob der Arbeiter, und wenn die Witterung auch noch so segensreich gewesen ist, seine Ernte ins Haus bringen könne, ob nicht mittlerweile die Beduinen ihm sein Feld verwüsten. Natürlich zerstört das alle fleißige Landwirthschaft. Kein Landmann thut mehr an seinem Acker, als er nothwendig thun muß, um so viel zu bergen, als er nothdürftig braucht, um nicht zu verhungern, und das ist sehr wenig. Er versieht dafür nebenbei gelegentlich das Räuberhandwerk an den Reisenden. Wo man ihn aber auch in besserer Weise thätig sieht, es sei denn etwa unmittelbar unter den Thoren der größeren Städte, so hat er sein Gewehr auf dem Rücken, er sei hinter dem Pfluge oder bei seinen Heerden. Es könnte für Sicherheit im Lande auch darum gesorgt werden, daß fremde Reisende ungefährdet durch's Land ziehen könnten. Das ist ja überhaupt die Pflicht eines guten Regiments und in Palästina könnte dadurch die Zahl der Reisenden unendlich vermehrt und also viel Geld ins Land gebracht werden. Aber es geschieht nichts dafür. Jeder Reisende muß sehen, daß er durchkömmt, muß auf seinen Wegen Bewaffnung und Bedeckung bei sich führen oder sich allerdings den Gefahren aussetzen, beraubt und gar getödtet zu werden. Diese bewaffneten Landleute, die man überall sieht, und diese bewaffneten Züge von Wandrern, die es heut zu Tage gewöhnlich sind, sind traurige Zeichen und laute Anklagen des türkischen Regiments. Es könnte das wohl anders werden; es könnte durch strenge Gerechtigkeit, durch ernste Ahndung und Bestrafung von Freveln und Verbrechen, die geschehen, dahin gewirkt werden, daß sie nicht mehr geschehen, daß Gut und Eigenthum, daß Menschenleben sicherer wäre, daß nicht mehr gestohlen und geplündert, geraubt und gemordet würde. Aber das alles sind hier unbekannte Dinge und fromme Wünsche. Es muß schon etwas ganz Besondres vorgefallen sein, wenn einige, meist dazu erfolglose, Maßregeln getroffen werden. Die Obrigkeit läßt alles ruhig geschehen, kümmert sich nicht darum, macht sich keine Mühe damit. Es ist einzusehen, welch ein schauerliches Verderben dem geistigen und sittlichen Zustand des Volks daraus erwächst. Es könnte zum allerwenigsten

eine tüchtige Straßen= und Gesundheitspolizei gehalten werden, die nicht verstattete, daß allerlei Unrath und Aas in den Straßen der Städte und um die Mauern umher läge und die Luft verpestete. Mit ein wenig Ernst und Energie wäre das gethan. Aber davon findet sich keine Spur. Die Unordnung ist in der Hinsicht groß. Draußen ist der Schutt aus dem Innern hingeworfen, wo man ihm am schnellsten los werden konnte. Hie und da liegen todte Thiere zu verwesen; ob sie nahe am Wege, oder mitten darauf liegen, das ist ganz gleich. Während meines Aufenthalts in Jerusalem lag eine lange Zeit hindurch nicht weit vom Damaskusthor ein todtes Thier mitten im Wege und verbreitete pestilenzialische Düfte. Von einem Schlachtplatz nahe bei an der Mauer war der Duft, der daher kam, auch nicht lieblich. Kein Mensch kehrte sich daran; jeder, dessen Nase für solche Düfte zu fein und zart ist, suchte aus dem Wege zu gehen. Die Hunde vertilgen das Fleisch; lang lag das Gerippe noch an derselben Stelle. Man geht in das Thor hinein, und, nachdem man das Treiben der Wache stehenden Soldaten, die aber sehr oft nicht stehen, sondern, so lang sie sind, auf den steinernen Thorbänken Wache liegen, nicht ganz in der Ordnung gefunden, durch die Straßen hindurch. Wie in allen orientalischen Städten, wird auch in denen Palästina's, und selbst in Jerusalem keine Straße gereinigt und gesäubert; Schmutz sammelt sich umher. Nicht weit von der Grabeskirche ist eine Gerberei mitten in der Stadt, die einen üblen Geruch verbreitet, und hie und da sind Thierfälle auf die Straße hingelegt, damit die Leute darüber hingehen und die Felle also zubereitet werden, wobei die Gerber denn die Arbeit sparen. Hie und da liegt ein todter Hund oder ein andres Thier, oft mitten im Wege, jedenfalls an der Seite. Wenn die großen Hunde nicht wären und Gesundheitspolizei übten, indem sie das Aas in ihrem Magen begraben, so würde die Stadt viel ungesunder sein und viel mehr Pest u. dgl. sich darin finden. Die Regierung läßt alles, wie es ist, thut gar nichts, daß es besser werde. Was nicht mehr halten will, mag einfallen; was stirbt, mag verwesen, wo es hinfällt; was sich nicht schützen kann, mag untergehen; da kümmert man sich kein Haar darum; darum macht man sich keine Sorge und Mühe; das ist dem Regiment durchaus gleichgültig. Daher stammt all die Unordnung, der ganze Verfall des ganzen Landes. So ist das Regiment im hohen Grade nachlässig und faul, thut sehr wenig. Aber in andrer Hinsicht thut es wieder sehr viel; da ist man sehr thätig und betriebsam, scheut keine Mühe. In der Hinsicht nämlich, Geld zu machen und sich

zu bereichern. Das ist allerdings eine Thätigkeit und Betriebsamkeit, die bei vielen Menschen sich findet, und es giebt keinen Welttheil, der nicht Beispiele genug aufzuweisen hätte. Die sonst so träge Regierung Palästina's thut sich aber durch ihre Thätigkeit in dieser Hinsicht hervor. Um Geld zu machen und sich zu bereichern, dazu werden Ungerechtigkeiten aller Art ausgeübt; dazu werden die Unterthanen bis auf das Blut gepreßt; dazu sind Bestechungen, die das Recht beugen, an der Tagesordnung. Der Sultan fordert vom Pascha seinen bestimmten Tribut, den das Land aufbringen muß; aber er kümmert sich nicht darum, wie großen Tribut die armen Unterthanen seinem Steuereinnehmer geben müssen, und was in unberufene Taschen kömmt. Von dem Oberhaupte geht das Verfahren auf die Beamten über, und die Schechs der einzelnen Dörfer, die übrigens von den Leuten gewählt, von der Regierung bestätigt werden, spielen die Pascha's in ihren kleinen Bezirken. Gegen diese Gewalt kann man sich nicht helfen; denn in dieser Hinsicht schreitet man in Fällen des Ungehorsams energisch vor. Der Araber ergiebt sich entweder in sein Schicksal: Allah ist groß, spricht er, und der Sultan ist weit. Oder er sucht sich auf listige Art der Verpflichtung und der Gewalt zu entziehen. Er sucht sein wenig Gut zu verbergen und die Regierung zu betrügen, wo und wie er kann. Er wird endlich selbst zum Räuber nach den Vorbildern, die er vor sich hat. So ist das Volk mit seinem Regiment verderbt, und wird es immer mehr. Es ist durchaus kein Wunder, daß die Zustände im heiligen Lande so heillos sind. Wir freuen uns, daß es bei uns überall besser steht, daß bei uns gut Regiment, Cultur, Ackerbau, Sicherheit und dergleichen mehr. Ja wohl; aber wir sollten es nicht vergessen, daß wir das alles im letzten Grunde dem Christenthum danken. Die segensreichen Wirkungen desselben wollen viele, aber den Grund wollen sie nicht.

Es ist etwas, daß die europäischen Großmächte zum Schutz der Europäer in Jerusalem und in dem heiligen Lande Consulate errichtet haben. Das bringt den Franken, die dort wohnen und nicht türkische Unterthanen sind, doch etwas Schutz. Der erste Consul in Jerusalem war der englische. Er ward im Jahre 1839 dahin gesandt. Ihm kam bald der preußische nach und in neuerer Zeit sind sardinische, österreichische, französische und nordamerikanische Consuln dort. Diese Consuln haben in den größeren Städten aus den Eingebornen ihre Agenten genommen und eingesetzt. Die Consuln haben zwei Kawassen oder Amtsdiener. Es sind Moslem, die als Soldaten gedient haben. Sie gehen mit einem hohen,

Silber beschlagenen, Stab und mit Pistolen im Gürtel
onsul voran und räumen alles vor ihm aus dem Wege.
Consulatswohnungen sind hohe Stangen angebracht, woran
gen der Großmächte an Sonn- und Festtagen, so wie
igen festlichen Gelegenheiten wehen. Diese Consuln sind
rmherren ihrer in Jerusalem und dem heiligen Lande
Landesgenossen. Sie, mit der ganzen Autorität der von
ken jetzt respektirten oder wenigstens gefürchteten Groß-
uftretend, sind auch der einzige Schirm der Franken, die
ganz verloren wären. Und dennoch können auch sie lange
n Ungerechtigkeiten wehren. Sie thun, wenn ihren Schütz-
was geschehen ist, sei es, daß sie beraubt oder selbst ge-
rden sind, wie letzteres noch in den allerneuesten Zeiten
men ist, alles Mögliche, dringen mit Gewalt in das
Regiment, daß es untersuche und bestrafe. Aber es ist so
twas auszurichten, diese Obrigkeit in Bewegung zu setzen.
nn es geschieht, wenn bei einem Orte der oder der Eu-
eraubt oder gar getödtet worden ist, nun die Regierung
n Drängen nicht widerstehen. Es wird Ersatz geleistet; es
von dem Orte einige beliebige verdächtige Personen ge-
eingezogen; es wird untersucht und die Schuldigen werden
ch Constantinopel gesandt, um, wenn nicht vorher, so
laufen zu lassen. Die Lage der Christen ist durch diese
e und in neuester Zeit durch die Erlasse des Sultans,
Folge des Krieges gekommen sind, besonders durch das
mayum besser geworden; doch ist es so schwer, die Erlasse
pier in's Leben einzuführen und der Groll und Haß der
gegen die Franken ist mit der Besserung ihrer Stellung
Zunehmen begriffen.

ist die Stellung des türkischen Regiments im heiligen
so waltet und regiert es. Es ist an Besserung der Landes-
isse nicht eher zu denken, bis dieses ganze Regiment hin-
n und ein christlich europäisches eingesetzt worden ist. Ein
Anfang dazu ist mit der Einsetzung der Consuln gemacht;
Anfang ist noch sehr klein und bezieht sich nur auf die
. Für das ganze Land und alle seine Bewohner trägt er
us. Die Großmächte könnten wohl Wandel schaffen; sie
s aus politischen Gründen bisher nicht gethan, und in
Jahren, als das türkische Regiment dort gestürzt war
anfing, besser zu werden, dasselbe wieder eingesetzt. Es
nlich in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, daß
Palästina eingenommen hatte. Damals waltete Ibrahim

Pascha von Egypten mit strenger Hand im Lande. Es ward alles nach europäischem Muster eingerichtet; eine nie gesehene Sicherheit kehrte ein; Handel und Gewerbe hoben sich. Nur die Kriegssteuern und die Aushebung zum Kriegsdienste, die die Umstände nothwendig machten, drückten und führten zu Unruhen, die aber mit Gewalt erdrückt wurden. Die Gewalt war eisern und blutig; aber sie half und gegen das Jahr 1840 sah es im Lande wohl aus. Da gefiel es Europa, die egyptische Herrschaft in Palästina zu beendigen, und das heilige Land für den Sultan wieder zu erobern. Und seitdem ist die alte traurige Unordnung und Unsicherheit, die Ungerechtigkeit und Willkür des türkischen Regiments wieder eingezogen, und es dürfte schwerlich eher besser werden, als bis Europa sich mit größerem Ernste seines heiligen Landes annimmt, und etwa einen Kreuzzug dahin unternimmt, wie in alten Zeiten, der jedenfalls leichter wäre, wie damals, und ein Königreich Jerusalem gründet, wie es dort einst bestanden hat.

Ein Mittag im Freien.

Einladung. — Das preußische Consulat. — Ein Mittagsmahl vor dem Thor. — Die Magdalenenkirche.

Von der ernstesten Betrachtung kommen wir her. Was kann ernster sein, als die Betrachtung der so faulen und zerrütteten Zustände des heiligen Landes. Der kriegerische Auszug am Montag, den 26. April, gab die Veranlassung dazu. Es ist angenehm, daß auf den Montag ein Dienstag folgte, und daß der Dienstag ein eben so harmloses als gemüthliches Ereigniß für mich heraufführte. Ich kann so zu des Lesers und zur eignen Erquickung von der ernstesten Betrachtung zu der harmlosesten übergehn. Was giebt es für eine Betrachtung, die harmloser wäre, als die eines Mittagstisches im Freien vor dem Damaskusthor.

Am genannten Diensttage, den 27. April, war ich mit Herrn Zeller aus Nazareth und Herrn Flad aus Abessinien, unsern Bekannten, von dem preußischen Consul Dr. Rosen zu einem Mittagsessen im Freien eingeladen worden. Um Mittag begab ich mich, dieser freundlichen Einladung folgend, mit Herrn Zeller zum Consulat, um mit dem Consul und den Seinen nach der bestimmten Stelle vor dem Thor hinauszugehn.

Das Haus des preußischen Consuls ist eine der schönsten Wohnungen in Jerusalem. Es ist groß, mit einer Zahl von

lichkeiten versehen. Es hat in seinem Innern eine sehr orientalische Halle, einen sehr lieblichen Garten daneben, eben dem Garten einen großen gepflasterten Raum, der ie Straße, die von Norden nach Süden unten durchgeht, rreicht und zwei niedlichen Gazellen Raum zum Aufenthalt Diese Wohnung war die Wohnung des früheren preußischen s, Dr. Schultz, der dem preußischen Namen im Morgen- Achtung erwarb. Sein Nachfolger im Amt und in der ang ist der jetzige Consul Rosen, ein Mann, der eben so eichnet durch wissenschaftliche Tüchtigkeit als durch Liebens- keit des Charakters in allgemeinem Ansehen steht, und mit t Ernst und Energie die evangelischen Interessen vertritt. n könnte keinen würdigeren Anwalt seiner Unterthanen und angelischen Kirche senden. Für die letztere ist dies besonders ich, weil ein andres Consulat, das zu demselben Zwecke iesen ist, seine eignen Bahnen geht und das evangelische im durch ganz eigenthümliche Maßregeln nach seiner Meinung ht zu heben, in der Wirklichkeit aber zu erniedrigen sucht, denn freilich von dem überwiegend intelligenten Theil der lischen Glaubensgenossen nicht geliebt und von den gerechten n der eignen edlen Nation verurtheilt wird.

Im aber nicht wieder das Gebiet des Harmlosen zu ver- bleiben wir bei unserm Gegenstande, mit dem wir be- t haben, gehen zu der Tagesordnung über. Wir waren im schen Consulat. Die Frau Consul Rosen war mit dem aus Europa, der seit einiger Zeit im Consulat wohnte, Herrn Buchhändler Brockhaus aus Leipzig und einer Frau Daniel, schon vorausgegangen. Der Herr Flad stieß zu uns nsulat und so zogen wir mit unserm liebenswürdigen Wirthe Zwischen dem Damaskusthor und dem Kidronthal steht bei einem verfallenen Gebäude ein hoher, schöner Baum. trafen wir die Vorausgegangenen; dort war ein Tisch auf- ; dort waren Sessel umhergesetzt; dort wurde unser Mittags- gehalten. Natürlich war es nicht ganz so bequem, wie wenn Hause gewesen wäre; aber dafür hatte es seinen sehr großen hier vor den Mauern Jerusalems unter dem orientalischen el und unter der Krone eines Baumes ein Mahl zu halten. Wind gerieth bei diesem ungewohnten, gemüthlichen Anblick wegung, und so wenig ich ihm das verdachte, so hatte seine Bewegung doch ihr Unangenehmes und es wurden i Schutzmittel gegen seinen Odem herbei beordert. Um meinen n hüllte der freundliche Herr Brockhaus sein großes dickes

wollenes Umschlagetuch, darin ich dem Winde Widerstand leisten konnte und mich sehr wohl befand. So ging unser Mahl zu Ende. Wir wanderten darauf noch eine Weile auf dem freien Raum im Norden der heiligen Stadt umher, und brachen endlich nach dem Stephansthor auf im Osten der Stadt, um von dort zu den Ruinen der Maria-Magdalenenkirche im Norden des Haramplatzes, in dem alten Bezetha, zu gehen. Der Kawaß des Consuls führte unsern Zug. Es ist das eine merkwürdige Ruine, darin nun freilich ein Töpfer sein Handwerk treibt, und Thonkrüge und andre Töpferwaaren verfertigt. Man sieht noch deutlich Schiff und Chor der Kirche, und es wird im Innern ein Stein gezeigt, darin die Züge eines Fußes sich eingedrückt finden. Die Sage läßt diesen Eindruck von dem Herrn herrühren, als die Magdalena seine Füße salbte. Dann gingen wir wieder zum Consulat, verabschiedeten uns von unserm freundlichen Wirthe und kehrten nach unserm Hause zurück.

Klima und Boden.

Witterung: — Frühregen. — Der Winter. — Spätregen. — Der Sommer. — Krankheiten. — Der Boden und seine Bearbeitung. — Das Gleichniß vom vierfachen Acker. — Dreschen. — Tennen. — Viehzucht.

Jerusalem liegt ungefähr unter dem 32. Grad nördlicher Breite, also noch nicht in der heißen Zone, und hat ein schönes, freundliches Klima. Die Witterung ist in den verschiedenen Jahreszeiten sehr verschieden, aber dabei sehr regelmäßig. Im October und November beginnt der Nordwestwind. Er bringt den Frühregen, der im Anfange nicht plötzlich und sehr anhaltend fällt, sondern den Landleuten Zeit läßt, ihre Wintersaat, Weizen und Gerste, zu bestellen. Darauf geht der Wind mehr nach Westen und Südwesten und heißt „der Vater des Regens“. Die Regengüsse werden stärker und anhaltender, und führen den Winter ein. Der Winter kömmt zuweilen mit Schnee, der indeß nicht lange liegt; selten, daß ein Gewitter vorkömmt. Die Wege werden aber sehr schlecht. Ist der Winter von strenger Kälte, so wird in Jerusalem wohl eingeheizt. Dazu wird auf Kamelen allerlei Gesträuch und Holz, oder Eichenkohlen, die ziemlich theuer sind, von Hebron her nach der Stadt gebracht. Der Tag ist zur kürzesten Winterzeit fast 10 Stunden lang, während er am längsten Tage nur 14 Stunden 12 Minuten Länge hat. Der Regen

dauert den December hindurch; im Januar und Februar giebt es oft schon sehr schöne Frühlingstage. Mit Anfang März beginnt der Spätregen. Es wird nun die Sommerfrucht gesät. Sie besteht aus einer Art Hirse, Durra genannt, aus Taback, Baumwollensamen, Bohnen u. a. Nach dem Spätregen kömmt die Ernte der Winterfrucht. Ende April wird der Himmel klar und heiter und bleibt so den ganzen Sommer hindurch bis zum October. Die Ostwinde wehen. Die Wärme nimmt am Tage sehr zu. Die Nächte dagegen bleiben ziemlich kühl. Starker Thau beginnt zu fallen. Wenn der Sirokkowind weht, ist die Hitze im Frühjahr schon oft sehr drückend und die Luft unangenehm. Ende Mai steigt die Hitze aber und steigt in den folgenden Monaten noch immer mehr. Manche Einwohner ziehen in dieser Zeit um der Hitze in der Stadt willen aus den Mauern auf das Land hinaus und wohnen in Zelten. Im September fängt es an, sich abzukühlen. Es wird dann die Weinlese gehalten und nach ihr die Sommerfrucht geerntet. Das Klima ist ein gesundes; es sollte nur mehr auf Reinlichkeit gehalten werden, so würden die vorfallenden Krankheiten sich noch mindern. Die häufigsten Krankheiten im Sommer sind die Dysenterieen, im Frühling und Herbst die Wechselfieber, beides gefährliche Krankheiten. Es kommen sonst noch öfter Augenkrankheiten, Nervenfieber und Lungenentzündungen vor; dagegen niemals Lungenschwindsucht.

Der Boden um Jerusalem ist, wie fast überall in den Gebirgsgegenden Judäa's, sehr steinigt und oft mit niederem Dorngestrüpp überwachsen. Er wird von den Arabern nicht gedüngt, sondern der Dünger wird entweder getrocknet und zur Feuerung gebraucht, oder er wird weggeworfen und bildet einen Hauptbestandtheil des Schmutzes in den Dörfern. Der steinigte und dornigte Boden wird von dem arabischen Fellah mit einem schon beschriebenen höchst einfachen Pfluge umgewühlt. Vor den Pflug sind meist Kühe gespannt, die mit dem langen Stachel getrieben werden. Wenn so ein Acker nun gepflügt ist und mit seinen Dornen, Steinen und dem guten Lande dazwischen dasteht, so bilden sich bald bei der Weise der Bewohner, überall grade hindurch zu gehen, Fußwege, und man hat an solchem Acker dann ein lebendiges Bild von dem Acker vor sich, von dem der Herr im Gleichniß redet, daß der Same, der auf ihn gestreut wird, auf den Weg, auf Steine, unter Dornen und auf das gute Land fällt. Zuerst sieht ein solches Feld ziemlich wüst aus; aber die Saat wächst, wenn sie an das Wachsen kömmt, schnell in die Höhe; Steine und Dornen verschwinden und die Korn-

felder machen einen lieblichen Eindruck. Das Land ist da
einem schönen Schmuck angethan. Neben den Kornfeldern
Grasfelder mit grünen Halmen. Aber während der heißen S
zeit brennt der Boden aus. Das Grün verschwindet. De
Thau thut nur wenig Wirkung. Die Winterbäche ve
Allgemeine Dürre drückt das Land. Was für Bewässeru
than werden könnte, geschieht freilich auch nicht. Das g
Korn wird dann von dem Landmann auf Tennen ged
Das sind große, geebnete oder festgestampfte Plätze auf den
unter freiem Himmel, und sind als solche der Zugluft aus
Darauf wird das Getreide hingebreitet und entweder dur
Dreschmaschinen ausgewalzt, oder durch neben einander ge
Rinder ausgetreten. Dann wird es in die Höhe geworf
das edle Korn von der Spreu geschieden.

Auf den Feldern, wo kein Korn gesäet ist, auf Berg
Thälern wird das Vieh geweidet. Das Vieh besteht aus
Schafen und Ziegen, besonders aber aus letzteren beiden
Araber macht nur aus Schaf- und Ziegenmilch Butter
wundert sich darüber, daß europäische Einwandrer sie au
Kuhmilch machen. Die Kühe werden besonders zum Milch
zum Pflügen und Dreschen gebraucht, und in der warmen S
zeit, wenn der Boden in den Gebirgsgegenden ausbrenn
den Beduinen am Jordan oftmals gegen Entschädigu
Fütterung gegeben. Schaf- und Ziegenheerden sieht m
ganzen heiligen Lande sehr viele. Die Schafe sind von
Art, mit Fettschwänzen versehen. Die Ziegen von schwarz
bunter Farbe, haben erstaunlich lange Ohren, die ihne
Gehen um den Kopf herumschlagen. Schafe und Ziegen
von den Hirten mit und ohne Hunde gehütet; und sie ge
sich sehr leicht an die Stimme ihrer Hirten.

Um Jerusalem her und im heiligen Lande find
allerdings noch jetzt edle Baumpflanzungen von versch
Art. Doch giebt es im südlichen Palästina eigentliche
gar nicht, und die Gärten, die sich hin und wieder b
zeigen, sind meistens Anlagen der neuesten Zeit.

Drei lebendige Beförderungsmittel.

ie menschlichen Sklaven. — Der unwillige Sklave. — Der geduldige Diener. — Der schelmische Knecht.

Es gab allerdings in alten Zeiten Wagen im heiligen mde. Sie sind aber jetzt ganz verschwunden. Wenn Jemand sen oder allerlei Gegenstände fortschaffen will, so bedient er h verschiedener Thiere, deren Rücken ihm die Stelle von Wagen treten muß. Es sind ihrer drei Arten. Kamel, Pferd, Esel, s sind die drei Sklaven, die dem Menschen hier als Beförrungsmittel dienen. Sie sind ziemlich verschieden von einander, d verschieden ist die Art, wie sie ihre Knechtschaft tragen. ehen wir sie näher an, so stellen wir aus Respekt vor seiner röße das Kamel voran. Es ist ein unförmliches Thier. Mit nem hohen, ungefähr 7 Fuß hohen, Körper, mit seinem Höcker f dem Rücken, seinen langen Beinen und breitgepolsterten ßen; mit seinem kleinen Kopf und den winzigen Ohren kann auf Schönheit durchaus keinen Anspruch machen. Es ist beders in den Ländern Arabiens zu Hause, findet sich aber in nz Vorderasien in Gebrauch. In Palästina ist das Kamel mit em Höcker üblich und wird besonders zum Lasttragen gebraucht. as Thier nimmt von der Last ungefähr 600 Pfund auf sich. an findet allerdings auch zuweilen im heiligen Lande eine arache Familie auf einem Kamel reiten, während der Mann und tter neben her geht und es am Halfter zieht. Es ist ein Thier, s mit sehr geringer Nahrung vorlieb nimmt und lange dursten n. Es ist ein eigenes Reiten auf dem Kamel. Der Reiter ist einem beständigen Schaukeln begriffen; das ist für den Ungehnten sehr angreifend und ermüdend, und er kann möglicher eise kamelkrank werden. Die Kamelmilch wird getrunken, das eisch gegessen und aus den Haaren werden allerlei grobe Tücher reitet. Ich habe diese Thiere oftmals des Abends auf den ien Plätzen Jerusalems und selbst in den Straßen auf den eeen ruhend gefunden, neben ihnen ihre Führer, und es ist r wichtig, daß das Gesetz daran erinnert, am Abend nicht ne Laterne auszugehen. Man könnte sonst auch über Kamele d Kameltreiber stolpern und die Glieder brechen. Eigenthümlich an dem unschönen Thiere das finstre, widerwillige, gleichsam elancholische Wesen, das mir an diesem Thiere, wie an keinem dern Lastthier, so entgegengetreten ist. So oft ich es gesehen be, ein Zug freudiger Bewegung ist mir nie an ihm begegnet.

Soll es belastet oder vom Reiter bestiegen werden, so wird es von dem Führer an dem Halfter des Kopfes zur Erde niedergezerrt; es sträubt sich aber dagegen und stößt ein höchst unangenehmes unwilliges Murren aus. Hat es sich endlich auf seine Kniee langsam niedergelassen, die Last aufgenommen und soll wieder aufstehen, so geschieht das wieder mit demselben widerwilligen Murren. Wir haben in dem Kamel den melancholischen Sklaven des Menschen vor uns, der freilich der Gewalt und Herrschaft des Menschen sich unterwirft, der aber nur mit dem größten Widerwillen seine Ketten trägt.

Dem Kamel folgt das mit seiner Lage zufriedene Pferd. Es ist jetzt das gewöhnliche Thier zum Reisen für Europäer in Palästina und auch allen andern vorzuziehen. Es ist im Allgemeinen ein schönes, kräftiges Thier, das es meisterhaft versteht, den Reiter über die furchtbaren Steinwege und die felsigten Höhen hinüber zu tragen. Um der Steine halber ist der ganze Huf mit einem platten Eisen bedeckt. Die Pferdesättel, wie sie von den Eingebornen benutzt werden, sind außerordentlich kurz von Steigbügeln, und diese Steigbügeln haben die Gestalt von Schuhen, darin die Füße hineingethan werden. Die Sättel der Orientalen machen das Reiten für uns sehr ermüdend, und wir haben, wo möglich, immer darauf gehalten, europäische Sättel zu bekommen, deren es dort jetzt auch schon sehr viele giebt. Die Pferde werden mit Gerste gefüttert und bekommen am Tage beim Reisen und Arbeiten wenig Futter und Wasser; aber am Morgen und Abend erhalten sie ihr gutes Theil. Die Pferdetreiber, die Mukarys, die man von den Vermiethern der Pferde immer mitbekömmt, um die Thiere zu füttern, und, wenn man nicht zurückkehrt, zurückzubringen, nehmen vom Hause in der Regel nichts mit, sondern raufen unterwegs das Nothwendige zusammen oder kaufen sich am Abend Futter von den Bewohnern des Ortes, dahin man gekommen ist. Das Pferd ist auch ein Sklave des Menschen, aber es ist der wohlgestaltete, zufriedene, in seinem Loos ergebne treue Sklave, den der Reiter, wenn er mit ihm mehrere Tage zusammen ist, und sieht ihn immer treu und sicher seines Weges über Berg und Thal gehen, sogar lieb gewinnen kann. Man steckt dem treuen Träger unterwegs allerlei zu, und scheidet am Ende von ihm, wie von einem Freunde.

Den Beschluß im Zuge macht der Esel. Er wird im Morgenlande außerordentlich viel sowohl zum Lasttragen, als zum Reiten benutzt. Das letztere bei den Eingebornen besonders. Er ist auch viel stärker, kräftiger und munterer, als unser Esel.

an benutzt ihn auch am Pfluge und bei Mühlen. Es wird ı ziemlich dickes Polster über ihn gebreitet, darauf reitet man, er ladet die Lasten darauf. Der Morgenländer versteht es allerngs, den Esel recht in Bewegung zu setzen, und darin zu halten. Wir Europäer aber thun nicht wohl daran, ihn zum eiten zu nehmen. Wir verstehen es nicht, ihn recht zu regieren, ıd er ist ein Schelm, der voll Tücke sitzt. Der Orientale verht besser, ihn zu behandeln und jeder Fellah, wenn er sonst ich noch so arm ist, hat seinen Esel. Das Thier kann verhältsmäßig sehr viel tragen. Man wundert sich oft, wie der graue ngohrige Schelm mit seiner großen Last so munter über die erge dahinsetzt. Die Erfahrungen, die ich mit dem Esel gemacht ibe, haben bei mir von ihm den Eindruck eines Thiers hervorbracht, das sich allerdings dem herrschenden Menschen unterirft, aber fortwährend auf Tücke sinnt und Ränke spinnt, dem lenschen etwas anzuthun. Er kann so unschuldig dahingehen, s ob er ohne Arg sei und nur etwa in tiefe Gedanken verken; auf einmal macht er Sätze, wirft sich nieder und führt ihres aus. Er wird freilich oft barbarisch von den Menschen handelt, und seiner Ohren beraubt. Kömmt er nämlich auf mdes Feld, so kann der Eigenthümer dem fremden Esel ein hr abschneiden. Passirt es mehr, geht auch das andre fort. ein Halbbruder ist der Maulesel, der in Palästina besonders m Lasttragen benutzt wird. Er ist groß und stark; aber falsch, ıd man muß sich vor seinen Füßen wohl in Acht nehmen.

Das sind die drei Mittel, wie Menschen und Lasten in alästina befördert werden. Daß man nicht anders, denn auf m Rücken eines Thieres, reisen kann, ist anfangs sehr unannehm und lästig; doch gewöhnt man sich bald daran, und, ıdem man eine Woche darauf gesessen hat, ist es, als ob an ziemlich bequem auf einem Stuhl säße.

Lebensweise in Jerusalem.

sen. — Brot. — Mühlen. — Backen. — Trinken. — Cisternen. — reis der Lebensmittel. — Geldstücke. — Gasthöfe. — Post. — Sprache.

Lebensweise in Jerusalem, also ist dieser Abschnitt überrieben. Er hätte auch lauten können: allerlei, was sonst nirends hineinpaßt. Es kommen hier Dinge vor, die noch nicht da ewesen sind, aber doch ihr Interesse haben und deshalb nicht

ganz übergangen werden können. Sie beziehen sich aber auch nicht allein auf Jerusalem, sondern auf den größten Theil des heiligen Landes.

Die Lebensweise also. Wie lebt man denn in jenen Gegenden? Im Allgemeinen, wie überall; nämlich vom Essen und Trinken. Natürlich; aber wie ist das Essen zunächst dort beschaffen? Nun, da ist zuerst das Brot. Es ist in der Stadt sehr schönes, länglichtes oder rundes Weizenbrot. Das arabische Brot, bei den Vornehmeren auch aus Weizen, bei den Aermeren aus Gerste, hat die Gestalt eines platten runden Kuchens, der ungefähr so groß ist, wie unser Teller, und wie ein Daumen oder weniger dick. Der arabische Landmann backt sich dies Brot jeden Tag neu. Das Korn wird auf größeren Mühlen, die von einem Pferd oder Esel getrieben werden, oder auf Handmühlen gemahlen, die man sehr oft trifft. Solch eine Handmühle hat zwei Mühlsteine, die über einander liegen und sich reiben. Rund um beide her ist ein hoher Randumfang. Der untere Stein ist fest und breiter als der obere bewegliche. In diesem ist ein Loch zum Einschütten des Getreides. Die Mühle wird dann gedreht; das Mehl kömmt zur Seite heraus und wird durch Sieben gereinigt. Eine Person kann das Mahlen thun; man findet aber oft zwei Frauen, die mahlen. Die eine schüttet Korn auf; die andere mahlt. Aus dem Mehl werden dann auf dem Kamin über einem Feuer aus getrocknetem Dünger die Brotkuchen zum Essen bereitet. Die Butter, die man in der Stadt und auf dem Lande zu sehen bekömmt, ist sehr weiß, und muß, ehe sie genossen wird, gehörig gereinigt werden. Mit der warmen Jahreszeit hört ihr Gebrauch auf. Die Stelle der Butter vertritt vielfach das Oel. Das Mittagsessen in Jerusalem bietet gewöhnlich Schaffleisch, das allerdings besser ist, als das bei uns. Rindfleisch habe ich nie gesehen. Auf den Tischen der Aermeren findet sich Ziegenfleisch; auf denen der Vornehmeren außer Schaffleisch auch allerlei Geflügel, so wie Gazellen- und Hasenfleisch. Gemüse muß der Orientale zu allen Speisen haben. Gurken, Salat, Zwiebeln und dergleichen darf niemals fehlen. Mir ungewohnt und nicht eben angenehm schmeckend waren Olivenfrüchte, in Salzwasser eingeweicht; es ist für das Morgenland ein Leckerbissen. Ein ächt morgenländisches, immer und überall vorkommendes, Gericht ist der Pilav. Es ist Reis, der, ungefähr eine Viertelstunde in siedendem Wasser gekocht, mit geschmelzter Butter geschmort wird, so daß er eine bräunliche Farbe bekömmt. Zum Nachtisch ißt man Orangen, Feigen, Aprikosen und andre Früchte. Der

Araber auf dem Lande ißt sehr einfach und ärmlich. Er breitet ein Ledertuch auf dem Boden aus, liegt mit den Seinen um das einfache Mahl herum und ißt auf die allernatürlichste Weise. Das wäre vom Essen geredet. Es kömmt nun das Trinken an die Reihe. Das Hauptgetränk der Moslem ist der Kaffee, der nicht gemahlen, sondern gestoßen in ganz kleinen Tassen ohne Milch mit dem Bodensatz getrunken wird. Sonst auch Wasser, worin zuweilen Saft von Citronen, Süßholz u. a. gethan wird. Das Wasser kömmt gewöhnlich aus den Cisternen, die man fast in jedem Hause der Stadt hat. Solche Cisternen finden sich auch im Freien überall. Große, tiefe Brunnen, darin das Regenwasser gesammelt wird. Oben ist ein engerer Hals, der zugedeckt werden kann. Mit einem ledernen Eimer zieht man das Wasser heraus, und gießt es in kleine steinerne Tröge, um die Heerden zu tränken. Ich habe oft mit Schrecken diese Cisternen angesehen. Sie finden sich oft nahe an Wegen; am Oelberg ist eine mitten in einem Fußsteige. Wie leicht könnte man in eine solche Cisterne hineinfallen, wenn man die Augen anderswo hätte. Sie sind freilich im Sommer draußen vielfach leer. Es wäre aber doch auch dann ein eben so unangenehmer, als gefährlicher Aufenthalt. In solch einer Cisterne mußte der arme Joseph einst so lange weilen, bis seine Brüder ihn verkauften. Das Regenwasser in diesen großen Cisternenkrügen hält sich außerordentlich gut; es wird sogar von Zeit zu Zeit immer besser. Von diesem Cisternenwasser lebt Jerusalem hauptsächlich. Es kömmt allerdings auch Quellwasser aus dem Thal herauf; es ist aber umständlich zu erlangen. Andre Bewohner Jerusalems, als die Moslem, trinken auch Wein, der sehr gut ist. Wir Gäste des Hospizes tranken täglich Wein aus Bethlehem, den wir mit Wasser mischten. So lebt man in Jerusalem und die Kosten des Lebens bezieht man entweder aus der Fremde, oder aus etwas Handel, Ackerbau, Viehzucht, von den Reisenden und Pilgern und auf andern Wegen.

Vor zehn Jahren war es noch sehr billig in Jerusalem zu wohnen. Die Lebensmittel sowohl als die Wohnungen waren wohlfeil. Aber seitdem ist alles außerordentlich gestiegen und steigt fortwährend, so daß der Aufenthalt daselbst jetzt kein billiger mehr ist. Ein Timnah Weizen ist ungefähr unser Scheffel; der kostete in der theuersten Zeit $1\frac{2}{3}$ Rthlr. R.-M. Von Gerste kostete er gegen 1 Rthlr. 1 Rottl Butter ist etwas über 6 unsrer Pfunde, und kostete $2\frac{1}{3}$ Rthlr. R.-M. Ein Rottl Milch $\frac{1}{3}$ Rthlr. 1 Rottl Schaffleisch 1 Rthlr. Kaffee $2\frac{1}{2}$ Rthlr. Zucker 2 Rthlr. Reis

$\frac{2}{3}$ Rthlr. Oel $1\frac{1}{3}$ Rthlr. 1 ℔ guten Taback hat den Preis von $\frac{1}{2}$ Rthlr. Ein arabisches Küchenbrot von 2 ß R.=M. Ein Huhn kostet $\frac{1}{2}$ Rthlr. 1 Rottl Seife $1\frac{1}{3}$ Rthlr. 1 Rottl Kartoffeln, die eingeführt werden, $\frac{1}{2}$ Rthlr. 1 Rottl Kohlen $2\frac{1}{2}$ Rthlr. 1 Korb grünes Holz 16 ß R.=M. Ein Knecht bekömmt einen jährlichen Lohn von 80 Rthlr. R.=M.

Man hat im Morgenlande Gold=, Silber= und Kupfermünzen. Die einheimische Münze sind die Piaster. Ein einzelner Piaster von Kupfer oder schlechtem Silber ist ungefähr 8 ß R.=M. Man hat neben den einzelnen Piasterstücken größere silberne Stücke von mehreren Piastern Werth. Der türkische Thaler ist 20 Piaster werth. Es ist für den Reisenden unangenehm, daß in verschiedenen nicht fernen Gegenden verschiedene Geldstücke circuliren. In Jerusalem hat man die kupfernen Einpiasterstücke. In Beirut aber will man nur die schlechten silbernen nehmen. Neben den einheimischen Münzen sind die europäischen überall im Gange und werden gern genommen. An Silbermünzen besonders die östreichischen Theresienthaler und die Zwanziger; an Goldmünzen besonders die Napoleonsd'ore, die an verschiedenen Punkten einen verschiedenen Werth haben, zwischen 90 und 104 Piastern.

Jerusalem hat in neueren Zeiten einige Gasthöfe oder Locanda's bekommen. Es ist dort für die Fremden sehr theuer, weil die Einnahme meist von der kurzen Pilgerzeit, einem Vierteljahr etwa, gewonnen werden soll. Es sind natürlich Eurpäer, die sie angelegt haben. Ebenfalls sind die Postanstalten, die sich hier finden, aus neuester Zeit und europäische Anlagen. Ich habe meine Briefe mit der Post des östreichischen Lloyd, die ihr Bureau dem Kastel gegenüber hat, gesandt.

Die Landessprache ist in Jerusalem und dem heiligen Lande die arabische. Neben ihr werden aber allerlei andre, besonders europäische, Sprachen gesprochen.

Das davidische Jerusalem.

Gang in die Vergangenheit. — Die erste Gestalt Jerusalems. — Die Davidsstadt. — Mauern und Thore. — Teiche. — Zerstörung der ersten Gestalt.

Es ist auf den vorangehenden Blättern zwischen andern eingestreuten Darstellungen eine Beschreibung des heutigen Jerusalems versucht worden, wie ich es im Lauf der Zeit meines dortigen Aufenthalts kennen gelernt habe. Ich komme jetzt dazu,

in kurzen Zügen das alte Jerusalem, wie es einst gewesen ist, vorzuführen, und wie es zu dem heutigen geworden ist, darzustellen. Man kann nicht lange in der heiligen Stadt weilen und ihre heutige Gestalt in Augenschein nehmen, ohne das Bild ihrer alten Herrlichkeit sich zu vergegenwärtigen. Im Anfang zwar tritt das neue Jerusalem ganz in den Vordergrund. Es gilt, zu schauen, wie es ist. Man denkt wohl an den einzelnen Stätten an alte Lage, an die großen Thatsachen, die auf diesem Boden geschehen sind. Aber die alte Gestaltung der Stadt selber tritt noch zurück. Indeß je länger man auf dem heiligen Boden weilt, und je mehr man mit der heutigen Stadt bekannt wird, desto mehr tritt das alte Jerusalem heran; man wendet sich ihm zu, erbaut sich im Geiste an der Hand dessen, was uns davon überliefert ist, über dem heutigen Bilde die alten Züge der Stadt, vergleicht Vergangenheit und Gegenwart mit einander und sucht der ersteren ihre Stelle auf dem Gebiet der letzteren zu geben. So ist es mir auch ergangen. Zumal in der letzten Zeit wandten sich die Gedanken vollständig überwiegend der Vergangenheit zu, und ich habe sie in ihrer verschiedenen Gestaltung damals meinem Geiste vorübergehen lassen. Ich beginne, sie darzustellen, wie ich sie erblickt habe. Es sind Schattenbilder von dem, was einst gewesen ist. Diese Darstellung kann aber nicht geschehen, ohne mit einer kurzen Geschichte der heiligen Stadt verflochten zu sein.

Die erste Gestaltung Jerusalems in alten Zeiten, darauf das Auge sich richtet, ist diejenige, die in der Ueberschrift die davidische genannt worden ist. Es ist diejenige Gestalt, die Jerusalem zur Zeit des Volkes Israels gehabt hat, als es unter seinen Königen stand, bis das babylonische Exil diesem Zustand ein Ende gemacht hat. Sie ist darum die davidische genannt worden, weil der größte König Israels, David, ihr Hauptgründer gewesen ist. Die Erbauung Jerusalems, das heißt, der Friedenswohnung, wird von dem jüdischen Schriftsteller Josephus auf Melchisedech, König von Salem zurückgeführt, der zu den Zeiten Abrahams lebte. Die heilige Schrift redet von ihm als von einem Priester des höchsten Gottes, der den von seinem Kriegszuge heimkehrenden Abraham gesegnet habe. Dieser Priesterkönig ist eine gar besondere und anziehende Gestalt der uralten Zeiten. Man mögte allerdings gerne den Sitz dieses Königs nach Jerusalem verlegen; doch ist die Sache zu unsicher, da es in alten Zeiten andre Stätten des Namens Salem gab. Der gewisse Name der Stadt kömmt zuerst im Buche Josua vor. Es wohnten dort zur Zeit der Einnahme Kanaans durch die Kinder Israels die Jebusiter. Die Kinder Juda

und Benjamin stritten wider die Stadt, vertrieben aber die Jebusiter nicht, sondern wohnten eine Zeitlang neben ihnen. Sie eroberten wohl die untere Stadt im Norden von Zion, und die Jebusiter blieben auf dem befestigten Zion. Darauf kam nach geraumer Zeit David. Nachdem er über sieben Jahre in Hebron gewohnt hatte, eroberte er die Burg Zion, nannte sie Davidsstadt und machte sie zu seiner Residenz. Er kaufte dazu den Tempelplatz von dem Eigenthümer Arasna, einem Jebusiter, und fing an, seine Stadt durch Mauern zu befestigen. So legte er den Grund zu der Herrlichkeit des ersten israelitischen Jerusalem. Nach ihm kam sein Sohn Salomo, und baute auf dem Zion einen königlichen Pallast und auf dem Moriah den schönen Tempel. Er vollendete auch die Mauern um Jerusalem. Diese Mauern umgaben wohl den Zion und Moriah sammt der Unterstadt. Im Nordwesten der Mauern stand wohl ungefähr an der Stelle der heutigen Davidsburg das Kastel Millo. Diese Stelle ist eine nothwendige Stelle für eine Befestigung. Innerhalb der Mauern erhob sich im Osten der herrliche Tempel; auf dem Zion der königliche Pallast aus Stein. So war die Stadt am Ende der Zeit, darinnen es die Hauptstadt des ganzen Israel war, der Mittelpunkt alles Gottesdienstes, die Tochter Zion, die in den Psalmen gefeiert wird. Die späteren Zeiten der Könige Juda's besserten aus und thaten Mancherlei hinzu. Usia baute Thürme an den Thoren der Mauer. Jotham fuhr fort, die Stadt zu befestigen. Hiskia besserte aus, gründete Thürme, baute eine zweite Mauer und befestigte das Kastel Millo am Zion. Manasse endlich befestigte die Mauern im Westen und umgab den Ophel, die südliche Fortsetzung des Berges Moriah mit einer Mauer. So stand Jerusalem gegen das Ende des Reiches Juda da, eine Vereinigung und Befestigung des Zion, der Unterstadt und des Moriah mit dem Ophel. Im Osten der Tempel. Im Westen das Kastel Davids. Auf dem Zion die Königsburg. An den Ecken der Mauern standen Thürme. Durch die Mauern führten verschiedene Thore, deren Lage freilich sich nicht ganz gewiß ermitteln läßt. Wahrscheinlich lag das Thor Ephraim gegen Norden; das Ziegelthor gegen Süden, das Mittelthor zwischen dem ummauerten Zion und der Unterstadt. Neben dem Thor Ephraim hat wohl im Norden einerseits das Eckthor, andrerseits das erste oder *alte* Thor gelegen. Das Thalthor dürfte gegen Westen, das Fischthor gegen Osten, und die andern Thore, die noch angeführt werden, *dürften* an den Tempel und die innere Stadt zu verlegen sein. *Um* die Mauern her lagen einmal der obere und der untere Teich; es sind gewiß

it den jetzigen beiden Gihonteichen dieselben. Der weiter an=führte alte Teich ist gewiß der Teich im Südosten von Jeru=lem, der von der Quelle Siloah gefüllt wird, und die könig=hen Gärten, die sich von dort hinunterzogen, gewässert hat. nnerhalb der Stadtmauern befand sich ein Teich, der durch Hiskia ngelegt worden war. Er leitete das Wasser dahin durch eine terirdische Wasserleitung von der Quelle her, die den oberen ihonteich nährte, und wollte dadurch den Belagerern das Wasser tziehen. So war Jerusalem, wohlbefestigt, wohl mit Wasser rsehen. Aber so weit es mit seinem Ausbau und seiner Be=stigung von Davids Zeiten her fortschritt, so weit ging es mit r rechten Erbauung und Befestigung zurück. Es folgten wohl ch manche gute Könige; aber dazwischen stand eine Reihe gott=ser Fürsten, die selber Götzendienst zu treiben sich nicht scheuten. arum war die äußere Feste Jerusalems nicht fest genug. Schon nter dem Nachfolger Salomo's ward sie von dem egyptischen önig Sisack und unter Amazia von Joas, dem Könige des ruderreiches Israel, erobert. Das waren Andeutungen des Ge=chtes Gottes. Aber sie warnten nicht. Auch die große Lehre des ntergangs Israels warnte Juda nicht. Die Stimmen der Pro=heten erklangen, wurden aber in Jerusalem nicht gehört. Und so am denn nach 450 Jahren seit dem großen Gründer David die erstörung über die Davidsstadt durch die Gewalt des Babel=nigs Nebukadnezar. Die Stadt ward gründlich zerstört. Der empel, die Königsburg und die Häuser Jerusalems wurden rbrannt. Das Volk mußte nach Babel ziehen. Ueber den Trüm=ern Jerusalems erschollen die Klagelieder Jeremia's. Die erste estalt des alten Jerusalem, die wir uns vorgestellt haben, ging nter. Das erste Schattenbild vor unserm Auge zerfließt.

Das herodianische Jerusalem.

weites Bild. — Wiedererbauung. — Vollendung. — Die vier Hügel. — Die drei Mauern. — Schreckliche Zerstörung.

Ueber den Trümmern des ersten Jerusalem erhob sich aber ne zweite Gestaltung, die auch noch dem Volke Israel angehört. s ist diejenige, die ihr von da an, als die zerstörte Tochter ion wieder gebauet wurde, bis dahin zu Theil ward, als sie um zweiten Male auf eine schreckliche Weise zerstört und dem lten Bundesvolk an dieser Stätte ein Ende und ihm ein Exil icht in dem oder dem Lande, sondern in der ganzen Welt be=

rettet wurde. Wir haben diese Gestaltung die herodianische g
weil sie, natürlich lange nicht von den Herodianern beg
doch von ihnen zu ihrer ganzen wunderschönen Voll
erhoben wurde. Wir sehen das zweite Schattenbild a
heutigen Boden.

Das zerstörte Jerusalem ward nach einer Reihe von
wieder aufgebaut. Mit einer Zahl Exulanten kehrte Se
nach der heiligen Stadt zurück und bewirkte nach n
Schwierigkeiten und Zeitverlüsten den Wiederaufbau des
pels. Nach Serubabel zog Esra mit einer Zahl von
hinauf, und hielt einen ernsten Bußtag an der Stätte d
störung. Nach ihm kam Nehemia, baute die Mauern Jer
und bevölkerte die leere Stadt vom Lande aus. Bei dieser
wurden gewiß die alten Trümmer benutzt und die alte
Jerusalems festgehalten. Eine Ober= und Unterstadt u
Tempelberg mit Mauern und Thoren mogten ein Abbild d
störten Stadt wiedergeben. Im Norden war wohl wied
Ephraimsthor, daneben das alte Thor und der Ofenthurm
Westen das Thalthor; im Süden das Mist= und das Br
thor; im Osten aber waren wol die andern uns genannten
Dieses erneuerte Jerusalem kam aus den Händen der pe
Herrschaft unter die macedonische, von dieser unter egy
darauf in der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi
syrische Herrschaft. Von den Syrern oft hartbedrängt, zerstö
wieder befestigt, wurde es durch das Heldengeschlecht der
bäer wieder frei. Die von den Syrern befestigte Burg Akr
zerstört, der Berg Akra abgetragen, und die Höhlung z
ihm und dem Tempel damit ausgefüllt, so daß der Temp
über den Hügel Akra wegschaute. Die Makkabäer baute
zum Schutz des Tempels die Burg Baris. Das Sinken
Heldengeschlechtes gab Veranlassung zur Eroberung Jeru
durch Pompejus im Jahre 63 vor Christi Geburt, und
die Parther im Jahre 40. Nicht lange darnach ward H
aus Idumäa stammend, Herr von Palästina, und durch Ero
auch von der Hauptstadt. Von ungeheurer Baulust ge
machte er die Stadt so ziemlich neu und sehr schön, und
sie gebauet hat, so ist Jerusalem bis zur Zerstörung du
Römer geblieben. Nur ward noch von einem seiner Nach
Herodes Agrippa, die Neustadt, Bezetha, ausgebaut un
mauert. Wir haben von dieser durch die Herodianer voll
Stadt ein ziemlich ausgeführtes, freilich doch nicht überall
liches und genaues Bild durch den jüdischen Schriftsteller Jos

r Zeit der Zerstörung lebte, erhalten. Dieses Bild der
eten Stadt wollen wir uns nun näher vergegenwärtigen.
, wenn man die dritte Mauer mit der Neustadt abrechnet,
ild Jerusalems zu den Zeiten unsers Heilands.

Jerusalem lag zu den Zeiten unsers Herrn auf drei Hügeln;
ward der vierte hinzugethan. Der erste Hügel war der
Zion. Er lag da, der höchste von allen, und streckte sich
Länge. Es ist derselbe mit dem heutigen Zion im Süd-
Jerusalems. Nur war damals der ganze Berg, auch gegen
, bewohnt, während die heutige Mauer über die Mitte
Auf diesem Zion lag die obere Stadt, die Stadt Davids.
weite Hügel Jerusalems war der Tempelberg mit seinem
afer gegen Süden, dem Ophel. Er ward von dem Zion
Westen durch das Thal der Käsemacher, das Tyropoeon,
t und fiel gegen Osten steil ins Kidronthal hinab. So
r denn auch heute noch, im Südosten der Stadt. Der
Hügel war der Hügel Akra. Auf ihm lag die untere
. Der Hügel war halbmondförmig gekrümmt, und wurde
em Zion mit der Oberstadt durch das Tyropbeonthal ge-
Früher war dieser Hügel auch vom Tempelberge durch
eites Thal getrennt. Die Makkabäer aber trugen den Hügel
ab und verbanden ihn mit dem Tempelberge. Dieser Hügel
muß, weil nach Josephus im Norden des Tempelberges
elbar die Bezetha kam, und er an den Zion stieß, im
von Zion und westlich von dem oberen Tempelberge ge-
haben, also im Nordwesten der heutigen Stadt. Das Tyro-
hal, das vom Süden, zwischen dem Ophel und Zion,
Norden lief und noch läuft, muß aber ehemals um die
Seite des Zion herum gegen Westen gelaufen sein und da
und Akra geschieden haben. Es ist freilich wahr, wenn
on den Terrassen der höheren Wohnungen Jerusalem über-
man bemerkt die westliche Wendung nicht mehr, vielmehr
sich sogleich eine Niederung, die vom Süden her gegen
zum Damaskusthor streicht, dem Auge dar, und aller-
ist diese Niederung im Norden dieselbe, die einst in
r Tiefe den Akra und den Moriah trennte. Dennoch ist
teigung, die von der heutigen Jaffastraße zum Zion hin-
t, ein Zeichen, daß hier auch einst ein größeres Thal ge-
ist. Es ist durch den Schutt und die Trümmer der großen
n und Festungswerke, die am Oberrande des Zion einst
, ausgefüllt. Der vierte Hügel, der später bebaut und
tadt hinzugethan wurde, Bezetha, war durch einen tiefen

Graben von der Tempelsburg Antonia getrennt, stieß an diese.

Auf diesen vier Hügeln gelegen, war die Stadt einst d drei Mauern befestigt. Die drei Mauern liefen aber nicht die ganze Stadt, sondern, wo unzugängliche Thäler sie schlossen, hatte sie nur eine Mauer. Die erste, die alte, M lief von dem hohen festen Thurm Hippikus auf dem nördli Abhang des Zion gegen Osten fort, setzte über das Tyropoeont und endete an der unteren Westseite des Tempels. Andrers lief sie vom Hippikus gegen Süden um den Zion herum, oberhalb des Teiches Siloah über das Tyropoeon, umgab Hügel Ophel und endete an der Südostecke des Tempels. D Mauer umschloß also zusammen mit der Tempelmauer im O und Norden den ganzen Zion und Moriah, während zugl wohl noch eine Zwischenmauer am östlichen Rande des Z hinauf diesen ringsum ummauert sein ließ. Zion und Mo waren aber durch eine Brücke an der Südwestseite des Temp wovon noch die Spuren da sind, mit einander verbunden. beschriebene erste Mauer war mit 60 Thürmen befestigt. Nordwesten an der Hauptstelle stand der große feste Thurm pikus, aus ungeheuren Steinen wunderschön aufgebaut. Er st gewiß da, wo jetzt die Citadelle Jerusalems ist. Ihm folgten der Richtung nach Osten in der nördlichen Zionsmauer die Thü Phasael und Mariamm, starke Bollwerke, die Titus bei der Z störung nebst dem Hippikus stehen ließ, um der Nachwelt Denkmal der Festigkeit Jerusalems und der Tapferkeit der römis Legionen zu hinterlassen. An dem Nordwestende des Tempels die Burg Antonia, viereckig, mit Thürmen an allen Ecken. Thurm an der Südostecke war 70 Fuß, die andern 50 hoch. Von diesen Mauern und Thürmen eingeschlossen lag dem Zion im Nordwesten der wunderschöne Pallast des Herod in der Nähe der drei Thürme. Er war aus Marmor aufgeba Eine Mauer von 30 Fuß Höhe umgab ihn. Innerhalb Mauer gab es schöne grüne Plätze. Im Pallast waren gr Säle, darin 100 Personen Raum zum Essen fanden. Dies Pallast gegenüber an der Norstostseite des Zion lag ein zwei Pallast, der Pallast der Makkabäer, der von Herodes Agri dem Zweiten erweitert wurde. Vor diesem Pallast lag der Xyst ein großer, freier Platz mit Säulenhallen für die Versammlung des Volkes. Von ihm ging die große Brücke über das Thal z Tempel. Sonst lagen auf dem Zion noch die Palläste der Hoh priester und der Vornehmen. Alle Hoheit und aller Reichth

ohnte hier auf dem Zion zusammen. Gegenüber stand auf dem Moriah der früher schon geschilderte wunderschöne, hoch erhobene und überall sichtbare herodianische Tempel mit seinen Mauern und Hallen und Vorhöfen. Es war eine Pracht und Herrlichkeit von dieser ersten Mauer umschlossen, die Jerusalem unter den Städten des Morgenlandes hoch stellte. So stand sie da zu den Zeiten unseres Herrn, als die Jünger ihn auf den Tempel wiesen: „Welche Steine, welch ein Bau ist das!"

Im Norden, oberhalb der ersten Mauer erhob sich die zweite. Sie verband die Unterstadt auf dem Hügel Akra mit dem Zion und Moriah. Diese Mauer fing an einem Thore Gennath an, das in der ersten Mauer im Nordwesten östlich vom Thurm Hippikus lag. Sie ging dann im Bogen um die untere Stadt nach Osten zu und endigte an der Burg Antonia. Die Mauer umgab und schirmte die untere Stadt gegen Westen und Norden. Gegen Osten schloß sich diese an den Tempel, gegen Süden an den Zion. Weil die Mauer so nur nach einer Seite gezogen war, war sie nicht lang und hatte nur 14 Thürme. Die von ihr eingeschlossene Unterstadt hing mit dem Tempel durch Thore zusammen, und gegen Süden zogen sich Häuser den Abhang hinab und den Zion wieder hinauf.

Von diesen beiden Mauern war die Stadt zu den Zeiten unseres Herrn umgeben. Später ward von Herodes Agrippa dem Ersten im Anfang der vierziger Jahre und zur Zeit des Kaisers Claudius die dritte Mauer begonnen, und in späterer Zeit vollendet. Die Zahl der Einwohner Jerusalems hatte nämlich bedeutend zugenommen, und man hatte sich auf dem Hügel Bezetha im Norden vom Tempel und von der Burg Antonia angebaut. Dieser neue Anbau lag bloß und unbeschützt und Agrippa begann, ihn mit einer Mauer einzufassen und zugleich mit derselben Jerusalem noch fester zu machen. Diese Mauer begann am Thurm Hippikus im Nordwesten des Zion, lief von da gegen Norden zu dem Thurm Psephinus, zog sich dann den Gräbern der Helena gegenüber fort, und durch die königlichen Höhlen in die Länge. Dann bog sie um beim Eckthurm beim sogenannten Grabmal des Walkers. Darauf zog sie auf der Höhe des Kidronthals abwärts. Was den Lauf dieser dritten Mauer betrifft, so ist es jedenfalls das Einfachste, sie mit der heutigen Stadtmauer im Norden zusammenzustellen. Das ganze Terrain, so wie einzelne alte Reste sprechen dafür. Nach einigen Angaben des Josephus freilich, der übrigens nicht immer ganz genau berichten mag, würde man sie weiter nach Norden hinausrücken müssen. Wie

dem nun sein mag, sie war jedenfalls eine sehr feste, von bedeutender Höhe und Dicke. Die vielen gewaltigen Thürme, die sich in ihr fanden, gaben ihr ein mächtiges Ansehn und eine große Festigkeit. Im Nordwesten ragte der Thurm Psephinus in einer Höhe von 70 Fuß hervor. Es war ein mächtiges Bauwerk, von dem man weit ins Land, ja bis zum mittelländischen Meer soll hinausgeschaut haben. Rund um die Stadt her waren Quellen, Teiche und Gräben, und im Norden gab es Gärten und Landhäuser.

So war Jerusalem zur Zeit des Josephus kurz vor der Zerstörung. Es war eine sehr feste Stadt, im Norden gegen die Angriffe, die von der Fläche, die dort lag, kamen, durch drei Mauern geschützt, im Westen, Süden und Osten aber nur von einer Mauer umgeben, weil die tiefen Thäler hier hinlänglichen Schutz gegen Angriffe gaben. Aber so fest Jerusalem war, so schön war es, wirklich wunderschön, eine große würdige Hauptstadt Israels, eine Perle des Morgenlandes, schöner und herrlicher noch, denn zu den Zeiten seiner ersten Herrlichkeit unter David. Eine große Zahl von Israeliten wohnte in seinen Mauern, und wenn das Osterfest kam und das Volk von allen Orten gen Jerusalem zog, so war der Blick auf die Stadt mit ihren zahllosen Pilgern ein großartiger; ihre Herrlichkeit leuchtete im hellsten Lichte. Aber, wie es schon dem ersten Jerusalem erging, so auch dem zweiten. Je mehr die äußere Festigkeit und Herrlichkeit zunahm, desto mehr nahm die innere ab, und die Vollendung der ersteren umschloß den vollendeten inwendigen Ruin. Nur war beides bei diesem herodianischen Jerusalem im höheren Maße vorhanden, denn bei der alten Stadt Davids. Das Volk der Juden hatte in der traurigsten Verblendung seine einzige Rettung, seinen Messias, das Heil der Welt verworfen. Der Herr hatte Jerusalem unter seinen Schirm nehmen wollen; aber Jerusalem hatte nicht gewollt. Darum halfen ihm seine Mauern und seine Herrlichkeit nicht. Das Ende nahte auf dem Gipfel der Vollendung mit raschen Schritten. Das Gericht erging über die verworfene Stadt. Es ist ein trauriger Blick auf die Geschichte Israels und Jerusalems nach der Kreuzigung des Herrn. Der Druck und die Ungerechtigkeit der Römer legte sich von Jahr zu Jahr mit immer größerer Gewalt auf das unglückliche Volk, und dieses ward von Jahr zu Jahr wilder und zerrissener; es erging ihm, wie es jedem einzelnen Menschen geht, der seinen Gottesberuf mit Füßen getreten; sein Wandel wird immer unsteter und friedensloser. Endlich nahten die römischen Adler und schlugen

verheerenden Schwingen über Judäa. Das Volk, in blin- : Anhänglichkeit an offenbare falsche Propheten, nachdem es rechten Propheten verworfen; in der unsinnigsten Verstockung Hartnäckigkeit setzte sich bis zum Aeußersten zur Wehr. Es ne lange Geschichte, sie zu beschreiben, und eine sehr traurige . Das ist kein Kampf in edler Liebe zum Vaterland und zur rath; das ist ein Kampf gegen das Gericht Gottes, das man heraufbeschworen hat, in toller Wuth und Wildheit. Wun- ir wilde, fanatische Gestalten treten auf; man fühlt es ihnen daß sie nicht für etwas Wahres und Gutes kämpfen. Es als ob sie selber im Grunde ihrer Seele ein dunkles Gefühl n von dem Fluch, der über Israel ruht; von dem Gericht es, das die große Volkssünde der Verwerfung Christi strafen : von dem Blut und Verderben, das die Väter einst auf und ihre Kinder herabgerufen haben. Aber sie wollen sich und seinem Gericht nicht unterwerfen. Sie kämpfen mit m und Wuth dagegen an. Auch das entsetzlichste Leid, das eht, kann sie nicht beugen. Immer größer wird der Wahn- und die blinde Wuth. Der römische Feldherr will gern en; aber diese tollen Kämpfer wollen keine Schonung. Die t wird erobert; der Tempel geht wieder den Willen des s in Flammen auf. Bis auf die ungeheuren Bollwerke an Nordmauer des Zion und einen kleinen Theil der Westmauer alles zerstört und umgekehrt. Ein ungeheurer Brand und d wüthete in der verlornen Stadt. Jerusalem ging schauer- unter. Es war ein groß Gericht, das Gott der Herr hier , eine buchstäbliche Erfüllung dessen, was der Erlöser in n Leben geweissagt hatte. Es ist wohl kaum eine Zerstörung so schauerlichen Umständen und so gründlich geschehen, wie Aber freilich auch kein Volk hat so gründlich wider seinen gesündigt, denn das alte so hochbegnadigte, aber von Alters so halsstarrige und undankbare Volk der Juden. Es ward der Zerstörung in alle Welt hinausgestreut und giebt uns lebendige Bild des ewigen, unstet durch die Welt wandernden n. Unser zweites Schattenbild auf dem Boden des heutigen salem ist zerronnen.

Das neuere Jerusalem.

Erniedrigung durch die Heiden. — Erhebung durch christliche Mächte. Muhamedanische Beherrscher. — Fortdauer der Erniedrigung.

Mit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer begin eine Zeit großer Erniedrigung. Sie dauert fort bis in die neuest Zeiten. Es ist zwar zu zweien Malen, als ob der Fluch weich und die Stadt sich wieder heben wolle; aber wieder und wie sinkt es nieder und zeigt sich als eine Stätte, darüber das Geri noch ruht.

Jerusalem war zerstört; aber das Volk der Juden, da umher übrig geblieben war, sammelte sich über den Trümme wieder zusammen. Doch nur, um von Neuem in wildem Au ruhr gegen ihre heidnischen Unterdrücker sich zu erheben. Na einigen Vorspielen erhoben sie sich im Jahre 132 unter Barchochba dem Sohn des Sternes, wie er sich nach der Weissagung Bileam von dem Sterne, der aus Juda aufgehen sollte, nannte. De hochgefeierte jüdische Rabbi Akiba erkannte ihn als Messias an Aber Israel war verworfen und auf falschem Wege. Der Feld herr des römischen Kaisers Hadrian, Severus, warf unte gräulichem Blutvergießen den Aufstand nieder. Unzählige Jude kamen um oder wurden verkauft. Bei Hebron im Haine Abra hams war ein Markt; dort kaufte man vier Juden für eine Scheffel Gerste. Es war Ernst mit Jerusalems Verwerfung. De Kaiser Hadrian baute es zwar wieder auf, nannte es aber anders um auch seinen Namen auszurotten. Er gab ihm den heidnische Namen Aelia Capitolina, und verbot den Juden bei Todesstraf die Stadt zu betreten. Da, wo einst der schöne Tempel stand baute er einen heidnischen Tempel dem Jupiter zu Ehren un errichtete dort seine Bildsäule. Jerusalem, die Stadt des Volke Gottes, ward nun ganz und gar eine heidnische Stadt, und sei Name gerieth wirklich eine Zeitlang in gänzliche Vergessenheit Die Stadt, die Hadrian baute und ummauerte, ist übrigen von Größe und Lage gewiß dieselbige mit der jetzigen Stad gewesen.

Das Heidenthum sank allmälig, nicht vor dem Judenthum, aber wohl vor dem Christenthum, und schon im Anfang de 4. Jahrhunderts unter Constantin dem Großen erreichte es sei Ende. Jerusalem kam in Christenhände. Es schien sich heben z wollen. Schöne Bauten wurden wieder aufgeführt, und groß Wallfahrten begannen dahin zu gehen. Die Grabeskirche wart

em genannten Kaiser an ihrer jetzigen Stelle aufgeführt.
em Tempelplatze, wo zuerst ein jüdischer, dann ein heid-
Tempel gestanden hatte, erhob sich durch Kaiser Justinian
Jahrhundert eine wunderschöne Christenkirche. Jerusalem
der Sitz eines Patriarchen. Aber freilich auch bald der Sitz
todten, abergläubischen Christenheit. Nachdem die Perser
Kosroes im Jahre 614 es erobert hatten, fiel es 637 in
nde des arabischen Kalifen Omar. Die Stadt ward muha-
isch. An der Stelle des alten jüdischen und heidnischen
ls erhob sich nun eine Moschee, und auch die christliche
dort ward in eine Moschee verwandelt. Der Halbmond
te auf den heiligen Stätten, und wo einst die Propheten
ort ertönen ließen, galt nun das Wort des falschen Propheten.
räuel der Verwüstung waren wieder da an heiliger Stätte.
den Arabern kamen andre muhamedanische Herrscher.
Und noch einmal schien es für Jerusalem Tag werden zu
. Die Aussicht kam vom Abendlande. Die abendländische
nheit fing an mit Heeresgewalt dahin zu ziehen, um die
n Stätten aus den Händen der Ungläubigen zu befreien.
ır am Abend des 11. Jahrhunderts, da ward Jerusalem
n abendländischen Christen erobert und ein christliches König-
dort gegründet. Wieder residirten Könige zu Zion und
n die Stadt und das heilige Land. Und immer wieder
en die Kreuzzüge gen Osten. Es war ein großer, ernster
zwischen Christen und Muhamedanern. Jerusalems Stern
zuweilen hell und klar. Doch war die Zeit der Heilung
icht gekommen. Der Stern ging wieder unter. Nach un-
em Blutvergießen und vielen nutzlosen Zügen ward die
der Christen im Morgenlande durch die Moslem gebrochen.
Jahrhunderte nach der ersten Eroberung war das ganze
wieder in muhamedanischen Händen. Jerusalem blieb ent-
; der Fluch blieb ruhen auf dem heiligen Boden.
Im Anfang des 16. Jahrhunderts kamen die Türken und
en unter Selim die Stadt mit dem ganzen Lande. Sie
seitdem dort geherrscht. Napoleon zwar machte von Egypten
nen erobernden Streifzug auch in diese Gegenden, kam aber
nach Jerusalem. Und der Pascha von Egypten Ibrahim
e 1832 das ganze Land, und führte einige Ordnung und
heit ein. Aber im Jahre 1840 gab Europa, das einst
ıde dahin gesandt hatte, um das Land aus den Händen
remden zu befreien, es wieder an die Türken. Seitdem
t dort wieder, wie vordem, der türkische Halbmond.

Seit dem Wiederaufbau durch Hadrian ist die Größe u Lage der Stadt dieselbe geblieben. Im Lauf der Zeit sind einzelnen großen Gebäude, die noch da sind, die Grabeskir und die Moscheen entstanden. Sultan Soliman baute vor d Jahrhunderten die jetzigen schönen Mauern. Und wieder ist Anblick Jerusalems an manchen Stellen nicht unfreundlich. A die alte Herrlichkeit ist doch auch heute noch nicht wiedergeke und die große Omarmoschee auf dem, Christen und Juden ve schlossenen Tempelplatze ist noch fortwährend das Zeichen d Fluchs, der hier ruht. Und das traurige Türkenregiment, da hier waltet, wird, so lange es bleibt, nicht zulassen, daß d Stätte wieder zu einer Segensstätte werde. Jerusalem hat s schwer versündigt; darum ist sie nicht mehr die Tochter Zion, schön und herrlich geschmückt, sondern wie ein unrein Weib.

Die Schattenbilder dessen, was gewesen, sind uns vorübe gegangen; wir stehen jetzt wieder vor dem wirklichen Bilde d jetzigen Stadt; aber unsre Gedanken gehen von dort in and Zeiten.

Das zukünftige Jerusalem.

Die Weissagungen. — Zeichen der kommenden Erfüllung. — Sie Europa's zu Jerusalem. — Rückkehr des alten Bundesvolkes.

Es ist ein wehmüthiger Ernst, der die Seele des Wandre ergreift, wenn er jetzt durch Jerusalem wandelt. Er denkt d alten Herrlichkeit, als Jerusalem die Stadt des höchsten Gott war, und ein reich gesegnetes Volk wohnte darinnen unter d Strahlen der Gnadensonne, die so hell und warm hernied leuchteten. Er denkt der vielen Wetter und Stürme, die seit alt Zeiten über diese Stätten dahin gebraust sind. Jerusalem hat v Gnade und Freundlichkeit erfahren. Aber Jerusalem hat auch v gelitten, mehr denn eine andre Stadt der Erde. Wie oft ist di Stadt erobert und verwüstet worden. Und unter diesen Wette sind die Züge ihres Angesichtes alt und gefurcht worden; d Glanz ihres Auges ist ermattet; die Haare ihres Hauptes si weiß geworden. Freilich hat sie die Wetter mit ihrem Unda heraufgezogen; aber sie hat auch schwer büßen müssen. Es si Gedanken wehmüthigen Ernstes. Die sinnende Seele frägt: wird denn für immer mit Jerusalem aus sein? wird sie nimmer s wieder von ihrem Fall erheben und ihre alte Herrlichkeit wied anthun? wird die Tochter Zion sich niemals wieder verjüngen u

geschmückt werden, wie in den Tagen ihrer Jugend und ihrer Schöne?

Doch ja, sie wird es. Jerusalem hat noch eine Zukunft. Und die Zukunft wird eine herrliche werden, herrlicher noch, denn die vergangnen Tage waren. Es wird noch einmal wieder eine Zeit kommen, da Jerusalem von allen Gräueln der Verwüstung gereinigt daliegen wird, eine heilige Stätte, unter dem Gnadenauge Gottes, und sein Volk wird darinnen wohnen und er wird dort wohnen unter seinem Volke. Die alten Weissagungen sind noch nicht ganz erfüllt. Sie lassen die Gedanken bei derjenigen Erfüllung, die schon gekommen ist, nicht ruhen, sondern richten sie in eine fernere Zukunft. Was die Propheten des alten Bundes, Jesaias, Jeremias, Sacharja von der wundersamen Zukunft Jerusalems geredet haben, das allerdings nach ihren Zeiten schon einmal ihre gewisse Erfüllung gefunden; aber dennoch diejenige noch nicht, daß man sagen könnte: sie sind ganz bis auf den Grund erfüllt; es ist nichts mehr darinnen nachgeblieben. Und der Wandrer, der mit Ernst und Wehmuth die Stätte der heutigen Stadt durchwandert, hält sich gerne diese Weissagungen vor, und läßt sich von ihnen auf dem Nebelgrunde der Zukunft ein Bild des wieder erstandenen und verherrlichten Jerusalems zeichnen.

Er kann es auch mit einiger Zuversicht thun. Denn die Anfänge sind schon heute da. Man kann den Anbruch einer besseren Zukunft Jerusalems nicht verkennen. Freilich hat der Islam dort noch sein Regiment, und seine Moscheen stehen noch da auf dem heiligen Boden. Und mehr denn früher regt sich grade jetzt der Anspruch auf die Herrschaft, und der Groll und Grimm wider alles, was ihm darin gefährlich werden könnte. Aber doch braucht man nicht allzulange umherzublicken, man sieht's: der Islam liegt danieder und seine Macht ist im Untergehen begriffen. Sein gewaltthätiges Verfahren, die Beweisung seines inneren Grimms, es liegt darin das deutlichste Zeugniß vor Augen. Er ist krank, zum Tode krank; seine einst so jugendliche Lebenskraft ist dahin; er liegt im Sterben, und wenn man in Europa schon für sein Grab hat sorgen wollen, so ging es wenigstens von der richtigen Wahrnehmung aus, daß der kranke Mann es nicht sehr lange mehr machen werde. Der Islam ist schnell alt geworden und dem Grabe nahe gekommen. Wenn nun aber der falsche Prophet sich in Jerusalem wird ausgelebt haben, und die Zeichen seiner Herrschaft untergehen, wer wird dann die vom Verderber befreite Stadt einnehmen? Das Volk Israel, wie es durch die Welt ausgegossen ist und an seinem Judenthum festhält, auch in Jerusalem schon

eine Stätte wieder hat, dieses faule Judenthum nimmermehr. So lange es unbekehrt bleibt, und sich nicht zu dem wendet, den seine Väter zu ihrem Verderben verworfen haben, so lange mag es seine Thränen an der Stätte des alten Tempels weinen, aber nimmer, wie einst, das Bürgerthum in Jerusalem einnehmen. Wer das aber thun wird, ist leicht einzusehn. Wer anders, denn das Christenthum. Das wird Jerusalem einnehmen und besitzen. Die Kreuzesfahne wird dort sich erheben, wo nun noch der Halbmond im letzten Viertel steht. Der König der Könige wird hier sein Volk haben, das ihn anbetet und vor seinem Namen die Kniee beuge. Die Vorbilder sind schon da gewesen. Die Zeit des christlichen Kaiserthums in Constantinopel war das eine Vorbild. Da regierte das Christenthum in Gestalt der griechischen Kirche in Jerusalem. Die Zeit der Kreuzzüge war das andre Vorbild. Da regierte das Christenthum in Gestalt der römischen Kirche in Jerusalem. Es sind Vorbilder und Weissagungen dessen, was da kommen wird. Aber wie so die Vorbilder in vergangenen Tagen da gewesen sind, so sind die Anfänge des neuen christlichen Zeitalters gegenwärtig da. Die christlichen Mächte haben ihre Vertreter da; die christlichen Besitzungen werden von Jahr zu Jahr größer. Christliche Bildung ziehet ein in die Stadt und macht sich in mancher Hinsicht geltend. Christliche Missionen und Schulen arbeiten an der Umwandlung fort und fort. Freilich in dem größten Theil der Christenheit, die dort jetzt weilet, ist großer Tod und faules Wesen. Aber wie ein Sauerteig steht immitten der Christenheit Jerusalems die evangelische Kirche, fähig und bestrebt, ihre belebenden Kräfte über die Todtengebeine ausströmen zu lassen. Darum, wie viel Trübes auch noch vorhanden ist, die Anfänge der Besserung sind da. Die dritte christliche Zeit beginnt für Jerusalem. Es wird mit Gottes Hülfe eine Zeit werden, die hier ein christlich Reich der Welt vor Augen stellt, das tiefer durchdrungen vom Leben aus dem Geiste Gottes, denn in den beiden frühern christlichen Zeiten, sich länger halten wird.

Jerusalem hat eine Zukunft, eine schöne, herrliche. Die Weissagung wird ganz erfüllt werden. Die Anfänge sind da. Und diese Anfänge sind getragen von einem tiefen Zuge und einer tiefen Liebe zu Jerusalem, die durch die europäische Christenheit hindurchzugehn beginnt. Es wird schon Bedeutendes hie und da dafür gethan, daß Jerusalem aus seiner langen Verwüstung hervorgezogen und zu einer lieblichen Gottesstätte umgewandelt werde. Es werden manche Opfer schon gebracht, und viel Sehnen und Seufzen eint sich mit diesen Opfern, daß Jerusalem recht gebaut

und die Tochter Zion in ihrer rechten Schöne hergestellt werde. Und diese Liebe zu Jerusalem wird nicht wieder zurückgehen, so lange ein lebendiges Christenthum sich in Europa findet. Sie wird immer mehr entbrennen. Europa wendet sich und wird sich immer mehr noch dem großen Werke zuwenden, die Heidenwelt aus dem Rachen des Todes zu reißen. Wie sollte es da wohl versäumen können, die irdische Heimath seines Glaubens von aller Verstörung zu befreien und zu einer würdigen Gestalt zu erheben? Nein, es wird darinnen nur noch immer thatkräftiger werden. Darum stehet der Wandrer, ob trauernd auch über die gegenwärtige Verödung, die Jerusalem im Ganzen noch niederdrückt, doch mit froher Hoffnung auf eine künftige Auferstehung und Verwandlung dieser heiligen Stätte, da sie zum rechten Eigenthum des Herrn wieder angenommen ist und sein Auge mit Wohlgefallen darüber weilet.

Der Wandrer in Jerusalem stehet froher Hoffnung voll vor dieser Zukunft. Er denkt dabei der alten Zeit, als Israel darinnen wohnte und frägt: wird nicht etwa in der herrlichen Zukunft Jerusalems, wenn auch nicht das unbekehrte Israel, doch das Israel, das sich zu seinem Herrn bekehret hat, die alten Stätten der Väter und der Heimath wieder einnehmen? Freilich, die Zeit ist wohl weit entfernt. Mit seiner alten Herzenshärte hält das jetzige Israel an seinem Judenthum und an seiner Feindschaft wider den Messias, der erschienen ist, fest. Und es wird, wie der Apostel es gesagt hat, werden; es wird zuerst die Fülle der Heiden in Gottes Reich eingehen, bis Israel als Volk zur Besinnung kömmt und vor dem sich beugt, und dem die Ehre giebt, den die Väter einst verworfen haben. Man kann die Wahrhaftigkeit dieses Wortes, den welthistorischen Durchblick des Apostels nirgends besser verstehen, als in Jerusalem selber. Aber wenn denn nun am Ende Israel sich nicht länger verstocken kann vor den Wundern Gottes in der ganzen Heidenwelt; wenn es den starren Nacken beugt; wenn die große Umwandlung geschieht und der ausgebrochene Zweig wird wieder eingesetzt. Dann, ja die Weissagungen lassen uns eine solche Zeit ahnen, da das Christenthum in der Gestalt des alten Bundesvolkes in Jerusalem seine Stätte haben wird. Der Zug zur Heimath lebt in Israel heute noch in alter Stärke, und wird immer in ihnen leben bleiben. Das Volk, das seinen Schatten verloren, wird immerdar sich nach ihm zurücksehnen. Die Juden wandern heute dahin, und werden es fort und fort thun, so sie irgend es können, um, wenn nicht zu leben, so dort doch zu sterben und begraben zu werden. Wie aber wird

der Zug, den keiner anders, denn als einen edlen bezeichnen kann, sich geltend machen, wenn das christlich lebendige Europa nicht darüber lange sinnt und denkt, und dafür wirket, die Juden in ihrem Judenthum, in ihrem dem Christenthum und der europäischen Welt ganz fremden Wesen zu emancipiren, den christlichen Bürgern in fremdem Lande gleich zu stellen und den christlichen Staaten dadurch Elemente einzuimpfen, die nur große Blutwallungen und Zersetzungen zur Folge haben können, sondern wenn es dem sich bekehrenden Israel Wege und Bahnen öffnet, aus der Fremde heimzukehren, Jerusalem und das heilige Land einzunehmen, um dort nicht bloß zu sterben, sondern zu leben auch. Dann werden sie heimziehen aus dem vieltausendjährigen Exil zum letzten Mal und die langentbehrten heimathlichen Stätten einnehmen, und Jerusalem wird wieder sein, was es gewesen: es wird für Israel, das nun verwandelte Israel die Stadt des großen Königs sein, dessen Blut nicht mehr zum Gericht, nun zur Versöhnung und Erlösung über sie und ihre Kinder gekommen ist. Dann wird der ewige Jude zur Ruhe kommen.

Der Wandrer in Jerusalem blickt in eine solche Zukunft und freut sich daran. Der Leser hat freilich allerlei Bedenken dabei, so in der Zukunft zu lesen. Nun die Zukunft ist freilich allein unsres Gottes, und wenn es geschehen wird, wie der Wandrer denkt, so viel ist ganz gewiß, es wird noch viel Wasser den Jordan hinunterlaufen und viel Dunstwolken wird das todte Meer noch aufwärts senden, ehe ein christliches Israel den heiligen Boden bewohnt, wie seine Väter in den Tagen des alten Bundes.

Abschied von Jerusalem.

Rüstung zum Weggang. — Aussicht auf Beschwerden. — Gewöhnliche Reiseweise. — Abschied von einzelnen Stätten und Männern. — Der letzte Abend. — Der letzte Morgen. — Abreise. — Letzter Blick auf Jerusalem.

Meine Tage in Jerusalem waren gezählt. Die Zeit der Abreise nahte heran. Der Doctor Joos und ich hatten uns vorgenommen, mit dem Missionär Zeller zusammen nach Nazareth zu reisen, und von dort allein weiter zu gehen. Der Müller Eberwald wollte uns zu Fuß begleiten, während wir beiden uns zunächst bis Nazareth mit Pferden und einem Pferdetreiber versehen wollten, dabei denn freilich für unsre eigne Beköstigung und unser Unterkommen auf der Reise selber sorgen mußten. Ich habe freilich von Anfang an nicht verkannt, daß bei dieser Weise zu

reisen große Anstrengungen und Beschwerden meiner warten, daß eine Zahl von Entbehrungen zu tragen sein würde. Wenn man für sich selber sorgen sollte, so würde man bei dem allerbesten Willen in diesem Lande wohl nicht viele warme Speise zu sehen bekommen, und des Nachts mit einem sehr unbequemen Lager oft vorlieb nehmen müssen. Das habe ich nicht verkannt, und ich hätte es darum gerne anders gemacht, wäre eben so gereist, wie die meisten andern Europäer dort reisen. Man nimmt nämlich einen Mann an; der wird Dragoman, Dollmetscher, genannt; der muß mit dem Reisenden gehen und für alles sorgen, für Thiere zum Reiten und zum Gepäck, für Sicherheit, so viel thunlich, für gutes Essen und Trinken, für ein Zelt mit Betten. Wenn man den hat, so kann man auch in Palästina so ziemlich angenehm reisen. Man hat alles Nothwendige; man ziehet hin, wohin man Lust hat und es nicht zu unsicher ist; man übereilt sich nicht auf der Reise, sondern läßt sich Zeit, während man sonst die Tagereisen überaus vergrößert, um das Ende der Beschwerden zu erreichen. Um deßwillen habe ich auch in Jerusalem nach einem solchen Führer und einer solchen Reisegelegenheit mich umgesehn. Das Wenigste aber, was so einer täglich dafür verlangte, war ein Pfund englisch. Das war für meine Finanzen, die ich besaß, zu viel, und auf etwanige Zuflüsse hoffte ich jetzt nicht mehr. Darum wollte ich es so machen, wie ich oben angeben habe. Ich verkannte dabei auch das Andre nicht, daß bei dieser Weise zu reisen mein Weg sich auf die gewöhnliche Straße der Wandrer und auf die Orte, die daran lägen, beschränken, daß ich auch diese alle nur im Vorübergehen anschauen, viele andre mehr abgelegene, aber höchst wichtige und interessante Punkte nicht würde in Augenschein nehmen können. Wenn man einen Dragoman hat, kann man sich hinbegeben, wohin man will. Er kennt die Verhältnisse der Sicherheit oder Unsicherheit ziemlich genau, kann mit seiner fertigen Kenntniß der Landessprache wenigstens sie genau erkunden; er sorgt, so viel möglich ist, daß man nicht in Ungelegenheiten kömmt. Da dies aber zu theuer, und eine andre, die obige Weise zu reisen, mir als die nothwendige angegeben war, wenn ich noch etwas mehr vom heiligen Lande sehen wollte, so mußte ich mein Wünschen und Begehren aufgeben und mein Register von zu besuchenden Orten und Gegenständen zurücklegen. Wir nahmen also Pferde an, um auf eigne Hand durch das unsichere Land zu reisen, und die eigne Sorge für Unterhalt und Unterkommen walten zu lassen. Die Pferde waren diesmal nicht billig. Es war die Zeit, da viele Fremde

nach verschiedenen Richtung abgereist waren. Der Doctor und ich nahmen jeder sein Pferd, und zusammen mietheten wir für unser Gepäck einen Esel. Das Pferd sollte von Jerusalem nach Nazareth für jeden 200 Piastern (16⅔ ℳ R.-M.) kosten, und für den Esel sollten wir zusammen dieselbige Summe erlegen.

Es ist der 30. April herangekommen. Es ist der letzte Tag, den ich in Jerusalem erleben sollte. Morgen, am 1. Mai, soll es von dannen gehen. Es gilt heute, Abschied zu nehmen. Abschied nehmen hat immer seinen Ernst, auch wenn er nur für längere Zeiten ist und man dahinter einen Tag des Wiedersehns auf Erden erblickt. Es gilt, für immer von diesen Stätten, und wohl von den meisten Freunden auch, Abschied zu nehmen. Hienieden wird man jene niemals und von diesen schwerlich viele wiedersehen. Wir gehen, die einzelnen Stätten Jerusalems noch einmal anzusehen, die Stätten, die dem Wandrer lieb geworden sind, auf denen er oftmals in stiller Betrachtung geweilt, von denen er in die Tiefen der göttlichen Liebe und Heiligkeit hineingeblickt hat. Wir gehen nach Gethsemane, zum Oelberg. Mein Freund Schatzmann bleibt unten am Fuß des Oelbergs unter dem Schatten eines hohen Johannisbrotbaums. Ich gehe mit dem Doctor Joos hinauf. Wir sehen mit stillem Ernste von oben noch einmal umher, auf die Berge drüben und den Silberstrich des todten Meeres, an dem wir vor einigen Wochen gestanden. Wir sehen noch einmal von hier gegen Westen auf das Kidronthal und auf die hochgebaute Stadt, so wunderschön von dieser Stätte zu schauen. Vergeß ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. Wir gehen, die Männer Jerusalems noch einmal zu grüßen, die mit so vieler Freundlichkeit uns entgegen gekommen sind und unsern Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen gesucht haben. Es sind die evangelischen Männer, die als die Vertreter der evangelischen Kirche hier wirksam sind und auf Hoffnung säen. Sie entlassen uns mit ihren Segenswünschen. Am Abend sind wir Hospizgäste im Hause des Pastor Hefster der evangelischen Kirche gegenüber versammelt. Für meinen medicinischen Freund und mich ist es der letzte Abend in Jerusalem. Es stimmt uns wohl ernst, wenn wir an das Scheiden denken; doch sind es köstliche Stunden, die wir dort mit unsern Freunden verleben. Endlich scheiden wir, nachdem der freundliche Herr des Hauses im Gebet auch unser gedacht, und unsre Wanderschaft und unser Wohl dem Herrn der Welt ans Herz gelegt hatte.

Es ist Nacht, die letzte Nacht in Jerusalem. Es wird Morgen, der letzte Morgen in Jerusalem. Ich verlasse meine

ag, verabschiede mich noch einmal von meinem lieben rth, Pastor Valentiner, und gehe zum Hospiz, um ct mit meinen Genossen die Reise anzutreten. Es wird als wir wollten. Es ist erst um 7 Uhr, daß die Pferde nd. Und nun geht's zu Pferd. Unsre lieben Hospizfreunde uns zum letzten Male zu grüßen. Der freundliche herzens- ofessor Levison, der liebe Doctor Roth, mein guter Schatz- Herr Thiel und die andern. Unter ihren herzlichsten Segens- n ziehen wir fort. Herr Zeller mit seinem Bedienten ist der Doctor und ich folgen; hinterher reitet der Mukary ndert der Müller. Wir biegen um in die Damaskusthor- Das Hospiz mit allem, was darinnen ist, ist dem Auge nden. Die freundlichen Gesichter, die uns zum letzten Mal haben, sind entschwunden. Ich ahnte nicht, daß der eine Freunde, der Dr. Roth, so bald darnach heimgehen sollte. hen zum Damaskusthor hinaus, reiten durch die Ebne, ihm liegt. Es kömmt das Kidronthal, das hier noch Osten läuft. Wir reiten die jenseitige Höhe hinan; es ist l des Skopus. Wir halten auf der Höhe an und wenden Pferde. Es ist der letzte Blick, den wir auf Jerusalem Wir sehen auf die Stadt hin, wie sie im Licht der Mor- e zum letzten Male vor uns liegt. Wir schauen ernst und f ihre Zinnen und Kuppeln. Es ist fünf Wochen her, daß zum ersten Mal erblickte. Da schlug das Herz in mäch- ewegung; da rief der Mund mit inniger Rührung: Je- . Die Zeit des Aufenthalts ist abgelaufen. Ich habe die Stadt kennen gelernt, bin gestanden in ihren Thoren, habe elt auf ihren Straßen und ihre Höhen umher besucht. Liebe hat nicht abgenommen, sondern zugenommen; der des heiligen Namens hat seinen Wiederhall in meiner nicht verloren, vielmehr klingt der Name voller noch und wieder. An alles, was der Name sonst Bewegendes und ndes hat, schließt sich nun noch die Erinnerung so vieler erhebender Stunden. Der Mund ist still; aber das Herz egt, wie wir da halten auf der Höhe, das Angesicht ge- zur heiligen Stadt. Zum letzten Mal. Leb wohl, Jeru- . Ja wohl, es müsse Friede sein in deinen Mauern und in deinen Pallästen.

Wir wenden unsre Pferde und reiten die Höhe hinab. Je- i ist verschwunden. Wir haben es zum letzten Mal gesehen.

Dritter Abschnitt.

Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.

Beschwerliche Reise. — Zerrissener Zug. — Rama. — Gibea. Bireh. — Erinnerungen bei Bethel. — Das Feigenthal. — Steinigungsversuch. — Angenehme Lagerung. — Seilun. — Lubban. — Die Mukhnaebne. — Unheimlicher Abendritt. — Ank in Nablus.

Es beginnt ein neuer Abschnitt meiner Pilgerfahrt, ein schnitt, voll der größten Mühen und Beschwerden. Ich le hier die ganze Mühseligkeit einer orientalischen Reise geh kennen. Diese von Haus aus ungewohnte, allmälig erle Weise, zu reisen, auf dem Rücken eines orientalischen Rosses ganzen Tag zuzubringen, war sehr anstrengend. Und bei di Anstrengung wie manchen Tag habe ich nichts Warmes zu genommen und damit den Leib erquickt, und wie manche N habe ich in einem orientalischen Khan oder einer arabischen H unausgekleidet auf dem harten Boden zugebracht. Der Herr hat mich an seiner Hand durch alle Mühen hindurchgeführt, Gefahren behütet und für alle Anstrengungen gekräftigt.

Der erste Tag dieser Wanderung war der beschwerlich einer. Es war der letzte Tag der Woche, ein Sonnabend; der erste des Monats, den wir daheim als den Wonnem begrüßen und von dem wir viele schöne, frohe Tage erwar Der Tag war schön. Hell und freundlich, freilich von Stunde Stunde wärmer auch blickte die Sonne auf uns nieder. hatten einen weiten Weg vor uns, nachdem wir am Skopus Je salem zum letzten Mal gesehen hatten. Wir wollten heute Nablus, der Hauptstadt Samariens, dem alten Sichem, dort am morgenden Tage unter den alten Erinnerungen di Stadt mit Herrn Zeller und den am Orte befindlichen Ev gelischen Sonntag halten. Das ist ein langer Weg von Je salem nach Nablus. Man rechnet zwölf Stunden zu Pferde diesen Weg. Solch weiten Weg hatte ich noch nicht zu Pfe gemacht. Dabei ist der Weg, wie alle Gebirgswege Palästina

:s steinigt, uneben, steil aufwärts und steil niederwärts, Grade beschwerlich. Und wenn man noch ein Pferd te, wie Herr Zeller eins hatte. Es gehörte ihm selber achte im ruhigen Gange mit seinen weit ausgreifenden mächtig vorwärts. Weder mein Pferd, noch das des nnte damit Reihe und Glied halten. Wir blieben schon jeden Augenblick hinter Zeller und seinem Bedienten) mußten, wenn wir ihnen nachkommen wollten, unsere schnellere Bewegung setzen. Das gelang denn freilich aber nicht ohne Anstrengung der Reiter. In der Regel iesem Tage unser Zug auseinandergerissen und in drei 'allen, und ein Feind, der uns zusammen nicht an- ätte, hätte die einzelnen Theile wohl angegriffen und leichtes Spiel gehabt. Voran zog Herr Zeller auf ßen Roß, angethan mit einem weißen Obergewande, len in der Ferne uns als Wegezeichen leuchtete. Ihm sein Bedienter, ein großer starker Mann aus Nazareth. m Sattel und ein Doppelgewehr auf dem Rücken, : uns stetig an die Unsicherheit des Landes. In zweiter öhnlich durch einen langen Zwischenraum getrennt, kam kann nicht sagen, schwere Cavallerie; denn weder mein r Freund, noch ich selber hatten die geringste Waffe Wir beiden kamen also neben oder hinter einander, zu hne Waffen, der Doctor mit Lebensmitteln, ich mit antel hinter dem Sattel. Weiter zurück, in der Regel zurück, kam der Nachtrab. Man sah einen Esel mit aden dahinwandern. Neben ihm ging ein andrer Esel, demselben saß eine buntgekleidete Gestalt mit einem uf dem Rücken. Man sollte sie aus der Ferne für aten halten; sie stellte aber nichts andres, als unsern r. Hinter ihm schritt mit starken Schritten der Müller ein Mann, der viel in der Welt umher gewesen war chon den vierten Welttheil besuchte. Es war ein Mann t und Thatkraft, sprach auch mehrere Sprachen. So ewöhnlich an jenem ersten Tage des Maimonats dahin, eine Lagerstätte das Heer etwa vereinigte.

sind mehreren Dörfern fern und nah, rechts und links mmen. Wir haben links Schafat und Gibeon gelassen Erinnerung an die Zeiten Josua's. Dann kömmt vom Wege Rama, wo der Prophet Jeremia frei ge-), als er unter den Gefangenen mit nach Babel geführt lte. Es ist ein schlechtes Dorf, auf einer Höhe erbaut,

Dritter Abschnitt.

Von Jerusalem durch das heilige Land.

Der erste Mai.

Beschwerliche Reise. — Zerrissener Zug. — Rama. — Gibea. — Bireh. — Erinnerungen bei Bethel. — Das Feigenthal. — Ein Steinigungsversuch. — Angenehme Lagerung. — Seilun. — Khan Lubban. — Die Mukhnaebne. — Unheimlicher Abendritt. — Ankunft in Nablus.

Es beginnt ein neuer Abschnitt meiner Pilgerfahrt, ein Abschnitt, voll der größten Mühen und Beschwerden. Ich lernte hier die ganze Mühseligkeit einer orientalischen Reise gehörig kennen. Diese von Haus aus ungewohnte, allmälig erlernte Weise, zu reisen, auf dem Rücken eines orientalischen Rosses den ganzen Tag zuzubringen, war sehr anstrengend. Und bei dieser Anstrengung wie manchen Tag habe ich nichts Warmes zu mir genommen und damit den Leib erquickt, und wie manche Nacht habe ich in einem orientalischen Khan oder einer arabischen Hütte unausgekleidet auf dem harten Boden zugebracht. Der Herr Gott hat mich an seiner Hand durch alle Mühen hindurchgeführt, vor Gefahren behütet und für alle Anstrengungen gekräftigt.

Der erste Tag dieser Wanderung war der beschwerlichsten einer. Es war der letzte Tag der Woche, ein Sonnabend; aber der erste des Monats, den wir daheim als den Wonnemonat begrüßen und von dem wir viele schöne, frohe Tage erwarten. Der Tag war schön. Hell und freundlich, freilich von Stunde zu Stunde wärmer auch blickte die Sonne auf uns nieder. Wir hatten einen weiten Weg vor uns, nachdem wir am Skopus Jerusalem zum letzten Mal gesehen hatten. Wir wollten heute nach Nablus, der Hauptstadt Samariens, dem alten Sichem, und dort am morgenden Tage unter den alten Erinnerungen dieser Stadt mit Herrn Zeller und den am Orte befindlichen Evangelischen Sonntag halten. Das ist ein langer Weg von Jerusalem nach Nablus. Man rechnet zwölf Stunden zu Pferde auf diesen Weg. Solch weiten Weg hatte ich noch nicht zu Pferde gemacht. Dabei ist der Weg, wie alle Gebirgswege Palästina's,

le verehrt. Wir ziehen langsam dahin. Bethel verschwindet. : Gegend wird schöner und bebauter. Die Hügel sind grün die Thäler mit Bäumen, besonders Feigenbäumen, besetzt. r kommen zu einem Dorf Yebrud. Es liegt wunderschön da lieblichen Baumpflanzungen umgeben. In fröhlicherer Stim- ng pilgern wir dahin. Es sind 5 Stunden seit Jerusalem lassen. Unser Zug hat sich in die drei oben bezeichneten Ab- lungen zerspalten. Ein Thal, das Feigenthal, Wadi et Tin, uns aufgenommen. Der Feigenbaum steht bei den Muhame- ern in hohem Ansehn; man traut ihm heilende Kräfte zu; n hängt auch wohl allerlei Tuch in seinen Zweigen auf, und nt dadurch von Krankheit und andrem Uebel erlöst zu werden. e Quelle ist im Thal im Wege; sie heißt Ain el Haramijeh, Räuberquelle. Ein bedenklicher Name. Und freilich sollte uns Bedenkliches geschehen. Wir reiten langsam dahin. Da ertönt chrei zu uns her aus den Anpflanzungen zur Linken und Hand- le fangen an, auf uns hin zu fliegen. Es sind muhameda- he Knaben von 14 bis 15 Jahren, die ihren muselmännischen imm gegen die Franken auslassen. Sie wollen einen Steini- gsversuch gegen uns ausführen. Wir spornen unsre Pferde um aus dem Bereich der Steine zu kommen. Das Geschrei olgt uns. Eine ganze Zahl läuft uns nach; rechts und links gen die Steine. Wir vermögen nichts gegen diese Verfolger, fürchten nur, daß die Alten auch noch dazu kommen. Das ige Mittel, um Unheil zu entgehen, ist, schnell von dannen reiten. Wir kommen glücklich zu unseren Genossen, die vor : reiten. Das Werfen von Steinen auf Menschen und Thiere noch heute im allgemeinen Gebrauch. Bei der Menge der ine auf dem Lande liegt diese Unart sehr nahe. Wir reiten Weile zusammen; dann biegen wir links in eine Baum- nzung am Wege. Hier wollen wir eine Weile ruhen. Wir gen von den Pferden, binden sie an die Bäume, breiten unsre intel und Decken aus und lagern unter dem Schatten einiger bäume. Die Mittagssonne brennt vom Himmel hernieder. r haben wir Schatten. Schatten ist etwas Herrliches im rgenlande. Man begreift es, wenn man dort wandert, außer- entlich wohl, wie man sich mit aller Macht nach ihm sehnen m, und wie der Schatten bei den Orientalen das Bild des rlichsten Schirmes und Schutzes abgeben muß. Wir ruhen Schatten und erquicken den hungrigen und durstigen Körper. s ist zwar keine Quelle hier. Wir trinken dafür Wein aus rusalem. Wir haben hier keinen Gasthof, der mit warmen

Speisen uns versieht. Unser Gasthof ist der Hain mit sein Bäumen, und die mitgebrachten Lebensmittel aus Jerusal werden gegessen. Wir sind gespeist und getränkt, zünden da unsern kleinen Tschibuck an und liegen dort hingestreckt auf d Boden neben unsern Pferden unter dem Dach der Bäume. W wohl bekömmt einem die Ruhe nach der Anstrengung. Ind ich dies schreibe und das Bild der Lagernden im Hain hin Ain el Haramijeh vor mein Auge stelle, fühle ich noch he einen Nachklang jener frohen Stimmung, die mich damals erfüll Unser Nachtrab ist noch zurück und wir sorgen um ihn, nachde wir eine Stunde gelagert haben. Er kömmt endlich. Die beid Esel erscheinen mit Gepäck und dem Mukary. Und mit m ermüdenden Schritten naht sich auch unser Eberwald und vere sich mit uns. Sie sind glücklich durchgekommen. Die Verfolg hatten sich verzogen. Unser Heer ist vollständig wieder zusamme

Ungern erhebe ich mich von dieser Lagerung. Es muß ab sein. Es ist schon eine Stunde nach Mittag und noch ist d Hälfte des Weges nicht zurückgelegt; wir haben noch einen wei Weg vor uns. Wir brechen auf. Der Weg ist sehr steinigt. W nahen uns der Grenze Judäa's. Das Dorf Sindschil geht un vorüber. An einem Querwege, der unseren Weg schneidet, na uns ein Araber und frägt uns, ob wir nicht nach Seilun abbieg und den Ort besehen wollen; dieser Querweg führe dahin. führt auch dahin. Nicht fern liegt Seilun. Es ist das al Siloh, wo Josua die Stiftshütte Israels hinsetzte und sie b zu den Tagen des Richters Eli blieb. Ich wäre gern dahin gegangen, diesen, alten, merkwürdigen Ort mir anzusehen. Ab freilich von den Andern mich trennen und allein hinreiten wa nicht rathsam. Es ist da, wo einst die Bundeslade stand, je eine sehr unsichere Gegend. Noch vor Kurzem war dort ein reich Engländer gänzlich ausgeplündert worden. Wenn ich auch kein Reichthum bei mir führte, so hatte ich doch manches für Räub sehr Wünschenswerthe. Wir reiten vorbei, ziehen eine Höhe v Kalkstein hinan und dann auf der andern Seite einen sehr a schüssigen Berg hinunter, der in ein tiefes Thal führt. Der Be ist so steil, daß wir es nothwendig finden, abzusteigen und d Pferde am Zügel nach uns zu ziehen. Es ist Samaria, da wir betreten haben. Unten am Berg liegt der Khan el Lubba: Er ist verfallen. Eine Quelle giebt Wasser und sendet es in Thal. Wie gewöhnlich, sind Araber und Araberinnen an d Quelle. Wir halten auch ein wenig und trinken von dem Wasser. Dann geht es weiter im Thal entlang. Das Thal dehnt sich m

hönen grünen Fluren um uns aus. Wir halten eine it Herrn Zeller und seinem Bedienten Schritt. Dann sie wieder voran und Roß und Reiter bilden für uns r nur die immer ferner erscheinenden Wegezeichen. Endsie ganz verschwunden und ich reite mit meinem Freunde nach. Fern zurück wandern die letzten Reisegenossen. bereits 11 Stunden von Jerusalem entfernt und die teht schon ziemlich tief im Westen. Da betreten wir die eite, fruchtbare Mukhnaebne, die sich von Süden gegen zieht und endlich gegen Westen nach Nablus umbiegt. ne, welcher Lager bedeutet, erinnert wenigstens an die r Patriarchen, die in dieser Gegend oftmals wohnten. uch eine wunderschöne Thalebne, mit Kornfeldern reich Wir reiten an der westlichen Seite der Ebne entlang, komreren Dörfern vorüber, die zu unserer Linken auf den egen. Die Dörfer sind schlecht, bestehen zum Theil aus en. Bei dem einen Dorfe Hawara lagert eine Zahl von auf der Höhe in der Abendkühle umher. Ein hoher t uns zur Linken. Es ist der Garizim, der sich bis nach inzieht. Gut, daß wir so weit sind, und den Garizim ber es ist auch noth. Die Sonne sinkt. Abenddämmerung m uns her. Und die Pferde sind müde von dem langen gehen langsam; sie stolpern oft. Und wie der Garizim gegen Norden ausdehnt. Wir reiten und reiten; es ist e mit ihm; läuft immer grade gegen Norden, statt sich sten auf Nablus zu zu biegen. Es ist jetzt dunkel. Ich t viel mehr vom Wege sehen. Der Weg biegt endlich, ehr steinigt. Jeden Augenblick stolpert das Pferd. Wir esorgt um unser Vorwärtskommen. Wir steigen ab. Wir bis der Nachtrab zu uns kömmt. Der Mukary soll uns Auch sind wir so in dieser fremden mit Abenddunkel Gegend mehrere zusammen. Es geht wieder vorwärts. ist nahe. Wir sehen im Abenddunkel erleuchtete hohe ade. Es sind die erleuchteten Kuppeln und Minarete der . Es ist der muhamedanische Fastenmonat Ramadan. den die Moscheen erleuchtet. Kanonen donnern. Ihr allt schauerlich durch das Thal und die Abendstille. Es Zeichen, daß das Fasten für heute aufhört. Johannest leuchten am Wege. Wir arbeiten vorwärts. Nablus jeden Augenblick kommen. Da nahn mit lautem Geschrei on Nablus her. Was wollen die? Ja, sie wollen uns Einer wendet sich an uns, spricht englisch. Gottlob, er

Speisen uns versieht. Unser Gasthof ist der Hain mit seinen Bäumen, und die mitgebrachten Lebensmittel aus Jerusalem werden gegessen. Wir sind gespeist und getränkt, zünden dann unsern kleinen Tschibuck an und liegen dort hingestreckt auf dem Boden neben unsern Pferden unter dem Dach der Bäume. Wie wohl bekömmt einem die Ruhe nach der Anstrengung. Indem ich dies schreibe und das Bild der Lagernden im Hain hinter Ain el Haramijeh vor mein Auge stelle, fühle ich noch heute einen Nachklang jener frohen Stimmung, die mich damals erfüllte. Unser Nachtrab ist noch zurück und wir sorgen um ihn, nachdem wir eine Stunde gelagert haben. Er kömmt endlich. Die beiden Esel erscheinen mit Gepäck und dem Mukary. Und mit nie ermüdenden Schritten naht sich auch unser Eberwald und vereint sich mit uns. Sie sind glücklich durchgekommen. Die Verfolger hatten sich verzogen. Unser Heer ist vollständig wieder zusammen.

Ungern erhebe ich mich von dieser Lagerung. Es muß aber sein. Es ist schon eine Stunde nach Mittag und noch ist die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt; wir haben noch einen weiten Weg vor uns. Wir brechen auf. Der Weg ist sehr steinigt. Wir nahen uns der Grenze Judäa's. Das Dorf Sindschil geht uns vorüber. An einem Querwege, der unseren Weg schneidet, naht uns ein Araber und frägt uns, ob wir nicht nach Seilun abbiegen und den Ort besehen wollen; dieser Querweg führe dahin. Er führt auch dahin. Nicht fern liegt Seilun. Es ist das alte Siloh, wo Josua die Stiftshütte Israels hinsetzte und sie bis zu den Tagen des Richters Eli blieb. Ich wäre gern dahingegangen, diesen, alten, merkwürdigen Ort mir anzusehen. Aber freilich von den Andern mich trennen und allein hinreiten war nicht rathsam. Es ist da, wo einst die Bundeslade stand, jetzt eine sehr unsichere Gegend. Noch vor Kurzem war dort ein reicher Engländer gänzlich ausgeplündert worden. Wenn ich auch keinen Reichthum bei mir führte, so hatte ich doch manches für Räuber sehr Wünschenswerthe. Wir reiten vorbei, ziehen eine Höhe von Kalkstein hinan und dann auf der andern Seite einen sehr abschüssigen Berg hinunter, der in ein tiefes Thal führt. Der Berg ist so steil, daß wir es nothwendig finden, abzusteigen und die Pferde am Zügel nach uns zu ziehen. Es ist Samaria, das wir betreten haben. Unten am Berg liegt der Khan el Lubban. Er ist verfallen. Eine Quelle giebt Wasser und sendet es ins Thal. Wie gewöhnlich, sind Araber und Araberinnen an der Quelle. Wir halten auch ein wenig und trinken von dem Wasser. Dann geht es weiter im Thal entlang. Das Thal dehnt sich mit

Nablus.

ge der Landschaft Samaria. — Lage von Nablus. — Das alte Sichem. Geschichte der Stadt. Einwohner. — Die Moslem in Nablus.

Wir haben bei einer früheren Gelegenheit die Lage des Ge- ges Juda bezeichnet, wie es im Westen allmäliger aus den nen sich erhebt und gegen Osten steil in das Thal des Jordan d todten Meeres, im Süden gegen die Wüste abfällt. An ses Gebirge Juda schließt sich im Norden ohne bestimmte Schei- ng das Gebirge Ephraim. Es läuft gegen Norden bis an die ne Jesreel und geht dort im Nordosten in das Gebirge Gilboa, Nordwesten in das Karmelgebirge über. Gegen Westen fällt s Gebirge sanfter zu der Saronebene herab, die am mittel- dischen Meer aufwärts geht. Gegen Osten geht es ans Jordan- l und senkt sich dort steil hinab. Meist enge Thäler durchziehen ses Gebirge; doch sind sie nicht so wild, wie im Gebirge Juda, ch fruchtbarer. Sie sind gewöhnlich reich bewässert, und dienen ßlich zum Ackerbau. Die eigentliche Stätte dieses Gebirges ist Landschaft Samaria. In der Mitte des Gebirges liegt das ße Thal Mukhna, das von Süden nach Norden geht, dann er in ein engeres Thal übergeht, das von Südosten nach Nord- sten geht. Am Eingang dieses Thales stehen die beiden Berge rizim und Ebal einander gegenüber; der erstere im Süden, zweite im Norden. Das Thal zwischen ihnen ist das Thal chem und in demselben streckt sich langgedehnt die Stadt Nab- aus, eine der schönsten Städte des heiligen Landes. Das al liegt 1700 Fuß über dem Meere und 800 Fuß erheben die beiden Berge darüber. Es ist ungefähr 1600 Fuß breit, Quellen reichlich bewässert, zugleich die Wasserscheide, von die Bäche ostwärts zum Jordan, und westwärts zum Mittel- er fließen. Die Häuser der Stadt liegen mit ihren weißen auern und Kuppeln und mit ihrer grünen Umgebung von Gärten Baumgruppen lieblich da im Thal und am unteren Abhang Garizim. Wir stehen in dieser Stadt auf einem sehr schönen fruchtbaren Boden. Aber auch auf einem geschichtlich denk- rdigen Boden. Wenn auch vielleicht nicht ganz genau auf der telle des heutigen Nablus, sondern etwas weiter gegen Osten, hat hier doch nahe bei das alte berühmte Sichem gelegen, in die ältesten Zeiten hineinreicht. Der Name Sichem kömmt on vor, als Abraham aus seinem Vaterlande in das fremde and zog, das der Herr ihm zeigte. Es ist die Stätte Sichem

mit dem Hain More, die erste Stätte des verheißenen Landes, wo der Vater Israels sich niederließ und seinem Gott einen Altar baute. Und zum ersten Erzvater gesellt sich der letzte. Jakob wohnt in dieser Gegend, kauft dort ein Stück Ackers zum Eigenthum und baut dort einen Altar. Als aber Israel aus Egypten zurückgekehrt war und unter Josua das Land eingenommen hatte, da steht Sichem als die Stätte da, wo der Heerführer seinen letzten Landtag hält und vor seinem Scheiden das Volk verpflichtet, seinem Jehovah treu zu bleiben. Erwählet heute, wem ihr dienen wollt, so tönt sein gewaltiges Wort. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Und alles Volk gelobt, dem Herrn treu zu bleiben. Josua aber richtet einen Stein auf zum Denkmal dessen, was hier geschehen. Wieder erscheint Sichem. Es ist andre Zeit geworden, die Zeit der Richter. Da hat der Götze Baal Berith dort einen Tempel und Abimelech hat das Regiment. Die Stadt fällt von ihm ab und wird dafür zerstört. Sie wird nachher wieder aufgebaut und der Sohn Salomo's Rehabeam, hält hier einen Landtag und spricht hier zu den Gesandten des Volkes die eben so unwürdigen als unklugen Worte: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt; ich will euch mit Skorpionen züchtigen." Nach dem Worte bricht Israel in zwei Königreiche auseinander. Sichem wird von dem Könige Israels, Jerobeam, ausgebaut und bewohnt. Zur Zeit des Exils ward es die Stätte des samaritanischen Gottesdienstes, und nach den Zeiten unseres Heilands bekam sie zu Ehren des Vespasian, der sie wiederherstellte, den Namen Flavia Neapolis, woraus der heutige Name Nablus entstanden ist. Die Stadt hat in späteren Zeiten noch vieles gelitten, indeß sich immer wieder erholt und steht heute da als eine der schönsten Städte Palästina's. Sie hat eine Zahl von etwa 10,000 Einwohnern. Davon ist ein sehr kleiner Theil Juden; eine andre kleine Zahl sind Samariter; eine andre griechische und protestantische Christen. Ueber neun Zehntel sind Moslem. Und diese Moslem sind von Alters her ein aufrührerisches, fanatisches Volk, das mit harter Hand niedergehalten werden muß. Es ist beinahe kein Reisender gewesen, der von ihrer Feindseligkeit gegen die Christen nicht Erfahrungen gemacht hat. Sind sie auch nicht thätlich und handgreiflich geworden, so haben sie ihren Groll gegen die Franken in finsteren Blicken oder in den Spottliedern der Kinder geäußert.

Die Protestanten in Nablus.

rabischer Gottesdienst. — Die evangelische Gemeinde. — Zerstörungs-wuth der Moslem. — Besuch bei einem Evangelischen.

Wir standen spät am Sonntagmorgen auf. Die Beschwerden s gestrigen Tages ließen lange schlafen. Endlich erhoben wir us. Aber es hält schwer, sich aufzurichten. Die Glieder sind wie geschlagen. Ueberall schmerzt es. Wir trinken Kaffee, und fühlen is etwas erquickt. Der Doctor sieht nach seinem Chamäleon, is er gestern unterwegs gefangen und mit sich geführt hat. Es ist was Eigenthümliches mit diesem Thier. Unter Blättern sitzend es ganz grün. Streicht man es aber mit der Hand und macht dadurch zornig, wird es ganz bräunlich. Die Bewohner unsres auses stellen sich um den Doctor und das Chamäleon. Er ver-richt dem, der ihm andre Thiere der Art bringt, 5 Piaster.

Es wird 9 Uhr und unser Z ller kömmt von seinem oberen emach hernieder. Wir gehen mit ihm, mit dem englischen Lehrer id seinen Leuten nach einem andern Hause, um den arabischen ottesdienst, der dort für die Protestanten in Nablus soll gehalten rden, beizuwohnen. Wir treten in ein ziemlich geräumiges mit ppich und Decken versehenes Zimmer. Herr Zeller nimmt seinen itz ein, und wir setzen uns auf Stühle, ihm zur Seite. An n Wänden herum lagern sich die arabischen Protestanten, drei-m an der Zahl, in ihrer Landestracht mit ihren arabischen ichern. Einer unter ihnen ist ein alter Mann mit greisem Haar d ehrwürdigen Zügen. In der Mitte des Kreises knieen zwei nder. Herr Zeller hält die englische Liturgie in arabischer prache. Die Männer von Nablus sprechen mit ihm das Be-ntniß. Einer verliest arabisch die Abschnitte aus dem A. und T. Dann erhebt sich Herr Zeller und hält eine arabische de an die Versammelten. Das Meiste davon blieb mir freilich verständlich; aber ich erbaute mich an diesem Sonntage an der erlichen Stille dieser kleinen Versammlung und an dem sicht-hen Eifer, mit dem sie das Wort der Predigt anhörten.

Die Gemeinde von Nablus ist nur klein, zählt höchstens nige zwanzig Männer. Sie war vor dem Jahre 1856 im er-ulichen Aufblühen und Zunehmen begriffen, und man konnte roßes von ihr hoffen. Aber schon einige Zeit hatte sich der Groll r Moslem wider sie gewandt, und er nahm nur zu, seit die egünstigungen der Pforte gegen die Christen hier bekannt gemacht waren, und der Bischof Gobat in das evangelische Schulhaus

eine Glocke hatte bringen lassen. Da kömmt ein englischer Missionär durch Nablus und reitet seines Weges durch die Stadt zum Thor hinaus. Draußen fällt ein taubstummer Bettler über ihn her und will ein Bakschiesch sich erzwingen. Der Bettler reißt an Pferd und Mann, besonders auch an der Flinte, damit der Missionär bewaffnet ist. Die Flinte geht los und tödtet den Bettler. Der Missionär kehrt sogleich in die Stadt, begiebt sich in die Wohnung des Mutesellim oder Gouverneurs und verlangt Schutz vor der Bevölkerung, die er als eine fanatische kennt und deren Wuth er fürchtet. Das traurige Ereigniß ist auch gleich bekannt. Der Pöbel steht auf und schreit Rache. Der Mann wird zwar von dem Gouverneur geschützt; aber die Wuth wendet sich nun gegen die evangelischen Christen. Ein alter Christ wird ermordet; mehrere werden schwer verwundet. Das protestantische Schulhaus wird geplündert und arg zugerichtet; andre Häuser werden nicht verschont. Es gelingt denn freilich endlich dem Gouverneur, den Aufruhr zu dämpfen. Aber die evanglische Gemeinde hat dadurch sehr gelitten. Einige sind weggezogen; andre zur griechischen Kirche zurückgekehrt. Der preußische Consul Rosen hat sich darauf mit Energie der Sache angenommen und eine Vergütung des Schadens bewirkt. Aber eine Bestrafung des fanatischen Pöbels hat nicht erreicht werden können. Die Gemeinde ist zurückgekommen und klein geworden. Die Missionäre von Jerusalem besuchen sie zuweilen und halten dort Gottesdienst. Für gewöhnlich muß der arabische Lehrer, der die englische Mission dort hat, der kleinen Gemeinde vorstehen. Es ist das aber kein Mann, der viel Christenthum hat und zur Belebung der Gemeinde zu wirken versteht.

Wir werden nach dem Gottesdienst in das Wohnzimmer des Mannes, bei dem die Feier gehalten ist, eingeladen. Es ist außerordentlich nett und sauber in diesem Zimmer, wie ich es in einer arabischen Wohnung lange nicht gefunden habe. Wir lagern auf den Diwans, die an den Wänden herumlaufen und mit hübschem Ueberzug versehen sind, und bekommen Pfeife und Kaffee. Es kommen einzelne Kinder auf uns zu und küssen uns die Hände. Es erscheint endlich die Frau des Hauses, eine liebliche, würdige Gestalt. In weißer, sauberer Robe mit einer dunklen geschmackvollen Ueberjacke trägt sie auf dem Haupte eine Kopfbedeckung, von der ein Wurf zum Rücken herabfällt. Wir erheben uns, begrüßen eine evangelische Schwester in Nablus, und werden freundlich von ihr begrüßt. Wir sitzen noch eine Zeitlang unter unseren Glaubensgenossen, können freilich nicht viel mit ihnen reden; es

rd uns aber doch recht wohl in ihrer Mitte. Möge die Ge-
:inde in ihrem Glauben erhalten und gemehrt werden und hier
dem altem Sichem, in diesem lieblichen Thale zwischen den
iden Bergen, eine rechte gesegnete evangelische Christenstätte er-
ühen.

Die beiden Berge.

er Ebal und Garizim. — Fluch und Segen. — Der heilige Berg der
amariter. — Schöner Blick auf Nablus. — Pallast des Gouverneurs.
Die Straßen.

Wir gehen nach dem Gottesdienst und unserm Besuch bei
m Protestanten mit Herrn Zeller gegen Norden zur Stadt hin-
is und ersteigen dort eine kleine Höhe, von der aus unser Blick
f die Stadt und auf die beiden Berge fällt, die auf beiden
eiten des Thales sich hoch erheben. Links gegen Norden ragt
r Ebal kahl und unfruchtbar hervor. Rechts von uns im
üden der Stadt erhebt der Garizim, bei den Eingebornen Dsche-
l et-Tur, sein langgezogenes Haupt, ist zwar nicht eben beson-
rs grün und fruchtbar anzusehen, doch grüner und angenehmer,
s sein nackter kahler Nachbar. Eine große Erinnerung knüpft
) an diese beiden so nahen, an ihrem Fuß sich bis auf 1600 Fuß
hernden Berge. Wie Moses angeordnet hatte, so sammelte Josua
ch dem Eintritt in Kanaan und der Besiegung der Kananiter
s Volk Israel an diese Stätte. Er erbaute auf dem Ebal einen
tar dem Herrn von ganzen Steinen, und opferte darauf Brand-
fer und Dankopfer. Und ganz Israel stand mit seinen Aeltesten,
ntleuten und Richtern zu beiden Seiten der Bundeslade, sechs
tämme am Garizim und sechs Stämme am Ebal. Vom Ebal
chollen aus dem Munde der Leviten schreckliche Flüche über
e, die in Sünden dahinwandelten, aber vom Garizim Segens-
ünsche über die wahrhaftigen Verehrer Jehovahs. Es muß eine
oßartige Scene einst an dieser Stätte gewesen sein. Da in der
itte im Thal, wo jetzt die Stadt liegt, das Heiligthum Israels,
ngeben von seinen Priestern und Edlen, und dort an den Ber-
n aufgestellt das große Volk. Von den Höhen herunter erscholl
e Stimme des Fluchs und Segens, und bedeutsam stand der
ltar Jehovahs mit seinen Opfern nicht auf dem Berge des
egens, sondern des Fluchs. Das ganze Volk begleitete die
timmen von oben mit einem wiederholten Amen. Es war wie
ne große neue Einsetzung des Volkes und eine neue Bundes-

schließung, eine Erinnerung dessen, was am Sinai geschehen war, hier auf dem Boden des gelobten Landes. Man blickt die Berge einmal ordentlich darauf an, indem man jenes großen Geschehens gedenkt, und ihre verschiedene Beschaffenheit, die im Ganzen allerdings vorhanden, im Alterthum vielleicht noch stärker gewesen ist, und dem Auge Israels ein lebendiges Bild des Fluchs und Segens darstellte, ist ein Wort von dem, was hier einst geschehen. Das Volk, das einst dort gestanden und Amen gesagt, ist aus dem Lande vertrieben; es hat sein Amen nicht gehalten. Der Fluch von Ebal hat es getroffen. Der Altar mit seinen Steinen ist verschwunden. Kaktusstauden und ein muhamedanischer Begräbnißplatz liegen an seinem Fuße. Der Garizim ist noch heute eine heilige Stätte, diejenige, darauf die Samariter ihre Gebete halten und ihre Opfer darbringen; da nach ihrem Glauben die 12 Steine begraben sind, die Israel aus dem Jordan brachte, und auch nach ihnen der Altar des Josua gestanden haben soll; dahin sie ihr Angesicht beim Gebete wenden. Einst stand ein Tempel der Samariter auf diesem Berge. Er wurde aber mehrere Jahrhunderte nach seiner Erbauung von dem Makkabäer Johann Hyrkan im Jahre 129 vor Christi Geburt zerstört. Der Berg aber ist ihr heiliger Berg geblieben, darauf sie Gott anbeten.

Wir blicken auf die beiden Berge rechts und links, den Berg des Segens und den Berg des Fluches. Zwischen beiden zieht sich vor unserm Auge Nablus in lang gezogener Gestalt und Ausdehnung nach Osten hin. Es ist wirklich ein wunderschöner Blick auf die Stadt zwischen den beiden Bergen. Diese Menge weißer Häuser mit ihren Kuppeln, darunter einige große und stattliche. Besonders stattlich und glänzend breitet sich der Pallast des Gouverneurs, daran noch gebaut wird, vor dem Blicke aus. Zwischen den Häusern die Moscheen mit ihren Kuppeln und Minarets. Dazu kommen die wunderschönen Gärten umher mit ihren Orangen-, Oliven-, Nuß-, Feigen-, Myrthen- und andern Bäumen in üppiger Fülle. Das ganze Thal ist ein wunderlieblicher Garten, der von reichlichen Quellen bewässert wird und Nablus ist das Gartenhaus darin. Wir gehen am Garizim entlang. Eine wunderschöne Quelle sendet ihr Wasser der Stadt zu. Wir gehen an schönen Gärten vorüber, die an den Garizim sich anlehnen. Die mächtigen Bäume mit ihrem schönen Grün blicken so freundlich uns an; daneben rauscht das klare, reine Wasser dahin. Solche Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der Natur in so großartiger Umgebung habe ich in Palästina noch nicht gefunden. Wir gehen in

e Stadt hinein zum Pallast des Gouverneurs. Ein großartiges ebäude. Unten sind große Räume für Pferde. Ein Araber führt us hinein und zeigt uns die prachtvollen arabischen Pferde des ouverneurs. Es führt uns oben hinauf. Das Haus ist sehr umlich. Die Gemächer, die wir sehen, sind in hohem Grade undlich und großartig zugleich. Und noch soll das Haus höher baut werden. Der Gouverneur selbst ist nicht zu Hause. Wir rlassen die Wohnung und gehen nach Hause. Die Straßen, odurch wir kommen, sind eng und unangenehm, die Häuser ttlicher. Zwei große Straßen ziehen sich der Länge nach mit n Bergen gleichlaufend durch Nablus. Eine Zahl kleinerer traßen durchschneidet sie. In der Mitte sind die Bazars.

Die Samariter.

eschichte derselben. — Feindschaft mit den Juden. — Ihre Eigenümlichkeiten. — Unser Besuch bei ihnen. — Ihre Gesetzesrolle. — Bakschiesch.

Nach unserem Spaziergange gehen wir, von einem Diener s englischen Schullehrers geführt, zu der Synagoge der Samariter.

Die heutige kleine Gemeinde der Samariter ist der einzige eberrest der alten Samariter, die hier einst wohnten. Wir wissen, ß die assyrischen Könige Salmanassar und Esarhaddon nach der oberung des Reiches Israel und der Wegführung des Volkes yrische Colonisten ins Land zurückführten. Natürlich aber waren ch bedeutende Reste des jüdischen Volkes im Lande zurückblieben. Die Samariter sind nun ein Mischvolk aus beiden ementen, so daß äußerlich zwar das heidnische Element vorrschte, innerlich aber das Judenthum überwog. Daher wandten sich bald zum Dienste Jehovahs, verehrten indeß nebenbei bre Götter. Wie ihrem Ursprung nach waren sie auch ihrer eligion nach ein Mischvolk. Als Serubabel mit den Juden nach rusalem zurückkehrte, wollten diese Samariter mit am Tempel uen, wurden indeß zurückgewiesen und rächten sich dadurch, daß den Tempelbau eine Weile aufhielten. Von da an entstand r bekannte Haß zwischen Juden und Samaritern. Die Trennung ard durch den eigenen Tempelbau der Samariter auf dem Gazim entschieden. Es war Manasses, ein jüdischer Priester, von en Juden wegen seiner Heirath mit der Tochter des persischen Statthalters Sanballat in Samaria verstoßen, der den neuen

Tempel baute und Oberpriester daran ward. Es geschah wohl schon zur Zeit des Nehemia und befestigte den Bruc die Feindschaft zwischen Juden und Samaritern. Der T ward durch die Juden im Jahre 129 zerstört; aber der Garizim blieb den Samaritern heilig, und die alte Fein blieb. Die Juden behandelten die Samariter auf die sch Weise, thaten sie in den Bann, hielten ihren Namen als Schimpfnamen, und verschmähten es, mit ihnen zu essen trinken oder auch nur bei ihnen zu wohnen. Ja sie suchte ihren Festreisen nach Jerusalem wo möglich diese Gegen umgehen. Die Samariter vergalten diese Feindschaft, und zwischen beiden Stämmen bis in die neuesten Zeiten gebl Die Samariter schmolzen im Lauf der Jahrhunderte immer zusammen. Schon Alexander der Große von Macedonien f eine große Zahl von ihnen nach Egypten über. Aehnliches g unter dem ersten Ptolemäer. Die Zerstörung des Tempels die Juden trieb auch viele hinweg. Ein andrer Theil ging Christenthum über. Die späteren christlichen und muhamedan Zeiten zerstreuten und verminderten sie ebenfalls. Und so i all den Samaritern der ersten Zeit nur noch in Nablus kleine Gemeinde von nicht einmal 100 Seelen nachgeblieben. meint freilich, daß sich auch sonst noch in Afrika und E ihres Glaubens Genossen finden.

In neuerer Zeit hat sich das Interesse der europäischen lehrten diesem eigenthümlichen Ueberrest der Samariter zugew Es sind zwischen diesen und jenen Briefwechsel gepflogen, u ist eine Ausgabe ihrer Psalmen und Lieder herausgegeben den. Wohl kein Reisender versäumt es, in Nablus sie zu be und sich nach ihren Gebräuchen zu erkundigen. Sie sind hi lich derselben so ziemlich die alten geblieben. Der Berg G ist ihnen noch heute der heilige Berg. Auf ihm ruhen, sage die 12 heiligen Steine, die Israel aus dem Jordan mitge hatte. Auf ihm ist die Stätte, behaupten sie, da einst die B lade in der Stiftshütte gestanden hat. Zum Garizim zieh jährlich viermal hinauf, am Passa-, Pfingst-, Laubhütten am Versöhnungsfest, um dort ihr Gebet zu verrichten. bringen sie am Osterfest das Opfer dar, das in reinen Läm besteht. Eine schmale mit Steinen ausgelegte Rinne bild Altar. Unter lauten Gebeten und Hersagungen aus den B Moses werden die Lämmer geschlachtet, ihrer Wolle be Das Innere sammt der Wolle wird auf dem Altar verb das andre in einer tiefen Grube zu dem Passalamm bereitet

Sonnenuntergang gegessen wird. Nach dem Garizim richten
mariter in der Stadt beim Gebet ihr Angesicht; hier wird,
e, einst ihr Messias, el Mudhy, der Führer, auch Bekehrer
Wiederbringer genannt, erscheinen, sie von ihrer Sklaverei
eien. Die Herrlichkeit des Garizim begründen sie mit der
5 Mose 27, 4, wonach das erste Opfer in Kanaan auf
rgebracht werden sollte und auch dargebracht worden sei.
sen aber dort statt des Ebal den Garizim. Wie einstens,
en sie noch jetzt nur die 5 Bücher Mose heilig; das Buch
und der Richter wird auch noch geachtet, aber nicht für
gehalten. Sie halten streng auf Beschneidung, Waschungen
f den Sabbath, sind gegen alle Bilder Jehovahs, glauben
gel und Auferstehung, heirathen nur unter sich und hassen
den, wie einstens. Sie sprechen jetzt arabisch. Die Sprache
darin ihr Pentateuch (die 5 Bücher Mose) geschrieben ist,
aritanisch, eine Mittelsprache zwischen dem Hebräischen und
en. Sie lesen übrigens auch das Hebräische, lesen den
namen nicht, sondern sagen dafür: der Name.

Wir gingen also in die Gegend am Fuß des Garizim, wo
amariter zusammenwohnten. Wir traten in einen nicht
Hof, wo sich mehrere Samariter befanden. Große, kräftige
en, mit einem scharlachrothen Turban. Die Gesichter hatten
vom jüdischen Wesen, waren aber nicht grade angenehm.
so wenig waren es die Züge des Priesters, der zu uns
Er ersuchte uns, unsre Fußbedeckung abzulegen, und führte
die Synagoge. Es war ein kleiner, ziemlich düstrer Ort,
trohmatten belegt. Der Priester nahm aus einer Nische
einem Vorhang einen schmalen metallenen mit Silber aus-
n Kasten hervor und zeigte uns darin unter einer roth-
n Hülle das samaritanische Gesetzbuch, das die 5 Bücher
nthält. Das Buch ist eine Pergamentrolle, alt und mürbe,
urch Kunst zusammengeheftet. Nach der samaritanischen
e ist die Rolle ungefähr viertehalbtausend Jahr alt und
bisua, dem Sohne des Pinehas, dem Urenkel des Aaron,
ach Moses Tod geschrieben. Der Priester, der uns diese
e zeigt, will selber vom Stamme Levi sein; die andern
nsgenossen sollen von den Stämmen Ephraim, Manasse
enjamin entsprossen sein. Ich besah mir diese Rolle, konnte
ichts von dieser samaritanischen Schrift lesen. Der Priester
ie Rolle wieder sorgfältig an seinen Ort, und wir gingen.
en auf dem Hofe entstand nun eine Bakschieschscene. Wir
dem Samariter ein kleines Geschenk, wurden aber von

mehreren andern und ihren Kindern nach einander angesproc
Die Samariter sind freilich sehr arm und wir ermangelten auch ni
kleine Gaben den Bittenden zu geben, freuten uns auch über
Freude der samaritischen Kinder. Es ist eine wundersame Ersc
nung dieses kleine Häuflein der Samariter, das sich hier gehal
hat. Sie halten bis jetzt zähe fest an ihrem Glauben und hal
sich selber für die Bewahrer der reinen Lehren Jehovahs. (
bilden eine kleine lebendige Ruine alter Größe.

Unser Führer aus dem englischen Missionshause führte u
von dort in einen wunderschönen Garten, der nicht ferne l
Eine Zahl der prächtigsten Orangenbäume stand darinnen. (
Mann im Garten pflückte uns gegen ein Bakschiesch Blätter u
Blüthen ab. An einer Seite stand eine verfallene Moschee,
einst eine Christenkirche gewesen sein soll. An der andern S
stand ein verfallener Thurm, der aber noch Zugang zu sei
Höhe bot. Wir stiegen hinauf und hatten von hier aus eine w
schöne Aussicht über die Stadt. Wir mußten abermals sage
sie liegt außerordentlich lieblich mit ihren Häusern, Mosche
Bäumen, Gärten und ihren beiden Bergen.

Wir gingen nun nach Hause und bekamen eine Art Mitt
bestehend aus Eiern mit saurer Milch (Lebban) darüber, a
arabischem Brot (Hubbes) und Kaffee.

Das Feld Jakobs.

Gang durch die Stadt dahin. — Das Grab des Joseph. — Der Jakob
brunnen. — Erinnerungen. — Rückkehr. — Wasserschlauchfabrik.
Auf der Terrasse.

Das erste Buch Moses erzählt uns von dem Erzva
Jakob, daß er in der Gegend Sichems und Salems von d
Kindern Hemors, des Vaters Sichem, um 100 Groschen e
Feld kaufte und darauf eine Hütte und einen Altar aufrichte
Als er nun nach Egypten gezogen und dem Tode nahe wa
übergab er das Eigenthum seinem Sohne Joseph. Dieser ha
freilich bei seinen Lebzeiten keinen Genuß davon; aber, als Isra
aus Egypten heimkehrte und Kanaan einnahm, da brachte ma
die Gebeine Josephs mit und begrub sie auf dem Jakobsfeld
bei Sichem. Die drei Erzväter ruhen in Hebron. Josephs Gra
ist auf dem Jakobsfelde bei Sichem. Dieses Jakobsfeld ist ni
gends anders, als im Osten von Nablus zu suchen, da, wo da
Mukhnathal, auf deutsch: das Lagerthal, sich gegen Nordweste

: Das Feld bildet dort ein großes Dreieck, und es werden
n Tages auf demselben zwei merkwürdige Stätten gezeigt,
sephsgrab und der Jakobsbrunnen. Wir gingen am Sonn-
mittag, den 2. Mai, hinaus, um diese beiden Stätten
ıs ganze Jakobsfeld uns näher zu betrachten, das wir am
vorher wegen der Dunkelheit nicht hatten weiter ansehen
.

)er Weg führt durch die Stadt hindurch gegen Osten.
ommen durch die Bazars, die hier ziemlich bedeutend sind,
ıserem Wege durch die finstern, unheimlichen Blicke der
m verfolgt. Es ist wirklich ein unheimliches Gefühl, durch
Stadt hindurchzuwandeln, der man aller Orten den Groll
die Christen anmerkt, und von der noch heute gilt, was
von dem tollen Pöbel zu Sichem redet. So kommen wir
zum Thor hinaus, und gehn das wunderschöne Thal ent-
Zuerst ist ein kleiner Hain von Oelbäumen am Wege.
kommen wir in das freie Feld. Es ist ein lieblicher Sonn-
mittag in diesem schönen Thale. Zwischen den Bergen
das fruchtbare Feld sich weit hin aus. Ein Moslem
lt sein Pferd auf der Flur. Hin und wieder lagern oder
:n Einwohner von Nablus. Eine kleine halbe Stunde von
tadt liegt das Grabmal des Joseph, eine Art muhameda-
Grabmal mit einem hohen und langen Sarkophage im
ı. Das Interessanteste dabei ist die Erinnerung an den
, der einst so wunderbar von Gott in die Schule der
geführet, und darin geläutert zur Herrlichkeit erhoben und
nt ward, Israel nach Egypten zu bringen, auf daß es
ı einem Volke würde und von dort einst nach dem ver-
:n Lande zurückkehren könnte. Ungefähr 10 Minuten von
)rabe liegt der Jakobsbrunnen. Es liegen dort mitten im
allerlei Steine durcheinander. Zwischen ihnen ist eine Oeff-
die zum Brunnen führt. Wir hatten doch etwas Anderes
:t, und wollten, als ein Mann aus Nablus uns dahin
, nicht glauben, daß das der berühmte Jakobsbrunnen sei.
)och ist er es; aber er ist ausgetrocknet und verschüttet.
: Nähe liegen Ruinen von einer Kirche umher, die hier
estanden hat. Ein paar Säulen bezeichnen die Stelle, wo
vesen ist, die, wie manches andere Gebäude im Lande,
elena, der Mutter des Kaisers Constantin, zugeschrieben
An der Stelle ist jetzt wenig zu sehen. Aber freilich die
erung an das, was hier einst geschehen ist, machen dem
rer diese Reste werth. Ja die Erinnerung wird hier lebendig.

Es ist, als ob man die Begebenheit, die hier geschehen ist, vor seinem Auge geschehen sehe. Hier an dieser Stätte saß einst unser Herr, müde von seiner Wanderung. Da kam die Samariterin, um Wasser zu schöpfen. Die Jünger sind nach der Stadt Sichem, die bei Johannes Sichar heißt, gegangen. Der Herr hält hier das wundersame Gespräch mit der Samariterin von dem lebendigen Wasser, das die Seele tränkt. Hier fragt sie den Herrn nach dem rechten Ort der Anbetung Gottes und weist auf den Garizim: unsre Väter haben auf diesem Berge angebetet. Da steht er vor uns, der Berg, auf den sie weist, und auf dem noch heute die Samariter anbeten. Und er spricht von der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Und er nennt sich ihr als den Messias, von dem sie redet. Da läuft sie von hier aus in die Stadt und die Samariter kommen und ein Theil glaubt an den Herrn. Er aber bleibt zwei Tage bei ihnen. Das Geschehen am Jakobsbrunnen wird einem an der Stätte selber so recht nahe und lebendig vor die Seele geführt. Man versteht es hier mehr und inniger denn anderswo.

Wir wandern langsam zur Stadt zurück und werden hie und da von Bettlern angesprochen. In der Stadt sehen wir eine Moschee von außen an, die sich durch ein wunderschönes Portal auszeichnet. Es ist das Portal einer alten christlichen Kirche. Wir treten darauf noch in eine Fabrik von Wasserschläuchen, die sich neben einer Straße befindet. Es ist ein großer, freier Raum mit vielen Gruben, die mit Lohe gefüllt sind. Eine große Zahl von Schläuchen liegt umher. Es sind ganze Häute von Ziegen, die mit Lohe gegerbt, zugenäht und zum Gebrauch bereitet werden. Wir kommen endlich nach Hause und verabreden unsre Weiterreise mit einander. Wir denken morgen bis Dschenin zu gehen. Von da wird Zeller vielleicht eine kleine Tour nach einem Dorfe Burkin machen, von wo eine Einladung an den Bischof ergangen ist, einen Missionär zu senden. Wir andern werden uns einig, einen Umweg nach der Stätte des alten Samaria zu machen und mit Zeller am Abend in Dschenin zusammenzutreffen. Wir lassen einen Mann aus Nablus kommen, der uns führen soll und werden mit ihm um einen türkischen Thaler einig. So war alles geordnet, und wir bestiegen am Abend die Terrasse des Hauses, uns noch einmal im Abendlicht die Gegend anzusehen. Die Terrasse ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, und der Lehrer hat es nicht gerne, daß wir darüber hinaussehen. Denn den Muhamedanern daneben ist es sehr unlieb, daß man von oben in ihre Wohnungen sieht. Wir

halten uns also zurück, wohl wissend, daß man in Nablus jeden Anstoß vermeiden muß. Doch können wir die Berge rechts und links und die Kuppeln der Moscheen noch einmal ansehen, und gegen Osten weit hinaus liegt das Jakobsfeld, dahin wir am Nachmittag gepilgert sind.

Dschenin.

Störung einer Hoffnung. — Habsucht. — Dorf Dscheba. — Die Quellen in Palästina. — Liebliche Lagerung. — Trennung der Reisegenossen. — Dschenin. — Nachtlager.

Ehe wir am Montagmorgen, den 3. Mai, von Nablus abreisten, hatten wir uns mit der Betrügerei und Habsucht der Eingebornen abzukämpfen. Wir waren früh aufgestanden und freuten uns der Aussicht, das alte Samaria mit seinen Ruinen zu sehen. Wir warteten nur noch auf den bedungenen Führer, um aufzubrechen. Er kam auch bald; aber nicht um uns zu führen, wie er uns versprochen hatte. Nein, er wollte jetzt, ehe er mit uns aufbrechen wollte, einen neuen Akkord mit uns machen, und statt des türkischen Thalers ungefähr das Doppelte haben. Er brauchte dabei die Ausrede, daß wir nicht bestimmt mit ihm abgemacht hätten, er solle für jenen Thaler zu Fuß mit uns gehen. Er habe darum gemeint, er werde von uns ein Pferd erhalten. Da dies aber nicht der Fall sei und wir auf ein Wandern zu Fuße rechneten, so müsse er auch mehr Geld haben. Das ist so ein Stück arabischer Prellerei, wie sie hundertmal dem Wandrer in Palästina begegnet. Es kam uns nun freilich grade nicht so sehr viel auf die Mehrsumme an. Aber über unsre Vereinbarung mit dem Moslem uns von ihm so prellen zu lassen, das sagte uns auch nicht zu, und wir sagten ihm: er könne nach Hause gehen; wir wollten Samaria nicht sehen. Der von der Mission angestellte Lehrer in Nablus, bei dem wir gewohnt hatten, hatte den Mann in seinem Verlangen schon dringend unterstützt, es in der Ordnung gefunden, und uns zugeredet, darauf einzugehen. Nachdem wir das alles zurückgewiesen, kam er selber heran, und zeigte, daß die alte arabische Natur noch in ihm stecke. Er verlangte eine übermäßige Summe für das Logis, daß wir hier zwei Nächte im Hause auf dem Fußboden zugebracht und mit seiner sauren Milch uns den Magen verdorben hatten. Eigentlich hatte er das Doppelte dieser übermäßigen Summe haben wollen und so schon am vorigen Tage

sich gegen Herrn Zeller geäußert. Der hatte denn diese Unverschämtheit ihm freilich vertrieben, ihn darauf aufmerksam gemacht, daß diese Wohnung nicht die seinige sei, sondern der Mission und dem Bischof gehöre, und daß er eigentlich von evangelischen Leuten, die unter Begleitung eines bischöflichen Missionärs bei ihm wohnten, gar nichts verlangen könne. Die Sache war ihm in der Nacht wohl etwas durch den Kopf gegangen, und er hatte, seine Habsucht zügelnd, seine Forderung auf die Hälfte herabgestellt. Wir stritten eine Weile uns im Wortwechsel mit ihm herum, gaben ihm endlich sein Geld und stiegen zu Pferde. Dabei standen nun aber auch allerlei Leute, die Geld haben wollten. Namentlich war es der Diener, der gesten mit uns zu den Samaritern gewesen war. Wir wollten ihm allerdings auch ein Bakschiesch geben. Ich wollte ihm ein Stück von 6 Piastern an Werth geben. Es war ihm aber lange nicht genug. Ich steckte also das Geld wieder zu mir und wir ritten weg. Der Diener stellte sich mit andern Leuten vor die Pferde. Es half ihm aber nicht, uns aufzuhalten. Mit lautem Geschrei verfolgten sie uns. Es war ein höchst ungemüthlicher Abschied von dem alten Sichem. Sie gingen mit uns zum Thor im Norden der Stadt hinaus, und es schien, als ob sie Lust hätten, den ganzen Tag mit Geschrei hinter uns herzulaufen. Ich zeigte dem Diener aufs neue das genannte Geldstück, ob er es noch haben wolle. Er nahm es nun, und die Begleitung blieb zurück. Wir hatten eine Probe arabischer Habsucht und Zudringlichkeit hinter uns. Wir freuteen uns, die lärmenden Genossen los zu sein, und diese Stadt zu verlassen, die bei allem Reiz der Natur und großen Erinnerungen mit ihrer jetzigen feindseligen Bevölkerung doch etwas recht Unheimliches hat.

Wir zogen gegen Norden an der Seite des Ebal entlang. Der Weg führte durch Thäler und über Höhen. Nach viertehalb Stunden von Nablus waren wir im Angesicht des Dorfes Dscheba, das mit einer verfallenden Moschee am Berge liegt. Wir machten dem Dorf gegenüber Halt. Es liegt dort rechts vom Wege ein gar lieblicher Olivenhain und in dem Hain fließt eine Quelle. Es ist um die Quellen bei den Reisen in Palästina etwas Herrliches. Man freut sich, wenn man aus der Ferne eine sieht, und eilt ihr mit Sehnen und Verlangen entgegen. Man muß sich dabei natürlich vergegenwärtigen, wie anstrengend diese Reisen auf den beschwerlichen Wegen des Landes sind, und daß es dort keine Gasthäuser am Wege giebt, um zu begreifen, wie man sich oft darnach sehnt, es mögte doch bald eine Quelle kommen, und

lche Freude ihr Anblick gewährt, wenn sie erscheint. Die uellen sind etwas Großes im Lande, so war es einst, so ist es ch jetzt. An den Quellen trifft man fast immer Gesellschaft. a sieht man Hirten mit ihren Heerden oder Araberinnen mit ren großen thönernen Krügen, die sie gefüllt auf dem Kopfe ch Hause tragen und dabei bald mit der einen, bald mit der dern Hand anfassen. Dieses Tragen hat ihnen eine besondere he, fast stolze Körperhaltung gegeben. Die Orte des Landes d in der Regel in der Nähe von Quellen angelegt, und an len trifft man Ruinen aus alten Zeiten. Wir hatten bei scheba auch so eine Quelle, von der sich ein kleiner Bach unter ergoß. Um den Bach her standen Olivenbäume, die en lieblichen Schatten gaben. Wasser und Schatten, was will m in Palästina mehr. Wir steigen vom Pferde und lagern Bache unter diesen Bäumen. Wir essen von unsern Lebens-tteln und trinken aus dem Bach. Unsere Pferde stehen und aken und weiden unter den Bäumen. Es kommen einige Araber t Vieh, das hier getränkt wird. Es ist ein Bild einer orien-lischen Landschaft, das wir vor uns haben. Die Pfeifen werden topft und wir rauchen. Ich habe mir für die Reise einen inen Tschibuck aus Jerusalem mitgenommen. Die obere Glas-ze ist verloren. Das schadet aber nicht. Man saugt am Holz. ist ächt orientalisch. Ist man fertig, steckt man den Türken-f in die Tasche und das Rohr ist in einen Stab verwandelt, nit das Pferd angetrieben wird. Wir ruhen eine ziemliche eile, bis unser Nachtrab nachkömmt. Es ist so schön auch in n Hain bei Dscheba. Aber es ist des Wandrers Loos, zu iden. Wir scheiden. Dem Reitknecht Zeller's entläuft beim fsteigen sein Pferd. Er selber muß zu Fuß hinterhergehen. is Pferd läuft in die Ebne hinein, die hinter Dscheba kömmt, d wird hier von einigen Fellahs aufgefangen. Es ist eine öne Ebne, in die wir kommen. Sie ist von fernen Hügeln geschlossen. Schöne Weizenfelder breiten sich zur Ernte reif am ege aus. Auf einem runden Berge links vom Wege liegt das orf Sanur, einst eine Festung, von der noch Reste da sind. chts vom Wege schimmert uns ein See entgegen, der weiterhin Sommer austrocknet. Die Ebne gehet fort, immer schön und uchtbar. Der Weg ist trefflich, wie selten. Wir kommen endlich einer Höhe. Darauf liegt ein Dorf Kubatigeh. Das Dorf ist cht unbedeutend, mit schönen Oliven- und andern Pflanzungen ngeben. Von hier ist es noch eine gute Stunde nach Dschenin. er Weg geht in ein enges Thal hinunter, das mit Oliven be-

pflanzt ist. Am Wege schlängelt sich ein Bach entlang. Endlich erreichen wir Dschenin, das auf einer mäßigen Höhe zur Seite liegt. Wir reiten neben dem Dorfe entlang zu einem kleinen, aber von dem Bache bewässerten gar freundlichen Hain. Es ist um 2 Uhr Nachmittags. Wir warten, bis unser Müller und der Eseltreiber uns nachkommen. Dann berathen wir, ob wir, wie es bestimmt war, heute in Dschenin bleiben, oder noch weiter bis Nazareth reiten wollen. Zeller und der Doctor sind dafür, weiter zu gehen. Mit mir ist der Müller Eberwald für das Bleiben. So trennen wir uns für heute. Zeller läßt uns seinen bewaffneten Reitknecht, und mit ihm und dem Eseltreiber brechen wir beiden Europäer nach Dschenin auf.

Der Reitknecht ist hier bekannt und führt uns zuerst zu einer Art Khan, wo es aber doch zu ungemüthlich ist. Dann führt er uns zu dem Hause eines Moslem, Hamath mit Namen. Wir werden hier zuerst unten in eine Kammer, die nur oben in der Wand eine kleine Lichtöffnung hat, gewiesen, lassen unser Gepäck hineinbringen und legen uns auf den Boden, um auszuruhn. Dann aber weist man uns beiden Franken ein besseres Gemach oben im Hause an. Es ist freilich dort sehr zugig; aber das Gemach ist sauberer. Es wird ein Teppich auf den Boden gelegt, und Kissen werden für unsere Häupter hingebreitet. Wir treten auf die Terrasse hinaus und sehen über Dschenin hin. Wir pilgern dann etwas im Dorf umher. Das Dorf ist ziemlich groß, von ungefähr 2000 Seelen bewohnt. Die Wohnungen sind ziemlich ansehnlich. Es ist hier sogar ein Bazar, der aber nicht besonders ist. Unter den Wohnungen ragt eine Moschee hervor. Mitten im Dorf ist ein ziemlich großer Wasserteich. Einige Palmen finden sich im Ort. Seine Umgegend ist fruchtreich. Dschenin, das alte Ginäa des Josephus, ist der letzte Ort in Samaria. Morgen werden unsre Füße den Boden Galiläa's betreten.

Es wird Abend. Wir ruhen oben in unserem Gemach auf dem Boden. Ich denke alter Zeiten. Dieser Ort, wo ich diese Nacht ruhe, ist nach der Sage die Stätte, wo einst die zehn Aussätzigen von dem Herrn geheilt wurden. Wir wissen freilich die Stätte bestimmt nicht. Doch lasse ich an diesem Abend von der Sage meine Gedanken auf jene ergreifende Begebenheit richten. Eine Magd des Hauses stört mich in meinen Gedanken. Sie bringt eine kleine, elende Lampe, mit Oel gefüllt. Ich fange mit meinem Reisegenossen an, arabisch zu studiren. Ein arabisches Buch, das er hat, leitet unsere Studien. Aber die Lampe brennt

so dunkel. Wir müssen das Studium bald aufgeben. Wir stehen auf, wandern eine Zeitlang im Gemach umher, besehen den großen eisenbeschlagenen und bunt angemalten Kasten, der an einer Seite steht, verriegeln die Thür und legen uns schlafen. Es ist für uns beide hier in Dschenin mitten unter einer moslemitischen Bevölkerung recht einsam. Wir schlafen. Da pocht es an die Thür, immer stärker. Wir wachen auf. Mehrere Stimmen draußen begehren arabisch Einlaß. Werden wir überfallen? Wir erheben uns und öffnen. Nein, es ist unser Reitknecht mit mehreren Hausgenossen; sie wollen nur Teppiche aus dem Zimmer holen. Wir legen uns wieder nieder und schlafen bis an den Morgen ohne Störung.

Ganz früh sind wir auf und blicken hinaus. Draußen sitzt schon ein Knabe und ruft: Bakschiesch. Die Pferde kommen. Wir geben unserm Wirth einiges Geld für das Unterkommen, theilen einige Bakschieschs aus und steigen auf. Heute geht es nach Nazareth.

Die Ebne Jesreel.

Lage und Größe der Ebne. — Ein rechtes Schlachtenfeld. — Große Fruchtbarkeit. — Ernste Erinnerungen. — Gilboa. — Jesreel. — Sunem. — Scene in einem Beduinenzelt.

Gleich hinter Dschenin kommen wir in die große Ebne Jesreel. Das große Bergland Palästina's, das von der Wüste im Süden Judäa's aufsteigt, und in einem Zuge bis hierher läuft, ist hier zu Ende. Die Ebne ist die Scheidung zwischen ihm und dem nördlichen Berglande Galiläa's. Ein großes Dreieck, so lagert sich die Ebne dazwischen. Im Osten bildet eine Linie vom Gebirge Gilboa über den kleinen Hermon bis zum Thabor die Grenze und zugleich die Wasserscheide zwischen dem Jordanthal und dem mittelländischen Meer. Vom Thabor läuft die Grenze im Norden am Abhang des galiläischen Berglandes entlang bis dahin, wo das Gebirge Ephraim sich mit dem Karmel verbindet. Von dort läuft die Grenze gegen Südosten zum Gebirge Gilboa zurück. Mitten durch diese so beschriebene Ebne läuft der Kison, der Bach der Vorwelt, dessen nördliche Quellen in der Gegend des Thabor, die südlichen in der Gegend des Gebirges Gilboa liegen. Im Südosten schließt sich an diese Ebne die Ebne bei Beisan; im Nordwesten die Ebne von Akka. Wie ein großer, ausgetrockneter Landsee liegt die Ebne Jesreel da

zwischen den Bergen als ihren Ufern. Von Westen nach Osten ist sie 8, von Norden gegen Süden 4 bis 5 Stunden lang. Sie hat verschiedene Namen geführt. In der heiligen Schrift kömmt sie als die Ebne Isreel vor, nach der Stadt, die an ihrem östlichen Ufer liegt, so genannt. Im Buche Judith heißt sie Esdrelom. Josephus nennt sie schlechtweg die große Ebne und heut zu Tage heißt sie Merdsch Ibn Amir, Wiese der Kinder Amir, wohl nach einem arabischen Stamm, der hier gewohnt hat.

Diese Ebne ist ein rechtes Schlachtfeld gewesen. Wie oft hat hier im Lauf der Jahrhunderte das Geräusch des Krieges getobt! Wie viel Blut ist auf diesem Boden vergossen worden. Hier kämpfte die israelitische Heldin Deborah mit Barack wider den Feldherrn der Kananiter, Seffera, einen siegreichen Kampf und sang ihren Heldensang nach dem Siege. Hier überfiel Gideon mit seiner kleinen Schaar und mit dem Ruf: „Hier Schwert des Herrn und Gideon!" die Haufen der Amalekiter und Midianiter und schlug sie in die Flucht. Hier lagerte Israel unter seinem König Saul wider die Philister, ehe der Trauertag auf den Bergen Gilboa's erschien. Hier kämpfte König Ahab wider die Syrer und schlug sie. Hier stritt Josia von Juda einen unglücklichen Streit wider die Egypter. Hier kämpften die Juden mit den Römern, die Kreuzfahrer mit den Saracenen. Hier kämpfte am Ende des vorigen Jahrhunderts der große Kriegsmeister Napoleon mit 3000 Franzosen gegen 25,000 Türken und besiegte sie. Und noch im Jahre 1832 ertönte das Feld vom Lärm des Krieges. Wie viele verschiedene Vökker haben hier einander gegenüber gestanden, ihre Reihen zum Kampf geordnet, und mit einander im heißen Streit gerungen.

Diese große Schlachtenebne ist zum großen Theile noch heute sehr fruchtbar. Man findet hie und da Korn wild wachsend. Welch ein Jammer, daß dieses herrliche Feld so vernachlässigt wird und meist den Beduinen zur Weide nur dient. Was könnte aus diesem Lande werden, wenn europäische Hand sich daran legte? Ein wahrer Garten, ein üppiges Gefilde voll des Segens Gottes. Wäre das Feld gehörig bebaut, es könnte eine Kornkammer werden, groß genug, mehr als die Zahl der jetzigen Bewohner Palästina's zu nähren. Aber so wie jetzt die Verhältnisse des Landes sind, darf freilich kein Mensch hier etwas unternehmen. Wer kann sich hier in dieser Ebne wider Raub, Ueberfall und Erpressung schützen. Das Feld hat viel vom Krieg gelitten. Aber was es am schwersten drückt, es lange niedergehalten hat und niederhält, das ist der Fluch des türkischen

Regiments. Statt einer Kornkammer ist es eine fruchtbare, aber nur dürftig bebaute Steppe; statt einer Gegend mit den schönsten und zahlreichsten Orten ist es ein Dorf- und Menschen-leeres Gefilde.

Wir ziehen am östlichen Rande der Ebne hinauf. Es ist ein lieblicher Morgen. Weit aus dehnt sich das Gefilde. Eine Menge Insekten schwirrt über Blumen hin und in den Lüften singen die Vögel. Die röthliche Erde blickt so verheißungsvoll zu uns herauf, und hie und da sehen wir Saatfelder sich hinerstrecken; da und dort sind kleine Heerden mit ihren Hirten. Es ist der bestbebaute Theil, durch den wir kommen. Aber wie könnte es sein, wenn gut Regiment und ein fleißig Volk hier ihre Stätten hätten. Es ist so still um uns her, wo so viele Schlachten dahingebraust und Menschen einander gemordet haben. Man kann sich in dieser Stille recht in Gedanken ergehen. Und die einzelnen Punkte des östlichen Randes regen Gedanken auf, Gedanken an alte Tage, ernste Gedanken. Da ist gleich rechts das Gebirge Gilboa. Es sah einst trübe aus auf seinen Höhen. Saul lag da, in sein Schwert gestürzt, und Jonathan lag im Kampf gefallen. Und über die Berge ertönte Davids Klagelied: „Die Edelsten Israels sind auf deiner Höhe erschlagen. Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder regnen über euch, noch thauen. Wie sind die Helden gefallen im Streit. Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen!“ So tönten einst die Klänge der Klage über diese Berge. Am Nordabfall des Gilboa kömmt dann ebenfalls rechts vom Wege der Ort Zerin, ein schlechtes Dorf von 40 Häusern. Es ist das alte Jesreel, die Residenz des Königs Ahab und seiner Gemahlin Isebel. Schauerliche Erinnerungen haften an dieser Stätte. Hier stand einst neben dem Pallast des Königs der Weinberg des Naboth. Der König wollte ihn haben; aber der Mann wollte das Erbe seiner Väter nicht lassen. Da weiß die Königin Isebel andern Rath. Sie läßt den Naboth falsch anklagen und tödten und Ahab nimmt den Weinberg an und spaziert in seinem neuen Eigenthum umher. Da kömmt ein ernster Mann zu ihm, Elias, der Mann Gottes, und verkündet ihm, seinem Weibe und seinem Hause um der Missethat willen den Untergang. Und es geschieht also. Ahab kömmt um und die Hunde lecken sein Blut. Isebel wird auf dem Acker Jesreels von Hunden gefressen und das ganze Haus Ahabs ausgerottet. Von dem alten prächtigen Jesreel sind nur Trümmer übrig. Einige Sarkophage und ein verfallener Thurm bieten sich dem Auge dar. Die Quelle Jesreel, daran Saul lagerte, fließt noch heute östlich

vom Dorfe und heißt jetzt Goliathsquell. Weiter aufwärts kömmt ein öder, niedriger, einsamer Bergzug, den die spätere Zeit auf Grund einer mißverstandenen Psalmstelle mit dem Namen des kleinen Hermon belegt hat. Er heißt jetzt Dschebel ed Duhy und liegt dem Thabor südlich gegenüber. Am westlichen Abhang dieses Gebirges liegt der kleine Ort Solam. Es ist das alte Sunem, wo der Prophet Elisa oft bei der frommen Frau von Sunem einkehrte und ihren Sohn vom Tode auferweckte. So zieht man unter immer neuen Erinnerungen und Gedanken seines Weges.

Der Reitknecht Zeller's reitet bewaffnet voran. Ich folge ihm. Weiter hinter uns ziehen unsre Genossen. Es stehet eine Menge Störche am Wege. Ich freue mich über die heimathlichen Thiere und blicke mit Lust auf sie hin. Da fällt ein Schuß vor mir. Es ist der Reitknecht, der ohne mein Wissen das Gewehr auf die Störche angelegt hat. Es ist mir unangenehm, daß er dem Gegenstand meiner Freude den Tod zugedacht hat, und es freut mich, zu sehen, daß er kein Thier getroffen hat, sondern sich alle unverletzt davon machen. Wir reiten weiter. Es steht nicht weit vom Wege ein Beduinenzelt mit seiner schwarzen Decke. Vor dem Zelt sitzen Männer, Frauen und Kinder. Heerden weiden umher. In der Nähe sieht man mehrere Zelte. Wir reiten auf das Zelt zu und steigen ab. Das Zelt ist in zwei Theile getheilt, wie gewöhnlich. Nach vorne ist es offen. Das Zelttuch hängt nach hinten über. Die Beduinen legen einen Strohteppich für mich hin. Darauf sitze ich orientalisch nieder. Nicht weit von mir lagert der Reitknecht. Umher stehen die Beduinen. Auf meinen Wunsch bringt man mir Butter von Schafmilch. Brot habe ich selber. Man bringt auch Buttermilch. Die Milch ist sehr angenehm und ich trinke ein gut Theil davon. Aber die Butter, ach, die ist so voll von Haaren, daß man auch bei dem größten Appetit doch davon bleiben muß. Ich esse. Die Araber sitzen umher und sehen den Franken essen. Die Kinder bekommen zuweilen etwas ab und verzehren es mit Lachen. Nach dem Essen wird der Tschibuck zusammengesetzt, gestopft und ich rauche ruhend, spreche einige arabische Brocken mit dem Reitknecht und den Beduinen, die umherstehen und den Franken in seinem Thun und Treiben ansehen. Es ist mir recht gemüthlich im Zelt. Ich komme mir fast wie ein Beduine vor. Ich bleibe ziemlich lange ruhen. Mittlerweile kömmt der Mukary nach und ihm folgt mein lieber Reisegenosse Eberwald. Es wird noch etwas im Zelt und in der Nähe der Beduinen gerastet. Wir

sind hier sicher; unter diesem Zelte wird einem kein Haar gekrümmt. Wir kommen uns eigen vor in dieser Sitzung auf der weiten Ebne Jesreel in einem Beduinenzelt den Tschibuck rauchend und arabische Brocken redend. Reicht das Gedächtniß nicht aus, da wird das Buch hervorgezogen; das muß Hülfe geben. Und giebt das keine Hülfe, so sprechen wir: ma fiesch (nichts, es ist nichts darin) und die Beduinen lachen. So sitzen wir, bis die Pfeife aus ist. Dann sitze ich wieder auf, gebe natürlich ein Bakschiesch, und fort geht es wieder durch die Ebne. Hinter uns reitet der Mukary, und hinter ihm wandelt Eberwald.

Nazareth.

Galiläa. — Der Fels des Hinabstürzens. — Ein Brunnen am Wege. — Nazareth, die Blume im Thal. — Ankunft im Hause Zeller's. — Deutsche in Nazareth. — Vereinbarung für die weitere Reise.

Die Ebne ist durchritten. Wir sind am Fuß des Gebirges. Wir sind schon eine ziemliche Strecke in Galiläa hinein. Es ist das untere Galiläa, das wir betreten haben, und wir sind nicht fern von Obergaliläa oder dem eigentlichen Galiläa. Der Name Galiläa hat einen lieblichen Klang für das Christenohr. Es ist das Land, darin der Herr groß geworden, so oft umhergewandelt ist und so viele seiner Reden gehalten und seiner Wunder gethan hat. Galiläa bedeutet den Kreis, das Gebiet, nämlich der Heiden. Von Alters her wohnten hier gegen das Meer hin die Kananiter, also Heiden, zusammen mit den Israeliten. Dies geschah noch mehr, als die Assyrer die Juden nach Assyrien führten. Da drangen noch mehr heidnische Elemente hier ein und mischten sich mit den Juden. Um deßwillen waren die Galiläer bei den eigentlichen Juden nicht besonders geachtet, und man konnte sich nicht denken, daß daher etwas Großes kommen könnte. Sie waren auch durch einen besonderen syrischartigen Dialekt von den Juden unterschieden. Dieses Galiläa, mit diesen Bewohnern von den Juden verachtet, aber die Stätte großer Gottesthaten, war und ist ein Bergland mit Hochebnen und Thälern. Gegen Westen senkt es sich allmäliger in die Ebne am mittelländischen Meer. Nur streichen von dem Dschebel Dschermack in der Mitte einige Bergzüge nördlicher bis an das Meer. Gegen Süden fällt Galiläa, nachdem es in der Ebne Sebulon schon einen Ansatz zu einer Tiefebne gemacht hat, ziemlich steil in einer Höhe von 600 Fuß in die Tiefebne Jesreel ab. Gegen Osten erhebt sich das Gebirge zu dem wilden

und hohen Dschebel Saffad oder Safed, dem Gebirge Naphthali, und fällt steil und tief zu dem oberen Jordan und dem galiläischen Meere hernieder. Gegen Norden lehnt sich Galiläa an den Libanon und Hermon. Das Land hat eine große Mannigfaltigkeit und Abwechslung des Bodens und ist noch jetzt, wie einstens, sehr fruchtbar. Aber, wie überall fehlt auch hier jetzt der Fleiß der Menschenhand.

Wir reiten aus der Ebne Jesreel eine ziemlich steile Höhe hinan. Eine schöne Aussicht öffnet sich uns oben, indem wir zurückblicken, auf die Ebne und die Berge, die sie einschließen. Ein Felsenthal zwischen den Bergen nimmt uns auf. Es steht ein sehr schroffer Fels rechts am Wege. Die Mönchssage bezeichnet ihn als den Fels, dahin die ungläubigen Männer von Nazareth unsern Herrn führten, um ihn hinabzustürzen. Es ist nichts andres, als Mariengarn, das sich an diesen schroffen Felsen gehängt hat. Die aufgeregten Nazarethaner werden schwerlich erst so weit vom Orte den Herrn hingeführt haben. Es gab auch bei Nazareth Felsen genug. Das Thal führt aufwärts zu einem Brunnen am Wege. Nazareth ist nicht mehr fern. Hier sind Frauen mit Waschen beschäftigt. Es sind Christinnen, die uns freundlich grüßen. Einige Männer sind auch da mit ihren Heerden, sie aus der Quelle zu tränken. Ein lieblicher Ort! Wir steigen hier ab und wollen hier etwas ausruhen, auch auf unsre Genossen warten. Mein Pferd läuft mir weg. Aber gleich ist einer der Männer dahinter her, und bringt es mir wieder. Ich will ihm ein Bakschiesch geben; aber, es ist das erste Mal, daß mir solches geschehen ist; er will kein Bakschiesch haben. Ich glaube, es ist nicht genug, was ich ihm biete, und lege zu. Aber er weist es freundlich zurück. Das ist mir im heiligen Lande noch nicht vorgekommen. Hier weht besondre Luft. Mein Verlangen nach Nazareth wird durch diesen Zug nur noch verstärkt. Ich glaube, ich komme in eine Gegend, wo die Habsucht nicht so traurig waltet, wie anderswo. Der Mukary kömmt mit seinen Eseln. Aber Eberwald kömmt nicht. Er ist auch nicht aus der Ferne zu sehen; er hält sich lange auf. Wir ziehen endlich durch das langsam sich hebende Thal vorwärts. Das Thal wird weiter, und bei einer Wendung haben wir Nazareth vor uns. Das alte, bekannte, dem Christenherzen so theure Nazareth. Wie liegt es so freundlich in seinem Thal, von Bergen umkränzt. Ganz anders, denn andre heilige Orte, die ich geschaut habe. Nicht auf Höhen, wie Jerusalem und Bethlehem, sondern im Thal, aber auch so gar herrlich. Die alten Kirchenväter deuteten den Namen: Blume. Die

Deutung dürfte nicht ganz sprachgemäß sein. Richtiger heißt es: Reiß, Sprößling. Aber an eine liebliche Blume im Thal denkt man, wenn man Nazareth sieht. Es liegt da eine Lilie, die ihre weißen Blätter zwischen den Bergen ausbreitet. Die Wände der Berge sind nicht eben besonders grün; aber die weißen Häuser dazwischen machen sich besonders gut. Das hohe lateinische Kloster ragt hervor, und die muhamedanische Moschee mit ihren Cypressen bieten sich dem Auge dar. Meine Seele freut sich des Anblicks, und denkt daran, daß hier größtentheils Christen wohnen. Hier an der Stätte, wo der Herr seine Kinder- und Jugendjahre verlebt hat, weilt von seinem Volke. Es wird mir im Herzen wohl. Freudig bewegt ziehe ich in die Stadt meines Herrn ein.

Der Reitknecht Zellers reitet voran und führt mich zu seiner Wohnung. Es ist ein stattliches, geräumiges Haus auf einer Höhe am Abhang des westlichen Berges, von dannen man über den Ort hinschaut. Meine Freunde, Zeller und der Doctor Joos begrüßen mich auf das Freundlichste in Nazareth. Sie sind gestern Abend zeitig angekommen. Unten im Hause sind Räume für Pferde. Oben ist der freie Raum mit den Zimmern umher. Das Wohnzimmer Zeller's ist sehr wohnlich. Ich ruhe mich aus. Der Pferdetreiber von Jerusalem erhält das Geld, das er noch haben soll, und begiebt sich mit Pferden und Eseln auf die Rückreise. Nach einiger Ruhe gehen wir aus, um Mittag zu essen. Es ist zu einem Würtemberger, Namens Huber, der hier mit seiner Frau wohnt. Er ist eine Art industrieller Lehrer für die evangelische Gemeinde. Wir essen europäisch gut und lagern nach dem Essen auf den Diwans des Zimmers. Es kömmt ein andrer Deutscher zu uns. An ihn habe ich einen Brief von Pastor Valentiner in Jerusalem. Es ist der Lehrer der englischen Mission in Nazareth. Sein Name ist Müller. Er ist vom badischen Schwarzwald. Mit ihm gehen wir nach seiner Wohnung, die weiter unten liegt. Wir werden von seiner Frau begrüßt, einer kleinen prächtigen Frau aus Christiansfeld im Herzogthum Schleswig, mit Müller sehr glücklich verheirathet. Wir essen hier zu Abend. Hier bei diesen guten Leuten soll ich wohnen, so lange ich in Nazareth bin. Dieser kleine Kreis gefällt mir außerordentlich. Es wird mir nach der beschwerlichen Reise herzlich wohl.

Unser Freund Eberwald hat sich lange zurückgehalten, und wir schicken endlich zum lateinischen Kloster, ob er dort angekommen ist. Er ist es und erscheint bald bei uns. Er hat es mit seiner Wanderung sehr langsam genommen. Denn sie war nach Nazareth ja leicht zu machen. Wir sprechen mit einander über

unsre Weiterreise und machen ab, morgen vorläufig zum Thabor weiter zu gehn, darauf zum galiläischen Meer bis nach Safed, und so nach Nazareth zurückzukehren, um hier gehörig auszuruhen. Zeller übernimmt die Besorgung der Pferde und die Vereinbarung mit einem Moslem aus Nazareth, der sie zu vermiethen hat. Es wird abgemacht, der Mann soll selbst als Führer mit uns reisen; die Reise soll 4 Tage dauern; am ersten wollen wir zum Thabor und oben die Nacht bleiben; am zweiten zum galiläischen Meer; am dritten nach Safed und am vierten wollen wir nach Nazareth heimkehren.

Wir gehen am Abend in den Gemeindesaal der evangelischen Gemeinde. Zeller hält hier eine Bibelstunde, erklärt Hebr. 9 in arabischer Sprache. Eine Zahl arabischer Evangelischen sammelt sich um uns. Zeller frägt dann und wann nach dem Verständniß des Erläuterten. So verläuft die Stunde. Es ist mir sehr lieblich, hier in Nazareth unter evangelischen Brüdern das Wort Gottes erklären zu hören. Nach der Stunde gehe ich mit dem Lehrer Müller nach seinem Hause. Wir sitzen noch eine Weile in freundlicher Unterredung. Dann gehts zu Bette. Ich habe mein kleines Schlafgemach und schlafe wieder in einem bequemen europäischen Bette. Wie wohl das thut! Mein liebes Nazareth, du bist sehr freundlich!

Der Thabor.

Aufbruch von Nazareth. — Der Brunnen der Jungfrau. — Gestalt des Thabor. — Zwist mit dem Führer. — Der Gipfel des Berges. — Ruinen. — Herrliche Aussicht. — Einsame Warte. — Geschichte. — Abreise.

Am Mittwoch, dem 5. Mai, standen Morgens 8 Uhr die Pferde vor der Thür. Der Doctor und der muhamedanische Führer, letzterer mit einem langen Gewehr bewaffnet, saßen zu Pferde. Der Müller Eberwald wollte, wie bisher, zu Fuß den Weg machen. Meine liebe Wirthin hatte noch etwas Braten für die Reise eingepackt; das wurde in den Reisesack gethan. Und so steige ich auf mein Roß und fort geht es von dem Hause der lieben Freunde.

Wir verlassen Nazareth und ziehen dem Brunnen der Jungfrau vorüber. Aus einem steinernen Gemäuer strömt das Wasser in ein unten stehendes Behältniß. Es stehen einige Nazarethanerinnen dabei, die ihre Krüge füllen. Die Krüge sind aus Thon

ıt, ziemlich groß, mit langem Halse und Henkeln versehen
ıerden gefüllt auf dem Kopfe heimgetragen. Der Brunnen
einen Namen gewiß mit Recht. Sicher hat die Jungfrau
einst, wie jetzt diese Frauen, daraus geschöpft. Und unser
vird einst in den Tagen seiner Kindheit hier umher gespielt
on dem Wasser dieses Brunnens getrunken haben. Es ge-
das Geringste durch solche Gedanken seine Bedeutung und
nteresse.

Vir reiten hinter dem Brunnen die Anhöhe hinauf und auf
ne oben vorwärts. Wir sehen den Thabor schon, diesen
rsamen Kegelberg, durch seine Gestalt von allen andern
ı der Umgegend unterschieden. Wir kommen in ein Thal
worin niedrige Eichenbäume zerstreut stehen. Wir nähern
em Fuß des Thabor. Es sind zwei Stunden, daß wir
eth verlassen haben. Der Thabor, von den Arabern Dsche-
ır genannt, steht vor uns; wir überblicken ihn ganz von
nach oben. Ein runder Kalksteinkegel, oben abgeschnitten,
ner Ausschwellung zu seinen Füßen. Wir reiten ein Dritt-
der Bergesfläche hinauf. Da stehen mehrere Pferde. Ein
ıder sitzt unter einem Eichbaum, und neben ihm sein Dra-
. Seine Genossen sind zu Fuß den Gipfel hinaufgegangen.
eigen eine Weile ab und wollen dann wieder aufsitzen, um
rde ganz hinaufzureiten, uns droben am Thabor und seiner
ht zu freuen, und dann oben uns für die Nacht einzurichten.
ınser Moslem will nicht weiter; er behauptet, es sei nicht
nacht, daß wir heute auf dem Thabor bleiben sollten. Er
eute mit uns weiter bis nach Tiberias. Wir disputiren, so
denn geht, eine Weile mit ihm herum. Der Dragoman
ngländers kömmt uns dabei zu Hülfe. Aber er bleibt bei
Behauptung; er will die Pferde nicht hinauflassen, er will
weiter. Wir finden uns denn in das Unvermeidliche, die
ır unsres Führers, und gehen zu Fuß auf einem zwar
doch sonst ziemlich gutem Wege hinan. Um uns her wächst
es Eichengebüsch. Damit ist der Berg überall bewachsen.
ehen eine kleine halbe Stunde etwa hinauf. Da haben wir die
erreicht. Vor uns dehnt sich der länglicht abgeplattete Gipfel
inen Ruinen, seinen Bäumen und Sträuchern aus. Gleich
s oben begegnen uns die Engländer, deren Pferde unten
Wir verfolgen den Weg und kommen zu einem verfallenen
ıde, darin wir eintreten. Es findet sich ein griechischer Mönch
Zwei Beduinen leisten ihm Gesellschaft. Der Mönch führt
in seine Behausung und giebt uns aus einer Cisterne

des Hofes Wasser zu trinken. Wir erkundigen uns bei ihm, ob wir hier bei ihm hätten Unterkommen für die Nacht finden können. Er bejaht es und zeigt uns einen Raum, wo wir hätten bleiben können. Es that uns wohl leid, daß durch die Wortlosigkeit unseres Führers uns die Freude, auf dem Thabor einen Abend, eine Nacht und einen Morgen zu verleben, geraubt werden sollte. Doch war das Antlitz des Mönchs und der Anblick der beiden Beduinen neben ihm keineswegs besonders Zutrauen erweckend, und wir fanden uns um so eher in unser Loos, den Thabor bald wieder verlassen zu müssen. Doch beschließen wir, uns Zeit zu lassen, und den Berg in seiner Lieblichkeit recht zu genießen. Wir wandern also eine ziemliche Zeit auf ihm umher. Der Umfang des Thaborgipfels ist eine halbe Stunde. In der Mitte ist eine freie tiefere Fläche. Um dieselbe her liegt es voll von Ruinen verschiedener Bauten aus mehreren Zeitaltern. Trümmer mächtiger Festungswerke lassen sich ziemlich weit verfolgen. An der einen Seite steht noch eine Art Thor, das die Araber das Thor des Windes nennen. Man sieht ganz deutlich, daß der Gipfel einst befestigt gewesen ist. Innerhalb dieser Festungstrümmer finden sich sonst noch andre Ruinen von Kirchen und Häusern. Es finden sich Keller und Kammern, in den Felsen hineingearbeitet. Eine Zahl großer Felsstücke liegt umher. Zwischen allen diesen Trümmern und um sie her wachsen Eichen, Pistazien und allerlei Gebüsche. Es ist oft schwer, sich hindurch zu arbeiten. Hohes Gras stehet hie und da; aus demselben blicken uns die schönen rothen Immortellen entgegen, die wir pflücken, und von denen ich manche mit nach Hause gebracht habe. Wir wandern eine Zeitlang unter den Ruinen und der umher wachsenden Pflanzenwelt hin und her. Dann aber ersteigen wir einige höhere Ruinen, um die Aussicht von Berge zu genießen. Wahrlich das ist eine Aussicht, werth aller Mühe und alles Schweißes, lieblich, herrlich, großartig, alles. Dort gegen Südwesten breitet sich die ganze weite Ebne Jesreel vor uns aus. Zu einem bunten Teppich schließen sich die Saatfelder und die neugepflügten Felder malerisch zusammen. In der Ferne läuft der Karmel gegen Nordwesten zur See. Vor uns im Süden erhebt sich der kleine Hermon. An seinem Abhang liegt das Dorf Endor. Es erinnert an die letzten traurigen Tage des Königs Saul, wo er statt zum lebendigen Gott zu Geisterbeschwörern seine Zuflucht nahm. Nicht weit davon liegt das kleine armselige Dorf Nain mit seiner großen Erinnerung an das Wunder der Auferweckung des Jünglings durch den Herrn. Der Blick gehet gegen Südosten über das Jordanthal weit hinaus zu den Bergen

des alten Gilead und Basan. Im Nordosten erscheint ein Streifen von dem Spiegel des galiläischen Meeres; daneben der Berg der Seligkeiten mit seinen beiden Spitzen oder Hörnern. Safed zeigt sich hochgelegen im Norden; daneben und dahinter das Bergland Galiläa's. Und im äußersten Norden steht der hohe Hermon mit seinem schneebedeckten Gipfel, ein ungeheurer Wachtposten jenseit des galiläischen Hochlandes, wie der Thabor diesseit desselben. Die beiden Berge treten hier vor dem Auge zusammen. Der Thabor mit einer Höhe von 750 Fuß ist freilich ein Zwerg gegen den Riesen im hohen Norden. Sie reichen sich die Hand über Galiläa hin. Thabor und Hermon jauchzen in deinem Namen, spricht der Psalmist. Es ist eine wunderherrliche Aussicht von der Höhe des Thabor. Man wird nicht müde, diese Aussicht rund umher zu schauen. Man scheidet ungern von diesem Gipfel. Es ist auch so feierlich still und geräuschlos an dieser Stätte, eine rechte Einsamkeit, hoch hinaus gehoben über das Getöse der Welt, geschieden von allen Höhen umher und sie überragend. Kein Berg in der Nähe giebt einen solchen Einblick in die waldbesäumte Felsenwarte.

Es war aber nicht immer so still und einsam oben. In altersgrauer Zeit schaarten sich hier 10,000 Krieger um Barack und stürzten sich von hier aus auf das Heer des Sissera. Ein Paar Jahrhunderte vor der Geburt Christi lag hier eine feste Stadt, die von dem Syrerkönig Antiochus eingenommen ward. Im letzten jüdischen Kriege befestigte der jüdische Heerführer Josephus die vorhandenen Räumlichkeiten. Es muß ein herrlicher Anblick gewesen sein, eine feste Stadt mit Mauern und Thürmen auf der Felsenwarte des Thabor. Als eine Stätte des Kriegsgetöses tritt der Berg uns zu den Zeiten Israels entgegen. Anders ward es in den christlichen Zeiten. Die Andacht heftete sich früh an diesen Berg. Die Sage machte ihn zur Stätte der Verklärung Christi. Die besondere Gestalt des Berges, die ihn vor allen auszeichnet, diese herrliche Aussicht von seinem Gipfel ließ vermuthen, daß hier etwas Besonderes geschehen sei, und die Sage setzte die Begebenheit der Verklärung, wofür in unsern Evangelien kein bestimmter Berg genannt ist, an diese Stätte. Und wahrlich der Berg wäre wohl werth, die Stätte jenes heiligen Geschehens gewesen zu sein, ein würdiger Grund für das große Ereigniß. Aber die Erzählung in unseren heiligen Urkunden läßt an einen hohen Berg bei Cäsaria Philippi im Nordosten von Galiläa denken, nicht an den Thabor, und es ist sehr wahrscheinlich, daß zu den Zeiten unsers Herrn dort nicht bloß Trümmer, sondern noch

eine bewohnte Stadt vorhanden war. Die christliche Andacht zog indeß den Berg früh in den Kreis ihrer heiligen Stätten herein und ward die Veranlassung, daß hier Kirchen und Klöster gebaut wurden. Der Gipfel nahm ein ander Gewand an. Es stand dort ein großes Kloster mit Mönchen; drei Kirchen erhoben sich, und die Gebete und Gesänge der Christen ertönten auf der Höhe. Freilich ward die Friedensstätte noch einmal eine Stätte des wilden Kriegsgeräusches. Es war in den Zeiten der Kreuzzüge, daß auch um den Thabor zwischen Christen und Saracenen gekämpft wurde. Der Berg trug damals ein Kloster und eine Kirche von einer Festung umgeben, auf seinem Gipfel. Aber die Feinde unter Saladin und Bibars zerstörten alle Gebäude, die oben standen, und seitdem ist es stille geworden. Nur einmal im Jahre ziehen die Franciskaner aus Nazareth zum Berge hinauf, lesen in einem unterirdischen Keller vor einem roh auf Steinen aufgesetzten Altar Messe, und feiern so die Verklärung. Und eben so feiern die Griechen hier alljährlich ein Fest. Sonst sind es nur die Wandrer aus der Fremde, die ihn ersteigen, die Ruinen alter Zeiten, die umher liegen, anschauen, und das schöne Bild der Umgebung genießen. Dann und wann liegen auch wohl Beduinen oben, in fauler Ruhe oder auf Beute lauernd. In den nördlichen und östlichen besonders bewachsenen Abhängen sollen Eber und Gazellen, selten auch Leoparden, umherstreifen. Allerlei Vögel aber, besonders Tauben und Rebhühner, nisten in den Bäumen.

Wir sind eine geraume Zeit auf dem Gipfel gewesen. Da gehen wir wieder zu dem Eichbaum hinunter, wo wir abgestiegen sind. Wir stärken unsern Leib mit den Nahrungsmitteln aus Nazareth und brechen wieder auf. Die Engländer sind schon lange weg. Unser Führer reitet stolz und still mit dem Gewehr voran. Wir beiden Reiter folgen. Uns nach setzt unser Freund Eberwald seine unermüdlichen Füße in Bewegung.

Tiberias.

Khan el Tudschar. — Der Berg der Seligkeiten. — Anfang der Räubereien unsers Führers. — Anblick des galiläischen Meers. — Tiberias. — Eine seltsame Ueberraschung. — Die heißen Bäder. — Ein Bad. — Einwohner von Tiberias.

Es ist bereits Nachmittag geworden, und die Sonne scheint warm auf die Wandersleute nieder. Vom Fuß des Thabor aus

kommen wir in ein Thal, das mit Eichbäumen bepflanzt ist. Es ist sehr lieblich in diesem Thal. Ein Beduine, mit einer langen Lanze bewaffnet, ziehet uns dort zu Pferde vorüber. Nach einer Stunde liegt ein großer, verfallener Khan vor uns. Es ist der Khan el Tudschar, der Khan der Kaufleute. Große Mauern und Thürme, fast festungsartig, bilden diesen Khan. Wir ruhen an der frischen Quelle vor dem Khan und laben uns an ihrem Wasser. Drüben liegt eine Höhe mit Trümmern. Ueberall, wohin man kömmt, sind Trümmer. Palästina ist eigentlich eine große Trümmersammlung. Es weist darauf hin, daß große Wetter über den heiligen Boden hingegangen sind, und gewaltige, umkehrende und verheerende Stürme gewaltet haben. Es ist ein wehmüthiges Gefühl, so überall unter Trümmern alter Herrlichkeiten zu wandeln. Unsre Engländer vom Thabor, die an diesem Khan lagerten, als wir kamen, sind bereits wieder abgereist. Wir ziehen ihnen nach. Der Weg führt eine Anhöhe hinauf. Es geht eine Weile auf der hohen Ebne vorwärts. Die Ebne ist dürr und mager. Zu unsrer Linken ragt in der Ferne ein Berg auf, eigenthümlich gestaltet. Er ist ganz das Gegenbild des Thabor, ein langgestreckter Bergrücken mit zwei Spitzen an den Enden. Er heißt der Berg der Seligkeiten, weil unser Herr darauf die Bergpredigt soll gehalten haben. Er heißt bei den Arabern Kurun Hattin, die Hörner von Hattin. Der östliche Gipfel ist der höhere und bildet eine kleine Ebne oben. Der Berg könnte wohl seiner Lage nach der Berg der Bergpredigt sein. Aber unsre Evangelien nennen uns den Berg nicht, und die Sage, die die Predigt auf diese Stätte verlegt, ist nicht alt, findet sich auch nur bei den Katholiken. Darum ist sie natürlich ganz unsicher. Die Sage hat diesen Berg zugleich zur Stätte der wunderbaren Speisung der Fünftausende gemacht. Dies nun aber ohne allen Grund und wider die Geschichte. Denn unsere Evangelien verlegen die Speisung ziemlich deutlich auf das östliche Ufer des galiläischen Meeres. Man sieht, die Mönchssage, die viel besser Bescheid weiß, als unsere heiligen Urkunden, hat auch über Galiläa ihre Gespinnste ausgebreitet. Dennoch sind die Hörner von Hattin für den christlichen Wandrer eine bedeutsame Stätte. Es war eine furchtbare Schlacht, die hier umher einst geschlagen ward. Es war ein heißer Tag, der 4. Juli 1187. Da stritt der furchtbare Saladin wider den König Guido von Jerusalem bei Hattin und brach die Macht des Abendlandes. Der König ward gefangen. Das Kreuz, von bischöflicher Hand getragen, ward genommen. Die edelsten christlichen Ritter deckten mit ihren Leichen

das Schlachtfeld. Wir reiten langsam über die dürren Felder, kommen einem schlechten Dorf vorbei, und gelangen endlich einen Berg hinab in die schöne Ebne El Hamma, die sich weit gegen Süden ausbreitet. Wir blicken auf fruchtbare Korn- und Grasfelder hin. Gleich links vom Wege in einiger Entfernung liegt ein Dorf. Unser Führer schlägt uns vor, dort die Nacht zu bleiben; Tiberias sei noch sehr weit. Wir ahnen, was er vor hat. Weil wir auf dem Thabor nicht geblieben sind und heute schon nach Tiberias kommen, so geht von den 4 Tagen der Reise offenbar einer verloren, und dieser Zeitverlust, so schließt er nicht ohne Grund, hat einen Geldverlust im Gefolge. Darum will er gerne heute gleich den einen Tag wieder einfügen, um sein volles Geld sich zu sichern. Wir wollen nicht; wir reiten weiter; er muß mit uns. Es dauert nicht lange, so steigt er vom Pferde, und ersucht uns, dasselbe zu thun. Wir wissen zuerst nicht, was er will; sehen es aber bald. Er fängt an, am Wege umher in die Felder hinein zu schneiden, wo er nicht gesäet hat; er beginnt zu rauben. Er hat vom Hause kein Futter für die Pferde mitgenommen, und in Tiberias etwas kaufen will er auch nicht. Darum rafft er unterwegs Futter zusammen. Wir sind freilich sehr unzufrieden mit dieser Räuberei, die in Palästina freilich gang und gäbe ist, können sie auch nicht verhindern. Die Zögerung von einer kleinen halben Stunde war uns auch nicht recht; doch bleiben wir und tragen unser Loos mit Geduld. Endlich ist der Räuber fertig, schnallt seinen Raub auf sein Pferd, und fort geht es wieder durch die schöne Ebne. Es geht die Anhöhe an der andern Seite hinauf, und nicht lange, so haben wir ein Bild vor Augen, das uns in hohem Grade überrascht. Da drunten tief im Grunde liegt der Silberspiegel eines Meeres. Es ist das galiläische Meer, das Meer der großen Gottesthaten, das Meer, so lieb dem Christenherzen. Hohe Berge ziehen sich am andern Ufer entlang; die Abendsonne malt die Berge mit einem wunderbaren Verklärungsschein. Drunten diesseits des Sees liegt am Ende der breiten Schlucht, die sich von der Höhe aus bergab zieht, Tiberias mit seinen platten Häusern und seinen zerfallenen Mauern. Es geht bergab auf einem steilen, steinigten Wege. Man muß sich sehr in Acht nehmen, daß man mit dem Pferde nicht stürzt. Man hat genug auf den Weg zu achten; und doch gehet das Auge jeden Augenblick wieder auf das Bild da drunten. Der Weg ist auch nicht kurz, sondern lang, viel länger, als man denkt. Es dauert eine halbe Stunde, daß wir den beschwerlichen steilen Weg, der sich hin und her schlängelt, hinunterkommen.

Immer tiefer geht es hinab; immer näher kömmt das liebliche Meer. Wir sind endlich unten. Vor uns liegt Tiberias. Links von uns auf einer Höhe liegt das verfallene Kastel. Dort haben die Engländer ihre Zelte aufgeschlagen. Wir reiten von der rechten Seite in die Stadt hinein. Es ist halb sieben Uhr geworden und der Abend da. Der erste Eindruck von Tiberias ist ein trauriger. Es laufen Mauern rings um die Stadt und sie sind mit Thürmen und Thoren versehen. Aber wie ist hier alles verfallen. Große Risse und Löcher finden sich in den Mauern. Vor 21 Jahren hat hier ein Erdbeben gewüthet und die Stadt mit ihren Mauern und Häusern hat sehr davon gelitten. Die Wohnungen sind freilich theilweise wieder aufgebaut; aber die Mauern und Thürme stehen noch so, wie sie damals zerstört worden sind. Keine Hand hat sich geregt, das Zerstörte wieder aufzurichten. Wir reiten in die Stadt hinein, über Schuttwälle hinüber, durch schuttbedeckte Straßen hindurch. Wir fragen uns durch verworrene Gassen zu einer Locanda hindurch. Der Besitzer ist ein Jude. Wir steigen ab, lassen uns von der Frau des Hauses ein Zimmer zeigen. Das Zimmer ist groß und kühl. Wir werden einig um den Preis und ziehen ein. Ich nehme meinen Mantel vom Pferde, bemerke aber zu meiner sehr großen und unangenehmen Ueberraschung, daß mein Tabacksbeutel, der aus der Heimath mitgekommen und noch am Thabor mit Taback gefüllt vorhanden war, verschwunden ist, und an seiner Stelle sich eine über alle Begriffe unsaubere leere Tasche darin befindet. Ich bin über diese Verwandlung sehr verwundert, habe allerdings auch einen Jemand in Verdacht, der mein Eigenthum weg und dafür einen so unwürdigen Ersatz hingezaubert hat. Aber was half's? Mein Tabacksbeutel, der so lange treu zu mir gehalten, war weg und kam nicht wieder. Eine unberufene Hand hat ihn gehindert mir weiter zu dienen. Sein unwürdiger Nachfolger ward sogleich bei seiner Entdeckung von mir jeglichen Dienstes entledigt. Wir sind also in Tiberias und erquicken uns in unsrer Wohnung von den Beschwerden des Tages. Die Leute, bei denen wir wohnen, sind sehr freundlich und bringen alles, was sie haben. Es ist inzwischen dunkel geworden und das Dunkel mahnt an die Ruhe. Wir gehen noch einmal auf die Terrasse des Hauses. Die orientalischen Sterne leuchten so glänzend hell auf uns hernieder. Die türkische Moschee in Tiberias ist erleuchtet. Daneben ragt es dunkel riesenhaft in die Höhe. Es ist eine Palme, die ihr Haupt erhebt. Drüber hinaus liegt das Meer verborgen. Links ragen in unbestimmten Umrissen die Höhen vor Tiberias hervor. Es ist still

aller Orten. Wir gehen hinunter und legen uns schlafe Doctor legt sich in seine Decke eingehüllt auf den Bode beiden andern ruhen auf den Diwans. Vor der Thü unser Führer. Wir sind müde; aber mit uns logiren im die kleinen Blutsauger des Orients. Der König der Fl Hof in Tiberias, das ist ein bekanntes Wort in Galiläa. blutgierige Hofgesindel raubt uns eine Zeitlang unsern Doch endlich überwiegt die Ermüdung, und von dem nä Wirken der Feinde erzählt am Morgen nur das Aussel der Schmerz des Bodens, auf dem sie ihre Thätigkeit haben.

Der frühe Morgen findet mich auf der Terrasse des Die Morgensonne sendet ihre ersten Strahlen. Ich blicke See; er liegt leuchtend da im Morgenstrahl. Ich bl Tiberias. Da und dort auf dem platten Dache liegt 1 Schläfer; da und dort erhebt sich einer und wandelt Tiberias liegt, wie der See an seinem Gestade, sehr 653 Fuß unter dem mittelländischen Meer. Das Klima i sehr warm und man schläft hier gerne draußen auf den T unter dem Licht der Sterne. Wir gehen darauf in der Fr Stadt hinaus, um das Gestade des Meeres und die Bäder im Süden von Tiberias in Augenschein zu nehme haben, ehe wir gehen, bei unsrer Wirthin Fische beste Frühstück, Fische aus dem See Genezareth. Unser We uns durch ein geborstenes Thor hinaus und an das fr des Sees. Der Morgen ist schön; der See ist still und An unserm Wege liegen allerlei Trümmer, Mauerwe Säulenreste. Einige wenige und kleine Oleanderbüsche ste streut umher. Wir wandern eine kleine halbe Stunde l gegen Süden. Da liegen vor uns die heißen Bäder vo rias. Zwanzig Schritt vom Ufer quellen 4 heiße Quellen die den bedeutenden Hitzegrad von 49 Grad haben. S Pascha von Egypten, von dem fast jedes neuere orie Bauwerk in Palästina herrührt, ließ im Jahre 1833 be Quellen ein Badehaus errichten. Es verfällt aber jetz wieder und wird immer mehr verfallen, ohne daß man e In der Mitte des Gebäudes ist eine große Rotunde m Kuppel, die von marmornen Säulen getragen wird. Der der Rotunde ist von weißem Marmor. Drinnen ist ein Badewanne, dahinein das Wasser geleitet wird. Eine Ze Arabern war grade darin beim Baden, und vollführte Geschäft mit lautem Geschrei und lebendigen Bewegunge

An die Rotunde stößt eine Marmorhalle, und rings umher laufen Gänge mit mehreren Gemächern. Wir sehen in die einzelnen Räumlichkeiten hinein; aber es ist nicht lange darin auszuhalten. In der Rotunde ist es furchtbar heiß und schmutzig. In den andern Gemächern ist es wenigstens im hohen Grade unsauber. Ein Bad zu nehmen, woran wir zuerst dachten, wird uns beim ersten Blick verleidet. Wir gehen hinaus und schmecken das Wasser der Quellen. Es schmeckt höchst widerlich, salzig und bitter zugleich, und hat einen Schwefelgeruch. Es setzt einen eignen Bodensatz ab, und zwar jede Quelle in ihrer Rinne einen verschiedenen, die eine einen rothen, die andre einen weißen, die dritte einen grünen, die vierte einen gelben. Das Wasser ist noch nicht allzu gehörig untersucht, und die Angaben seiner Bestandtheile sind noch verschieden. Nach einigen finden sich darin Salz, Eisen, Schwefel, nach andern Vitriol, Alaun, kohlensaurer Kalk. Wir gehen von der unreinlichen Badeanstalt hinweg, kehren um und baden uns in einiger Entfernung davon in dem reinen, klaren Wasser des galiläischen Meeres. Es ist sehr wohlthuend, in diesen klaren Fluthen zu baden. Das Wasser ist, wenn auch nicht eben wohlschmeckend, weil es nicht kalt genug ist, doch sehr trinkbar. Eine Zahl Säulentrümmer liegt im Wasser umher. Nach dem Bade sammeln wir am Ufer eine Menge kleiner Schneckenhäuser, deren es hier außerordentlich viele giebt, und gehen langsam zur Stadt zurück. Sie liegt mit ihren verfallenen Mauern unmittetbar am See vor uns. Auf der Seeseite steht ein Mauerthurm im Wasser. Wir gehen in die Stadt hinein und durch sie hindurch. Die Stadt, von dem Vierfürsten Herodes Antipas zu Ehren des Kaisers Tiberius Tiberias genannt, einst reich geschmückt und wahrscheinlich die Residenz des Herodes, ist jetzt ein unbedeutendes Städtchen, ganz verfallen, voll Trümmer. Die meisten Häuser sind entweder noch theilweise zertrümmert oder aus Trümmern regellos aufgebaut. Drinnen wohnt ein armes Volk. Ein unbedeutender Bazar zieht sich eine Strecke durch die Stadt hindurch. In der Mitte des Orts steht die Moschee. Es ist auch eine Christenkirche da, die St. Peterskirche, ein kleines dürftiges Gebäude, das den Franciskanern in Nazareth gehört, und worin sie jährlich am Peterstage Messe lesen. Die Mönchssage verlegt sie an die Stelle, wo einst der Apostel Petrus gewohnt haben soll. Die Sage hat auch in und um Tiberias gearbeitet, und nicht die Mönchssage allein; auch die jüdische Sage hat hier allerlei heilige Punkte. Die Stadt ist überhaupt den Juden eine sehr heilige. Sie gehört zu den vier heiligen

Städten, die sie in Palästina haben, und nach der Lehre des Talmud wird bei Tiberias aus dem See einst der Messias hervorkommen. Darum siedeln sie sich hier gerne an. Es wohnen hier 1500 Juden, von denen die meisten polnische, Aschkenazim, sind. Sie treiben ein wenig Handwerk, lesen den Talmud, und werden durch Almosen aus Europa unterstützt. Es sind hier mehrere Synagogen und außer der Stadt an der Höhe hinauf sind die heiligen Gräber ihrer alten Rabbinen. Tiberias ward nämlich nach der Zerstörung Jerusalems der Hauptsitz der jüdischen Gelehrsamkeit. Hier ward der eine große Theil ihres Talmud, die Mischna, bestehend aus den Ueberlieferungen der Rabbinen, im 2. Jahrhundert gesammelt, und hier auch der zweite Theil des jüdischen Talmud, die Gemara, eine Erklärung der Mischna, angefertigt. Von den Zeiten her sollen die Gräber stammen, die von den heutigen Juden heilig gehalten werden. Besonders ehren sie das Grab des Rabbi Akiba, der dort mit 24,000 seiner Schüler, die er einst in Tiberias um sich versammelte, begraben liegen soll. An einem Tage im Jahr ziehen die Juden in Tiberias, durch hinzugereiste Juden aus andern Städten verstärkt, an das Grab des Akiba, und wohnen dort unter Zelten und im Gebet. Die Juden sind die Hauptbevölkerung in Tiberias. Neben ihnen wohnen vielleicht 1000 Seelen noch darin. Es sind zum größten Theil Muhamedaner, zum kleinen Theil lateinische und griechische Christen.

Wir kehren nach unserem Hause zurück, und halten unsre bestellte Mahlzeit. Wir essen Fische aus dem galiläischen Meer und gedenken der Jünger, die einst nach der Auferstehung des Herrn in dieser Gegend Fische aßen. Die Fische des Meeres schmecken vortrefflich; schade nur, daß nicht genug da waren, um uns vollständig daran sättigen zu können. Nach dem Essen bestellen wir die Pferde, zahlen unsre Schuldigkeit und steigen auf. Es ist um 10 Uhr, daß wir Tiberias, von den Arabern Tabarijeh genannt, verlassen.

Das galiläische Meer.

Reste alter Herrlichkeit. — Gestalt und Größe. — Heilige Erinnerungen. — Magdala. — Trümmerstätten. — Die Landschaft Genezareth.

Wir reiten dem verfallenen Kastel an der Nordwestecke der Stadt vorüber. Der Weg geht am Meer entlang. Zur Linken

haben wir hohe Kalksteinfelsen, kahl und öde. Zur Rechten liegt tief unten das galiläische Meer.

Das galiläische Meer! Welch ein Name! Welche heiligen Erinnerungen steigen von seinen Fluthen zu uns herauf. Zwar es ist heute lange das nicht mehr, was es einst gewesen. Es war einst ein Meer, von schönen fruchtbaren Gegenden umgeben, mit den schönsten Baumpflanzungen bepflanzt. Große, stattliche Städte und Dörfer, wie Kapernaum, Bethsaida, Chorazim, Magdala, Tiberias und andre, spiegelten sich in seinen Gewässern. Zahlreiche Schiffe segelten hin und her auf seinen Wellen. Es ist so still und öde geworden auf dem See. Man siehet kein Fahrzeug dahinsegeln. Nur ein schlechtes Boot liegt bei Tiberias. Nur eins, wo einst über 200 Fahrzeuge am Strande lagen oder auf den Fluthen schwammen. Es ist so stille und öde geworden um den See. Die alten stattlichen Orte sind verschwunden. Was von ihnen noch zurückgeblieben ist, es ist doch sehr verfallen und gewährt nur einen traurigen Anblick. Und das Meiste ist nicht geblieben; das liegt gänzlich in Trümmern. Die Trümmer liegen am Gestade umher, und das Meer bespült die Säulenreste, und der arabische Hirte weidet seine Heerden um die Ruinen. Der Pflanzenreichthum der Umgegend ist hinweggethan; es sind wohl noch Feigen-, Palmen-, Olivenbäume und hie und da Fruchtfelder umher; aber es ist nichts mehr gegen den Segen der alten Zeiten. Und dennoch, obwohl der See also verödet ist, und, wie er jetzt da liegt, mit den reichgeschmückten Seen der Schweiz und Italiens, wie sie uns geschildert werden, den Vergleich nicht aushalten kann, er ist in seiner Art noch heute gar lieblich. In einer Länge von 3 Meilen und einer Breite von $1\frac{1}{2}$ Meilen zieht er sich in ovaler Gestalt schönblau von Norden gegen Süden, ringsum von Bergen umgeben. Das östliche Ufer ist von 1000 Fuß hohen Kalkstein- und Basaltbergen umkränzt, die zwar kahl und öde, doch einen angenehmen Rahmen zu dem blauen See dem Auge bieten. Und die Kalksteinberge an unserem Wege an der unteren Hälfte der Westseite, sind zwar nicht minder kahl und wüst; aber an ihrem Fuße am Meer blicken an unserm Wege Oleanderbüsche in größerer Zahl mit ihren schönen Blüthen zu uns herauf. Und eines hat der See nicht verloren, wie viel er sonst auch verloren hat, und um des Einen willen ragt er über Alle, auch die schönsten Seen des Abend- und Morgenlandes, in eigenthümlicher Herrlichkeit und Schöne hinaus. Das ist der Schimmer heiliger Verklärung, der über seinen Fluthen ruht, zu der Seele des Wandres redet, und sie wie mit Andachtstimmung

erfüllt. Mögen auch die großen Städte geschwunden und die Pracht der Umgegend dahin sein, mögen auch die Schiffe, die in alter Zeit ihn durchkreuzten, hinweggethan sein: die Erinnerungen an das, was auf ihm und an ihm geschehen, stehen wie liebliche Blüthen an seinen Ufern, und über seine Wellen gehen die Gedanken an die großen Ereignisse, die sich hier einst begeben haben. So ist es ja mit den meisten Stätten des heiligen Landes, mit dem Lande selber, und darum ist eine Wanderung dahindurch so anziehend. Was man da gegenwärtig sieht, sind Trümmer, wenigstens nur Reste alter Herrlichkeit. Aber der Boden giebt so Vieles und so Großes zu denken, was das Herz ergreift. So ist es mit den andern Stätten, so ist es auch mit dem galiläischen Meer. Das ist das wundersame Meer, geheiligt durch den Aufenthalt unsers Herrn, durch seine Worte, die er hier geredet, durch seine Thaten, die er hier gethan hat. Bilder alter Tage steigen herauf und treten lebendig vor das Auge. Man siehet den Meister Israels, wie er vom Schiff aus durch Gleichnisse zu dem Volk am Ufer redet. Man siehet ihn, wie er hier die Fischer des Meeres zu seinen Jüngern beruft, wie er hier dem Petrus befiehlt, auf die Höhe hinaus zu fahren und einen Zug zu thun. Man siehet ihn den Mensch gewordenen Gottessohn, den Herrn der Welt, wie er mit seinen Jüngern dahinfährt über die Meeresfluthen, den Sturm stille macht mit seinem Wort und die Wellen müssen sich vor ihm legen; wie er, der Gebieter der Elemente, über das Meer dahinwandelt und die Wellen müssen ihn tragen. Welch ein Meer! Wer kann vor seinem klaren blauen Spiegel stehen, ohne im Geiste tief bewegt zu werden. Ein tiefes „Auge des Landes“ liegt er da vor dem Auge des Betrachtenden, und es steht so viel zu lesen in diesem Auge, und man fühlt es dabei wie Feiertagsstimmung über die Seele kommen. Das galiläische Meer liegt tief in den Boden des heiligen Landes eingesenkt und warme Luft umgiebt ihn. Es liegt aber auch tief in den Boden des Christenherzens und in die Erinnerung der Christenkirche eingesenkt, und es umgiebt ihn hier, wie dort, ein warmer Odem.

Wir ziehen am galiläischen Meer am Fuß der Felsen entlang. Nach fünf Viertelstunden von Tiberias haben wir ein Dorf erreicht. Es heißt el Medschdel. Ein kümmerliches Dorf, ein Haufe elender Stein- und Lehmhütten. Es ist das alte Magdala, von wo jene Maria Magdalena stammte, die am Kreuze des Herrn stand und der er sich nach seiner Auferstehung offenbarte. An der Stätte ihrer Heimath steht also noch heute ein zwar

kümmerliches, doch ein bewohntes Dorf, das mit seinem Namen noch an den alten Ort erinnert. Aber wo sind die Stätten, da einst die stattlichen Städte Kapernaum, Bethsaida und Chorazin lagen? Hier hinter Magdala am Ufer des Sees hinauf haben sie freilich gelegen; aber ihre Namen sind verschwunden und über ihre Stätten streitet man. Das Wehe, das der Herr einst über diese Städte, die so große Gottesthaten gesehen, und doch nicht geglaubt hatten, gesprochen hat, ist erfüllt worden und tritt in seiner Erfüllung dem Wandrer am See lebendig vor die Seele. Damals, da das Weh gesprochen ward, mag man an eine solche Erfüllung nicht gedacht haben; heute kann jeder sehen, wie der Herr wahr geweissagt. Die Städte sind vollständig zerstört, und ihre Namen selbst verschwunden. Es liegen noch Trümmer am Meer hinauf, beim Khan Minyeh und bei Tell Hum; aber man ist noch immer streitig, wohin man die einzelnen Städte zu setzen hat. Als das Wahrscheinlichste ist mir, um es hier kurz anzudeuten, erschienen, Kapernaum in die Nähe des Khans Minyeh. Bethsaida etwas weiter hinauf an die Quelle et-Tabighah, Chorazin endlich nach Tell Hum zu verlegen.

Bei dem Dorfe el Medschdel sind wir schon in die Ebne Genezareth eingetreten. Die Berge treten hier vom Ufer zurück. Vom Süden aus zieht sich der Bergrand gegen Nordwesten; vom Norden her zieht sich die Uferhöhe gegen Südwesten. Zwischen diesen beiden Zügen und dem Meer liegt in Gestalt eines Dreiecks eine Ebne; das ist die Ebne oder die Landschaft Genezareth, das heutige el-Ghuweir, eine durch ihre natürlichen Grenzen genau bestimmte Gegend. Unser Weg geht durch diese Ebne hindurch und vom Meere ab. Die Ebne ist noch heut zu Tage sehr fruchtbar, und die Pflanzen wachsen hier sehr üppig. Wir kommen dem großen runden Brunnen vorüber, der am Wege liegt, mit einer niedrigen Mauer und mit Gebüsch umgeben ist, ein schönes klares Wasser hat und mit seinen Ausflüssen die Gegend bewässert. Es ist sehr lieblich in der Landschaft Genezareth; aber es ist freilich auch sehr warm. Die Mittagssonne trifft uns sehr gründlich und treibt starken Schweiß hervor. Nach einer kleinen Stunde sind wir durch die Landschaft hindurch geritten und reiten die Bergwand hinauf. Hinter uns erblicken wir über die grüne Ebne hinweg das blaue galiläische Meer.

Safed.

Wilde Gegend. — Beth-Arbeel. — Das Volksheimweh. — Fortsetzung der Räuberei. — Bereitung eines Nachtlagers. — Lage von Safed. — Das Kastel. — Besuch bei mehreren Juden. — Schicksale Safeds. — Abendliche Ruhestörungen. — Nächtlicher Ueberfall. — Allgemeiner Unwille.

Die Gegend beginnt nun eine recht zerrissene und zerklüftete zu werden. Berge und tiefe, jähe Thäler wechseln vor unserem Auge. In diesem Wechsel geht es aufwärts zu den Höhen von Safed. Wir wandern aufwärts zu dem östlichen Hochgebirge Galiläa's, das sich von Süden gegen Norden erstreckt und auf seinem südlichen Gipfel die Stadt Safed trägt. Es ist ein Weg von 3 Stunden; wir hielten uns lange auf und brauchten mehr.

Wir haben gleich links an unserem Wege ein schauerliches Felsenthal. In den beiden Felsenwänden finden sich viele Höhlungen. Es ist da wohl das alte Beth-Arbeel, das Haus der Lauer, das heutige Irbid. Die Höhlungen waren einst Räuberhöhlen. Von diesen Schlupfwinkeln aus trieben Räuber ihr Handwerk, bis Herodes sie durch seine Soldaten, die sich in großen Kasten vom Gipfel herunter an diese Höhlen herniederließen, vertilgte. Die Felsenwohnungen wurden später im jüdischen Kriege sowohl als in den Kreuzzügen zu Festungen wider die Feinde benutzt. Es geht nun auf und ab, über Berge und durch Thäler, vor unfruchtbarem Gestein und Saatfeldern vorüber. Mehrmals sieht man aus der Ferne das tiefe Meer. Wir kommen nach geraumer Zeit in ein Thal, darin am Fuß eines hohen jähen sich weit fortziehenden Felsens eine schöne Quelle fließt. Es stehen jenseits der Quelle Olivenbäume, und unter einem derselben nehmen wir Platz, uns auszuruhen. Mehrere Juden, die auf der Wanderung sind, ruhen neben uns. Der Schatten des Baumes schützt uns gegen die warmen Sonnenstrahlen. Wir rauchen unsern Tschibuck unter dem Oelbaum und blicken auf die röthliche Felsenwand vor uns, die sich hoch hinauf erhebt. Unsre Pferde weiden am Wege.

Wir treffen im Fortgang unsres Weges auf mehrere Juden, die nach Tiberias pilgern. Manche unter ihnen verstanden deutsch und sprachen es. Es ist ein alter greiser Sohn Israels darunter, mit dem wir sprechen. Er ist in großer Leibesnoth. Aus dem fernen Polen hergewandert muß er das Elend der Armuth schwer empfinden. Aber nach seinen Worten ist er wohlgemuth. Seine

ne sollen im Lande der Väter, in der Heimath ruhen. Die
t, denen man in Palästina begegnet, sind sonst sehr ver-
:n. Aber in diesem Manne zieht mich etwas an, was sich
len von denen finden mag, die aus der Ferne nach Palä-
ziehen, um dort zu sterben. Es ist der Zug des Heimwehs.
.ebt in diesem Volke. Aus dem Lande der Väter hinweg-
sen und durch die ganze Welt zerstreut, heimathslos allüberall,
sie diesen Zug noch bewahrt, und er lebt, wie sehr er auch
zutreten scheint, in dem verkommensten europäischen Juden.
s Heimweh, nicht das Heimweh des Einzelnen im Volke,
n das Volksheimweh, das in dem Einzelnen lebt, ist zwar
en in der Geschichte sehr zurückgetreten; aber es tritt immer
lebendig hervor. Es ist, wie die Strafe, so die Hoffnung
s. Dieses Heimweh wird das Volk nicht los, es habe denn
rren Kniee vor dem gebeugt, den die Väter gekreuzigt, und
ie Ehre gegeben, über den man einst die Schmach gebracht.
ewige Jude kömmt nicht eher zur Ruhe, als bis er den
rrigen Nacken in das sanfte Joch Christi gebeugt hat.
Es geht aufwärts. Aber noch sind wir keine halbe Stunde
n, da will unser Führer, der bisher zu unsrer Freude ziem-
achgiebig gewesen ist, daß wir wieder lagern sollen, wie am
en Abend. Er will wieder auf Raub ausgehen, nämlich
für seine Pferde zusammen rauben. Wir wollen nicht lagern
>arten, sondern reiten weiter. Der Führer mag sagen, was
l, und thun, was er will; er kann nachkommen. Wir reiten
vorwärts. Der Weg führt über Berge hinüber. Endlich
en wir die letzte Höhe. Oben liegt Safed, eine Stadt hoch
:m Berge. Wir reiten mehreren einzelnen Wohnungen vor-
zwischen Oelbäumen hindurch, in den Haupttheil der Stadt
. Wir kommen durch die Bazars hindurch, wo die Ein-
r umhersitzen und wandern. Die Gegend der Juden thut
r uns auf. Wir fragen hier nach einer Nachtherberge. Ein
erbietet sich, uns zu beherbergen. Wir besehen sein Zimmer;
nicht schlecht; aber wenn nur keine Wanzen da wären,
: Hebron. Der Jude versichert, nein, grade wie sein Lands-
im Süden; aber wer kann es wissen; verlaß sich einer auf
ches Nein. Da im Augenblick des Unterhandelns erscheint
moslemitischer Führer auf dem Schauplatz, und siehe, die
nimmt bald eine andere Wendung. Er bedeutet uns, daß
cht gut wohnen sei; wir sollten mit ihm kommen; er wisse
Wohnung; da solle es uns gefallen; da sollten wir wunder-
g logiren. Da wären keine Wanzen, und der Mann, der

uns beherbergen solle, wäre ein Nuzrani, ein Christ. Wir sind so thöricht, seiner Führung zu folgen. Es geht wieder rückwärts durch die Bazars hindurch, ziemlich hinaus, wo einige Häuser zusammenstehen. Da ist das Haus, wo wir bleiben sollen. Wir steigen ab und gehen über einen kleinen ummauerten Hof. Das Haus hat zwei Gemächer. Wir sehen in das eine hinein. Es ist aber so unsauber und unreinlich darin, daß wir entschieden sind: hier können wir unmöglich bleiben. Wir sehen in das andre hinein. Ein großer Raum. Die Thür ist zerbrochen. Die Wände sind so roh. Ein Dutzend Hühner läuft umher und ein halb Dutzend Kinder. Wir werfen prüfende Blicke hinein. Ja, besonders ist es hier auch nicht; aber die Aussicht, noch weiter in Safed herumsuchen zu müssen, thut etwas. Siehe, wir halten für möglich, daß dieser Raum gereinigt und mit einiger Mühe zu einem erträglichen Nachtquartier bereitet werden kann. Darum treten wir ein, legen Hand ans Werk, jagen die zweibeinigen Thiere hinaus, und entledigen uns auf sanftere Weise der jungen Zukunft dieses Hauses. Dann wirken wir selber mit zur Reinigung und am Ende ist das Nachtlager von Safed bereitet. Der Führer freut sich seines Rathes und unsrer Geduld. Er naht sich uns freundlich, spricht von Geld, das er haben will; wir meinen für sich selber auf Abschlag. Ich gebe ihm einen spanischen Thaler.

Wir gehen jetzt, uns in Safed umzusehen. Unser Weg führt uns zum Kastel von Safed. Es liegt auf einem Berge, ist aber ganz in Ruinen. Der Weg hinauf ist sehr steil und mühsam. Wir kommen außer Athem oben an und betreten die Burgruinen. Ein Paar Kanonen liegen dazwischen, die vielleicht schon manches Jahr dagelegen haben; kein Mensch nimmt sich ihrer an. Wir klettern auf die Höhe der Ruine. Welch eine umfassende Aussicht ist es, die sich dort aufthut. Der Blick auf unsern Weg, den wir gemacht haben, ist reizend. Da liegen die Felsen und Thäler alle ganz klar, über die wir gekommen sind. Da liegt im Hintergrunde das galiläische Meer, einem großen Theile nach sichtbar, ein Silberbecken, von der dunkleren Umgebung geschieden. Rechts davon blickt der Thabor zu uns herüber, der wunderbare Berg, kenntlich unter allen. Wir sehen auf die Stadt zu unseren Füßen. Sie liegt sehr schön da am Abhang und auf mehreren kleinen Hügeln, von schönen Olivenbäumen umgeben. Eine Häuserreihe liegt über der andern. Wir wandern noch eine Weile unter den Ruinen umher. Es muß einst, da das Kastel noch wohl erhalten war, ein hübsches Fort gewesen sein. Wir gehen zur Stadt hernieder. Mühsam ging's hinauf; mühsam geht's hernieder.

Wir gehen fort; aber wir müssen uns zur Seite abwenden. Denn wir sind oben auf dem platten Dach eines Hauses. So geht's hier zu in Safed; man geht oft über Dächer, um zu den höher gelegenen Häusern zu kommen. Die Häuser lehnen sich da oft ganz an den Bergabhang. Wir wandern umher durch die Bazars, gehn darauf in die jüdischen Quartiere hinein. Wir kaufen dort in einem jüdischen Bäckerladen Brot. Die Besitzerin versteht kein Deutsch; aber ein kleiner Judenknabe spricht deutsch und hilft uns beim Handel. Das Brot ist sehr schön. Wir gehen in einen jüdischen Weinladen. Dort lassen wir uns Wein geben und mischen ihn mit Wasser. Der Wein schmeckt gut. Wir setzen uns auf eine Bank am Tisch und essen von unserm Brot zum Wein. Umher stehen Juden und Jüdinnen. Wir gehen von dannen, kaufen aufs Neue Brot an der alten Stelle. Die Verkäuferin freut sich, so viel Brot heute los zu werden, und wird von andern ihrer Nation beneidet. Wir gehen zu einem Geldwechsler, auch einem Juden. Ich habe kein kleines Geld mehr und wechsle einen Napoleon. Der Mann spricht fertig Deutsch, ist sehr mittheilsam und gefällig. Er hat nebenbei einen kleinen Laden, wo wir Kleinigkeiten kaufen. Es ist wirklich etwas recht Angenehmes, einmal wieder ordentlich deutsch mit den Leuten des Landes sprechen zu können. Das machen die Juden. Sie bilden hier Haupteinwohnerschaft. Es leben über 2000 Juden in Safed; zwei Drittel davon sind Aschkenazim. Sie sind besonders seit dem Ende des 15. Jahrhunderts hierher eingewandert. Safed ist ihnen eine der vier heiligen Städte Palästina's. Hier soll ihr Messias, nachdem er aus den Fluthen des galiläischen Meeres aufgestiegen ist, 40 Jahr regieren. Dann soll er von hier nach Jerusalem ziehn. Die Juden haben einstens in Safed eine berühmte Gelehrtenschule gehabt und gefeierte Gelehrte haben hier gewohnt. Ihre Gräber sollen in einem etwas entfernten Dorfe sich befinden und die Juden wallfahren zuweilen dahin. Vor einigen Jahrhunderten waren hier 17 Synagogen. Aber die großen Zerstörungen, die Erdbeben und Menschenhand hier angerichtet haben, haben auch die Blüthe des Judenthums in Safed zerstört. Vor hundert Jahren vernichtete ein Erdbeben die Stadt, und 12 der jüdischen Synagogen wurden zerstört. Im Jahre 1834 litt die Stadt, und in ihr besonders das Judenthum durch die entsetzliche Plünderung von Seiten der gegen Ibrahim Pascha aufgestandenen Araber. Und kaum waren 3 Jahre seitdem vergangen, so wüthete ein Erdbeben abermals gegen den unglücklichen Ort. Allein 1500 Juden wurden unter ihren Häusern begraben. Und doch sind jetzt

wieder über 2000 Juden hier und sie haben noch mehrere
gogen. Sie leben zum Theil von Kleinhandel und Han
die meisten werden durch Almosen aus Europa unterstützt
sind in Safed übrigens geistig eben so geartet, wie sonst i
ligen Lande, eben so halsstarrig an ihrem Judenthum fest
und dem Christenthum abgeneigt. Außer Juden wohnen in
gegen 2000 Türken und einige hundert griechische Christen

Im Dämmern des Abends kehren wir zu unsrer H
zurück, sind müde und sehnen uns nach Ruhe. Unser Gem
von unserm Führer, dem Hausbesitzer und einigen seiner
eingenommen. Es werden rohe Strohteppiche für uns
geschafft. Darauf lassen wir uns nieder. Es ist schon z
dunkel drinnen. In einem Ofen zur Seite ist Feuer ange
Ab und zu läuft die Frau des Hauses. Die Kinder gehe
lich hinaus. Nun wird uns bald Ruhe werden. Aber die F
kömmt mit zubereitetem Teige, und es beginnt auf dem O
Backen in der Weise, die wir schon kennen. Eine dunkle,
sehr dunkle Lampe glimmt neben dem Ofen. Es werden
kuchen für diesen Abend und für Morgen gebacken. Die F
ist sehr fertig darinnen. Es ist freilich nicht gerade sehr app
die Bereitung der Kuchen anzusehen; aber sie ist sehr ferti
innen. Es dauert nicht lange, so ist ein ziemlicher Be
Brotkuchen fertig. Natürlich wird sie nun bald aufhören
Hinsicht und Hoffnung darauf sehe ich mit einer gewissen G
lichkeit von meinem Strohteppich, darauf ich orientalisch
ihrem Treiben zu. Die Kinder sind wieder gekommen und
sich um die Mutter her gelagert. Freund Eberwald und
lustigen uns an den Kindern. Der Doctor ist sehr verstim
den Hintergrund getreten. Endlich ist das Backen am End
man geht hinaus. Wir strecken uns hin. Jetzt wird eine v
liche Ruhe die müden Glieder stärken. Aber ach! man
schon wieder. Man kömmt uns nahe. Es wird eine Pla
uns hingestellt. Reis ist darauf gesetzt in irdenen Schüsseln
neben liegen Brotkuchen. Was soll das? Das soll von den
ken gegessen werden. Das hat man für uns bereitet, und zw
unserm Gelde. Der Führer hatte vor unserm Weggang
Stadt zu besehen, um Geld gebeten; ich hatte ihm in der
nung, es solle ihm auf Abschlag gegeben werden, einen spa
Thaler gegeben. Er hatte aber Lebensmittel dafür einge
Die stehen nun vor uns. Die ganze Bäckerei und die
Küchenbeschäftigung ist von unserem Gelde abgehalten, u
Erfolg, der in Brot und Reis verwandelte spanische Thaler

vor uns, und sehnt sich, von fränkischen Lippen genossen zu werden. Aber wir sind satt, wollen nicht essen. Darum setzen sich unser Führer, der Wirth und seine Kinderschaar an unsre Stelle, und zehren von unserem Mißverständniß. Es dauert lange; endlich ist man satt. Mit vieler Geduld sehen wir von unserm Strohteppich auf die Gruppe, wie sie das Wohlbehagen eines vollständig gesättigten Leibes empfindet und äußert. Nun wird's hinausgetragen; die ganze Bevölkerung geht hinaus. Wir legen uns nieder. Der Wirth und der Führer kommen bald wieder und legen sich im Hintergrunde auf den Boden. Die Stunde der Ruhe ist gekommen. Nein, sie ist nicht gekommen, und sie kömmt auch nicht mehr. Denn zwar die menschlichen Bewohner unsres Hauses stören uns nicht mehr; die liegen zu schlafen. Aber andre Bewohner haben sich aufgemacht, unsre Ruhe zu stören. Und die stören sie gründlicher und schmerzlicher denn jene andern. Wie eine Wasserwoge so kömmt es von ihnen heran und über uns. Als wäre ihre Zahl Millionen, so wogt es hin über unsern müden Leib; mit einer Blutgier, als ob das Frankenblut viel besser wäre, denn orientalisches Blut, und als ob es gälte, die Nacht zu benutzen, so viel möglich uns davon zu entziehen, fiel es über uns her. Ueberall setzen diese Dämonen ihre blutdürstigen Lippen an unseren Leib. Wie Mord und Brand tobt es dahin über den Boden unsres Körpers. Kein Saracene hat sich wohl jemals mit solcher Wuth über die Franken gestürzt, wie diese kleinen Orientalen über uns arme Pilgersleute aus dem Abendland. Der Ueberfall ist nicht auszuhalten. Wir stehen auf. Der Doctor flieht, wirft sich mit seiner Decke auf den Hof hinaus. Ich scheue anfangs die kalte Luft und wandre im Gemach umher. Die beiden Orientalen im Hintergrunde schlafen in aller Ruhe. Der Müller wälzt sich auf seinem Lager. Ich lege mich wieder, nahe bei der Thüre. Es gilt, doch einige Minuten Schlaf zu erhaschen. Aber nein, es hilft nicht, vor diesem Feinde hat man keine Ruhe. Wieder wandre ich umher. Wie viel ist's an der Zeit? Es ist noch nicht einmal Mitternacht. Wie wird die Nacht so lange werden! Endlich lege ich mich auch hinaus auf den Hof, hülle mich fest in meinen Mantel und ruhe auf den Steinen. Aber die Feinde sind mitgegangen, und die Nacht ist so kalt auf Safeds hoher Ebne. Auf dem Hofe stehen die Pferde; die wandern auch zuweilen umher und kommen den menschlichen Leibern mit ihrem Munde oft ziemlich nahe. Ich gehe wieder hinein, und so geht es fort, eine lange, schauerliche Nacht hindurch; bald drinnen, bald draußen, bald liegend, bald wandernd.

Kein Augenblick Schlaf kömmt in meine Augen. Wenn's doch nur erst Morgen wär', daß man fliehen könnte von diesem Boden, fliehen aus der Nähe dieser Feinde. Man sagt in Galiläa: in Tiberias sei die Hofhaltung des Königs der Flöhe. Es mag wahr sein; wir haben dort viele seines Volkes kennen gelernt. es mag wahr sein; aber von Alters her haben die orientalischen Fürsten sich nicht mit einer Residenz begnügt, sondern deren mehrere gehabt, die sie von Zeit zu Zeit bewohnten. Und nach unsern Erfahrungen war er in jener Nacht vom 6. auf den 7. Mai in seinem Schloß zu Safed mit seinem Hofstaat gegenwärtig, und wir waren wohl gerade mitten in seine Hofburg hineingerathen. Es war uns ergangen, wie dem alten Rittersmann, der auch ein Königsschloß für ein Wirthshaus ansah. Endlich nach langer Qual fängt die Nacht an, zu erbleichen. Morgendämmerung erhellt die Berge. Wir sind alle auf. Die Pferde müssen vor. Wir geben dem Wirth einige Piaster für die schlaflose Nacht. Er ist nicht zufrieden, will mehr haben. Wir sind nicht zufrieden, daß er zu unsrer großen nächtlichen Qual in seinem Hause noch Geld verlangt. Unser Führer ist nicht zufrieden, daß wir seinem Freunde nicht viel Geld geben. In so allgemeinem Unwillen steigen wir auf und reiten hinweg. Der Führer muß uns folgen. Der Mann von Safed folgt uns auch eine Weile, lärmend und schreiend. Wir setzen die Pferde in schärfere Bewegung. Der Müller marschirt mit schnelleren Schritten. So geht's hinweg von Safed. Morgendämmerung liegt auf Berg und Thal.

Getäuschte Hoffnungen.

Ernste Gedanken eines Moslem. — Ein Oleanderblüthenthal. — Verlorner und wiedergefundner Reisegenosse. — Anfang moslemitischer Ränke. — Fortsetzung derselben. — Höhenpunkt. — Ein treuer Wegweiser. — Kefr Kenna mit seinen Sagen. — Vollständige Niederlage. — Ankunft in Nazareth. — Ende der Geschichte von dem Moslem.

Es werden viele Hoffnungen in der Welt zu nichte, und mancher, der sie in seiner Seele bewegt hat, behält von ihnen nichts nach als eine Wunde im Herzen. Es ward am 7. Mai 1858 auch eine schöne Hoffnung eines Moslem zertrümmert, obwohl der Hoffende alles dafür that, ihre Erfüllung zu erreichen. Und die Wunde, die nachgeblieben ist, mag ziemlich tief gewesen sein.

Unser Führer scheint heute morgen sehr nachdenklich zu sein. Welche ernste und wichtige Gedanken wohl durch sein muhamedanisches Gehirn gehen? Es sollte sich bald zeigen. Wir reiten den Weg von Safed hernieder, den wir gestern gekommen sind. Fern liegt in der Tiefe das galiläische Meer. Daneben blickt der Thabor fragend zu uns herüber, wie es uns geht. Schlecht geschlafen, lieber Freund! Unten an der Höhe biegen wir rechts von unserm früheren Wege ab. Wir kommen nach geraumer Weile in ein liebliches Thal, dahindurch ein Bach fließt. Der Bach ist mit hohen Oleanderbüschen besetzt, die mit Tausenden von rothweißen Blüthen prangen. Wie eine lange Blüthenallee ziehn sich die Büsche den Bach entlang. Ein herrlicher Anblick, wie ich ihn so schön noch nicht gehabt habe. Dies Oleanderblüthenthal taucht zuweilen unwillkürlich aus dem Meer der Erinnerung herauf, und breitet einen Duft des Wohlbehagens über die Seele aus. Mein Sattelzeug ist hier in Unordnung. Der Führer muß es in Ordnung bringen. Der Doctor reitet voran auf dem großen Wege linker Hand. Ihm folgt Eberwald. Endlich ist der Führer mit meinem Pferde fertig und es geht wieder vorwärts. Aber er folgt nicht den Andern; er reitet rechts. Ich rufe den Andern aus der Ferne zu und reite dem Führer nach. Es geht durch eine kleine Schlucht eine Höhe hinauf. Ich bin allein mit dem Moslem. Der Mann reitet mit dem Gewehr auf dem Rücken nachdenkend, und zuweilen wie vor sich auflachend voran. Es ist ein Fels zur Linken am Wege. Da kömmt in vollem Lauf Freund Eberwald herumgelaufen, blickt mit Sorge umher, siehet uns kommen, und gehet nun wieder vorwärts. Wir beiden halten jetzt zusammen. Aber der Doctor ist verloren. Wir rufen; es kömmt keine Antwort; nirgends ist er zu sehen. Wir senden unsern Moslem aus, ihn aufzusuchen, folgen ihm aber in einiger Entfernung nach. Endlich erscheint der Verlorne weit hinter uns. Wir sind alle wieder zusammen, und beschließen, zusammen zu bleiben. Denn der Moslem ist uns heute sehr nachdenklich und eigen; er bewegt etwas in seinem Sinne. Wir kommen an einem Gerstenfelde im Thale längs. Es ist eine Quelle oben; daran ist eine Art Laube. Wir steigen ab und ruhen etwas aus. Der Moslem setzt sich zu uns und beginnt seine Rede, daß wir heute unmöglich nach Nazareth kommen können, sondern unterwegs irgendwo bleiben müßten. „Bukra en Nasirah" (morgen Nazareth) spricht er wiederholt. Wir antworten: „la, la, eljaum en Nasirah" (nein, nein, heute Nazareth). „El jaum?" „Naam, naam" (ja, ja). „Jallah" (vorwärts). Damit steigen wir auf und reiten

langsam weiter. Es geht nach einiger Zeit eine Höhe hinab in ein tiefes Thal, darin unten am Wege ein Brunnen ist. Ehe wir hinunter kommen, ist rechts ein Dorf, schlecht und erbärmlich, wie alle andern. Wunderbar! Unser Führer reitet von der Straße ab einen Nebenweg dem Dorfe zu. Nun, vielleicht ist das der Weg nach Nazareth. Wir folgen. Er reitet auf den Hofraum eines Mannes, und steigt ab. Wir fragen, was das sein soll. Er will hier bleiben, Nazareth läßt sich heute nicht erreichen; bukra en Nasirah. Wir wenden, ohne ein Wort zu verlieren, unsere Pferde und reiten wieder dem Hauptwege zu. Er muß uns folgen. Er folgt, und mit ihm kommen mehrere Araber, lärmend und schreiend. Wir reiten nach der Quelle unten. Wo geht aber von da der Weg? Geht er links das Thal entlang oder rechts die Höhe hinauf? Die Höhe hinauf weist unser Moslem, weisen die Araber. Wir folgen. Es geht ziemlich steil bergauf. Ein mühsamer Weg. Viel Schweiß wird vergossen. Es ist jetzt bereits Nachmittag geworden. Der Führer bleibt oben etwas zurück, hat an seinem Pferde zu thun. Es begegnet uns ein Araber. Wir fragen nach dem Wege, ob dieser nach Nazareth führe. Der Mann sagt nein; der Weg führt nach einer ganz andern Richtung; wir hätten unten im Thale links reiten sollen. Wer natürlich böse wird, das sind wir. Wir halten, so gut wir es können, dem Führer sein Thun vor; wir bedeuten ihm, er könne jetzt reiten, wohin er Lust habe; wir würden jetzt unsere Straße allein finden; wir wollten diesen Mann als Führer nach Nazareth annehmen. Er wird nun nachgiebiger, legt Hände und Füße zusammen, daß wir keinen Führer nach Nazareth annehmen; so viel wir verstehen, fürchtet er, daß so sein Ruf als Führer leiden werde, und das Geschäft scheint ein Hauptgeschäft des Mannes zu sein. Aber wie sollen wir ihm trauen, der uns mit Absicht auf falsche Bahnen geleitet, und mit unsrer nutzlosen Anstrengung und unserm nutzlos vergossenen Schweiße den Berg hinauf kein Mitleid gehabt hat. Wir nehmen den fremden Mann nicht an; aber nicht um unsers Führers willen, sondern weil jener keine Lust bezeigt, mit uns zu gehn. Wir lassen uns von ihm denn wenigstens den Weg in seinem Anfang zeigen und reiten fort, ohne weiter ein Wort an unsern Führer zu verschwenden. Langsam reitet er uns nach. Es geht das Thal entlang; es geht eine Höhe hinauf über Steine hinüber und durch Gebüsch hindurch. Wir reiten immer gegen Süden. Die Gegend links in der Ferne wird uns bekannter; es muß dort ungefähr das galiläische Meer sein. Der Moslem reitet langsam nach.

Wir kommen die Höhe hinunter in ein Thal. Rechts vom Wege liegt eine große, mit Wasser theilweis bedeckte Ebne, die sich weit gegen Südwesten erstreckt. Ein hoher Berg vor uns wird erstiegen. Oben sehen wir den Thabor in der Ferne vor uns liegen. Fröhlicher Anblick! Wir wissen, daß wir auf rechtem Wege sind. Wir wissen nun, wo Nazareth liegt, und wohin wir uns wenden sollen. Wir reiten fröhlichen Muthes in die Ebne hinein, die sich unten ausbreitet. Der Thabor ist unser sicherer Wegweiser und unser treuer Führer. Der untreue Führer sucht sich wieder an uns zu machen, reitet wieder voran. Es wird keine Rücksicht weiter auf ihn genommen. Wir reiten in der fruchtbaren Ebne fort. Rechts liegt ein Ort Turan. Schöne Pflanzungen von Bäumen dehnen sich dort aus. Die Gegend kömmt mir so bekannt vor; ich weiß nicht, warum; ich bin hier doch nie gewesen, und es ist mir, als ob ich sie schon einmal gesehen habe. Vor uns dehnt sich im Süden ein Höhenzug aus, der die Ebne dort begrenzt, und vom Thabor in der Ferne überragt wird. An diesem Höhenzuge liegt links vom Wege ein Dorf; es ist Kefr Kenna. Unser Führer ist ziemlich weit voran. Wir reiten von dem Wege ab, den er geritten ist, und dem Dorfe zu. Der Führer ruft und ruft; aber wir hören nicht. Das Dorf Kefr Kenna ist ein elendes Dorf in der Art, wie sie meist in Palästina sind. Es wird von der Mönchssage zu dem Kana gemacht, wo unser Herr einst auf der Hochzeit Wasser in Wein gewandelt hat. Es ist dies Kana aber nicht; der Ort liegt 3 Stunden weit von hier gegen Nordwesten und heißt noch heute Kana el Dschelil, Kana in Galiläa. Dessenungeachtet haben die Mönche seit dem 16. Jahrhundert Kefr Kenna dafür ausgegeben. Es liegt so bequem am Wege für die Reisenden von Nazareth nach Tiberias. Die Mönchssage bezeichnet Steintrümmer dort als das Haus der Hochzeit, und Steinkrüge aus Kalkstein als die Reste. Wir reiten durch das Dorf. Hinter ihm ist eine Quelle. Daneben sind Gärten mit Kaktushecken. Mehrere Frauen sind am Brunnen beschäftigt. Wir tränken unsre Pferde und reiten weiter. Unser Führer hat am Wege auf uns gewartet. Er ist jetzt klein und mürbe geworden, und wird es immer mehr, je näher wir Nazareth kommen. Hohe, mächtige Berge, steil und jäh, wie wir sie je gehabt, werden noch überstiegen. Es dauert lange, bis Nazareth kömmt. Die Sonne ist schon bedeutend gesunken; der Abend naht. Endlich sehen wir Nazareth vor uns in seinem Thal. Mit der größten Freude begrüßen wir das liebe Nazareth. Wie eine Heimath winkt es uns, Ruhe und Erquickung verheißend. Wir

sind jetzt einen ganzen langen Tag vom frühen Morgen im Sattel und haben dabei mit unserm Führer zu kämpfen gehabt. Wir reiten zum Hause Zeller's und steigen hinauf. Der Moslem mit uns. Aber Herr Zeller ist nicht zu Hause. Darum kann über die Bezahlung des Moslem nichts abgemacht werden. Er muß wieder kommen. Ich gehe zu den lieben Müllers und werde mit Freude aufgenommen. Alle Mühe und Beschwerde wird vergessen. Ich nehme wieder ordentliche Speise zu mir, und schlafe in einem ordentlichen Bette wieder. Ich danke meinem Gott, der mir in Nazareth solch eine Erquickungsstätte bereitet hat.

Wie ward es aber mit dem moslemitischen Führer? Nun, dem ward's nicht so wohl. Er war am andern Morgen vor Zeller erschienen. Der hatte ihm allen seinen Trug und alle seine Ränke vorgehalten, vom ersten Tage an, da er wider die Verabredung nicht auf dem Thabor hatte bleiben wollen, und ihm gesagt, daß er kein Geld haben solle; er verdiene es nicht. Damit hatte er dort weichen müssen. Darauf, wie ich bei den guten Müllers zu Tische sitze, kömmt er zu uns und redet mit Herrn Müller. Der sagt mir, daß der Führer gekommen sei, um Verzeihung zu bitten. Es wird Manches auf Mißverständniß geschoben; aber über Manches kann er sich nicht rechtfertigen. Ich sage ihm denn, daß wir sehen wollen, was sich thun läßt. Er bittet dringend darum und will auch nur für 3 Tage Bezahlung haben. Wir werden uns denn auch darüber einig und er bekömmt sein Geld; aber erst am Abend vor unsrer Abreise von Nazareth. Sein Anerbieten, uns nach dem Karmel zu führen, wird abgeschlagen. Das ist die Geschichte von dem zuerst so hochmüthigen und eigenwilligen, zuletzt aber vollständig klein gewordnen Muselmann von Nazareth. Und nun weg mit ihm! Ich will mir durch diese Gestalt mein liebliches Nazareth nicht ferner verdunkeln lassen.

Wiederum Nazareth.

Aussicht von Neby Ismael. — Das lateinische Kloster in Nazareth. — Das Haus der Maria. — Das Haus Josephs. — Der Stein. — Die griechische Kirche. — Erinnerungen Nazareths. — Die Evangelischen daselbst. — Eine freundliche Herberge.

Wiederum Nazareth! Und diesmal ist es länger, daß wir hier verweilen. Es sind zwei ganze Tage, der Sonnabend und der Sonntag, daß wir auf diesem heiligen Boden Rast halten. Wir wollen die Sehenswürdigkeiten Nazareths genauer in Muße

uns ansehen und im Umgang mit unsern Freunden hier uns von den überstandenen Beschwerden erholen.

Der Leser folgt mir zuerst auf die Höhe des westlichen Berges, der sich über die Höhen der andern Seiten erhebt. Oben auf dem Berge steht ein schlechtes muhamedanisches Wely, Neby Ismail genannt. Von hier aus ist die Aussicht wunderschön. Man sieht dort gegen Norden die schöne Ebne el Buttauf und das galiläische Kana darinnen. Weiter rechts ragt das Hochgebirge von Safed hervor, und darüber weit hinaus der schneebedeckte Riese Hermon. Gegen Osten sieht man auf die Berge von Gaulanitis; im Vordergrunde steht der schöne runde Thabor. Gegen Südwesten breitet sich die herrliche Ebne Jesreel aus; an ihr beginnt die lange Mauer des Karmel. Im Westen erscheint ein Streifen des mittelländischen Meeres. Es ist eine außerordentlich umfassende Aussicht. Wir waren in der Zeit unsres Aufenthalts in Nazareth mehrmals oben.

Wir gehen von dieser westlichen Höhe hinunter. Vor uns liegt das freundliche Nazareth zu unsern Füßen. Das Thal unten breitet sich von Nordosten nach Südwesten aus; vom Abhang des westlichen Berges streckt sich die Stadt in dies Thal hernieder. Das lateinische Kloster bildet den östlichen Punkt, bis wohin die Stadt sich ins Thal hineinzieht. An dem westlichen Berge finden sich mehrere steile Felsenwände; eine von ihnen wird diejenige gewesen sein, davon die Nazarethaner einst den Herrn hinabstürzen wollten. Wir gehen durch die Stadt mit ihren Häusern aus Stein und mit freien Terrassen versehen zu dem lateinischen Kloster mit seinen festen, hohen, festungsartigen Mauern, mit seinen freien Plätzen und stattlichen Baulichkeiten, mit seinem neuen nahegelegenen Hospiz. Durch ein großes Thor treten wir in den innern freien Platz, wo an beiden Seiten sich Gräber befinden und frühere Bewohner des Klosters den Todesschlaf schlafen. Wir kommen von dort in den gepflasterten Klosterhof und warten auf den Mönch, der uns in die Klosterkirche führt. Er kommt und führt uns hinein. Die Kirche ist nicht eben groß und hell, aber schön gebaut und reich verziert. Vier mächtige Säulen tragen die Decke und theilen die Kirche in einen Hauptraum mit zwei Nebenräumen. Die Wände sind mit sehr schönen Wandtapeten überkleidet. Im Hintergrunde steht auf dem erhöhten Fußboden der Hochaltar von Marmor. In dem Gemach dahinter ist ein schönes Gemälde, das die Verkündigung Mariä darstellt. Auf einer Zahl von Stufen steigt man unter dem Altar in die Grotte der Verkündigung hinunter. Da steht ein Altar von Mar-

mor. Daneben ist ein Säulenrest, der die Stelle bezeichnen soll, wo Maria war, als der Engel ihr verkündigte, sie solle den Heiland gebären. Eine andere Säule soll die Stätte des Engels bezeichnen. Der Franciskaner zeigt uns oben etwas natürlichen Felsen; sonst deckt Marmor den Fels. Neben dieser Grottenkapelle sind noch einige andre Grotten. Lampen erleuchten diese unterirdischen Räume. Diese Stelle soll es sein, darüber einst das Haus der Maria gestanden hat. So erzählt die Mönchssage. Und sie gehet weiter; sie erzählt auch, wo es geblieben ist. Es ist nicht von der Erde verschwunden, es steht jetzt in Loretto in Italien. Wie ist es dahin gekommen? Das weiß keiner besser, als die Mönchssage. Die heilige Helena hat das Haus in Nazareth wieder aufgefunden; es blieb stehen und es ward eine Kirche darüber gebaut. Da kam das Jahr 1291, und mit ihm die gänzliche Vertreibung der Kreuzfahrer aus Palästina. Das Marienhaus blieb zurück; die Kreuzfahrer konnten es nicht retten. Da kamen Engel vom Himmel, hoben es auf und trugen es durch die Luft nach Dalmatien. Nach einigen Jahren nahmen sie es da wieder auf, trugen es über das adriatische Meer nach Italien und setzten es endlich in Loretto nieder. Da steht es denn noch heute, reich verziert, und eine unzählige Zahl Katholiken wandert jährlich zu diesem Hause. Solche Dinge erzählt die katholische Mönchssage von dem Hause der Maria und denkt gar nicht daran, daß nach den kirchlichen Schriftstellern der Jahrhunderte vor jenem Jahre gar kein Haus der Maria mehr in Nazareth vorhanden war, sondern bloß eine Kirche an der angeblichen Stelle desselben stand. Freilich kümmert sich die katholische Sage nicht darum, wie etwas weggetragen werden kann, was gar nicht da ist. Es war der katholischen Verehrung der Jungfrau Maria sehr wichtig, ihr Haus in Italien zu haben; darum wurde die Sage abgesandt, es aus Palästina zu holen.

Der Bruder Franciskaner geht weiter mit uns aus dem Kloster heraus und führt uns zu dem Hause des Zimmermanns Joseph. Wir treten durch eine Thür, die er aufschließt, in eine kleine schmucklose Kapelle. Es steht ein Altar darin. Der Führer zeigt uns das Gemälde dort. Es stellt Joseph und Maria und den Herrn als Kind dar. Wir wundern uns, daß das Gebäude so alt sein soll. Nein, das ist es auch nicht, soll es auch nicht sein. Nur ein Theil der Wand soll antik, ein Rest von dem alten ächten Hause sein. Und weiter gehen wir durch Nazareth, ziemlich weit bis zum Abhang des nordwestlichen Berges. Wir treten da in einen ummauerten Hof, der klein und freundlich ist. Drin-

nen steht eine kleine Kapelle und in derselben liegt ein dicker, fast viereckiger Stein. Was hat die Mönchssage daraus gemacht? Sie hat daraus einen Stein gemacht, an dem der Herr vor und nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern gegessen haben soll. Der Papst hat diesen Stein als den ächten beglaubigt und einen Ablaß von 7 Jahren allen gläubigen katholischen Besuchern verheißen. Solche Beglaubigung, die abschriftlich dort vorhanden ist, ist allerdings sehr nothwendig, weil die heiligen Urkunden davon gar nichts wissen.

Das sind die lateinischen Heiligthümer in Nazareth. Wir gehen nun, natürlich ohne unsern lateinischen Führer, zu der griechischen Kirche der Verkündigung, die an einem Ende Nazareths liegt. Ueber einen mit Mauern eingefaßten Hofraum treten wir ein. Es ist an der Kirche nichts Besonderes zu bemerken. Nur findet sich in ihr die Quelle der Jungfrau. Eine Frau ist daneben, zieht Wasser aus der Quelle herauf und giebt uns zu trinken. Diese Quelle wird von den Griechen als die Stelle bezeichnet, wo der Engel zu der Maria trat und sie begrüßte. Das Wasser dieser Quelle fließt von dort zu dem Brunnen der Jungfrau. Die Griechen haben sonst noch in Nazareth eine Kapelle, die sie als die Synagoge bezeichnen, darin der Heiland einst gelehrt hat. Es wird noch Anderes im Orte gezeigt; es ist aber nicht der Mühe werth, davon weiter zu reden.

Nazareth hat seine heiligen Stätten, wie so viele Orte Palästina's sie haben. Auch hier hat die Sage gesponnen und bezeichnet genau die einzelnen Stätten, wo dieses und jenes geschehen ist. Man geht hindurch durch diese Stätten, sieht sie an; aber rechte Andacht bringen sie dem Gemüthe nicht. Diese unterirdische Grotte in der Kirche, dieses Haus, dieser Stein, die uns die Stätten der großen Ereignisse bezeichnen sollen, sind nicht geeignet, das Herz zu erheben. Aber das ganze Thal, dieser Boden, auf dem Nazareth steht, diese Berge umher, die sind's, die stimmen die Seele so feierlich. Wenn ich am Abend auf diesen Höhen stehe, dazwischen Nazareth liegt, ja, da wird das Herz von heiligen Erinnerungen emporgehoben; da gehet ein Hauch der Andacht über das Gemüth. Hier auf diesen Stätten da hat einst vor vielen Jahrhunderten Maria gewohnt, die holdselige, die gebenedeiete unter den Weibern. Hier ist zu ihr der Engel getreten, hat sie mit himmlischem Gruße gegrüßt und ihr den Sohn verheißen, der der rechte König Israels werden sollte. Hier in diesem Thale drunten, da hat das Haus des Joseph gestanden, darinnen das Jesuskind aufgewachsen ist und zugenommen hat an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott

und Menschen. Hier in diesem Thale und auf diesen Bergen, da hat er geweilt und gewandelt, da ist er groß geworden und zum Heiland der Welt herangereift. Wir wissen freilich sehr wenig von den Tagen seiner Kindheit und Jugend. Wie das Thal Nazareths zwischen den Bergen, so liegt das Leben unsers Erlösers in Nazareth dem Auge verborgen da. Nur sein Ausgang nach Jerusalem im 12ten Jahre zeigt uns ihn, wie in ihm das Bewußtsein aufgegangen ist, daß er Gottes Sohn ist. Von da an in sein heimathliches Thal zurückgekehrt lebt er der Welt verborgen, bis die Zeit erfüllet ist, daß er auftritt und der Welt sich als ihren Heiland zeigt. Freilich Nazareth will nicht glauben an ihn; er spricht: ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Aber von dieser dunklen Seite geht die Erinnerung so gern auf die helle Seite Nazareths zurück, in die Kindes= und Jugendtage, die der Herr auf diesem Boden verlebt hat. Es ist ein heiliger Boden; dieses Thal hat ihn getragen, diese Berge ihn geschaut. Es ruht ein Schimmer der Verklärung über den Dörfern Nazareths unter mir. Wie stiller Friede der Kindheit, so blickt es mich an aus diesem Thale. Nazareths Boden geheiligt, und Nazareths Name wie hochgeehrt. Jesus von Nazareth, das ist der Name des Herrn. Ist auch ein Ort auf Erden so geehrt worden, daß sein Name so nahe hinzugetreten ist zu dem höchsten Namen, den es giebt? Und nach den irdischen Tagen des Herrn sind die ersten Christen Nazarener genannt worden, und so heißen sie heute noch bei den Moslem.

Nazareth ist mir während meines Aufenthalts sehr lieb gewo en. Ein Gefühl des Friedens und der Freude überkömmt mich, wenn ich Nazareths gedenke, der weißen Lilie im Thal am Bergesfuß. Sie ist mir lieb geworden um der stillen Erinnerungsfeier, die ich dort gehalten habe. Aber Nazareth ist mir sehr lieb geworden auch um der evangelischen Sonntagsfeier willen, die ich dort mit meinen Freunden unter evangelischen Glaubensbrüdern gehalten habe. Die größte Zahl der Einwohner sind jetzt Christen. Es ist freilich nicht immer so gewesen. Zwar in der Mitte des ersten Jahrtausends nach Christo war das Christenthum auch hier herrschend, und das Judenthum, das hier bis dahin überwiegend war, trat zurück. Doch die Araber unterdrückten das Christenthum in Nazareth sehr. In der Zeit der Kreuzzüge kam es zwar wieder empor; aber nach der gänzlichen Zerstörung der Stadt durch die Muhamedaner wohnten nur Moslem da. In späteren Zeiten haben sich indeß die Christen hier wieder angesiedelt und jetzt bekennt weit über die Hälfte der 4 bis 5000 Einwohner den Gekreuzigten. Es sind griechische und römische Katholiken, Maroniten und Protestan-

Die protestantische Gemeinde ist nächst der in Jerusalem die
e im Lande. Die Zahl ihrer Glieder wechselt freilich; es geht
ab zu; nach der Zahl der Ostercommunikanten richtet sich die
e der Gemeinde. Wie überall, so ist auch hier ein Theil der
er noch sehr wenig fest im evangelischen Christenthum, und
t allerlei äußerliche Rücksichten. Besonders ist es vielmals
offnung auf Geldunterstützung, die die Leute treibt, Prote-
n zu werden. Es gilt hier viel Umsicht und Geduld zu be-
r. Es ist, wie überall, so hier auch ein schweres Werk für
Missionär und die Lehrer. Der Schulbesuch ist ein unregel-
ger und verlangt viel Nachsicht. Herr Müller hat im Som-
ungefähr 30, im Winter 50 Kinder zu unterrichten. Ein ara-
r Lehrer leitet die Elementarschule. Als Missionär arbeitete
in Nazareth der Missionär Klein, der jetzt in Jerusalem
Nun ist Herr Zeller eine Zeitlang schon in Nazareth an-
t und hat dem Protestantismus durch Festigkeit und Energie
ng zu verschaffen gewußt. Wir gehen am Sonntagmorgen
. Mai in den evangelischen Gottesdienst. Er wird in einem
migen Saal gehalten und ist von ungefähr 40 Personen be-
Es ist sehr einfach und schmucklos in diesem Saal. Ara-
Gesänge erschallen. Die englische Liturgie wird gehalten.
hält Herr Zeller eine Predigt. Wir verstehen freilich nicht
aber es ist doch sehr feierlich, an diesem Orte unter evan-
en Glaubensgenossen einen evangelischen Gottesdienst zu hal-
Es ist eine gar angenehme Erinnerung, diese Sonntagsfeier
azareth, die mir den Ort lieb macht.

Nazareth ist mir sehr lieb geworden. Es war mir dort eine
rge aufgethan, darin mir so wohl geworden ist, wie möglich,
en ich so recht geistig und leiblich erquickt und gestärkt wor-
in. „Frau Müller wird Sie recht pflegen", hatte Zeller mir
gesagt, als ich zum ersten Male mich auf den Weg zu ihrem
aufmachte. Ja, sie hat's gethan, sie hat den Wandrer ge-
, wie er es sich nur wünschen konnte. In ihrem Hause und
ihren Händen kam ich von allen Beschwerden und Anstren-
n vollständig wieder zu mir selber. Neben ihr war der ernste,
e Müller mit seiner einfachen Art mir sehr lieb und werth.
guten Leute hatten wohl einige Unruhe von dem Eintreten
Gastes in ihr stilles Haus; aber sie nahmen ihn mit
en auf und pflegten sein mit der freundlichsten Liebe. Und
meinem Scheiden beschenkte Frau Müller den Gast zur
erung an Nazareth mit einigen der getrockneten und auf
r geklebten Blumen, die sie in ähnlicher Weise, wie die

Diakonissen in Jerusalem, sehr kunstvoll und hübsch verfertigt. Mit Freude und Dank weilt mein Auge auf den Räumen, darinnen ich mich so manche Stunde wohl und heimisch gefühlt habe, und auf den beiden Gestalten, die dort mit ihrem rechtschaffenen lebendigen Christenthum weilen und walten.

Am Montag, den 10. Mai, waren wir frühe auf. Es sollte von dannen gehn. Ich verabschiede mich von meinen lieben Wirthen und gehe zu Zeller's Wohnung, um von dort abzureisen. Es dauert etwas, bis die Pferde kommen, die bis zum Karmel angenommen sind. Um 7 Uhr reiten wir von dannen. Zeller begleitet uns zu Pferde. Wir reiten die Höhe hinauf; der letzte Blick trifft Nazareth. Lebe wohl, du liebe Stätte. Unsre Pferde sind rasch und muthig; sie tragen uns eilig fort.

Der Karmel.

Ritt durch die Ebne Jesreel. — Ein Eichenwald. — Haifa. — Besuch beim Missionär. — Ankunft im Karmelkloster. — Ein beraubter Reisender. — Das Eliaskloster. — Johann Baptista. — Die Klosterapotheke. — Aussicht von der Terrasse. — Das Abendgeläut. — Die Klosterkirche. — Zurück nach Haifa.

Unsre Pferde sind trefflich muthig; es ist eine Freude, zu reiten. Eine Weile hält eine englische Familie zu uns, die auch zum Karmel will. Es sind gestern Abend Nachrichten von einer Ausplünderung eines Missionärs bei Cäsarea in Nazareth eingelaufen. Die Reise durch Palästina ist unsicherer, denn je. Wir reiten getrost vorwärts. Eine halbe Stunde von Nazareth lassen wir in einiger Entfernung das Dorf Jaffa links. Unser Weg geht ziemlich lange in einem Thal vorwärts. Unser Herr Zeller, der uns begleitet hat, kehrt um. Wir verabschieden uns von ihm mit dem herzlichsten Danke für alles, was er an uns gethan hat. Scheiden und immer wieder Scheiden ist des Wandrers Loos. Unsre Pferde tragen uns rasch von dannen. Alles bleibt zurück. Hinter uns steht in der Ferne der liebliche Thabor und sieht uns nach. In einer Stunde kommen wir aus dem Thal in die Ebne Jesreel. Wir sind früher an ihrem Ostrande hinaufgezogen; wir reiten nun an ihrem Nordrande gegen Westen. Die Ebne ist hier ziemlich gut angebaut und macht einen freundlichen Eindruck. Unsre Pferde tragen uns schnell, oft in vollem Galopp durch die Ebne. Der Weg ist orientalisch vortrefflich. In der Mitte liegt ein Dorf, schlecht, wie alle andern. Im Fluge sind wir dahin

hindurch. Wir kommen an das Ende der Ebne. Hier steht ein
ier Wald von Steineichen. Wir machen hier Halt, binden unsre
de an und setzen uns im Schatten einer alten Eiche nieder. Vor
liegt die weite Ebne, dahindurch wir gekommen sind. Drüben
n die Berge Nazareths. Wir sind jetzt ein Paar Stunden von
lieben Orte entfernt. Unsre Begleiter, die wir verlassen haben,
nen allmälig nach, und nach einer angenehmen Ruhe traben
wieder durch den Wald hindurch. Es ist wirklich recht an-
hm unter diesen stämmigen, aber niedrigen Eichen, darin die
l zwitschern. Der Wald geht zu Ende. Vor uns liegt der
nel, der gegen Nordwesten in grader Linie zum Meere läuft.
ist ein gewaltiger Gebirgsstock von röthlichem Gestein und
grünem Gebüsch besetzt. Wir kommen ihm näher, und reiten
den Kison, den Bach der Vorwelt, an dessen Ufer Oleander-
e stehen und Viehheerden weiden. Der Weg geht am Karmel
ng. Weit hinaus vor uns schimmert das Meer. An einer
le geht unser Weg durch ein Gewässer, das von großem Ge-
eng eingeschlossen ist. Es ist hier eine wilde, romantische
nd. Das Wasser fließt klar und hell zwischen den Felsen
1. Einige arabische Knaben sitzen auf dem Felsen und werfen
ne nach uns, fliehen aber, als wir aufblicken und uns wider
wenden drohen. Es geht auf Haifa zu. Wir sind einigen
en vorbeigekommen, die sehr freundlich unter Bäumen am
des Karmel liegen. Um Haifa her sind schöne Gärten;
auf einer Höhe liegt ein verfallenes Kastel. Haifa, auch
ha genannt, ist wohl das alte Porphyrion und liegt an dem
en Meerbusen, der hier zwischen dem Karmel und der Stadt
gebildet ist, und um den die Ebne von Akka sich herum-
Der Ort hat einen guten Hafen, wo viele Schiffe liegen,
ne Station der östreichischen Dampfschiffahrt, und nimmt im
der Zeit immer mehr an Bedeutung zu. Wir reiten in die
t hinein, durch mehrere Gassen hindurch, und fragen nach
Missionär Kölle, der hier von der englischen Mission her-
t ist. Durch mehrere krumme, schlechte Straßen hindurch
man uns zu einem großen, schönen Gebäude in der hinteren
t. Wir haben einen Brief von Herrn Zeller aus Nazareth
hn und werden sehr freundlich aufgenommen. Die Wohnung
sehr angenehm. Die Aussicht aus den Fenstern oben auf
Meer ist prachtvoll. Herr Kölle ist früher Missionär in
ra Leone in Afrika gewesen, und hat über die Sprache der
gen Eingebornen bedeutende Arbeiten veröffentlicht. Er ist erst
Zeit in Haifa, und noch sehr mit der Erlernung der

arabischen Sprache beschäftigt. Seine Bibliothek ist eine re
ich finde viele vortreffliche deutsche Schriften darin. Wir r
hier angenehm aus, bis unser Genosse Eberwald, der heute,
immer bisher, zu Fuß pilgert, mit dem Mukary ankömmt. I
Sachen werden abgeladen und im Missionsgebäude untergebr
Herr Kölle will uns auf den Karmel hinauf geleiten. Wir r
zum westlichen Thor von Haifa hinaus, kommen zwischen Te
hindurch und über Felder, durch einen Hain von theilweise
alten Olivenbäumen, und reiten den steilen Weg zum Ka
hinauf. Der Pfad ist den Abhang des Berges hinaufgeba
steile Felsen mit einigen Höhlungen sind am Pfade. Nach
kleinen halben Stunde liegt das große, schöne Kloster des
gebirges Karmel vor uns. Wir entlassen unseren Mukary
treten mit Herrn Kölle ins Kloster ein. Wir werden durch
hohen Klostergang in ein sehr freundliches mit Diwanen an
Wänden besetztes Zimmer geführt. Es ist ein Fremder da
seiner Frau. Das ist der Missionär, der bei Cäsarea gestern
geplündert worden ist. Eine ganze Schaar von Räubern ist
ihn und seine Begleitung hergefallen, und hat ihm alles,
die Naturgegenstände, die er hie und da gesammelt hatte, gen
Die Frau sitzt da, noch bleich und angegriffen von dem Sch
des Tages. Da wir die Nacht auf dem Karmel bleiben wo
werden wir hinausgeführt, um dem Prior des Klosters vorg
zu werden. Er liegt krank in seinem Zimmer, von einigen
chen umgeben. Unser Doctor untersucht ihn ärztlich, findet r
andres, denn starkes Rheuma, und beruhigt ihn damit.
Prior, ein stattlicher Mann, hat etwas Festes und Entschie
in seinem Wesen, ist übrigens sehr freundlich gegen uns,
verheißt uns alle Annehmlichkeit in seinem Kloster.

Wir gehen darauf hinaus, unsern Aufenthaltsort von a
uns anzusehen. Es ist ein großer Wechsel seit heute Mo
Damals im Thale Nazareths, nun auf dem Vorgebirge Ka
das eine Warte in einer Höhe von 600 Fuß in das Meer
ausschaut. Es ist der Ausläufer des Gebirges Karmel, we
mit den Bergen Samariens durch Hügelreihen verbunden, me
Meilen in nordwestlicher Richtung hinläuft und in seinem
die Ebne Jesreel von der Ebne Saron scheidet. Der
Karmel bedeutet: Fruchtfeld. Es war einst wunderschön
Wäldern, Weinbergen, Blumen und Kräutern geschmückt.
Prophet Jesaias redet von dem Schmucke Karmels und stell
zusammen mit dem Schmucke Sarons. Auch noch heute ve
der Karmel seinen Namen. Er ist in seinen inneren Th

reichlich bewässert und trägt Eichen- und Fichtenwaldungen, so wie die schönsten Blumen, die nahrhaftesten Gräser und Kräuter. Nach außen zu erscheint er freilich mehr kahl. Niedriges Gebüsch bekleidet ihn nach der Ebne Jesreel zu; doch wachsen dort auch Blumen und Kräuter dazwischen und an seinem Fuße sieht man hier mehrmals schöne Oliven- und Lorbeerpflanzungen. So zieht der Karmel, eine schöne, breite und stellenweise bis über 1500 Fuß aufsteigende Gebirgsmauer gegen Nordwesten, und trägt auf diesem Laufe, zumal an der Meeresseite in seinen Kalksteinfelsen eine unzählige Menge natürlicher Höhlungen, die oft 20 bis 30 Fuß hoch, breit und lang sind. Manche sind freilich durch Kunst erweitert und haben einst Flüchtlingen und Einsiedlern zum Aufenthalt gedient. Ihre natürliche Form ist die Glockenform. Der Karmel fällt denn endlich im Nordwesten ziemlich steil ins Meer ab. Hier auf diesem Abfall 600 Fuß über dem Meer steht das Karmeliterkloster, das uns aufgenommen hat. Das Kloster ist dem Propheten Elias geweiht, der einst auf dem Karmel lebte, für die Ehre seines Jehovahs eiferte und im Angesicht des Berges die Baalspriester tödtete. Das Kloster ist sehr groß und räumlich, neu und fest gebaut, europäisch eingerichtet und liegt frei, frisch und gesund auf dem Vorgebirge. Es wohnt jetzt ein Dutzend Franciskanermönche aus verschiedenen Nationen darin. Da, wo das jetzige, unter französischem Schutz stehende, Kloster liegt, ward einst im 12. Jahrhundert von Barfüßermönchen, die von dem Berge den Namen Karmeliter angenommen hatten, ein Kloster angelegt. Es bestand aber nur aus einer kleinen Kapelle und einigen in Stein gehauenen Zellen, und war nur ein Schatten von dem jetzigen stattlichen Kloster. Später erhob sich an der Stelle jenes ersten Anfangs ein größeres Kloster. Es ward gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von den Franzosen unter Napoleon benutzt, und nach ihrem Abzug in späteren Jahren durch die Türken zerstört. Der Mönch Johann Baptista rettete sich aus der Zerstörung nach Rom, und ward dort mit der Wiedererbauung des Klosters bevollmächtigt. Um dies zu verhindern, zerstörte der Pascha Abdallah die alten Trümmer gänzlich. Aber der Mönch ließ sich nicht abschrecken, sondern setzte sein Leben an das Werk der Wiederherstellung. Vom Sultan erwirkte er die Erlaubniß, und durch Europa und Asien wanderte der alternde Mann, um Geld zu sammeln. Keine Mühe und Beschwerde ließ er sich verdrießen. Seine unermüdliche Energie und Thätigkeit hat denn das Werk zu Stande gebracht, und das neue, große, schöne Kloster steht jetzt da, ein herrliches Denkmal jenes glaubens-

kräftigen Mannes, eine freundliche Herberge für ... aufgenommen werden, sie mögen sein, wer sie ... dem großen Kloster steht ein zweites, in späterer ... Gebäude, und neben den beiden Gebäuden ... entlang und an der Höhe ein wenig abw... Garten hin. Er ist mit einer Steinmauer ... Cypressen, Weinstöcken und andern P... gänge, und trägt in seiner Mitte ... die durch die Türken erschlagenen ... andern Seite des Klosters ist e... um die Gärten und Gebäude ... Den Abhang hinunter zieh... unten am Gestade des M... umher.

Wir gehen in un... ...n den Ba... drinnen. Sie ist für ... tiefer. Es ist e... Unser Doctor sind ... die Reisenden übersetzt, auch dasjenige, ... unsre Sachen in das Boot zu war, bestimmt ... die Pferde zum Durchreiten zu über... am andern ... ...ten trägt der Araber uns durch das seichte auch in ... hinein, und auf der andern Seite wieder ans Mönche... ...nsre Pferde sind schon da; der Esel, den wir für unser von ... mitgenommen haben, wird wieder beladen. Wir bezahlen und ... Fährmann. Aber er ist in arabischer Weise mit dem Fährer... unzufrieden, und läuft uns mit arabischem lauten Geschrei ... während wir aufsteigen wollen. Ehe ich mir's versehe, hat ... Doctor den Araber zu fassen, und schlägt sein Pfeifenrohr auf dem arabischen Rücken entzwei. Mit dieser Berücksichtigung ist der Araber scheinbar zufriedengestellt; er läuft still und eilig in sein Boot zurück. In der That ist es oftmals nothwendig, die niederen Araber so zu behandeln; sie sind dann viel besser und umgänglicher, und lassen ihre Tücke, die sie den Franken gerne spielen, dahinfahren. Ich habe mich oftmals darüber gefreut, daß ich, selber nicht sehr geneigt zu solcher untermenschlichen Behandlung, in meinem medicinischen Freunde einen Reisegenossen besaß, der die nothwendige Thätigkeit in dieser Hinsicht übernahm. Wir reiten hinter dem Kison am Meeresufer entlang. Unmittelbar unter uns und nach dem Lande zu neben uns ziehen sich Sandflächen und Sandhügel dahin. Zu unsrer Linken rauscht das große Meer gegen das Gestade. Große Seespinnen werden von den Wogen ans Ufer geworfen, ziehn sich aber schnell wieder ins Wasser zurück. Unsre Pferde sind abermals muthige Thiere.

besonders feierlich gestimmt und erhoben, und begreift es, wie der Karmel von alten Zeiten her ein heiliger Berg, und überhaupt die Berge, zumal von der Art des Karmel, zwischen Meer und Land unter dem blauen Himmel, Stätten der Andacht und Feier gewesen sind.

Wir stehen noch lange oben mit unserem freundlichen Spanier, und wandern auf der Terrasse umher. Endlich gehen wir hinunter. Ein außerordentlich gutes Abendessen wird uns gereicht, und jeder von uns drei Wandrern bekömmt seine eigene, freundliche, ganz europäisch eingerichtete Stube mit einem trefflichen Bette. Am Morgen sind wir frühe auf, und lassen uns in die Kirche des Klosters führen. Sie ist eine einfache, aber schöne, von der Kuppel aus erleuchtete Rotunda mit einem Fußboden aus großen Marmorfliesen und mit bemalten Wänden. Im Hintergrunde liegt in ziemlicher Erhöhung der Hochaltar der Kirche, und auf Stufen geht es dort in die Felsengrotte hinunter, wo einst Elias, der ernste Prophet des alten Bundes, gewohnt haben soll. Wie es sich damit auch verhalten mag, ob er hier oder anderswo im Karmel geweilt hat: der ernste Mann mit dem Feuereifer für die Ehre seines Jehovah und wider allen Baalsdienst tritt vor die Seele und blickt sie an mit ernstem Angesicht.

Wir scheiden von dem freundlichen Kloster und von dem Gipfel des Vorgebirges, und gehen zu Fuß den Weg nach Haifa zurück. Der Doctor findet unterwegs ein Paar Scorpionen, und thut sie in seine Spiritusflasche. Nach drei Viertelstunden stehn wir wieder im Hause unsers freundlichen Missionärs Kölle, der den geplünderten Missionär mit seiner Frau ins Haus genommen hat. Wir werden abermals auf das Beste bewirthet. Unser lieber Wirth sorgt auf unsre Bitte für Pferde nach Akka, und in der Mitte des Vormittags reiten wir von Haifa hinweg.

Akka.

Die Ebne Akka. — Der Bach der Vorwelt. — Nothwendige Berücksichtigung eines arabischen Fährmanns. — Seespinne. — Eine todte Schildkröte. — Der Glasfluß. — Ankunft in Akka. — Ein Patient. — Geschichte Akka's. — Besichtigung der Stadt. — Die Festungswerke. — Die Moschee. — Weitere medicinische Praxis. — Nachtquartier.

Vom Fuß des Karmel zieht sich das Meer in einem runden Busen nach Akka hinauf. An dem Meerbusen landeinwärts er-

streckt sich in einer Breite von 2, in einer Länge von 5 S
über Akka hinaus die schöne, fruchtbare, aber meist wüstli
Ebne Akka. Das Bergland Galiläa's begrenzt sie im
Durch diese Ebne geht am Dienstag, den 11. Mai, unser
Nach einer kleinen halben Stunde von Haifa aus sind n
der Mündung des Kison angelangt. Er heißt jetzt N
Mukutta. Seine Quellen liegen sowohl am Thabor und G
als am Karmel. So fließt er nach seinem Lauf durch die
Jesreel am Karmel längs im langsamen Flusse dem Me
Im Winter sehr wasserreich in seiner ganzen Länge hat
Sommer nur in seinem Lauf am Karmel und nicht sehr
Wasser. Er ist der Bach der Vorwelt, dessen Wogen
Sissera's Heer und die Baalspriester bluten sahn. Wir s
seiner Mündung. Unmittelbar am Meer ist er nicht sehr ti
können die Pferde hindurch und gehen nur bis an den
ins Wasser. Etwas weiter hinauf ist er viel tiefer. Es
großes Boot da, worauf ein Araber die Reisenden üb
Wir ziehen es vor, uns und unsre Sachen in das B
laden, und dem Mukary die Pferde zum Durchreiten zu
geben. Auf dem Rücken trägt der Araber uns durch das
Wasser ins Boot hinein, und auf der andern Seite wied
Land. Unsre Pferde sind schon da; der Esel, den wir für
Gepäck mitgenommen haben, wird wieder beladen. Wir b
unsern Fährmann. Aber er ist in arabischer Weise mit dem
lohn unzufrieden, und läuft uns mit arabischem lauten G
nach, während wir aufsteigen wollen. Ehe ich mir's verseh
der Doctor den Araber zu fassen, und schlägt sein Pfei
auf dem arabischen Rücken entzwei. Mit dieser Berücksich
ist der Araber scheinbar zufriedengestellt; er läuft still un
in sein Boot zurück. In der That ist es oftmals nothw
die niederen Araber so zu behandeln; sie sind dann viel
und umgänglicher, und lassen ihre Tücke, die sie den F
gerne spielen, dahinfahren. Ich habe mich oftmals darüb
freut, daß ich, selber nicht sehr geneigt zu solcher untermensc
Behandlung, in meinem medicinischen Freunde einen Reiseg
besaß, der die nothwendige Thätigkeit in dieser Hinsicht über
Wir reiten hinter dem Kison am Meeresufer entlang. Un
bar unter uns und nach dem Lande zu neben uns zieh
Sandflächen und Sandhügel dahin. Zu unsrer Linken
das große Meer gegen das Gestade. Große Seespinnen
von den Wogen ans Ufer geworfen, ziehn sich aber schnell
ins Wasser zurück. Unsre Pferde sind abermals muthige

Im Galopp sprengen wir oftmals am Gestade entlang. Es liegt eine große, mächtige, todte Seeschildkröte auf dem Ufersand. Medicinische Gelüste tauchen auf. Wir steigen ab. Der Doctor schneidet dem todten Thiere den Kopf ab, säubert ihn von den Fleischtheilen und hängt ihn an den Sattel. Es hat mir später leid gethan, daß ich die große Schale nicht ablöste und mitnahm. Wieder geht's im Galopp am Meere längs. Wir sind etwas über zwei Stunden von Haifa fort, da fließt ein neuer, breiter Strom vor uns in das Meer. Es ist der altberühmte Belus, vielleicht der Sihor Libnath, der Glasfluß, an der Grenze des Stamms Asser, im Buche Josua. An seinem Ufer sollen in alten Zeiten die Phönizier durch Zufall das Glas erfunden haben, indem sie über Stücke Natron, die sie aus ihren Schiffen herbrachten, Feuer anzündeten. Das Natron schmolz, und verband sich mit dem Kieselsand am Flusse zum Glase. Noch in viel späteren Jahrhunderten ward der Sand des Belus zum Behuf der Glasbereitung nach Europa geführt. Hier ist kein Boot und kein Araber. Der Fluß ist breit, aber seicht. Wir bringen zu Pferde unsre Personen und Sachen hinüber. Nicht lange, so sind wir vor den Thoren von Akka und ziehen in die Festung ein. Ueber einen breiten Raum kommen wir in das Innere der Stadt, reiten durch einen langen, sehr belebten Bazar hindurch, und fragen nach dem englischen Missionär Fleischhacker. Wir haben ihn in den letzten Tagen noch in Jerusalem kennen gelernt, und er war mir dort als ein eben so wirklich frommer und ernstgesinnter, wie als ein sehr freundlicher und gefälliger Mann lieb geworden. Nach einigem Suchen führt man uns zu seiner Wohnung. Wir steigen eine Treppe hinauf, und treten oben in einen freien Raum, der mit einer offnen Halle und mehreren Zimmern umgeben ist. Das ist die Wohnung des Missionärs und seines englischen Schullehrers. Herr Fleischhacker ist zu Hause, und freut sich, uns zu sehen. Wir richten uns in seiner großen, wohnlichen Stube ein, und der liebe Mann thut alles, uns zu erquicken. In der offnen Halle essen wir, und sitzen dort dann in freundlicher Unterhaltung. Einer der Bedienten des Hauses hat einen Polypen in der Nase. Der wird von unserm Doctor besehen und operirt, und der Patient geht den ganzen Tag mit einer Federspule in der Nase herum.

Nachdem wir hinlänglich erfrischt und gestärkt sind, geht unser Freund Fleischhacker mit uns aus, Akka und seine Festungswerke zu besehen. Die Stadt ist seit alten Zeiten eine Festung, und es knüpft sich an sie eine lange, ernste Geschichte. Die

Männer vom Stamm Asser hatten in dieser Gegend sich ihr Gebiet zu erkämpfen. Sie nahmen aber Akka nicht ein, sondern heidnische Bewohner blieben dort wohnen. Zu den Zeiten der Makkabäer hieß sie Ptolemais, wohl nach einem egyptischen Könige, der sie hundert Jahre vor Christo eroberte. Unter diesem Namen kömmt sie auch in der Apostelgeschichte als die Stätte vor, die der Apostel Paulus auf seinem Wege von Tyrus nach Cäsarea berührte. In den Zeiten der Kreuzfahrer war sie ein mächtiges Bollwerk in den Händen derselben. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts war sie in dem Besitz der christlichen Johanniterritter, woher der Name St. Jean d'Akre stammt, den die Stadt jetzt bei den Abendländern hat. Sie war das letzte Besitzthum, das die Kreuzfahrer in Palästina besaßen, und mit ihrem Fall im Jahre 1291 war die christliche Macht des Abendlandes in jenem Lande gänzlich zu Ende. Im Anfang des 16. Jahrhunderts fiel sie in die Hände der Türken. 1832 wurde sie von Ibrahim Pascha erobert, und eine starke, europäisch eingerichtete, Festung daraus gemacht. Als aber Europa 1840 das heilige Land den Türken zurückgab, wurde Akka von der englischen Flotte bombardirt und zerstört. Seitdem ist die Stadt noch immer eine Festung; aber überall sieht man noch heute die Spuren der Zerstörung. Wir waren sehr begierig, die letzte Besitzung der Kreuzfahrer näher kennen zu lernen. Wir treffen auf unserem Wege den preußischen Consularagenten, werden ihm vorgestellt, und er geht sehr freundlich mit uns, die Erlaubniß zur Besichtigung der Werke einzuholen. Wir erhalten durch ihn die Erlaubniß von dem Pascha von Akka, und ein türkischer Führer wird uns mitgegeben. Er holt noch eine zweite Erlaubniß von dem Pascha, der als Festungskommandant hier wohnt, und ein zweiter Führer wird dem ersten hinzugegeben. Zu diesen beiden gesellt sich auf unserem Wege ein Müssiggänger aus Akka, und bleibt immer bei uns bis zu unsrer Abreise. Wir nennen ihn unsern Kawassen. So reich mit Führern ausgestattet, die alle eine Hoffnung haben, auf ein ansehnliches Bakschiesch nämlich, wandern wir zu den Wällen hinauf und um die Wälle herum. Es ist zwar außerordentlich Vieles verfallen; aber wir sind doch über diese Werke erstaunt; sie sind stark und gewaltig von Anlage. Freilich ist es ein Werk, nicht der Türken, sondern Ibrahim Pascha's. Auf Felsen ruhend blicken die Wälle mit ihren Kanonen drohend ins Meer. Interessant ist dieser Blick von den Wällen auf das Meer. Der Hafen ist freilich nicht groß und tief; aber eine Zahl kleinerer Schiffe liegt darin. Schäumend bricht sich das Meer an den

Felsen der Mauern. Wir besehen einige Kasernen, lassen uns von Herrn Fleischhacker die Stelle etwas landeinwärts zeigen, wo das alte Ptolemais sich hingezogen haben soll, und gehen dann zu der großen, aber von dem Bombardement her zerstörten heiligen Moschee von Akka. Es ist eine wirklich prachtvolle Ruine. Rundumher ist ein freier Raum, mit platten Felsen ausgelegt, und mit Blumen und Bäumen herrlich geschmückt. Unter ihnen stehen einige Palmen. Wir bekommen Holzpantoffeln über unsere Stiefeln und treten in die Moschee ein. Sie ist in der bekannten Form gebaut, aber wunderschön. Der Fußboden ist mit seinen Marmorplatten und den Teppichen darüber wohlerhalten. Wände, Säulen und Fenster sind orientalisch schön geschmückt. Aber oben ist viel zertrümmert. Der schöne Bau könnte nicht allzu schwer wiederhergestellt werden; aber das türkische Regiment kann nicht wiederherstellen; das läßt nur verfallen. Akka ist ein wichtiger Ort, der Schlüssel Galiläa's und Palästina's. Es ist hier auch ziemlicher Verkehr und Handel. Unter seinen 15,000 Einwohnern giebt es viele griechische Christen und Armenier, auch einige wenige Juden. Wir gehen nach unsrer Besichtigung und nachdem wir unseren beiden obrigkeitlichen Führern zwei türkische Thaler haben bezahlen müssen, mit unserem Consularagenten durch die Stadt zurück, gefolgt von unserem Kawassen. Ueberall sieht man noch die Spuren des englischen Bombardements von 1840. Unser preußischer Consularagent, ein reicher Orientale, ladet uns sehr freundlich in seine Wohnung ein. Wir werden in ein schönes Zimmer geführt, nehmen auf den schönen Diwans Platz, und werden mit Kaffee und Pfeife, mit Arak und allerlei Süßigkeiten bewirthet. Der Mann behandelt uns auf das Zuvorkommenste. Er ist sehr leidend. Ich meine, Asthma oder Derartiges ist sein Uebel. Es gilt eine neue medicinische Bethätigung in Akka. Unser Doctor schreibt ihm Digitaltinctur auf, und unter herzlichen Danksagungen, noch zuletzt mit einigen Blumen aus seinem Hofraum beschenkt, scheiden wir von ihm. Wir gehen zurück zum Hause unsres Freundes. Während wir in der offnen Halle essen, kömmt der beraubte Missionär, den wir in Haifa gelassen hatten, mit seiner Frau hier an, und wird von unserem lieben Wirth, von dem englischen Schullehrer und seiner Frau sehr freundlich aufgenommen. Wir alle zusammen machen den guten Leuten zwar viel zu schaffen; sie alle sollen bespeißt und für die Nacht untergebracht werden. Es geschieht aber alles mit Freuden. Wir sitzen noch etwas draußen auf dem Hofraum, besehen unsern Patienten mit der Federspule in der Nase, besuchen den Lehrer in seiner

Wohnung, und gehen endlich zu Bette. Morgen soll es schon früh von dannen gehen. Unser freundlicher Herr Fleischhacker hat schon Pferde für den Doctor und für mich gemiethet. Wir sollen für die Reise von hier nach Beirut 105 Piaster das Stück geben. Unser Packesel kostet die Hälfte. Unser Freund Eberwald nimmt sich für diese Reise einen Reitesel an. So ist alles geordnet, ehe wir uns zur Ruhe begeben.

Abschied vom heiligen Lande.

Schlechter Anfang der Reise. — Ras en Nakura. — Lagerung bei dem Khan en Nakura. — Das weiße Vorgebirge. — Wunderbare Lage und Gestaltung des heiligen Landes. — Abschied.

In der Frühe des Mittwochs, des 12. Mai, stehen Pferde und Esel vor der Thür, um uns heute von Akka nach Tyrus zu bringen. Das ist ein langer Weg; darum brechen wir so frühe auf. Ich habe leider ein schlechtes Pferd bekommen, das mit der größten Anstrengung nicht aus dem langsamen Schritt herauszubringen ist. Des Doctors Pferd ist besser; er ist deshalb auch immer voran. Ich bin durch mein Pferd genöthigt, mich an den Esel mit dem Gepäck und an den Mukary zu halten, der auf schlechten ledernen Pantoffeln zu Fuß von seinem Herrn auf den Weg nach Beirut geschickt ist. Dieser Mukary ist ein trauriger Gefährte. Er hat guten Willen genug; aber doch gar zu wenig Verstand. Es ist traurig anzusehen, wie er nicht einmal den Esel gehörig zu bepacken versteht. Eine Weile von unserem lieben Wirthe Fleischhacker geleitet, ziehen wir am Meeresstrand durch die Ebne Akka dahin. Eine große, mächtige Wasserleitung mit vielen Bögen läuft rechts an unserem Wege. Wir kommen mehreren unbedeutenden Dörfern vorüber. Der Mukary will sich zu dem Gepäck des Esels noch selber oben drauf setzen. Wir dulden es aber nicht; denn wir wollen heute nach Tyrus, und wenn der Esel überladen wird, bleibt er unterwegs mit unseren Sachen liegen. Darum muß er wieder zu Fuß in ledernen Pantoffeln wandern. Unser Freund Eberwald reitet auf seinem Esel, hat aber seine große Last mit dem Thier. Es steht bald still, geht bald rück-, bald seitwärts, wirft sich nieder, kurz ist voll Ränke und Tücke. Unser Begleiter schont jetzt zwar seine Füße; aber dafür werden Arme und Seele gleicherweise auf eine nicht erfreuliche Weise angestrengt. So arbeiten wir uns 3 Stun-

den fort bis zum Dorfe ez-Zib, dem alten Achsib, das dem Stamme Asser zugetheilt, aber von ihm nicht eingenommen ward. In späteren Zeiten hieß es Ekdippa. Wir kommen bald hinter dem Dorfe zu einem Bache in angenehmer Seegegend, wo eine Schaar von Arabern und Araberinnen gelagert ist, die uns mit einem freundlichen Marhaba (guten Tag) begrüßen. Der geplünderte Missionär ist uns mit den Seinen nachgekommen, und läßt sich hier eine Zeitlang nieder. Wir tränken unsre Pferde und reiten weiter. Vor unserem Auge zieht sich eine Bergwand von Osten nach Westen dem Meere zu, und scheint aus der Ferne alle Weiterreise zu hindern. Wir nahn uns dieser Bergmauer. Der Weg schlängelt sich nahe am Meer aufwärts. Es ist der Ras (das Vorgebirge) en Nakura, das wir passiren. Oben auf der Höhe steht links an dem steinigten öden Wege ein schlechtes Steinhaus, daraus ein Paar Araber mit unangenehmen Gesichtszügen, und ohne unsere Begrüßung zu erwidern, hervorblicken. Unser Weg geht fortwährend am Gestade nach Norden und ist oft sehr beschwerlich. Wir erreichen nach einiger Zeit den Khan en Nakura, eine einsame, jedoch mit Bäumen und einer schönen, klaren Wasserquelle versehene Gegend. In dem Khan wohnt ein Araber. Wir lagern hier eine geraume Zeit im Grase, und lassen unsre Pferde weiden. Wir sind schon 6 Stunden seit Akka ohne Erfrischung im Sattel gewesen. Wir lassen es uns an dieser Stelle schmecken. Wir fühlen uns wohl an dieser einsamen Stelle. Verschiedene Wandrer, darunter auch unser Missionär mit den Seinen ziehen uns vorüber. Wir folgen endlich. Auf einem sehr schlechten Wege geht es vorwärts. Wir kommen zu einer neuen verfallenen Quelle. Hier muß das Gepäck des Esels neu geladen werden. Denn es hält nicht mehr. Das nimmt bei unserem Mukary lange Zeit weg und wird doch schlecht; es dauert nicht lange, so hängt es wieder fast zum Boden herab. Es geht darauf zum weißen Vorgebirge, Ras el Abyad. Eine wilde, schauerliche Gegend. Das Vorgebirge besteht aus hohen, breiten und steilen Kreidefelsen, zu denen hinauf und durch die hindurch ein Weg gearbeitet ist. Hie und da am Wege sieht man unmittelbar neben und tief unter sich das Meer, wie es sich tief in die Felsen hineingewühlt und kleine schauerliche Meeresbusen und Abgründe gebildet hat. Schäumend bricht es sich da drunten an den Felsen. Der Weg dauert ziemlich lange um dies Vorgebirge. Ich bin mit Eberwald und dem Mukary allein in dieser wilden Natur. Leider fällt das Gepäck wieder nieder. Der Mukary will es wieder

laden; versteht es aber nicht. Glücklicherweise kömmt ein Araber des Weges uns entgegen, beladet gegen ein Bakschiesch unsern Esel und macht es besser. Während des Aufenthalts habe ich Muße, mir die Gegend anzusehen, und mich daran zu erinnern, daß ich hier ungefähr an der Grenze des heiligen Landes stehe und mein Weg mich nun hinaus in andre Länder führt. Das heilige Land ist zu Ende; hier ist die Pforte, die mich hinausführt.

Ich stehe an der Pforte, und das Auge geht hin auf das heilige Land, das ich nun verlasse. Das Land ist freilich jetzt gar sehr zerstört. Aber es war einst ein gar besonderes Land, ein Land von großer Bestimmung. Es war das Land, da das heilige Volk wohnte und da in ihm die Stätte bereitet werden sollte, wo das Heil der Welt erscheinen und von hier aus in alle Welt hineingehen könnte. Und wunderbar, wie das Land angethan war, dem Volke Israel und seiner großen Bestimmung zu dienen. Ja, wenn man seine Augen erhebt, und siehet, warum es sich handelt und siehet das Land an, wie es dafür sich eignet, man kann nicht anders, man siehet Gottes allmächtige Kraft und Weisheit so klar, man muß sprechen: dies Land ist von Gott dazu gemacht, die Stätte seines Volkes und der Schauplatz der Ausführung seines ewigen Rathschlusses zu sein. Es ist freilich fast überall so auf der Erde; ein jedes Volk hat sein bestimmtes Land, und das Land eignet ganz zu dem Volke, wie es geartet ist, und zu der Bestimmung, die der Herr der Welt ihm aufgetragen hat. Das ist Gottes Werk, ist Gottes Gnade, und wo es im Lauf der Zeit anders geworden ist, wo Völker ihre Länder verloren, da ist es eigne Schuld und Gottes Gericht. So bei jedem Lande, aber bei diesem heiligen Lande gilt es vor Allem: Dies Land ist so ganz gemacht für das heilige Volk und für die Zukunft der Erlösung, die in ihm aufgehen sollte. Gott hatte Israel ausgewählt und ausgesondert; er gab ihm das Gesetz und die Weissagung. Das Volk sollte im Dienste des einen, wahren und heiligen Herrn den ernsten Gang der Sündenerkenntniß gehen und auf diesem Gange lernen, sich unter das Gericht des heiligen Gottes zu beugen, und mit ganzer Seele auf die Erfüllung der Verheißung zu hoffen. So sollte hier der Boden empfänglich gemacht, die Stätte bereitet werden, auf daß der Heiland in sein Volk einziehen und Eingang finden und das Licht der Welt von diesem Volke aus in alle Welt hineinleuchten könne. Zu dem Allen mußte aber das auserwählte Volk auch ein auserwähltes Land haben, ein Land, darin es abgesondert und geschieden von

der großen Heidenwelt leben, und unberührt von dem großen Weltstrom heidnischen Lebens seiner ernsten Bestimmung sich weihen, Gesetz und Weissagung ungehindert an sich wirken lassen könnte. Und so war dies Land, wirklich ein von der Welt recht abgesondertes, ein heiliges Land. Gegen Norden stand der Libanon und Hermon, eine mächtige Mauer; gegen Osten und Süden legte sich der Sand der Wüste scheidend um das Land. Im Westen lag das große Meer. Ein großer, mächtiger Zaun lief um das Land her, schirmte das Volk gegen die überschwemmenden Einflüsse des heidnischen Wesens, und sicherte ihm eine ruhige Ausbildung, so lange es noth that. Es blieben freilich bei der Einnahme kleinere heidnische Völker umherwohnen, und sie haben Israel jeweilen zum Abfall gebracht. Aber es war von Anfang eine Erschlaffung Israels und eine Schuld, daß es diese Völker nicht vertrieb, und im Ganzen waren sie doch zu klein, nicht mächtig genug, den Gang des Volkes zu hemmen, wenn es überall selbst nur wollte.

So lebte Israel in Palästina in einem wohl umzaunten Hause. Und im Innern da wies alles auf den, der ihm seine Stätte und seine Bestimmung gegeben, und an dessen Gnade Israel mit allem, was es war und werden sollte, hing. Alles hielt ihm vor Segen oder Fluch, je nachdem es der Gnade seines Gottes treu blieb, oder von ihm abfiel. Nicht bloß die beiden Berge bei Sichem in der Mitte des Landes zwischen Süden und Norden, thaten so, sondern die beiden Meere auch in der Mitte des Landes zwischen Osten und Westen, wie sie in den besseren Zeiten so lagen. Das galiläische Meer mit seiner Lebenspracht und Lebensfülle, und das todte Meer mit seinen Todesufern, welch ein gewaltiges Wort der Mahnung an Israel. Aber das ganze Land war es. Der Boden ist ergiebig, wenn der Segen Gottes über ihm steht und der Herr vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten giebt, und das Volk unter dieser Gnade in treuem Fleiße an seinem Boden arbeitet. Darum überall die Mahnung, von Gottes Gnade nicht zu lassen und den Herrn im Himmel nicht zu erzürnen, sondern an ihn sich zu halten, ihm treu zu dienen und so sein täglich Werk fleißig zu treiben. Der Boden umher, das treueste Abbild des israelitischen Geistes, zeigte dem Volke in den klarsten Zügen, worauf es ankam, um seinen Gottesberuf zu erfüllen.

Wie aber so das Haus, darin Israel wohnte, durch seine Mauern gegen die überwältigenden Einflüsse des heidnischen Wesens geschirmt war, und durch seine innere Gestaltung zu

Jehovah hinauswies, so besaß es dennoch nach dem Willen Gottes noch eine andre Eigenschaft, die es geeignet machte für die vollständige Erfüllung seines Rathes. Das war ja das Endziel der Wege Gottes mit Israel; es sollte in ihm der Heiland geboren, und von ihm das Heil in alle Welt getragen werden, auf daß alle Völker Theil daran hätten und gesegnet würden. Darum, wie geschirmt sonst auch nach außen, mußte es doch wieder so gelegen sein, daß es mit der ganzen alten Welt in Verbindung stand. Und das that es. Mit einem Zaun eingeschlossen und geschirmt lag es mitten in der Welt, in der Mitte zwischen den drei alten Welttheilen, Europa, Asien und Afrika, so daß es in Verbindung wieder mit allen stand, und das Licht des Evangeliums nicht nach einer Seite allein etwa in langer Linie, nein, daß es nun nach allen Seiten gleicherweise in die Welt hinausleuchten und dort alles verwandeln konnte. Wie ein Gotteshaus, von Mauern geschirmt und doch mitten unter Häusern umher, so lag das heilige Land einst da, von Gott bereitet zur Stätte seiner herrlichsten Offenbarung.

So war einst das Land, als Israel darinnen wohnte. Man sieht hier deutlich Gottes Walten. Dies Land ist von Gott für Israel gemacht und angethan. Freilich Israel hat im Ganzen seinen Beruf nicht erfüllt. Nur ein edler Stamm zog sich durch seine Geschichte, und in demselben ist der Erlöser geboren. Aber das Volk als solches ist seiner Aufgabe nicht nachgekommen. Darum hat Gott es hinausgethan und in die Welt zerstreut. Da lebt es nun ohne Heimath, ein trauriges Ebenbild des heiligen Bodens, wie er jetzt zerstört daliegt, und ein trauriges Zerrbild, das das wahre Israel der Christenheit begleitet.

Ich stehe an der Pforte des heiligen Landes am weißen Vorgebirge. Das Land liegt hinter mir mit allen seinen heiligen Orten, die ich besucht habe, mit allen den Erinnerungen, die es geboten hat, mit allen, den oft wohl beschwerlichen, aber auch wieder so erfreulichen Stunden, die ich dort verlebt habe. Ich grüße das Land mit dem Gruß des Geistes und wünsche ihm, wie dem Volk, das hier gewohnet hat, eine Auferstehung aus dem Grabe, in dem es begraben liegt, zu einem neuen Dasein, welches das alte, längst entschwundne in einem schöneren Lichte wiederspiegelt.

Unser Werk am weißen Vorgebirge ist zu Ende. Wir können weiter ziehen. Wir thun es auch. Aber das heilige Land ist zu

; das weiße Vorgebirge stehet da als eine Scheidewand
en ihm und den kommenden Ländern. Darum können wir
n unserem Buche so nicht weiter ziehen. Dieser Abschnitt
der ganze Theil, der das heilige Land betrifft ist hier zu
; ein neuer Theil beginnt. Ein weißes Vorgebirge erhebt
ier, wie dort, das beide trennt.

Dritter Theil.

imkehr aus dem heiligen Lande.

Tyrus.

as alte Phönizien. — Nach Tyrus. — Traurige Herberge. — Lage von Tyrus. — Ruinen. — Prophetische Weissagungen.

Das heilige Land ist durchwandert. Das weiße Vorgebirge t überstiegen. Wie eine Mauer steht es da zwischen jenem Lande nd uns. Es beginnt die Rückkehr von dem geheiligten Boden, ne Rückkehr, die zwar noch mancherlei Umwege und Ausflüge acht, aber doch eine Rückkehr von dem Ziel der Wanderung nd nach der Heimath ist. Das heilige Land ist zu Ende. Ein ndres Land hat uns aufgenommen. Es ist das alte Phönizien. in langer, schmaler Küstenstrich, von hier bis über Tripolis naufreichend, seinem größten Theile nach vom Libanon begrenzt nd durch seine Bäche bewässert, so zog es sich einst von Süden ach Norden und war die Wohnstätte der alten Phönizier, der ngländer der alten Welt in vielen Dingen. Ihre Schifffahrt nd ihr Handel ging bis zu den fernsten Ländern; ihre Colonieen nd Niederlassungen waren überall zerstreut; durch Industrie waren e nicht unbedeutend in der damaligen Welt. In ihren Glas-, urpur- und Metallfabrikaten, die sie weit hin verbreiteten und ofür sie die Produkte andrer Länder wieder einholten, entwickeln sie große Kunst. Sie waren auch als Baukünstler berühmt nd die Sage der alten Welt schreibt ihnen sogar die Erfindung er Buchstabenschrift zu. Durch ihren Handel, ihre Schifffahrt und ndustrie häuften sie einen großen Reichthum in ihrem Lande uf. Dieser Reichthum lockte freilich bald fremde Eroberer an, nd ward durch sie sehr gemindert. Doch behielten die Phönizier och Jahrhunderte hindurch als die Meeres- und Handelskundigen re alte Bedeutung.

Unser Weg ging am Mittwoch, den 12. Mai, in dieses lte Phönizien hinein. Nicht ferne von dem weißen Vorgebirge hon schimmerte uns Tyrus, das heutige Sur, entgegen. Doch ar es noch sehr weit bis dahin; es vergingen bei unserem langmen Wandern über 3 Stunden, bis wir es erreichten. Die sonne war schon sehr niedrig am Himmel, als wir bei dem ichten Bache ankamen, der fünf Viertelstunden von Tyrus in as Meer fließt. Ich ritt in den breiten mit Felsen ausgefüllten

Bach hinein, und wollte, um Wasser zu trinken, von meinem Pferde auf ein Felsstück steigen. Aber der Sattel war losgegangen, ging herum und ich fiel ins Wasser. Ich bekam freilich keinen weiteren Schaden von dieser unfreiwilligen Berührung des Wassers, als daß ich an einer Seite vollständig durchnäßt ward. Ich übergab nun mein Pferd meinem Freunde Eberwald, der seinen Esel gerne dem Mukary übergab, und ging zu Fuß, um mich nicht auf dem Pferde in der kühlen Abendluft reitend zu erkälten. Es war freilich ein sehr saurer Weg. Eine große Sandfläche dehnt sich hier am Meer entlang bis nach Tyrus. Am Meer auf dem feuchten festeren Sande war es noch am besten; aber die brandenden, auf und ab wallenden Meereswogen trieben mich von diesem Wege bald wieder in den losen schweren Sand hinein. Tyrus kömmt näher; aber der Abend ist auch da. Meine Begleiter sind auf den Pferden voran. Einsam wandle ich am Gestade des großen Meeres. Die Sonne steht eine leuchtende Scheibe auf dem Rande des Meeres. Vom letzten Sonnenstrahl wunderbar erleuchtet, rauschen die Wogen neben mir. Tyrus ragt nicht ferne vor dem Auge am Abendhimmel empor und malt sich an ihm ab. Ich denke des alten Tyrus und seiner Herrlichkeit, als die Kaufleute dort Fürsten waren und ihre Wohnungen Palläste, und unzählige prächtige Schiffe gingen in seinem Hafen aus und ein. Es ist so öde jetzt alles; kein Schiff zeigt seine schwellenden Segel. Es ist so still hier überall, wo einst das Geräusch einer großen Handelsstadt weit hinaus tönte. Die Sonne ist gesunken; die Abenddämmerung hat sich auf Meer und Land gelegt, da stehen wir am Thore von Tyrus. Wir wandern hinein; es soll hier eine Locanda geben, die ein Italiener hält. Wir werden dahin gewiesen. Es ist auch ziemlich gut darinnen; aber der Mann macht eine ganz unverschämte Forderung. Von dieser Forderung zurückgestoßen, kehren wir um und wandern zum Thore zurück. Ehe wir uns von diesem Italiener so prellen lassen, wollen wir diese Nacht in dem Khan, der unmittelbar vor dem Thore liegt, unsre Ruhe suchen. Der Wirth begleitet uns mit einigen Genossen, in der Hoffnung, daß wir uns dennoch auf seine Forderung einlassen werden. Wir laden ab, wir ziehen ein. Da sieht er, daß es uns Ernst ist, und mäßigt seine Forderung auf eine unglaubliche Weise. Aber wir sind heute so weit schon geritten; wir sind so müde. Wir wollen nun nicht erst wieder den Weg in die Stadt hinein machen. Er muß abziehen. Wir treten in ein schlechtes Gemach, wo ein Araber Kaffee kocht und verkäuft, lassen uns von seinem Kaffee geben, und uns dann in ein Gemach hinaufführen, wo wir ruhen

sollen. Vor dem Gemach ist der große unbedeckte Raum des Khans. Dahinein werden unsre Pferde von der südlichen, erhöhten Seite geführt, und auch unser Mukary legt sich dort nieder. Wir reinigen das wüste Gemach, erquicken uns an einigen Lebensmitteln, und legen uns auf den kalten harten Boden zur Ruhe hin. Es ist freilich nicht sehr angenehm und zu dem heutigen unfreiwilligen Bade thut das kalte Lager das Seine noch, um mich nicht eben besonders wohl sein zu lassen. Das Reisen im Morgenlande ohne besonders große Geldmittel ist doch sehr beschwerlich.

Wir waren also in Tyrus. Der Name ist ein sehr bekannter Name. Die alten Nachrichten der Griechen und Römer erzählen uns Vieles von Tyrus und seiner großen Bedeutung. Aber auch in unseren heiligen Urkunden kömmt die Stadt mehrmals vor. Hier thronte der König Hiram, mit dem die beiden Könige Israels, David und Salomo in Freundschaft standen, und durch dessen Hülfe der salomonische Tempel gebaut ward. Von der Herrlichkeit des alten Tyrus, aber auch von ihrem Untergange reden die Propheten. Und zur Zeit des neuen Bundes kam unser Herr in die Grenzen von Tyrus und Sidon. Wir gingen am Morgen nach unserer Ankunft in Tyrus frühe aus, uns die jetzige Stadt mit ihrer Umgebung anzusehen. Wir gingen zunächst zur Mauer am nördlichen Hafen, kletterten hier draußen mit einiger Mühe von Fels zu Fels und wanderten darauf rund um die Halbinsel herum, die sich gegen Westen in das Meer erstreckt. Diese jetzige Halbinsel war in alten Zeiten eine länglichte Insel, durch eine Wasserstraße vom Festlande geschieden. Das ursprüngliche alte Tyrus, das schon ein Paar Jahrhunderte vor der Zeit Salomo's erbaut ward, lag wohl auf dem Festlande etwas südlicher als die Insel. Doch ward auch diese Insel schon früh bebaut, und bald der Hauptsitz des Handels und Reichthums, so wie die Stätte des berühmten Herkulestempels. Um die Stadt auf der Insel einnehmen zu können, führte König Alexander von Macedonien aus den Ueberbleibseln des Landtyrus mit ungeheurer Mühe einen Damm vom Lande nach der Insel auf. Der große Damm blieb nach der Eroberung für immer stehen, und aus der Insel ist so die Halbinsel geworden, darauf das heutige Sur steht. Es stehet an der östlichen Seite der früheren Insel und stößt mit seinen Mauern an den Verbindungsdamm. Wir gingen am Hafen von Tyrus entlang. Es ist aber sehr wenig Verkehr darin. Der Hafen ist versandet und flach; große Schiffe können nicht mehr einlaufen. Im Westen der Stadt, dahin wir vom Hafen aus um die Nordseite herum unsre Schritte lenkten, liegt Ackerfeld, das am Meere

in Felsen übergeht, die in einer Höhe von ungefähr 20 Fuß zum Meere abfallen. Ueberall liegen im Meere sowohl als auf dem Lande Trümmer umher. Besonders weilt der Blick auf den theils vereinzelt, theils in Haufen im Meer zusammenliegenden Säulen. Sie sind von grauem Granit, ziemlich breit im Durchmesser und werden von den Wellen bespült. Es sind die Reste und Zeugnisse von der Herrlichkeit des alten Tyrus. An der südwestlichen Seite der Stadt stiegen wir, nachdem wir draußen lange umhergewandert waren, über die zerbrochene Mauer, und betraten so die Stadt selber. Sie ist, wie die meisten orientalischen Städte, unfreundlich und unregelmäßig im Innern. Die Gassen sind eng und krumm und die Häuser großentheils traurige Wohnungen. Hie und da ragen Palmen und andre Bäume zur Erquickung des Auges empor. Es wohnen ungefähr 3000 Einwohner in dem heutigen Tyrus; eine nicht geringe Zahl von ihnen besteht aus römischen und griechischen Katholiken. Sie leben zum Theil von Viehzucht, Ackerbau und Schifffahrt, größtentheils aber von Ausfuhr von Taback, der hier angebaut wird, und vom Handel mit Holz, das aus dem ferneren Innern geholt wird.

Das ist der Ueberrest von jener alten hochberühmten Welthandelsstadt, deren Glanz und Bedeutung uns von dem Propheten Hesekiel so anschaulich vor Augen gemalt wird. Wir sehen sie, wie ihre Wohnungen so prächtig, ihre Schiffe so köstlich waren, wie sie mit den fernen Völkern des Ostens und Westens verkehrte. Aber der Prophet weissagt aller dieser Herrlichkeit den Untergang, wie die Leute über sie klagen würden: „ach, wer ist jemals auf dem Meere so stille geworden, wie du Tyrus;“ wie die Stadt in das tiefe Wasser gestürzt, und ihr Handel und ihr Volk vernichtet sein würde. „Siehe, ich will an dich, Tyrus; die Heiden sollen die Mauern zu Tyrus verderben und ihre Thürme abbrechen; ich will sie machen zu einer Wehrd im Meer, da man die Fischgarne ausspannt. Die Fürsten am Meer sollen klagen: ach, wie bist du so gar wüste geworden, du berühmte Stadt, die du am Meer lagst und so mächtig warst.“ Und der Prophet Jesaias ruft aus: „Fahret hin auf das Meer; heulet, ihr Einwohner der Inseln! Ist das eure fröhliche Stadt, die sich ihres Alters rühmte. Wer hätte das gemeint, daß es Tyrus, der Krone, so gehen solle, so doch ihre Kaufleute Fürsten sind, und ihre Krämer die Herrlichsten im Lande.“

Diese Klänge der alten Propheten erklingen in dem Herzen des Wandrers, wenn er jetzt durch die Reste des alten Tyrus hindurchgeht, die zerbrochenen Säulen im Meer ansieht, die im

n übrig sind, und die unbedeutende Gestalt der heutigen Stadt t den alten Zeiten vergleicht. Die Weissagungen sind erfüllt. ie alte Größe ist zertrümmert und wird wohl niemals wieder dieser Stätte ihre Wohnung aufschlagen.

Sidon.

er alte Leontes. — Erinnerungen bei Zarepta. — Orientalische Land-aftsbilder. — Ankunft in Sidon. — Wieder in einem Khan. — Ge-ichte der Stadt. — Die Stadt und ihre Lage. — Anhaltende Be-gleitung.

Unser Weg von Tyrus nach Sidon führte uns am Don-rstag, den 13. Mai, zunächst unmittelbar am Meeresgestade tlang. Wir hielten uns indeß zu weit hinauf am Meere auf, d kamen so an das Ufer eines ziemlich bedeutenden Stromes, r hier ins Meer fällt. Er heißt der Nahr el Kasimijeh, ist der e Leontes und kömmt vom Norden aus dem großen Thal zwi-en dem Libanon und Antilibanon. Der Strom war zu breit d tief, als daß wir hindurchzureiten wagten. Wir mußten um-nden und durch Untiefen und über Felder eine ziemliche Strecke jen Osten reiten, bis wir an die große, recht gute, Brücke kamen, landeinwärts über den Strom führt. Nicht weit davon lag großer Khan und neben der Brücke am Flusse wurde eine erde von Schafen und Ziegen getränkt. Unser Weg führte bald rauf wieder nahe ans Meer. Rechts vom Wege zogen sich Hö-n hinauf, die fernen Vorhügel des Libanon. Nach 4 Stunden aren wir bei den Trümmern eines Ortes Adlan, daneben sich mlich steile Anhöhen mit alten Gräbern fanden. Merkwürdiger aren uns andre Ruinen zur Linken, die ein Paar Stunden iter am Wege liegen. Etwas entfernt liegt auf einer Anhöhe n Dorf. Das heißt Surafend und sagt uns, daß jene Ruinen er vielmehr Spuren eines alten Ortes die Reste von dem alten rpath oder Zarepta sind. Die Geschichte von Elias wird an ser Stätte lebendig. Nachdem der Herr ihn am Bache Krith rch Raben hatte nähren lassen, kömmt er nach Zarpath zu er Wittwe und wohnt in ihrem Hause. Und das Mehl ward cht verzehrt im Gefäß und dem Oelkruge mangelte nichts nach m Worte des Herrn. Als aber der Sohn der Wirthin zum ode krank ward, da ward er wieder lebendig gemacht durch das ebet des Elia und das Weib erkannte, daß er der Mann Gottes i. Die Geschichte gehet an dieser Stätte dem Geiste vorüber.

Auf unserem weiteren Wege ward die Gegend zuweilen recht lieblich. Mit freudiger Erinnerung gedenke ich einer schönen Quelle, an der wir uns eine Weile aufhielten. Schöne Bäume standen umher, und ringsum grünte die Erde. Ein Haufe Araber stand um das Wasserbecken der Quelle und hatte es leider durch eingestreutes Heu verunreinigt, so daß wir auf das Trinken darauf verzichteten. Sie waren freilich unter lautem Geschrei dabei, das Becken zu reinigen, und bedeuteten uns, daß wir uns so lange niederlegen möchten, bis das Werk gethan sei. Wir aber tränkten unsre Pferde und zogen weiter. Mit freudiger Erinnerung gedenke ich ferner einer andern lieblichen orientalischen Landschaft, die sich bald darauf unserem Auge darstellte. Ein kleiner Fluß floß zum Meer hinab. An seinen Seiten standen blühende Oleanderbüsche. Rechts vom Wege war am Fluß ein kleines grünes Feld, dort lagerte sich eine kleine orientalische Karawane. Männer und verschleierte Frauen, Pferde und Esel saßen und standen umher. In der Ferne lag vor uns das Ziel unsres heutigen Weges, Sidon, am Meer, von schönem Grün umgeben. Wir waren gegen 9 Stunden geritten, da nahten wir uns den schönen Gärten, die Sidon umgeben und bis zu den Bergen im Osten sich hinerstrecken. Aus den Gärten blicken Gartenwohnungen hervor. Durch diese Gärten hindurch ritten wir dem Kastel vorüber zum Thore von Sidon und erkundigten uns angelegentlich nach einer Locanda. Mir namentlich war es sehr darum zu thun, einmal wieder eine Nacht ordentlich zu schlafen. Die Anstrengungen der Reise und die kalte Lagerung im Khan zu Tyrus hatten mich sehr mitgenommen. Aber so sehr wir uns erkundigten, wir konnten nichts andres, als einen Khan auftreiben; wir mußten uns in die Nothwendigkeit fügen und richteten uns, so gut es ging, in dem öden, kahlen Gemach des Khans ein. Dieser Khan war einer von den 6 Khanen, die sich in Sidon finden, und hieß der französische, weil er einst den Franzosen gehört hat. Er war ein großes, langes Gebäude mit einem großen Hofraum, daneben Hallen für die Thiere, oben mit einigen Gemächern für Menschen.

Wir waren also in Sidon. Sidon ist uralt, die älteste phönizische Stadt, kömmt schon zu den Zeiten der Erzväter vor. Sie war in späteren Zeiten eine wichtige Handelsstadt, wenn sie auch von Tyrus, ihrer Tochterstadt, überflügelt ward. Der Reihe nach kam sie unter die Herrschaft der Assyrer, Perser, Macedonier, Syrer und Römer. Schon zu Pauli Zeiten gab es dort Christen; später ward es ein Bisthum. In den Tagen der Kreuzzüge war es bald in den Händen der Christen, bald der Muhamedaner,

ört und wieder aufgebaut. Zuletzt wurde es von den
ren besessen, bis es im Jahre 1291 in die Gewalt der
aner zurückfiel. Sidon blieb unbedeutend, bis der Drusen-
Fakhreddin zu Anfang des 17. Jahrhunderts es mit
luten verschönerte und Handel und Verkehr zu heben
er Handel mit den Franzosen besonders erhob sich zu
utenden Höhe. Die Franzosen hatten hier damals ihren
nd ihre Niederlagen. So blieb es bis zu Ende des
hunderts; Sidon blühte. Seitdem aber ist der Handel
untergekommen und Beirut hat, wie alle andern Mee-
so auch Sidon überflügelt. Doch ist auch heute noch
r größer und bedeutender als in Tyrus. Baumwolle
sind es besonders, die den Gegenstand des Handels

gingen gegen Abend aus unserem Khan, um das oft
id immer wieder erstandne Sidon, das jetzt Saida heißt,
ehen. Unser Weg führte uns zuerst zu dem kleinen ver-
Kastel im Norden, das hier einst von den Kreuzfahrern
orden ist. Eine steinerne Brücke führt von der Stadt zu
t im Hafen, darauf es liegt. Es ist aber nichts Be-
n dieser Ruine. Beim Weggehn von dort sahen wir
Hafen an, der durch eine Felsenreihe im Meer gebildet
so versandet ist, daß die großen Schiffe draußen liegen
üssen. Wir gingen nun durch die Stadt nach ihrem
u. Die Straßen, wodurch wir kamen, waren enge und
Eine Zahl sidonischer Jünglinge gesellte sich auf unserm
ins, und ließ nicht ab, uns zu begleiten, so gern wir
Begleitung entledigen wollten. Wir kehrten in einem
ein und tranken Cypernwein. Es war ein dunkler
Laden. Die Jünglinge gingen mit hinein. Wir gingen
im Süden von Sidon hinauf, wo der alte große
m, die Festung Sidons, steht, und wandelten dort um-
idonischen Jünglinge immer hinter uns her, als ob sie
uropäer gesehen hätten. Von diesem Südende erstreckt
tadt nach Norden und Nordwesten zu. Wir erfreuten
er Höhe an dem Blick über das Meer nicht allein,
ch auf das Land hinter der Stadt, auf das Grün der
s ist wirklich eine liebliche Ebne, die sich hinter der Mauer
die von Süden gegen Norden läuft, bis an die Berge
Sie ist reichlich durch Wasserleitungen und die Anwen-
Wasserrädern, die von Ochsen getrieben werden, bewäs-
ägt sehr schöne Pflanzungen. Granaten-, Feigen- und

Orangenbäume wachsen hier, und die Maulbeerbäume w
in großer Zahl für den Seidenbau gezogen. So liegt Sido
mit seinem Inneren und Aeußeren, auch mit der Zahl ihre
wohner, viel bedeutender, als ihre alte Nebenbuhlerin Tyrus
wohnen hier 8000 Seelen. Der Mehrzahl nach sind sie f
Muhamedaner; die andern sind griechische und römische Ch
und Juden.

Der anhaltende Ernst, mit dem die sidonischen Jüng
unseren fränkischen Schritten überall hin folgten, ward uns
doch ermüdend langweilig, und wir zogen es vor, uns in un
Khan zurückzuziehen. Wir machten also noch einige Einkäuf
Lebensmitteln, und wanderten dann in unsre Herberge. Di
ermüdlichen Sidonier folgten bis zum Thor des Khans und
loren sich erst von dort an auf andre Bahnen. Mehrere R
hatten ihre Pferde und Esel im Khan untergebracht und
Mukary sich für die Nacht auf dem Hofe eingerichtet. Wir
uns in unser Gemach zurück, legten unsern Leib auf den
Boden, unser Haupt, wie gewöhnlich, auf unser Gepäck,
sahen so dem Schlafe entgegen. Ich aber fühlte mich so un
und angegriffen, wie noch niemals.

Zum zweiten Mal Beirut.

Khan Neby Juna. — Eselhumor. — Wüste und Berg. — Ankı
Beirut. — Bairamfest. — Geschichte und Lage der Stadt. — Die
gelischen. — Rüstung zur Libanonreise.

Es war am 14. Mai, einem Freitag, sehr frühe, daß
Sidon verließen. Die sidonischen Jünglinge mogten von der
strengung des gestrigen Tages noch ausruhen und von den Fr
träumen. Eine halbe Stunde von Sidon kamen wir übe
Nahr el Auly, den alten Bostrenus, der vom Libanon her
kömmt. Hinter dem Fluß treten die Ausläufer des Libanon
an das Meer, und der Weg geht abwechselnd über beschw
Felsen und am Ufer entlang. Die Gegend wird immer öder;
der Anblick des immer näher kommenden und immer größe
erscheinenden Libanon ist herrlich. Nach einem Wege von
Stunden kamen wir an den Khan Neby Junas, in dessen
ein muhamedanisches Begräbniß vorhanden ist und nach
Sage der Muhamedaner die Stelle bezeichnet, wo der Fisch
Propheten Jonas an das Land geworfen hat. Wir kehrten
und beschlossen, im Khan zu bleiben, bis unser Genosse

wald, der heute mit seinem Reitesel ganz hinter uns zurückgeblieben war, sich wieder zu uns gesellt hätte. Der Khan war klein, wie alle an dieser Küste sind; aber mit einem Wirthe besetzt, bei dem man Kaffee und Lebensmittel, natürlich schlecht alles, aber doch haben konnte. Es war ein kleiner, schmutziger, nach dem Wege offener Raum. Es saß ein Türke darin, der nach Beirut wollte und seinen Bedienten draußen bei seinem trefflichen Pferde hatte. Der Türke war sehr freundlich und bot den Franken Tabacl für ihre Pfeifen. Es dauerte lange, bis unser Eberwald nachkam, und als er endlich kam, war er höchst verdrießlich über seinen Esel und klagte uns die große Noth, die er mit dem Thiere gehabt. Der Esel hatte, wie schon zuweilen an den vorigen Tagen, so heute auch und heute Morgen ganz besonders seine humoristische Natur walten lassen. Nicht allzufern von Sidon schon hatte er sich niedergeworfen und war erst durch höchst eindringliche Maßregeln vermogt worden, wieder aufzustehen und seinen Humor fahren zu lassen. Aber bald, wie Eberwald ein Paar Muscheln am Meer sammeln will, und absteigt, um gleich wieder aufzusitzen, da läuft ihm der Esel ziemlich weit in das flache Meer hinein und bleibt ungeachtet aller Steinwürfe, die sein Reiter ihm zusendet, im Meere stehen, wie um zu versuchen, ob es ihm im Meer nicht besser gelingen mögte, als auf dem Lande, Tücke auszuführen. Eberwald steht am Ufer und fleht seinen schalkhaften Esel an. Es kömmt grade ein griechischer Mönch zu Pferde und ist so freundlich, hineinzureiten und den Humoristen auf das Trockne zurückzubringen. Mit vieler Mühe war darauf Eberwald endlich bis zu uns gekommen. Nach einiger Zeit verließen wir unseren Khan wieder und zogen immer gegen Norden. Der Doctor ritt auf seinem muthigen Pferde voraus und entschwand unserm Auge; wir andern hielten mehr zusammen. Wir kamen noch mehreren Khanen und Felsen mit Steineichen und andern Bäumen vorüber, und erreichten nach langem öden Ritt am Meeresufer um Mittag den Khan Khulda, in dessen Nähe Sarkophage am Berge sich finden. Der Weg verließ darauf das Ufer, das sich gegen Nordwesten zieht, das kahle Vorgebirge Beirut trägt, dort umbiegt und die Rhede von Beirut bildet. Der Weg ward jetzt entsetzlich sandig; weithin um uns dehnte sich die röthliche Sandwüste aus. Wunderlieblich sticht gegen diese Wüste der Libanon ab mit dem herrlichen grünen Thal an seinem Fuß, mit seinen angebauten Abhängen; mit seinen Schluchten und Dörfern, so wie mit einzelnen Schneegipfeln. Afrikanische Wüste um uns, die Fruchtbarkeit und der Fleiß der gemäßigten

Zonen neben uns und darüber die Schneeregion des Nordens. Das Ganze machte in der wundersamen Beleuchtung, in der es da lag, einen besondern Eindruck auf uns, so daß wir zuweilen stille hielten und die Naturlandschaft ansahen. In der großen Sandwüste um uns fiel mein Pferd mir unter dem Leibe nieder, und nur der Mittheilung aller Lebensmittel, die ich bei mir hatte, gelang es, dem Thier wieder aufzuhelfen. Der Weg war freilich unendlich mühsam und der Mukary hatte das arme Thier am Morgen vielleicht schlecht gefüttert. Ich gab ihm alles Brot, das ich hatte und tränkte es, als bald in einem kleinen Thale ein kleiner Bach sich zeigte. So gelang es, das ermüdete Thier bis Beirut zu bringen. Es ging freilich jetzt sehr langsam, und erst spät am Nachmittag waren wir neben dem großen Pinienhain, der eine halbe Stunde von Beirut entfernt liegt. Hier ward mir die Gegend bekannt; nicht lange, so sah ich die kleine Wohnung, von deren Terrasse ich vor wenig Monden mit den beiden Russen und Herrn Siedle den Libanon angesehen hatte. Ich zog jetzt voran und bildete den Führer unsrer kleinen Karawane. Unser Weg zog sich durch die Gärten mit Maulbeerbäumen, die mit ihren Zweigen sehr kurz beschnitten werden, und mit andern Fruchtbäumen entlang. So kamen wir endlich zum Thor und zu dem großen freien Platz, der sich an dieser Seite hinzieht. Hier war ein ungeheures Gewoge und Geräusch. Es ward von den Muhamedanern das Bairamfest gefeiert. Der Fastenmonat war mit seinen großen Entbehrungen zu Ende, und die Moslem überließen sich nun der Freude. Der Platz war voll von Eltern und Kindern. Allerlei Spiele und Unterhaltungen waren vorhanden; allerlei Eßwaaren und andre Dinge standen aufgehäuft und Musik erscholl umher. Während wir durch dieses Getöse hindurchzogen, kam uns unser vorangeeilter Doctor entgegen, und führte uns durch mehrere Straßen zu dem Hause, wo er eingezogen war. Unser Freund Schatzmann, den wir in Jerusalem verlassen hatten, war über Jaffa hierher gekommen und hatte in einem arabischen Hause seine Wohnung. Zu ihm zog der Doctor. Ich ritt zu dem nicht weit entfernten Hotel de l'Europe, wo ich vor einigen Monaten mit meinen damaligen Reisegenossen gewesen war. Der Müller Eberwald fand in der Stadt eine andre Wohnung. So waren wir drei Reisegenossen getrennt und doch zusammen in der einen Stadt und blieben so einige Tage, bis wir uns aufs Neue zur Wanderung aufmachten.

Diese Tage, die ich nun in Beirut zubrachte, benutzte ich, mir die Stadt näher anzusehen, als es das erste Mal möglich

geworden war. Beirut ist das alte Berytus der Griechen und Römer. Es war in den ersten Jahrhunderten nach Christo durch bedeutende Lehranstalten berühmt, kam in der Zeit der Kreuzzüge, wie die andern Städte, aus einer Herrschaft in die andre, aus den Händen der Muhamedaner in die der Christen und wieder umgekehrt. Der Freund und Beförderer Sidons, der Drusenemir Fakhreddin, war auch der Freund und Beförderer Beiruts, und Handel und Verkehr fing an zu blühen. In den neuesten Zeiten hat Beirut sich ganz bedeutend gehoben. Die Bevölkerung hat in seltenem Maße zugenommen. Aus 10,000 Einwohnern sind im Verlauf von 30 Jahren 50,000 geworden. Beirut ist jetzt der eigentliche Hafen von Damaskus, und aller europäischer Handel nach dieser Gegend geht über diese Stadt. Die europäischen Mächte haben hier ihre Consuln und eine Menge Europäer hat hier Handlungshäuser. Beirut liegt an einem Abhang dem Meere zu. Die Straßen sind auch hier theilweis eng und laufen kreuz und quer von der Höhe zum Hafen hernieder; doch giebt es auch einige breitere und stattlichere, so wie einige freie Plätze und viele recht schöne Häuser hie und da. In der Mitte liegen die ausgedehnten mit allerlei Waaren reich ausgestatteten Bazars. Um die Stadt her erheben sich die Höhen mit den schönen Gärten und Gartenhäusern, von hohen Kaktushecken umzäunt. Einige Gartenhäuser sind in saracenischem, andre in mehr europäischem Stil erbaut, und sehen zwischen dem Grün der Anpflanzungen gar angenehm aus. So liegt Beirut da, groß und ansehnlich, in frischer, gesunder, vom Meere gekühlter Luft, im Angesicht des Libanon.

Ich besuchte in diesen Tagen meines zweiten Aufenthalts in Beirut auch den deutsch-evangelischen Prediger Krämer. Von den Bewohnern war ein guter Theil schon lange christlich. Namentlich waren hier immer viele Maroniten ansäßig. Seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ward die Stadt von der nordamerikanischen evangelischen Mission zum Hauptsitz ihres Wirkens in Syrien gemacht. Die Missionäre hatten zwar anfangs längere Jahre hindurch viele Anfechtungen zu dulden, haben aber ausgehalten und arbeiten jetzt in Beirut und dem Libanon mit großem Segen. Unter ihnen wirkte bis zum Anfang des Jahres 1857, wo er starb, der Reisegefährte Robinson's, der mit der Sprache und den Sitten des Landes vertraute Eli Smith. In und um Beirut in den Libanon hinein haben sich amerikanische Gemeinden gebildet. In Beirut ist eine Knaben- und eine Mädchenschule, darin der Unterricht in arabischer Sprache ertheilt wird.

Im Libanon sind über 30 Schulen mit 1000 Schülern und Schülerinnen. Auch ist dort das Seminar, worin tüchtige Zöglinge in einem Zeitraum von 4 Jahren zu Missionaren und Lehrern herangebildet werden. So hat die nordamerikanische Mission hier mit gutem Erfolge gewirkt. Seit einiger Zeit war aber auch eine Anzahl von Evangelischen deutschen und französischen Stammes in Beirut. Diese schlossen sich am Ende des Jahres 1856 zu einer evangelischen Gemeinde zusammen, und erhielten an dem Pastor Krämer, der von dem Jerusalemsverein von Berlin aus dahingesandt wurde, ihren Prediger und Seelsorger. Die evangelische Gemeinde ist also noch jung, auch noch klein, besteht aus 70 Seelen. Aber sie hat einen guten Anfang genommen und das kirchliche Leben erfreut sich eines herrlichen Wachsthums. Der Pastor Krämer ist ein Mann, der mit großem Ernste sich die Befestigung und Hebung seiner Gemeinde angelegen sein läßt, und steht bei ihr in hoher Achtung. Er hat in neuester Zeit freiwillig auch das mühsame Amt eines Lehrers übernommen. Nachdem man für den Gottesdienst anfangs die Kapelle der Nordamerikaner benutzt hatte, wurde Pfingsten 1857 die eigne kleine freundliche Kapelle in der Pfarrwohnung eingeweiht. Darin werden nun die Gottesdienste bald deutsch, bald französisch gehalten. Eine von Berlin gesandte Orgel leitet den Gesang. Ich besuchte Pastor Krämer mit meinem Freunde Schatzmann am Sonnabend, den 15. Mai. Der liebe Mann nahm mich sehr freundlich auf; und es that mir aus dem Grunde meines Herzens leid, daß ich seiner Bitte, einmal zu predigen, wegen meines damals schon den Weg zu der Ruhr gehenden körperlichen Unwohlseins nicht nachkommen konnte.

Das Unwohlsein, das ich schon in den letzten Tagen der Reise gespürt hatte, kam in Beirut immer mehr zum Ausbruch. Die Anstrengungen der Reise waren sehr groß gewesen; es mag auch einige Unvorsichtigkeit mit dem Wassertrinken aus den Quellen hinzugekommen sein. Ich ward krank, zwar nicht an dem sonst hier gewöhnlichen Fieber; aber dafür stellten sich ruhrartige Zufälle ein. Ich ging freilich umher in der Stadt und machte auch Besuche. Aber am Sonntag, den 16. Mai, war ich wirklich recht krank, und fürchtete, die Reise nach dem Libanon, die ich vorhatte mit meinen Genossen zu machen, aufgeben zu müssen. Doch am Montag fühlte ich mich wieder wohler und es schien mir möglich, am nächsten Tage abreisen zu können. Wir mietheten also Pferde für die ganze Reise durch den Libanon nach Damaskus und über die Cedern zurück nach Beirut. Auch Eberwald,

…m der schelmische Esel von Akka alles fernere Reiten auf Eseln …rleidet hatte, nahm ein Pferd. Ein Kaufmann aus Damaskus, …ermanos mit Namen, der in dem arabischen Hause, wo Schatz…ann sich aufhielt, wohnte, wollte mit uns ziehen. So war am Montagabend alles geordnet und zur Weiterreise gerüstet, und …h konnte in mein Tagebuch schreiben: „Es ist alles für die …eise nach Damaskus vorbereitet. Ich bin freilich wegen meines …eidens nicht ohne Furcht. Gott der Herr gebe mir seine Kraft, …ß ich wohlbehalten von dieser Reise hierher zurückkehre.“

Der Libanon.

…nfang unsres Weges. — Charakter des Gebirges. — Beschwerde der …ergreise. — Das Interesse derselben. — Wunderschöne Abendlandschaft am Ende des Libanon. — Ein seltenes Nachtlager.

Auf dem bekannten Wege zwischen Kaktushecken hindurch …tten wir am Dienstagmorgen, am 18. Mai, von Beirut hinweg. …s war zunächst die Straße, die wir vor wenig Tagen gekommen …aren. Bei dem großen Pinienwalde trennt sich der Weg nach …amaskus von dem Wege nach dem heiligen Lande. Wir ritten …nks an diesem Walde entlang. Der Wald ist als ein Damm …nd eine Wehr gegründet worden, um das Vordringen und Ueber…then des röthlichen Wüstensandes aufzuhalten. So erhebt er …h eine lange breite Pallisadenreihe mit seinen Tausenden von …hen, geraden Stämmen, die wie Säulen so schön und grade … die Höhe laufen. Hinter dem Walde kamen wir in eine von …eineren Erhebungen durchzogene und mit Oliven- und Maul…erbäumen bepflanzte Ebne, ritten durch einen kleinen Fluß, der …h von hier in das Meer ergießt, und gelangten über diese Vor…ufen in das Gebiet des eigentlichen Libanon, den wir schon von …nfang an vor Augen gehabt und so oft schon früher aus der …erne angeschaut und bewundert hatten.

Der Libanon heißt: der weiße Berg. Er hat diesen Namen …en so wohl von dem ewigen Schnee, der auf seinen höchsten …ipfeln ruht und in diesen Gegenden dem Wandrer besonders …ffällt, als von seiner weißlichen Farbe. Er besteht nämlich aus …urakalkstein, der dem Reisenden so oft im Strahl des Lichtes …it seiner blendend weißlichen Farbe entgegenleuchtet. Der süd…he Anfang des Libanon ist in der Breite zwischen Sidon und …eirut. Sidon gegenüber landeinwärts im Nordosten des heiligen …andes und in der Quellengegend des Jordan erhebt sich zu einer

Höhe von 10,000 Fuß der große Hermon, den wir so oft auf unsrer Reise gesehen haben, ein Riesenwächter vor dem Zugang zum heiligen Lande und trägt heut zu Tage den sehr angemessenen Namen des Dschebel esch Schech oder Scheikh. Er ist wirklich ein Schech unter seines Gleichen. Von ihm gehen zwei mächtige Bergzüge aus, die in ziemlich paralleler Linie gegen Norden laufen. Der westliche dieser beiden Züge, von dem alten Hermon durch das enge, tiefe Leontesthal getrennt, ist der Libanon. Er läuft parallel mit der Küste des mittelländischen Meeres, gehet von der Gegend Sidons ziemlich aufwärts über Tripolis hinaus und reicht dort dem Taurusgebirge die Bruderhand. Er ist in seinem Laufe höchstens eine Tagereise breit. Der Abfall dieser gewaltigen Gebirgsmauer ist nach Westen dem Meere zu ein ziemlich allmäliger. Der eigentliche hohe Gebirgskamm liegt im Osten an der Seite des großen Thales, das zwischen dem Libanon und Antilibanon liegt. Der Abfall gegen Westen ist durch eine Zahl von Flußbetten zerklüftet, aber daneben wohl bewohnt und bebaut. An dem Abfall hängt eine Menge Dörfer und Klöster, die einen prächtigen Anblick geben. Der Anbau geht daneben in Terrassenbildungen hoch hinauf und zeugt mit seinen Baumgruppen und Fruchtfeldern von dem großen Fleiß der Libanonvölker.

Unsre Reise durch den Libanon auf dem Wege nach Damaskus war eine sehr beschwerliche. Man wundert sich oftmals, daß dies die Landstraße vom Meere nach dem so hoch gepriesenen Damaskus sein soll. Sie ist es, und sie ist es noch eben so, wie vor Jahrtausenden. Keine Menschenhand bessert daran. Mit der größten Mühe und Beschwerde werden Personen und Waaren hinübergeschafft. Der Weg geht bald durch Thäler, bald über Höhen und an tiefen Schluchten vorüber. Oft ist es ein hingestreuter Felsenhaufen, über den man hinüber muß, und man begreift nicht, wie man da mit heiler Haut, ohne zu stürzen, hinüberkömmt. Die Pferde sind freilich solche Wege gewohnt, und man muß diese Thiere bewundern, wie sie den Reiter über die Felspartieen bringen, wie sie von Fels zu Fels mit ihren Füßen untersuchen, ob die Unterlage sicher genug ist, und sie dann von einem zum andern sich schwingen. Die Zeit geht dem Reiter freilich schnell dahin. Denn mit der größten Gespanntheit begleitet er die Anstrengungen und den Fortschritt seines Pferdes. Es hängt ja sein eignes Leben daran.

Dennoch bei all dieser Beschwerde und Gefahr hatte unser Weg durch den Libanon seinen großen Reiz und sein großes Interesse. Zwar seine Bergzüge zeichnen sich nicht eben durch

scharfe, wilde Gestaltungen aus; sie ziehen sich meist langgestreckt dahin, von runden platten Gipfeln durchbrochen. Auch sind die großen Waldungen alter Zeiten sehr herabgekommen. Dennoch ist die Bergegend schön. Zwischen den einzelnen Bergzügen finden sich oft tiefe, romantische Schluchten, darin Bäche hinabfließen. Neben ihnen bilden die Bergabhänge mit den Berggipfeln in der hier oft so eigenthümlichen Beleuchtung einen überraschenden Anblick, zumal wenn von den höheren Kuppen herab der Schnee im Strahl der Sonne blendend da liegt. Auf den Höhen genießt man eine außerordentlich frische, freie Luft und zuweilen einen weiten Fernblick über Höhen und Tiefen, Dörfer und Klöster bis zum Meer. Dabei ist der Blick auf den großen Fleiß der Bewohner, wie sie besonders im Westen jeden Fleck Erde benutzt haben, sehr angenehm. Da sieht man hoch hinauf auf Terrassen die Weinreben-, Olivenpflanzungen und Kornfelder. Die Terrassen steigen dort in Stufen aufwärts und sind an den Enden durch Steinwälle gehalten. Je weiter gegen den östlichen Abhang, desto weniger tritt diese Kultur dem Wandrer entgegen. Neben diesem Anbau ist der Pflanzenwuchs ein sehr mannichfaltiger. Zu allem Diesem kamen die verschiedenen Begegnungen von Wandrerzügen und lebendigen Gruppen im Gebirge. An den Khanen, deren es hier alle zwei Stunden jedenfalls einen giebt, platten Steingebäuden mit Ställen und Brunnen daneben und einem Wirth darinnen, trafen wir im Anfang besonders oft bunte Gruppen von Gebirgsbewohnern und Reisenden, die sich umherlagerten und mit Erquickung des Leibes beschäftigt waren. Auf unserem Wege kamen wir vielen Heerden von Schafen und Ziegen mit ihren Hirten vorüber. Größere Karawanen von Pferden und Maulthiere mit Reisenden und Waaren begegneten uns. Verschleierte Frauengestalten ritten zwischen diesen Karawanen. Orientalisch zerlumpte Treiber trieben die beladenen Thiere. So zogen wir durch den Libanon, das Gebirge, so hochgefeiert einst in den Tagen des alten Bundes, wo es mit seinem Reichthum von Cedern und Cypressen noch herrlicher, als jetzt, da gelegen haben mag, und aus seinen Steinbrüchen Steine zum salomonischen Tempelbau gab, wie Cedernholz aus seinen Wäldern. Es wird von den Propheten und Dichtern des alten Testaments zum Bilde des Lieblichen sowohl, als des Erhabenen und Gewaltigen gebraucht.

Es war am späten Nachmittag, daß wir durch den östlichen, mächtigen Gebirgskamm hindurchzogen. In einem langen Thale hielten wir eine Weile bei einem Khan am Wege an. Am Aus-

nach. Ihre alte wilde Freiheitsliebe haben sie behalten. In neuesten Zeiten hat die amerikanische Mission bereits einigen folg unter ihnen gehabt, und scheint immer tiefer unter sie bringen zu wollen. Die Drusen sammeln sich zahlreich um Predigt des Evangeliums und schicken ihre Kinder fleißig in Schulen der Missionäre. Was ihre Kleidung anlangt, so tra sie weite Kniehosen; darüber weite Oberröcke, die doppelte Ae von verschiedener Farbe, unten blauer, oben grauer Farbe, ha An den Frauen fällt besonders das einen Fuß lange, dünne auf, das zuweilen ganz von Silber, gewöhnlich mit Silber ausgelegt und vorn am Kopf befestigt ist. Von diesem Horn ein weißer Schleier hernieder, der das Gesicht verhüllt. Es eigenthümlich aus, diese gehörnten Gestalten dahin wander sehen.

Das zweite und jetzt das mächtigste Hauptvolk der B sind die Maroniten. In der Mitte des 7. Jahrhunderts Christi Geburt bewegte ein großer Lehrstreit die griechische Ki Es war die Frage, ob unser Heiland als Gott und Mensch, er beides war, in seinem Leben auf Erden nur einen W gehabt habe, oder einen zwiefachen, einen göttlichen und e menschlichen, dies freilich so, daß der menschliche sich imme dem göttlichen Willen untergeordnet habe. Die Anhänger des e Willens wurden unter dem Namen der Monotheleten von Kirche verworfen. Solche Monotheleten haben den Ursprung Maroniten gebildet. Sie nannten sich Maroniten nach dem Marun, der hier einst gelebt hat, und von ihnen als Heil verehrt wird. Nachdem die beiden großen christlichen Kirchen, des Morgen- und des Abendlandes sich geschieden hatten, un warfen sich die Maroniten im Jahre 1182 dem römischen St und der katholischen Kirche, und so sind sie bis jetzt geblie Es wohnt unter ihnen eine außerordentliche Verehrung des P stes, und ihren Priestern widmen sie den größten Gehors Wenn auch im Ganzen der katholischen Lehre anhängig, ha sie doch auch ihre kirchlichen ihnen zugestandenen Abweichun Sie haben noch die alte syrische Messe von Ephraem Syrus syrischer Sprache. Es versteht sie freilich Keiner; denn die Vo sprache ist die arabische. Nur das neue Testament wird ara gelesen. Sie feiern das Abendmahl anders, als die katholi Kirche, nämlich unter beiderlei Gestalt; der Kelch ist ihnen entzogen. Die meisten ihrer Priester sind auch verheirathet. haben ihren besondern Heiligen, den St. Marun, eine gr Menge Klöster, deren Einkünfte groß sind. Mehrere Bischöfe st

der maronitischen Kirche vor. An ihrer Spitze steht ein Patriarch, der sich Patriarch von Antiochien nennt, und im Kloster Kanobin nicht weit von den Cedern seinen Sitz hat. Acht hohe Collegien finden sich im Lande, worin die Zöglinge ziemlich gut unterrichtet werden. In Rom haben sie das Recht mehrere Zöglinge unentgeltlich unterrichten zu lassen. Wenn die Maroniten auch zerstreut über den ganzen Libanon wohnen, so ist ihr Hauptwohnsitz doch der Norden, von Beirut aufwärts. Ihre Zahl wird auf 180,000 angegeben. Durch die Uebertritte früherer muhamedanischer Häuptlinge haben sie sich besonders gemehrt, und die Edlen der Berge gehören jetzt ihnen an. Sie sind ein sehr fleißiges und thätiges Volk, das den Boden trefflich bebaut. Ihre Dörfer und Flecken liegen sehr lieblich und zeichnen sich durch die Wohnungen, wie durch die Umgebungen aus. Es ist sehr gut unter ihnen zu reisen. Sie sind ein freundliches, in ihrer Religion wohl etwas engherziges, aber gegen Fremde sehr gefälliges Volk, unter dem uns recht wohl gewesen ist. Dabei sind sie gleich ihren Nachbarn, den Drusen, eine freiheitsliebende, tapfere Nation, die eigentlich nur dem Namen nach unter den Türken steht. Mit den Drusen lebten sie sonst in langer Fehde, jetzt aber in gutem Frieden. Gleich den Drusen tragen sie Schnurrbärte und ein dunkles Tuch um den Feß auf dem Kopfe; sonst ist ihre Kleidung nicht eben weiter von der orientalischen verschieden.

Der Antilibanon.

Das große Thal zwischen den Bergen. — Das Gebirge des Antilibanon. — Ein reicher moslemitischer Pilgerzug. — Eine Dorfherberge im Gebirge. — Blick in eine schöne Ebne.

Der frühe Morgen des 19. Mai traf uns schon zu Pferde. Wir ritten von der kleinen Hütte aus in das große Thal el Bekaa hinein, das sich zwischen dem Libanon und dem Antilibanon (der bei den alten Schriftstellern Antilibanus heißt) ausbreitet. Dieses Thal ist das alte Coelesyrien, und wird von Süden gegen Norden immer breiter. Der Leontes ergießt sich mitten hindurch gegen Süden. Das Thal liegt mehrere tausend Fuß über dem Meere und ist 5 bis 6 Tagereisen lang. Die Breite ist verschieden. An der Stelle, wo wir es durchritten, brauchten wir drei kleine Stunden. Es ist sehr fruchtbar und könnte, wohlangebaut, ein rechter Fruchtgarten werden. Es war vortrefflich durch dies Thal hindurch zu reiten, und mein Pferd

war so munter und rasch, daß ich nicht anzuspornen brauchte, und doch gewöhnlich an der Spitze unsres Zuges war. Es war ein andrer Weg, als gestern über die Felsen des Libanon. Eine Brücke führte über den Leontesfluß, und einige niedrige Hügel leiteten uns in die Thäler des Antilibanon.

Der Antilibanon heißt bei den Arabern Dschebel esch-scharki, d. i. der östliche Berg. Er steigt vom Hermon aufwärts gegen Nordosten, wird im Laufe höher und geht in mehreren parallelen Bergzügen fort. Diese Züge trennen sich später. Der eine verläuft sich gegen Osten nach der Wüste zu; der Hauptzug geht in der alten Richtung aufwärts, wird allmälig wieder niedriger und kömmt mit seinen letzten Ausläufern bis Hums, dem alten Emesa. Damaskus gegenüber sendet der Antilibanon mehrere Hügelreihen aus, die sich bis in die Nähe der Stadt hinziehen. Die interessanteste, wasserreichste und fruchtbarste Gegend des Gebirges, ist die Gegend von Sebedany. Dem Antilibanon eigenthümlich sind die hohen Pappeln. Die Bergkette ist übrigens lange nicht so hoch, wie der Libanon, auch nicht so wasserreich, bietet indessen doch manches schöne Weide- und Kornland.

Durch ein langes Thal ritten wir dahin. An den Seiten zogen sich niedrige Berge, mit allerlei Gesträuch bedeckt, entlang. Von dem Thale kamen wir in eine weitere Thalebne, wo wir uns an einem Bache auf den Wiesen lagerten. Nicht weit von uns befanden sich andre Wandrer am Bache. Unter ihnen war ein vornehmer Moslem mit seinen Frauen und seiner Dienerschaft. Es ward uns gesagt, daß er nach Damaskus reise, um sich dort dem großen Pilgerzuge nach Mekka, der bald abgehen sollte, anzuschließen. Eine reichverzierte Sänfte mit Vorhängen wurde an Stangen von Pferden getragen. Darin ward die Lieblingsfrau des Moslem befördert. Mehrere Frauen saßen neben ihren Pferden. Der Moslem selber, reich gekleidet, stand neben seinem stolzen arabischen Roß. Die Dienerschaft umher war mit den Maulthieren und dem Gepäck beschäftigt. Sie zogen vor uns ab; aber ihr Zug ging sehr langsam und wir holten ihn bald wieder ein. Es war eine wilde romantische Schlucht, in die wir kamen. Wunderbare Felsbildungen standen an unserem Wege, und ein Meer von Steinen war unter uns. Es sah besonders aus, wie durch diese romantische Schlucht der bunte phantastische Zug des Moslem sich dahinbewegte. Er ging uns zu langsam, hielt auch oft stille. Wir ritten über Felsen ihm vorüber.

In der Mitte des Nachmittags lag links vom Wege auf einer Höhe vor uns das Dorf Dimas. Hier wollten wir diese

Nacht bleiben. Wir ritten die Höhe hinauf, über eine Wasserleitung hinüber, und kamen von unserm Mukary geführt zu einer Art Herberge, wo wir übernachten konnten. Durch ein schlechtes Thor ritten wir auf den Hofraum und übergaben dem Mukary unsre Pferde. Zur Rechten des Hofraums waren mehrere Gemächer für die Hausbewohner. Das eigentliche Wohngemach war zugleich die Küche des Hauses. Im Hintergrunde grade aus vom Thor war ein etwas erhöhter überdeckter Platz mit freier Aussicht auf den Hof. Daneben ging ein schmaler Gang in ein hinteres, dunkles und dumpfes Gemach, wo freilich die Wände überweißt waren und ziemlich reinlich aussahen. Das Gemach wurde uns angewiesen. Wir fanden es aber zu dumpf darin, und zogen es vor, auf dem überdeckten Platze davor unser Nachtquartier aufzuschlagen. Der Platz ward also gereinigt und mit unsern Decken und Röcken belegt. Dann legten wir uns nieder und blickten in Ruhe auf den Raum vor uns. Da standen denn unsre Pferde und wurden gefüttert. Sie kamen sich dabei zuweilen zu nahe, und fingen an, sich mit den Füßen zu schlagen. An der Seite des Wohngemachs spielten muhamedanische Kinder und die Frau des Hauses lief ab und zu. Sie war mit weiten Beinkleidern, einem blauen Ueberrock, einem Schleier über den Kopf, mit hölzernen Pantoffeln an den Füßen und mit metallenen Ringen um die Arme bekleidet. Von der Terrasse des Nachbarhauses blickte eine alte neugierige Muhamedanerin auf unsre Gruppe hinab. Allmälig ward es lebendiger im Hause. Ein Paar Italiener, Kaufleute, kamen, beneideten uns um unsern Platz und bereiteten sich das dumpfe Gemach zum Nachtquartier. Zwei türkische Soldaten kamen und setzten sich auf die Erhöhung unsres Platzes. Wir beschenkten sie mit Taback, und zum Dank dafür tranken sie unsre Weinflasche rein aus. So kam der Abend heran und nach dem Abend die Nacht. Und besser, als die vorige Nacht schlief ich auf dem harten Lager im Hofe zu Dimas.

In der Morgendämmerung schon ritten wir von dem Dorfe wieder weg, begleitet von den andren Wanderern, die in Dimas übernachtet hatten. Der Weg wird von da an immer öder und trauriger. Berg und Thal ist gleicherweise unfruchtbar, bietet dem Auge keinen grünen Gegenstand. So ging es eine große Strecke weit. Endlich ritten wir eine kahle Höhe hinauf. Drüber hinaus blickten wir in eine große, weite, wunderschöne Ebne und in derselben wie auf einen großen weit sich erstreckenden grünen Wald. Inmitten dieses grünen Waldes zog sich in einer langen Linie ein weißer Streifen dahin. Es war das große gesegnete Thal el-Ghutah,

und jener weiße Streifen in dem großen Grün in der Ferne war Damaskus.

Ankunft in Damaskus.

Erwartungen. — Die grüne Umgebung. — Einzug. — Ueberraschung. — Orientalischer Charakterzug. — Uebergang von Poesie zur Prosa.

Wenn man Stunden lang auf einem öden Wege dahingepilgert ist und nun ins Angesicht des schönen Zieles kömmt, zu dem man hin will, so wird man wieder besonders lebendig. Die Wandrerlust, die zu ermatten anfing, lebt wieder auf; die Schritte, die langsam zu werden begannen, werden rascher. So ging es uns auch, als wir nach einem langen, öden Wege von der Höhe herab, daran das herrliche Ghutahthal sich anlehnt, in der Ferne Damaskus erblickten. Neuer Muth kam über die Seele, und neue Kraft über den Körper. Es war aber auch ein besonderes Ziel, das uns winkte. Es war Damaskus. Der Name klingt dem Abendländer so gar besonders; mit dem Namen verbindet sich ihm ein gar eigenes Bild. Welches? Nun zunächst das Bild einer uralten Wohnstätte. Er weiß, daß die Tage von Damaskus in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes hinaufreichen, daß ihr Alter nach Jahrtausenden gerechnet wird. Als Abraham ein Fremdling in dem verheißenen Lande wohnte, da stand schon Damaskus. Und von den Tagen an ist Damaskus durch die Geschichte gegangen, hat manchen Sturm erlebt, manchen Herrn gesehen, und doch steht es noch groß und mächtig nach Jahrtausenden da. Das ist das Bild von Damaskus, das man sich macht, das Bild eines uralten Hauses, das durch viele Wetter hindurchgegangen ist, viel erlebt und erfahren hat, und doch noch stark und fest aufrecht sich hält. Zu dem Bilde aber gesellt sich das andre einer herrlich gelegenen Wohnstätte. Ein uraltes Haus auf ewig grünem wunderlieblichem Boden gelegen, das ist Damaskus, so steht es vor dem geistigen Auge des Pilgers aus dem Abendlande. Er weiß, wie die Schriftsteller des Orients diese Stadt gepriesen haben in orientalisch wunderbarer Sprache als das Muttermaal auf der Wange der Welt, als die paradiesesduftige. Er weiß, daß Muhamed in ihrem Anschauen stehend mit den Worten umkehrte: „Es giebt nur ein Paradies für den Gläubigen; in dieses irdische will ich nicht; ich will in das himmlische." Aber zu diesem zweiten Bilde gesellt sich als letztes das Bild eines wunderbaren Inneren. Was der Orient

Wunderbares und Mährchenhaftes hat, die ganze zauberhafte Eigenthümlichkeit der orientalischen Welt hängt sich im Geiste an den Namen Damaskus. Man denkt sich dies uralte, wunderschön gelegene Haus von einem mährchenartigen Innern. Mit diesem Bilde im Geiste naht man sich und ist voll Verlangen, es in der Wirklichkeit mit dem Auge zu schauen.

Und allerdings hat schon der Eingang in die Umgebung der paradiesesduftigen Stadt seinen wundersamen Zauber. Der Weg führt durch die Zahl von Gärten, die sich um die Stadt legen. Aus der großen, freien, weiten und fruchtbaren, einerseits von den Seitenzweigen des Antilibanon eingeschlossenen, andrerseits aber freien, reich bewässerten Ebne kömmt man hier in einen Wald der schönsten und edelsten Bäume. Der Wald ist in unzählige einzelne Gärten getheilt. Lange Mauern aus Lehmstücken schließen die Gärten ein. Ueber die Mauern hin sieht man in die Gruppen von Granaten=, Orangen=, Feigen=, Oliven=, Palmen= und Cypressenbäumen. Dazwischen wachsen allerlei Fruchtarten, aber auch die schönsten orientalischen Blumen. In Allem findet sich nichts von europäischer Ordnung und Regelmäßigkeit, sondern Alles steht bunt und verworren durcheinander. Es ist, als ob das alles nicht mit wachem Bewußtsein, sondern in einem Traume angelegt sei. Eine bunte regellose Traumwelt blickt den Wandrer aus diesen Gärten an. Man wird daran erinnert, daß man im Orient ist, darüber der Halbmond noch steht, da man nicht wachend, sondern träumend wandelt. Ein wunderbarer Duft erfüllt die Luft, und an unserem Wege entlang rauschen die Gewässer, die aus dem großen Flusse, der durch Damaskus geht, in die ganze Gegend hineingeleitet werden.

Lange ziehen wir durch diese Gärten dahin. Endlich erreichen wir die Stadt und ziehen durch ein altes Thor ein. Wir reiten auf den gepflasterten, durch vieles Reiten glatt gewordenen Straßen vorwärts. Die Häuser rechts und links liegen sehr unregelmäßig neben einander, bald klein, bald groß, hoch und niedrig, meist aber schlecht von Ansehn, von ziemlich rohen Lehmwänden aufgesetzt. Hie und da erheben sich Moscheen mit ihren Minarets. Die verschiedenen Trachten des Orients begegnen uns. Wir kommen über eine große, lange Straße, von dort in mehrere krumme und enge Gassen, halten endlich an einem Khan still und fragen uns von dort zu unserm Kaufmann, der uns bis zum Dorf Dimas begleitet hat, dann aber nach Damaskus vorangeritten ist. Man kennt den Namen Germanos sehr wohl. Wir kommen zu ihm, treffen ihn zu Hause, werden freundlich aufgenommen, und

von ihm zum Hotel gewiesen, das ein Grieche Dimitri Kara besitzt, der früher in Beirut gewohnt hat. Wir wandern dahin. Das Haus sieht von außen schlecht aus, sehr schlecht. Es sind nur schlechte Lehmwände, die wir sehen. Wir treten ein, gehen durch einen dunklen Gang, meinen, in einen Stall zu kommen, und kommen in einen wunderbaren Raum, wo man wirklich sich besinnen muß, ob man wacht oder träumt. Wer könnte draußen auch ahnen, daß solch eine Herrlichkeit hinter der schlechten Außenseite verborgen sei. Ein großes längliches Viereck unter freiem Himmel breitet sich vor dem Auge aus. Um dasselbe herum laufen die Zimmerreihen, von außen schön geschmückt. Der Hofraum ist mit Marmorfliesen ausgelegt. In der Mitte ist ein großes Wasserbassin. Umher stehen die schönsten orientalischen Bäume mit ihrem dunklen Grün. Hie und da blühen liebliche Blumen. Wir gehen über das Marmorpflaster. Eine große offne Halle grade vor dem Wasserbassin mit herumlaufenden Diwans nimmt uns auf. Man setzt sich nieder und schaut in die Pracht hinaus und mögte seinem Auge noch kaum trauen. Dann läßt man sich in das große Prachtgemach gegenüber der offnen Halle und in das neben ihr führen, und erstaunt über die fabelhafte Pracht und Kunst an allen Ecken, an der buntgeschnitzten und bemalten Täfelung der Bodendecke, an den buntbemalten Wänden, an der Auslegung der Wandschränke und Thüren, an der Marmorpflasterung des Fußbodens. Ja, das ist Damaskus, worin wir uns befinden. Wie seine Gärten schon auswendig mit Lehmwänden eingefaßt sind, aber inwendig eine reiche, herrliche Fülle umfassen, so ist es und noch mehr ist es so mit den Häusern. Aeußerlich ist alles so unscheinbar und gering; aber hinter dem Aeußeren welch eine überraschende Pracht. Das ist Damaskus, das ist der Orient. Es spiegelt sich darin der eigenthümliche orientalische Charakter, der Rückzug aus dem Aeußern in das Innere, das freilich bei den Orientalen zu einem thatlosen Versumpfen und faulen Hinbrüten geworden ist. Der Abendländer ist mehr in Gefahr, sich ins Aeußerliche zu verlieren und verliert dadurch die rechte volle Innerlichkeit des Geistes. Unser Hotel soll in früheren Zeiten der Aufenthaltsort Ibrahim Pascha's gewesen sein, wenn er sich in Damaskus aufhielt. Es wäre allerdings stattlich genug dafür gewesen, sein Pallast zu sein. Es besteht aus zwei Stockwerken. Der obere Bau steht sehr hinter dem soliden prächtigen unteren zurück. Oben läuft an den 3 Seiten des Gebäudes, die von der Hauptseite mit der offnen Halle um den Hofraum herumgehen,

eine Gallerie entlang, von der man in die einzelnen oberen Gemächer eintritt.

Wir sind entzückt von dem, was unsre Augen schauen. Indeß nach der Entzückung kommen höchst prosaische Gedanken in uns auf. Wir freuen uns, in so schönen pallastartigen Räumen wohnen zu sollen; aber wir fürchten, dafür vielleicht fürstenmäßig und mährchenhaft bezahlen zu müssen. Darum halten wir für gut, uns, ehe wir uns hier fest niederlassen, nach dem Preise des Aufenthalts zu fragen. Unsre prosaische Furcht ist grundlos. Es werden uns nur 8 Franks täglich für Wohnung und Beköstigung abverlangt. Es wohnt noch ein Engländer hier, mit dem wir zusammen ein sehr gutes Mahl einnehmen.

Zwei Tage in Damaskus.

Lage von Damaskus. — Einwohner. — Die Bazars. — Der große Khan. — Die große Moschee. — Eine Kaffeepartie auf der Straße. — Neue Wanderung durch die Stadt. — Buntes Leben und Treiben. — Im Hause eines Obersten. — Hinderndes Unwohlsein.

Die Lage von Damaskus ist wunderschön. Es liegt in dem bewässertsten Theil der Ghutahebne. Der Barrada, der Chrysorrhoas der Alten, der vom Antilibanon herunterkömmt, fließt in vielen Armen durch die Stadt und versorgt sie mit schönem Wasser. Er ist wohl der Amena des alten Testaments, und nimmt in seinem Laufe den alten Parpar auf. Diese Flußbewässerung macht die Umgegend der Stadt so fruchtbar und sie selbst so angenehm. Es ist etwas Köstliches, hie und da die Arme und Abflüsse des schönen Barrada dahinrauschen zu sehen und zu hören. Das ist überall im Orient so selten. So schön die Stadt liegt, so vortheilhaft liegt sie für Handel und Verkehr an der großen Handelsstraße zwischen Vorderasien und dem Innern. Es ist daher bis jetzt in Damaskus ein sehr großer Handelsverkehr gewesen. Er ist noch heute bedeutend, wenn auch in dem Grade nicht mehr, wie in früheren Zeiten. Die Stadt hat noch heute ungefähr 200,000 Einwohner, worunter ungefähr 30,000 Christen und 5000 Juden sind. Die größte Mehrzahl sind also Moslem. Sie haben hier mehrere hundert Moscheen. Die Christen sind besonders Armenier und Griechen und haben mehrere Kirchen und Klöster. Die Juden haben acht Synagogen. Unter den Juden finden sich einige überaus reiche Familien, die in den schönsten Häusern wohnen. Diese Einwohner leben von Handel und

Gewerbe. Die vor Alters merkwürdigen Stahl- und Eisenfabriken sind jetzt verschwunden, und auch die altberühmte Weberei in Seide und Damast ist heruntergekommen. Europa mit seinen Fabrikaten hat auch Damaskus, wie die andern orientalischen Städte überschwemmt.

Wir waren um Mittag in Damaskus angekommen und benutzten gleich den Nachmittag, uns in der Stadt umzusehn. Unser Weg führte uns zunächst in die Bazars. Diese Bazars sind hier wirklich so großartig, wie ich sie noch nie gesehen habe. Es war am Nachmittage kein so großes Gedränge darin; wir konnten sie daher besser ansehen. Man kömmt aus dem einen Bazar in den andern. Da sind die großen langen Reihen Buden an den Seiten, worin die verschiedensten Waaren zum Verkauf aufgestellt sind. Was kann man hier Alles für Geld haben! Der verschiedenste Stoff zur Kleidung, freilich meist aus Europa; allerlei Seidenzeug; Waffen aller Art; Pfeifenröhren und andre Pfeifenapparate, zumal für morgenländische Pfeifen; Eßwaaren und viele andre Dinge in großer Zahl und Verschiedenheit. Eine Menge von Buden war mit den Früchten des Morgenlandes angefüllt, besonders mit dem sogenannten Mischmisch, einer gelben wohlschmeckenden, aber ungesunden Pflaumenart. Da sind nach den Kaufbuden die Werkstätten der verschiedensten Handwerker, die hier am Wege arbeiten. Schneider und Schuster, Pfeifendrechsler und Schmiede, alle haben hier ihre Arbeitsstätten. Groß und umfangsreich ist der Bazar der Goldschmiede, die hier vor den Augen der Zuschauer ihr Gewerbe treiben. Es giebt in diesen Bazars auch einige europäische Handwerker. Wir trafen einige Deutsche, Schneider und Schuster; aber sie verschwinden vor der Zahl der Muhamedaner.

Wir suchten nun vor Allem, zu der alten christlichen Johanneskirche, der heutigen großen Moschee von Damaskus, zu kommen. Auf dem Wege dahin kamen wir einem großen Khan vorbei. Es giebt deren hier viele; dies war aber der größte. Es können darinnen mehrere Tausend Menschen Platz haben. Ein ungeheurer viereckiger freier Platz, in dessen Mitte sich ein ungeheurer Wasserbehälter mit einem Springbrunnen befindet. An den Seiten des Khans laufen große Säulengänge herum. Wie in allen Khans, werden unten die Waaren gelagert und die Transportthiere hineingestellt. Oben umher sind die Räume für die Reisenden. In solchen großen Khans ist besonders in der Zeit, wenn die Karawane der muhamedanischen Pilger, die vom Pascha mit Soldaten durch die Wüste begleitet werden, nach Mekka zieht, ein unend-

liches Gewoge. Wir kamen von dem Khan zu der großen Moschee, und wurden so von dem Anblick ihrer Pracht und ihres Glanzes hingerissen, daß wir viel dafür gegeben hätten, hineinzutreten und Alles aus der Nähe anzusehen. Das erlaubt indeß der Moslem nicht, und wir mußten uns darauf beschränken, von mehreren Seiten einen Blick in dieses Wunder von Damaskus zu thun. Es ist schwer, die Größe zu bestimmen. Denn die Moschee liegt nicht frei für sich, sondern ist unmittelbar von Gebäuden umgeben, so daß man einen Umweg machen muß, um von einer Seite zur andern zu kommen. Sie wird wohl ungefähr 500 Fuß lang und ein Drittel so breit sein. Dieser glatte schöne Marmorboden drinnen, die wunderbare Säulenfülle aus rothem und grünem Stein, das wunderschöne Wasserbehältniß im Vorhof, die mächtige Kuppel, es ist ein Prachtbau. Diese Stätte hat schon verschiedene Bewohner gehabt. Zuerst hatten hier die Juden ein Heiligthum. Darauf ward hier die christliche Kirche Johannis des Täufers gebaut. Aus ihr haben die Araber mit großen Kosten die heutige Moschee gemacht.

Bei unserem Gange um die Moschee kamen wir zu einem offenen Kaffeehause auf der Straße nicht weit vom Portal der Moschee. Links befand sich die Kaffeebude mit ihren dunklen, schmutzigen Räumen. Rechts auf der Straße saßen die Moslem theils auf dem Boden, theils auf ganz kleinen, nur einen Fuß hohen Holzsesseln. Ein Springbrunnen rauschte in der Nähe. Wir setzten uns hier neben den Moslem nieder, ließen uns Kaffee und Narghile geben. Die Wasserpfeife, die hier geraucht war, war andrer Art. Sie bestand aus einem messingnen Wasserbehältniß, das kleiner war wie sonst; von demselben ging auch kein Schlauch, sondern ein kurzes dickes Rethrohr aufwärts, an dem man saugte. Man hatte das Ganze in der Hand. Es wollte uns zuerst dies Rauchen nicht gelingen und die Moslem lachten die Franken aus. Endlich aber ging's und wir rauchten mit allem Anstand trotz den Muhamedanern. Wir unterhielten uns dabei mit ihnen, so gut es gehen wollte. Einige von ihnen waren recht freundlich und zutraulicher, als gewöhnlich. Sie fragten nach Europa und unserer Heimath, wir dagegen nach der Moschee vor uns, und ob es nicht möglich sei, hineinzukommen. Es ward aber mit Wort und Gebehrde weit weggeworfen. Es war übrigens eine eigenthümliche Sitzung hier in Damaskus mitten auf der Straße vor dem Portal der alten Johanneskirche mit Kaffee und Narghile unter den Bewohnern der Stadt.

Wir wanderten darauf noch ziemlich lange in der Stadt

umher, kamen durch viele krumme engen Gassen mit ihren Moscheen und den äußerlich durch ihre rohen Wände, niederen Thüren und hölzernen Fenstergitter so unansehnlichen Häusern, kamen auch in die große, breite, lange Straße, die wohl die „richtige" noch heute ist, an der einst Paulus im Hause des Judas wohnte. Wir suchten endlich, wo möglich einen Punkt zu gewinnen, von wo man Damaskus übersehen könnte. Der Weg zu dem nächsten Berge bei Damaskus war uns zu weit; wir kamen bei unserem Suchen zu einem großen, weiten Begräbnißplatz nahe bei der Stadt, der einige geringe Höhenpunkte bietet. Sie waren indessen nicht hoch genug, um die Stadt recht zu überblicken, obwohl es schon ein angenehmer Blick war auf diese Menge von Kuppeln und Minarets, die im Licht der Abendsonne glänzten.

Wir kehrten zu unserem pallastartigen Hotel zurück, erquickten uns von unserem Gange und streckten endlich die müden Glieder in europäischen Betten zur Ruhe aus. Es that wohl; aber ich fühlte, daß meine körperliche Kraft erschüttert sei. Am andern Morgen fand ich mich nicht grade wohler; doch ging ich mit meinen Genossen wieder aus, mir Damaskus weiter anzusehen. Es ist freilich kein angenehmes Thun, mit krankem Leibe umher zu wandern und eine fremde Stadt zu besehen. Man will ja aber, so viel möglich ist, sehen, wenn auch der rechte Muth gewichen ist. So wanderte ich denn am Vormittage des zweiten Tages durch die Straßen und Bazars hindurch. Wir kamen zur Citadelle, suchten indeß vergebens Zutritt zu erlangen. Wie setzten uns darauf in der Nähe von einem Kaffeehause an der Straße nieder, und ließen das Straßengewühl, das allmälig entstanden war, an uns vorübergehen. Es war ein wunderbares, lebendiges, im fortwährenden Wechsel begriffenes Bild, das wir vor uns hatten. Wandrer zu Fuß und zu Pferde, im dichten Gewühl. Allerlei Volk des Orients, das sich immer in Damaskus befindet, in dieser Zeit aber namentlich, da nach einigen Tagen der Pilgerzug nach Mekka abgehen sollte. Beduinen mit ihren Lanzen; Kurden auf ihren Pferden; Perser mit ihren hohen Mützen; Türken mit ihren Pfeifen; Mohren mit ihren bunten Gewändern; ein buntes Völkergemisch wogte vorüber. Dazwischen schritten Kamele mit ihren orientalisch seltsamen Gestalten, Waarenballen auf dem Rücken; Pferde und Esel mit Kisten und Kasten beladen. Dazwischen gingen Damascener mit Kuchenbrettern auf dem Kopfe oder Eisgefäßen in den Händen, alle ihre Waaren laut ausrufend. Natürlich war das Geräusch und Getöse, das von dieser fortdauernden und wechselnden Straßenbevölkerung erhoben ward,

so ungeheuer, daß man sein eignes Wort kaum hören konnte. Neben uns und gegenüber waren kleine Buden mit Eßwaaren und Eis. Neben den eßbaren Dingen ward da auf einem blechernen Aufsatz durch eingegossenes Wasser ein Rad herumgedreht und die daran hängenden Schellen in klingende Bewegung gesetzt. Die feinen Töne der Schellen tönten zuweilen neben uns eigen in das Geräusch der Straße hinein.

Wir trafen einen jungen, deutschen Handwerker, der uns sehr freundlich entgegenkam und zum Führer anbot. Wir gingen zuerst in seine kleine mit Weinreben umrankte Wohnung, die durch den großen Schneefall des vorigen Winters etwas gelitten hatte. Von dort führte er uns eine Weile in der Stadt umher, durch die Bazars hindurch, endlich zur Wohnung des Obersten Geßler. Das ist ein preußischer Offizier, der hier vom türkischen Regiment angestellt ist, das Kriegswesen zu leiten und europäisch zu bilden. Sein Name ist dort im Heere: Dilamir Bei. Unser Handwerker rühmte ihn als einen außerordentlich liebenswürdigen Mann, der europäische Reisende sehr gerne aufnähme. Wir kamen zu seiner Wohnung und fanden sie in der schon angedeuteten orientalisch-damascenischen Weise eingerichtet. Der Oberst war leider nicht zu Hause. Wir wurden von seinem Diener in die offene Bogenhalle geführt, lagerten auf den Diwans darin und unterhielten uns in Erwartung, daß der Oberst bald kommen sollte. In dem Wasserbassin vor der Halle schwammen Fische. An einer Seite der Halle stand eine arabische Inschrift des Inhalts: „Gottesfurcht ist Weisheit". Solche Inschriften finden sich durchgängig an den Häusern im Morgenlande. Auch in Jerusalem habe ich sie gesehen. Wir besahen das große Wohnzimmer des Obersten, das sehr hübsch eingerichtet war. Seine Waffensammlung war sehr interessant. An einer Wand hing die große neueste Karte Palästina's von Kiepert. Als der Oberste immer noch nicht kam, gingen wir wieder hinweg und durch die Bazars nach Hause.

Nach Mittag sollte wieder ein Ausgang gemacht werden. Ich befand mich aber jetzt so unwohl, daß ich darauf verzichten mußte. Ich legte mich also zu Bett, während meine Freunde aufs Neue mit dem Handwerker ausgingen. Es waren trübe Stunden, die ich nun noch in Damaskus verlebte, mit erschöpfter Körperkraft und gebrochenem Reisemuth. Es that mir sehr leid, so abgehalten worden zu sein, als meine Genossen am Abend wiederkamen und mir von ihrem Zusammensein mit dem Obersten Geßler, mit dem preußischen Consul Wetzstein und anderen erzählten. Doch wünschte ich nur Kraft zu bekommen, die Reise

fortzusetzen und nach Hause zu kommen. Ich hatte denn doch wenigstens etwas von der wunderbaren Stadt gesehen und ein allgemeines Bild von ihr bekommen.

Abreise von Damaskus.

Rückblick auf die Stadt. — Biblische Erinnerungen. — Einzelne Sagenorte. — Orientalische Phantasie.

Der Morgen des folgenden Tages, des 22. Mai, fand mich Gottlob etwas besser, und nach einem Frühstück stiegen wir zu Pferde, um Damaskus zu verlassen. Durch viele sehr enge und schlechte Nebengassen zogen wir, um uns dem Gedränge der Hauptstraße zu entziehen, zum Thor hinaus. Der Engländer, der mit uns in einem Hotel zusammengewohnt hatte, zog mit Dragoman und Bedienten, mit vielen Thieren und großem Gepäck dieselbige Straße. Wir schlossen uns an ihn an. Auf der Höhe des Berges im Nordwesten hatten wir den letzten Blick auf Damaskus. Die Höhe war kahl; auf ihrem Gipfel stand ein muhamedanisches Grabmal. Vor uns die Ghutahebne, die in weiter Erstreckung sich hinzieht, so wunderschön, und Damaskus in dieser Ebne mit seinen weißen Kuppeln und Minarets, umwogt von einem grünen Gartenwald, so herrlich.

Da liegt sie vor uns, die Stadt, der größten eine des weiten türkischen Reiches, der allerältesten eine der Erde. Man blickt sie mit einer Art Respect an um ihres Alters willen, um ihrer Zähigkeit willen, mit der sie ungeachtet aller Wetter sich immer wieder erhoben hat. Dazu kömmt etwas Anderes. Andre Erinnerungen gesellen sich hinzu, um den letzten Blick an dieser Stätte zu einem höchst anziehenden zu machen. Es sind die biblischen Erinnerungen, die sich an Damaskus anschließen. In diese Gegend kam Abraham, als er mit seinen Knechten den Feinden nachjagte, die Lot weggeführt hatten. Aus Damaskus stammte sein treuer Hausvogt Elieser. Unter dem Könige David ward Damaskus Israel unterthänig, doch schon unter Salomo wieder unabhängig. Nach der Theilung Israels in zwei Reiche greift Damaskus als die Hauptstadt der Syrer öfter in die Verhältnisse des alttestamentlichen Volkes ein. Bald ist sie den Juden feindselig, bald verbündet. Der König Hasael ist eine Geißel der israelitischen Reiche. Sein Sohn Benhadad wurde dagegen von dem Könige Jerobeam II. sehr gedrängt. Damaskus ward sogar eingenommen. Dann regierte hier ein König Rezin, der mit Israel gegen Juda verbündet war, aber durch Assyrien des

Reiches und Lebens beraubt wurde. Alle diese alttestamentlichen Erinnerungen erbleichen indessen vor der großen neutestamentlichen Erinnerung, die sich an Damaskus anschließt. Es ist ja der Ort, dahin einst Mord schnaubend Saulus sich begab, um dort den Anfang des Christenthums zu unterdrücken. In seinem Eifer für das Judenthum wollte er hier einschreiten, damit das Christenthum von dort nicht weiter über die Juden des Morgenlandes sich ausbreitete. Aber hier in Damaskus schlug seine Stunde. Der Stärkere kam über den Starken. Hier erschien ihm der Herr, den er verfolgte. Aus Saulus ward ein Paulus. An den Augen geblendet ward er in die Stadt gebracht und verweilte dort drei Tage, ohne zu essen und zu trinken. Damals lebte in Damaskus Ananias, ein Jünger Christi. Der geht nach der Weisung, die er erhalten hat, in die Gasse, die die richtige heißt, in das Haus des Judas, und legt seine Hände auf den Bekehrten. Paulus wird sehend und läßt sich taufen. Darauf ist er wohl zuerst nach Arabien gegangen und von dort noch einmal nach Damaskus zurückgekehrt. Da hat er denn die Juden durch seinen Nachweis, daß Jesus der Christ wäre, zum Verstummen gebracht. Darüber erbost, faßten sie den Anschlag, ihn zu tödten und bewachten die Thore. Aber seine Glaubensgenossen ließen ihn bei Nacht von einem Hause an der Mauer in einem Korbe hinaus und er wanderte nun nach Jerusalem. Noch werden heute in und bei Damaskus die einzelnen Stätten gezeigt, wo jene Ereignisse sollen Statt gefunden haben. Eine unbedeutende Kapelle soll das Haus des Judas bezeichnen, bei dem Paulus einkehrte. Es wird ferner ein Riß in der Mauer gezeigt, wodurch der Apostel hinausgelassen sein soll. Eine kurze Strecke außerhalb der Stadt wird durch eine Felsenplatte die Stelle bezeichnet, wo das Licht vom Himmel ihn umleuchtete und er die Stimme vernahm: Saul, Saul, was verfolgest du mich?" Wie es mit diesen bestimmten Stellen sich auch verhalten mag, die die Sage hier zeigt: jene Ereignisse sind hier geschehen und verleihen dieser großen Stadt in dem Christenauge eine besondere Bedeutung, sichern ihrem Namen im Gedächtniß der Christenheit ein bleibendes Andenken. Der Name ist mit einem der größten Ereignisse der ersten Kirche, der Bekehrung des Paulus verbunden, und wird mit diesem Namen für immer verbunden bleiben.

Die Moslem verlegen noch auf die Höhe neben Damaskus die Stätte, wo Abel sein Opfer darbrachte und Kain ihn ermordete. Auch lassen sie Abraham hier geboren sein. Das ist aber nichts andres, denn eine ganz leere willkürliche Sage.

Wir sehen von der Höhe zum letzten Mal auf Damaskus, die paradiesesduftige, das Muttermaal auf der Wange der Welt. Es ist eine wunderbare Welt, der Orient, wunderbar in vielen Dingen, wunderbar auch in seiner Sprache. Durch alle Reden ziehen sich Bilder hindurch, orientalische, dem Abendländer seltsam erscheinende Bilder. Die Gestirne des Himmels mit Sonne und Mond; die Berge, Ströme und Meere der Erde, die Pflanzen groß und klein, alles bis zu den Gliedern des Körpers herab wird in der Blumensprache der Orientalen zum Bild und Gleichniß verwandt. Und nicht bloß von ihren Gelehrten und Dichtern, bis zu den untergeordnetsten, unwissendsten Leuten herab zieht sich diese Blumenwindung. Es ist das Land der Phantasie, und hat auch die Eigenthümlichkeit an sich, die der Phantasie eignet, daß sie mit dem Innern zufrieden die Außenwelt vergißt und gar nichts thut, sie dem Ideal näher zu führen. Die schauerlichen Wege, der Mangel aller Bequemlichkeit erinnern den Wandrer oft genug daran, daß er im Lande der Phantasie wandelt, obwohl die Gebilde der eignen Phantasie hier so oft in Gefahr sind, der rauhen Wirklichkeit zum Raube zu werden.

Sebedany.

Liebliche Gegenden am Barrada. — Ein schlechtes Nachtlager. — Weg durch den Antilibanon aufwärts. — Anblick von Baalbek.

Der Engländer, mit dem wir von Damaskus abreisten, war freilich ein Engländer, konnte aber nicht reiten. Wir hatten durch die längere Uebung es jetzt schon zu einer größeren Reitkunst gebracht, und fanden es bald langweilig, mit ihm und den Seinen so langsam dahin zu pilgern. Wir verließen ihn bald und zogen allein, wie vordem, mit unserem Mukary dahin.

Der Weg von Damaskus nach Sebedany steht in meiner Erinnerung als ein mit den herrlichsten Partieen besetzter. Der Barrada ist uns, die wir ohne Führer sind, der beste Führer, obwohl unser Weg gegen seinen Strom geht, und ist ein Führer, der uns gar überraschende Ansichten bietet. Zuweilen ist er, wie verloren, und wir glauben, ihn nicht wieder zu sehen. Aber immer kömmt er wieder zum Vorschein.

Es ist zuerst ein grünes Thal, das wir durchreiten. Es ist von dem Barrada durchströmt, mit allerlei grünen Bäumen besetzt, von weißen die Augen angreifenden Kalkfelsen besäumt. Ein merkwürdiger Gegensatz, die kahlen Höhen und das grüne Thal. Nach

m Thal kommen wir zu einer öden Bergstrecke, um von ihr ieder hernieder und an einer Schlucht entlang zu reiten, darin he Silberpappeln aufrecht stehen und in ihren Zweigen rauschen. wischen ihnen im tiefen Grunde rauscht der Barrada zwischen n Felsen dahin. Zuweilen sieht man den Strom unten mit inem schnellen Wasser, zuweilen nicht. Die Gegend ist wunder= blich. Nach einiger Zeit kommen wir in eine ganz besonders oßartige Schlucht. Hohe Felsen steigen an beiden Seiten auf. An ren Gipfelseiten sind Pforten eingehauen, die zu Grotten führen. s sind entweder Wohnungen für Einsiedler oder Begräbnißstellen wesen. Tief unten rauscht der reißende Barrada schäumend über elsen dahin. Daneben geht ein schmaler Steig entlang. In der Mitte der Schlucht führt eine Brücke über den Strom. Es ist ne mächtig ergreifende Stelle, auf dieser Felsenbrücke, die starren, ohen, stillen Felsen umher, und der lebendig brausende Strom nter unsern Füßen.

Wir ziehen eine Weile am Strom hin. Dann kommen ir auf eine breite von kahlen Bergen begrenzte Ebne. Die Ebne t fruchtbar, voll Wiesen und Kornfelder. Daneben finden sich Gärten mit Feigenbäumen und Weinreben. Wir ziehen lange in ieser schönen Ebne dahin. Es wird schon Abend, da kommen ir zu dem großen Dorf es=Sebedany im Angesicht des Anti= ibanon. Wir halten an einem Hause links am Wege, vor wel= jem ein eingehegter Hofraum sich befindet. Wir reiten hinauf. Es steht an einer Seite ein Zelt aufgeschlagen. Darin wohnen Schweizer und Franzosen, die von Beirut über Baalbek nach Damaskus ziehen. Wir lagern uns vor dem Hause auf Stroh= matten. Ich will mir Eier geben lassen, um den Dotter mit Zucker zu genießen. Man bringt mir zu zweien Malen keine ohe, sondern gekochte Eier. Das eine Gemach des Hauses, dunkel nd dumpf, soll unser Schlafgemach sein. Ich denke an Safed, nd wenn ich nicht fürchtete, mich zu erkälten und mein Unwohl= ein zu mehren, so würde ich draußen schlafen. So aber muß s diese Nacht gehen. Das ist ein Unterschied dies traurige Nacht= lger von Sebedany und das europäische im Pallast zu Damas= us. So geht es in der Welt und besonders auf Reisen. Heute ı Damaskus und morgen in Sebedany.

Früh am anderen Morgen waren wir aufgestanden und itten zum Dorf hinaus. Das war ein Vortheil, den wir bei nseren Reisen ohne Zelt und viel Gepäck hatten. Während die rientalische Begleitung mit Abbrechen des Zelts und Ladung des Gepäckes sich unendlich lange aufhält, konnten wir immer schnell

aufbrechen. Das Einzige, was uns, aber nur wenig aufhielt, war die Fütterung der Pferde. Wir zogen also früh von dannen in den Antilibanon hinein. Den ersten Theil des Tages war der Weg ein ziemlich angenehmer. Durch Gärten hindurch, dann durch ein langes angenehmes Thal kamen wir auf eine ziemlich gut bebaute Hochebne. Nach drei Stunden hatten wir ein mit grünen Bäumen umpflanztes Dorf erreicht, wo wir uns an einem Bache lagerten. Dann ward der Weg öder. Es ging eine Höhe hinauf, von wo uns die Schneeberge des Libanon jenseit des des großen Bekanthales entgegenglänzten. Wir kamen zu weit gegen Westen und ritten auf den Anhöhen des Antilibanon neben der großen Thalebne entlang. Nach langem öden Ritt kamen wir zu einem Thal hinunter, wodurch ein kleiner Bach in die Ebne hineinfloß. Von da ging es wieder die unfruchtbaren Berge hinan. Das einzige Angenehme war der Blick auf den majestätischen Libanon. Am späten Nachmittag endlich tauchten in der Ferne gegen Norden wunderbare Baureste vor dem Auge auf. Das waren die Trümmer des alten Sonnentempels von Heliopolis. Es war Baalbek, dem wir uns nahten. Je näher wir kamen, desto mächtiger und gewaltiger traten die Reste alter Zeit hervor. Nicht weit vom Dorf kamen wir den Steinbrüchen vorüber, daraus die großen Blöcke zum Tempel geholt sind. Da lagen noch einige losgeschlagene Felsen. Unter andern lag ein wahrer Riesenblock. Wenn man ihn sieht, so sollte man glauben, daß man nicht zu tausendjährigen Trümmern, sondern zu einem Werke käme, das nun erst gebaut würde.

Baalbek.

Großartigkeit der Ruinen. — Die Trümmer des größten Tempels. — Die 6 corinthischen Säulen. — Der Baalstempel. — Bestimmung und Zeit der Erbauung der Tempel.

Mit großen Erwartungen nahte ich mich Baalbeck. Die großen Erwartungen, die man sich von dieser oder jener Stätte macht, werden oft getäuscht. Es geschieht das jedem Reisenden; es ist uns auch geschehen. Aber von Baalbek muß ich sagen: Hier hat die Wirklichkeit meine großen Erwartungen weit übertroffen. So etwas Großartiges von Menschenhand erbaut habe ich auf meiner ganzen Reise nirgends geschaut. Mit Staunen und Bewunderung bin ich durch diese Trümmer hindurchgegangen. Man sieht und sieht diese gigantischen Reste menschlicher Werke,

nn es kaum begreifen, wie Menschenkinder solche Werke schaffen können. Alle Werke der europäischen Welt sind wenn man vor diesen Trümmern steht, sinken sie zusam- Mit Staunen bin ich durch diese Ruinenstätte hindurch- n. Staunen ergreift noch heute meine Seele, indem ich valtigen Menschenwerke von Baalbek gedenke. Sie sind es daß man ihrethalben große Wanderungen macht, und ch auf meinem Wege durch den Libanon nichts Andres n bekommen, ich hätte genug gesehen.

s sind die Reste zweier großer Tempel, die Baalbek für andrer im Libanon zu einem nothwendigen Gegenstande Besichtigung machen. Es ist freilich noch ein dritter ver- runder Tempel da mit schönen Säulen und Nischen; ist nur klein, und verschwindet vor jenen beiden Riesen- Sie erheben sich majestätisch, von der Baukunst und Macht en Welt zeugend, neben dem unbedeutenden dorfartigen , der ihnen gegenüber ein lautes Zeugniß von der arm- Gegenwart jenes Landes ablegt. Ein Bächlein fließt unter Umgebung zwischen dem Dorf und den Tempelruinen Wir wandeln am Bache längs, und schwingen uns über ier hinauf zu dem einen, zwar am meisten verfallenen, ohl nie ganz vollendeten, aber größten Tempel. Eine große die sich dreißig Fuß hoch erhebt, bildet die Fläche, darauf ieser Tempel stand. Die Fläche ist von Felsblöcken ein- t, die durch ihre ungeheure Größe in Erstaunen setzen. d mehrere Riesen von 60 Fuß Länge und 8 Fuß Breite r, und liegen nicht auf der untersten Reihe. Wie man rher gebracht und aufgethürmt hat, ist fast ein Räthsel. zen diese Kolosse nun schon Jahrtausende und werden wohl m Ende da liegen bleiben. Eigenthümlich an ihnen ist ie Fugenränderung, die wir schon in Jerusalem in der lmauer und in Hebron an der Moscheemauer getroffen Hier in Baalbek begegnet sie uns wieder. Unter der lfläche sind an der Eingangsseite zwei mächtige Bogen- die sich über gewaltigen Pfeilern hoch emporwölben, und nit allerlei Skulpturen in Stein versehen sind. Man wan- urch diese dunklen, nach oben hinausführenden Hallen, wozu sie gedient haben und erhält keine bestimmte Ant- Es sind aber gar gewaltige Bauten, die alle ähnlichen ropa hinter sich lassen. Ueber der Tempelfläche erhob sich er große gewaltige Tempel, mit seinen Vorhöfen, Hallen nnern Räumen an 1000 Fuß lang. Das Gebäude ist

freilich jetzt sehr verfallen und die Trümmer liegen umher. Doch kann man noch aus diesen Trümmern die ehemalige Anlage wohl erkennen, es war einst eine gewaltige Vorhalle, die zum Tempel führte, ein stufenweiser Aufgang und mächtige Säulen, wovon noch die Fundamente stehen, zierten die Vorhalle. Man kömmt aus diesem Vorhof in den großen inneren Raum, wo man die Spuren von Gemächern findet, die wohl einst zu Wohnungen der Priester gedient haben. An der einen Seite des Innern sieht man noch größere runde Nischen, darin ehemals die Bildsäulen der alten Götzen gestanden haben. Weiterhin liegt es voll von Trümmern. Die umgestürzten Säulen, die dort liegen, erregen durch ihre ungeheuren Dimensionen Bewunderung. Es sind Säulen von 7 Fuß Durchmesser, aus mehreren Stücken einst bestehend, die durch mächtige Eisenklammern mit einander verbunden waren. Aus dieser Ruinenwelt ragen 6 corinthische Säulen in die Höhe und blicken staunenerregend, mächtige Riesen von 60 Fuß Höhe und 7 Fuß Dicke mit den schönen Kapitälern und dem gewaltigen Steinbalken, auf den Wanderer zu ihren Füßen nieder. Sie sind bei ihrer Größe wunderschön gearbeitet. So ragen sie, oben mit einander verbunden durch die vielen Jahrhunderte in die Gegenwart herein, fest gegründet, wie für die Ewigkeit. Alle Zerstörungen der Natur und Menschen haben ihnen nichts anhaben können. Die Seitenmauern des großen Tempels sind größtentheils aus den Trümmern der alten Mauern in späteren Zeiten wieder aufgesetzt, und aus der Stätte der alten Götzenverehrung ward wohl eine Festung gegen Feinde geschaffen.

Neben dieser großen Tempelruine steht ein zweiter Tempel, der noch ziemlich gut bis auf unsre Tage erhalten ist. Er ist nicht halb so groß, wie der erste; aber dennoch großartig, ein Gegenstand der Bewunderung, wie jener. Wir stiegen von der Mauer vor den 6 Säulen mühsam hernieder, arbeiteten uns durch die gewaltigen Säulentrümmer hindurch zu diesem zweiten Tempel. Er steht auch auf einer Erhöhung, zu der in alten Zeiten ebenfalls eine Zahl von Stufen hinaufgeführt hat. Der Tempel ist ein großes, länglichtes Viereck, an allen Seiten von ungefähr 50 Fuß hohen Mauern eingeschlossen. Rund um den Tempel laufen Säulen. Es standen einst an den beiden langen Seiten an jeder 14, an den beiden schmalen Seiten an jeder 6 Säulen. Aber nicht die Hälfte steht mehr ganz aufrecht. Einige sind nur noch theilweise erhalten. Eine große Säule lehnt, von ihrem Fußgestell abgefallen, an die Wand des Tempels. Die Säulen sind aus drei Stücken zusammengesetzt, und wie man an

den umgestürzten sehen kann, durch kurze eiserne Zacken mit einander verbunden. Oben tragen sie Kapitäle von corinthischer Art, und sind mit der Tempelmauer durch steinerne Deckplatten verbunden. Diese zeigen eine Zahl von dreieckigen und sechseckigen Feldern, in deren Mitte Brustbilder ausgemeißelt sind, die Götter darstellen sollen. Die Arbeit ist sehr schön. Durch eine kleine Oeffnung der östlichen Mauer betraten wir das Innere, zunächst die Vorhalle von 20 Fuß Breite. Es fällt dem Eintretenden sogleich das Portal des Innern ins Auge. Man steht vor Verwunderung stille, und weiß nicht, was man sagen soll. Zwei mächtige, aus einem Stücke bestehende Thürpfosten ragen empor. Die schönsten Verzierungen ziehen sich hinauf. Ueber ihnen ist das Haupt des Portals. Es besteht aus drei Stücken. Das mittlere Stück ist aus seiner Verbindnng tief herabgesenkt, und droht, einzustürzen. Aber seine Genossen halten es mannhaft. Es blickt dem Wandrer von hier aus ein ausgemeißelter Adler entgegen, der einen Federbusch und in seinen Klauen eine Schlange hält. Neben ihm sind andere Skulpturen, die sehr gelitten haben und wohl Genien darstellen sollen. Neben dem Portal gehen Wendeltreppen in der Mauer nach oben. Man kömmt ins Innere des Tempels, einen Raum von ungefähr 100 Fuß Länge und 60 Fuß Breite. Schutt füllt den Raum aus. Die Wände sind mit corinthischen Halbsäulen versehen. In den Ecken stoßen sie zusammen. An den Seiten aber sind zwischen den Säulen zwei Reihen Nischen, je 7 an der Zahl, über einander; die unteren sind oben gerundet, die öberen zugespitzt. Das Innere ist ohne Bodendecke, und wohl immer so gewesen. Der blaue Himmel und die Sonne scheint herein. Wir hielten uns ziemlich lange in diesen Räumen alter Götterverehrung auf, und wanderten nachher lange um sie herum.

Das sind in kurzer Darstellung die Reste alter Zeit zu Baalbek. Man staunt über die Großartigkeit, die überall vor das Auge tritt; man staunt über die menschliche Thatkraft, die dazu kam und nicht darin ermüdete, solche riesige Gebäude zu schaffen. Man begreift es, wenn man die colossalen Reste sieht, wenn man in der Grundmauer hoch über der Erde die Riesenblöcke von 60 Fuß Länge, wenn man die ungeheuren Säulen auf der hohen Plattform aufgerichtet erblickt, wie die umwohnenden Bewohner zu dem Glauben kommen können, den sie haben, daß sie nicht von Menschen aufgethürmt sind, sondern von den Dschins, den bösen Geistern, die auf Befehl ihres Herrn, des Königs Suleiman oder Salomo, diese Felsen herbeischafften und diese

Tempel daraus bauten. Mit der Gewaltigkeit ist bei diesen Resten aber das schönste künstlerische Ebenmaß verbunden. Es blickt uns aus diesen riesigen Schöpfungen ein feiner geschmackvoller Kunstsinn entgegen. Als ob Indien oder Egypten mit ihrer Ungeheuerlichkeit sich hier mit dem kunstverständigen Griechenland vereinigt und dadurch wohl ihre unschönen Formen, aber nicht die gewaltigen Massen eingebüßt, so stehen diese Ruinen da an der Seite des Antilibanon am Anfang des großen Gebirgsthales in großartiger Gegend, weithin sichtbar über die Ebne hin, gegenüber den schneebedeckten und sonnenbeglänzten Gipfeln des Libanon. Was muß das einst für ein Anblick gewesen sein, als die Tempel in ihrer ganzen Pracht dastanden, und es war noch nichts zerfallen und umgestürzt, als die Säulen alle aufrecht standen, als die herrlichen Skulpturen überall in unverletzter schöner Gestalt erhalten waren, und der weiße Kalsteinmarmor, daraus die Mauern bestanden, im hellen Glanze hinausleuchtete. Dabei die großartige Gegend umher und daneben eine große herrliche Stadt, die Stadt Baalbek oder Heliopolis.

Die gewaltigen Ruinen liegen da. Der Wandrer frägt, welchen heidnischen Göttern sie gebaut worden sind? Von dem einen, dem noch wohl erhaltenen kleineren Tempel ist es unzweifelhaft, daß er ein Tempel des Baal, des Sonnengottes, gewesen ist. Darauf führen die Namen, die die Stadt einst getragen hat, Baalbek, Heliopolis bei den Griecheu. Darauf führt der Umstand, daß Baal der Hauptgötze gewesen ist, der in diesem syrischen Lande eine große Verehrung genoß, und den wir auch aus dem alten Testament als denjenigen Gott kennen, dem die abgöttischen Israeliten sich mehrmals geweiht haben. Dieser Baal, dessen Name Herr bedeutet, die männliche Hauptgottheit dieser Gegenden, ist ursprünglich nichts andres gewesen, als die persönliche Darstellung der Sonne. Es ward also der Sonnengott hier verehrt. Bei dem Propheten Amos kömmt neben Damaskus das Thal Aven vor, das zerstört werden soll. Dieses Thal ist wohl kein andres, als das Thal am Libanon und der Name Aven deutet auf einen Götzendienst hin, der dort gefeiert ward. Wir haben an dieser Stelle somit wohl ein Zeugniß von dem alten Sonnendienste im Thale Bekaa, näher in Baalbek. Diesem Sonnengott ist der eine kleinere Tempel geweiht gewesen. Aber wie ist es mit dem andern daneben mit seinem ungeheuren Umfang gewesen? Der ist wohl allen andern Göttern dieses Landes geweiht worden, darin sie alle zusammen ihr Haus und ihre Verehrung hatten. Nur Baal, der Herr, hatte sein eigenes Haus daneben für sich.

Der Wandrer frägt nach den Erbauern dieser Tempel und der Zeit ihrer Erbauung. Der Ort Baalbek mag allerdings alt sein. Die Meinung, daß er von Salomo gegründet sei, beruht freilich auf Mißverständniß. Es wird nämlich im ersten Buch der Könige erzählt, daß Salomo Gaser, Bethhoron, Baelath und Thadmor gebauet habe, und hinzugefügt, daß er gebauet habe, wo er Lust hatte zu bauen, zu Jerusalem, im Libanon und im ganzen Lande seiner Herrschaft. Dies Baelath ist aber nichts andres, denn das Baalath des Buches Josua im Stamme Dan. Eben so wenig ist Baalbek das Baal Gad, wohin Josua auf seinem Kriegszuge kam. Indeß mag Baalbek wohl alt sein und sein Sonnendienst hoch hinaufreichen. Diese gewaltigen Ruinen sind aber nicht so alt. Sehr verwitterte lateinische Inschriften in der Vorhalle des großen Tempels enthalten die Kunde, daß der Tempel den großen Göttern von Heliopolis für das Heil des Kaisers Antonius Pius und der Julia Augusta geweiht worden sei. In die Zeit des zweiten Jahrhunderts sind also diese Bauten zu versetzen. Dann haben sie freilich nicht lange den Götzendienst des syrischen Heidenthums gesehen. Es ist aber um so staunenswerther, welche mächtige Werke das seinem Sturz nahe Heidenthum noch am Abend seines Lebens ausgeführt hat. Es hat sich hier vor seinem Untergang noch einmal zusammengenommen, und das Höchste hervorgebracht, das in seiner Macht lag.

Wir brachten die Nacht in einer schlechten Hütte des Dorfes nicht weit von den Tempelruinen zu, und blickten an dem hellen Abend, ehe wir uns zur Ruhe legten, noch einmal auf die nahen Riesentrümmer hin, die wir gesehen hatten. Hohe Pappeln ragten dunkel vor den Tempelhöhen auf und leise plätschernd floß das Wasser des Baches am Fuß derselben dahin. Am Bache standen mehrere Zelte von Reisenden, die, wie wir, diese Ruinen besehen hatten. Es wird noch mancher Wandrer diese Stätten betreten und mit Staunen darauf umherwandeln. Die Hände der Baumeister sind längst Staub geworden und ihre Namen verschollen. Ihre Werke werden noch Jahrtausende überdauern.

Der Makhmel.

Ein steinernes Räthsel. — Dorf Ainat. — Besteigung des Makhmel. — Aussicht von oben. — Das Niedersteigen.

Ein großartiger Anblick von großartigen Menschenwerken war uns zu Theil geworden. Es wartete unser am andern Tage ein

anderer großartiger Anblick, der Anblick einer großartigen Natur. Wir zogen in der Frühe des Morgens von Baalbek hinweg. Der Blick wandte sich noch mehrmals auf die Tempelruinen zurück. Der Weg ging durch die große, schöne Bekaaebne hindurch. Vor uns lagen jenseits die hohen, weißglänzenden Häupter des Libanon. In der Mitte der Ebne stehet eine 60 Fuß hohe corinthische Säule einsam und verlassen, aber weithin sichtbar. Was will der Riese hier so fern von seinen Genossen in Baalbek? Ein steinernes Räthsel steht er da vor dem Auge. Wir ritten in einiger Entfernung vorüber und kamen nach mehrstündigem Ritt über die mit Saatfeldern und Viehheerden bedeckte Thalebne an den Fuß des Libanon. Wir ritten eine kleine Anhöhe hinauf und durch das Dorf Deir el Achmar hindurch. An einem kleinen Bache entlang ging der Weg durch lang sich hinstreckendes Gebüsch, dann in einem schönen Thale längs und endlich eine hohe und steile Anhöhe hinauf. Jenseits derselben öffnete sich ein langes, ziemlich fruchtbares Thal, das von einem bedeutenden Bache durchflossen war. Es dauerte ziemlich lange und wir glaubten schon auf falschem Wege zu sein, als wir endlich das Dorf Ainat am Fuß des großen Dschebel Makhmel erreichten. Das Dorf, hochgelegen, bestand aus einem Haufen schlechter Wohnungen. Unser Mukary wollte hier durchaus schon Nacht bleiben, obgleich es nicht viel nach Mittag war, und stellte sich sehr ungebehrdig. Er ward von einigen herzugelaufenen Männern aus Ainat unterstützt, die von der Unmöglichkeit sprachen, heute weiter zu kommen. Er mußte sich, obwohl sehr unwillig, unserm Willen fügen. Wir lagerten allerdings aus Rücksicht auf die Pferde eine geraume Zeit jenseit des Baches unter den Bäumen. Mir, der ich seit dem Aufenthalt in Baalbek wieder sehr leidend geworden war und an der wirklichen Ruhr krank zu werden begann, bekam die Rast außerordentlich wohl. Dann aber nahmen wir von den Bewohnern des Dorfes einen Mann an, der des Weges über das Gebirge kundig war, um den Weg nicht zu verfehlen und in Ungelegenheiten zu kommen. Und so fing denn die Besteigung des 9000 Fuß hohen Libanongipfels an. Wahrlich, das ist ein saurer Weg vom Fuße hinauf bis zu dem Schneegipfel droben. Es fließt ein kleiner Bach die Höhe herunter. Daneben geht der Weg steil hinauf. Es geht langsam, sehr langsam. Es stehen hie und da verkrüppelte Fichten und niedriges Dorngesträuch am Wege. Wir sind nach einer halben Stunde zu einer tieferen Einsenkung gelangt, Da liegt schon Schnee um uns her. Der Weg geht nun zur Bergwand rechts hinüber, wo kein Schnee liegt, und schlängelt

h hier am Berge hinauf. Noch finden sich einige sparsame ebrige Dornsträucher mit kleinen weißen oder rothen Blüthen; er das Auge weilt nicht lange darauf; denn der Weg geht il hinauf, und der Abfall ist hier entsetzlich jäh. Noch sitzen r zu Pferde; aber es ist doch ein furchtbarer Gedanke, wenn s Pferd hier strauchelte und mit dem Reiter in die Tiefe hinab- rzte. Wir steigen ab. Noch immer geht es steil aufwärts. Die ferde werden müde. Sie stehen oft stille, sich zu erholen. Man nnt den Thieren diese Rast herzlich. Das Thier setzt sich, wenn sich etwas erholt hat, von selber wieder in Bewegung. Endh beginnt das Schneefeld oben. Der Weg geht eine kleine trecke in grader Ebne fort; ich wandre mit meinem Pferde an r Hand durch den Schnee. Aber die Füße werden kalt im chnee und ich steige wieder aufs Pferd. Der Weg biegt sich ieder links, geht noch ein wenig zwischen Felsen aufwärts. Ich n hier ziemlich zurückgeblieben, sehe nichts von meinen Gefährten ehr, und reite einsam auf der weißen Höhe fort, an den Spuren Schnee den Weg suchend. Endlich erreiche ich sie wieder. Auf r Höhe halten sie. Wir steigen ab; ich nehme meinen großen berrock hernieder und hülle mich hinein; denn hier 9000 Fuß er dem Meer weht eine kalte Luft. Hier ist es voller Winter, ährend es Sommer im Thale ist. Wir sind oben auf dem akhmel. Einen Augenblick ist es hell und klar, den andern sind r in Wolken eingehüllt. In dem klaren Augenblicke welch eine ssicht, die sich auf der Schneehöhe dem Auge darbietet. Ueber Vorberge des Libanon und über die Ebne, die wir gekommen d, hinweg ragt der Antilibanon auf, und an seinem Fuße gt das unvergeßliche Baalbek mit seinen Ruinen. Unmittelbar ter uns ist der steile Abfall des Makhmel, den wir hinaufkommen sind. Man denkt mit Schrecken an die Reise hinauf. h wende mich, aber Wolkennebel haben uns eingehüllt und e Zeitlang ist die Gegend dem Auge verschwunden. Es ist r kalt oben, und der umgebende Nebel ist so unheimlich. arum machen wir uns auf, den Berg wieder hinunterzureiten. icht lange dauert es, so zieht der Nebel hinweg. Wie ein Vorng wird er weggezogen. Man sieht zuerst nur einen Theil der egend; endlich aber die ganze Landschaft zu unseren Füßen. elch ein Blick, der sich eröffnet hat. Ein großartiger Gebirgsfel liegt drunten vor uns. Hohe, schneebedeckte Berge, verhieden gestaltet und in verschiedener Färbung, ziehn sich an dem essel entlang. Zur Rechten in ihm liegt ein kleiner dunkler Fleck, ie ein kleines Gesträuch; das ist der berühmte Cedernhain des

Libanon. Grade hinaus liegt Ehden hoch im Kreise grüner Bäume. Links davon läuft eine große, wunderbare Schlucht dahin. Hie und da blicken Dörfer wie kleine Punkte zu uns her. Am fernen Horizont dämmert das Meer, ein langer Strich. Ein wundersames Gemälde, das sich vor dem Auge ausbreitet, der großartigsten und schönsten eines im Libanon. Wir reiten hinab. Kleine Schneefelder reihen sich an einander. Der Schnee ist durch die Sonne locker geworden. Der Doctor ist voran. Auf einmal sinkt er mit seinem Pferde ein, tief hinein, so daß das Pferd bis über den Bauch im Schnee begraben ist. Der Reiter ist eilig auf einen Felsblock gesprungen. Das Pferd arbeitet, herauszukommen, kömmt in die Höhe, sinkt wieder tief ein, arbeitet sich jedoch endlich heraus. Wie aber, wenn diese Spalte oder Einsenkung des Berges tiefer und breiter gewesen wäre? Reiter und Roß wären dann unrettbar in den Tod gestürzt und im Schnee begraben. Schrecklicher Gedanke. Wir steigen ab und wandeln vorsichtig dahin. Das Schneefeld endet; der Weg hinunter bleibt indeß noch lange beschwerlich. Das Reiten bergab ist überall eben so schwierig als gefährlich; darum wandeln wir ganz hinunter zu Fuß und treiben unsre Pferde vor uns her. Endlich sind wir unten am Boden des Kessels; die ungeheure Scheidewand ist überstiegen. Wir haben drei Stunden seit Ainat gebraucht. Hier unten ist es warm. Die Sonnenstrahlen fallen heiß auf uns hernieder. Der Mantel ist schon längst wieder abgelegt. Es sollte nun zu den Cedern gehen. Wir haben sie oben bemerkt. Sie waren uns so unbedeutend vorgekommen, daß wir das Wort unsres Führers in Zweifel gezogen hatten. Maroniten begegnen uns drunten. Wir fragen nach den Cedern. Ja, sie sind's. Aber der Weg ist noch ziemlich lang dahin. Endlich langen wir an. Ein kleiner Wald liegt vor uns. Das ist der Cedernwald des Libanon, in den wir hineinreiten.

Die Cedern.

Alte Erinnerungen. — Der Hain. — Die Ceder. — Uralte Exemplare. — Kapelle im Hain. — Ein Gottestempel im Freien. — Aufbruch.

Mit freudiger Bewegung betraten wir den Hain der Cedern. Die Ceder ist ja kein gewöhnlicher Baum, sondern ein Baum, der in den heiligen Schriften des alten Bundes öfter vorkömmt, und dadurch eine besondere Weihe bekommen hat. Die Ceder

wird dort freilich zuweilen zum Bilde des Hohen und Stolzen gebraucht. Die Psalmen singen, daß der Herr die Cedern im Libanon zerbricht, und daß sein Tag über alles Hoffährtige und über alle hohen Cedern auf dem Libanon gehen werde. Daneben aber wird der Cedernbaum auch zu andern lieblicheren Bildern gebraucht. Es ist schon ein Besseres, wenn der Prophet Hesekiel die Herrlichkeit Assurs unter dem Bilde einer Ceder auf dem Libanon darstellt, mit schönen Aesten und dick von Laub und sehr hoch, daß sein Wipfel sehr hoch stand unter großen dicken Zweigen. Doch recht lieblich wird das Bild erst, indem die Psalmen darunter den Gläubigen darstellen: der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, und wird wachsen, wie eine Ceder auf dem Libanon. Aber die Ceder hat nicht so allein durch ihren Gebrauch zu Bildern im alten Testament ihren Werth in unsern Augen bekommen, sondern eben so sehr auch durch den reelleren Gebrauch, der einst von ihr gemacht worden ist. Die Cedern haben einst ihr Holz zu dem herrlichen salomonischen Tempel hergegeben. In dem alttestamentlichen Gotteshause ist ihr Holz angebracht worden zur Ehre und zum Preise des Schöpfers der Welt. Die Gedanken sind es, die den Wandrer bewegen, wenn er in den kleinen noch übrigen Cedernhain hineinreitet, und er siehet diese Reste in einem eignen Lichte an.

Es ist aber nicht die Erinnerung allein, die diesen Ort dem Wandrer werth macht; er ist wirklich, wie er heute dasteht, an ihm selber ein außerordentlich lieblicher herzerquickender Ort. Wir haben heute wirklich gar besondere Orte betreten. Am Morgen sind wir den Tempeln Baalbeks vorübergekommen, und mit Staunen von den großartigen Werken der Menschenhand geschieden. Am Nachmittag sind wir oben auf dem Makhmel gewesen und haben die großartige Naturbildung angestaunt, die sich dort dem Auge darbietet. Am Abend sind wir unter den Cedern. Der Hain ist nicht sehr groß. In einer kleinen halben Stunde kann man um ihn herumgehen. Gegen 400 Cedern stehen in diesem Haine zusammen. Die meisten sind jüngere, höchstens einige Jahrhunderte alte Stämme. Sie sind größtentheils ziemlich schlank und grade aufgewachsen, breiten ihre Zweige grade aus und bilden damit einen schönen Kegel. An den Zweigen sitzen die dunkelgrünen einen Zoll langen Nadeln, und dazwischen die großen eirunden Cedernäpfel von Gestalt der Tannenzapfen. Zwischen dieser jüngeren ein Paar Jahrhunderte alten Generation stehen neun sehr alte, höchst ehrwürdige, uralte Patriachen unter ihren späten Nachkommen. Sie sind sehr alt und können mit

ihren jungen Tagen sehr wohl in die Tage der Könige Israels hinaufreichen. Man bekömmt Respekt vor diesen alten Stämmen um ihres Alters willen. Aber nicht minder um der ihrem Alter entsprechenden Stärke willen. Sie bestehen aus mehreren Stämmen, die der Erde nahe sich getheilt haben. Der Hauptstamm unterhalb der Theilung hat an einigen einen Umfang, daß noch weit daran fehlte, daß wir drei Wandrer zusammen ihn umfassen konnten. Und einer, ein sehr alter, durch sein Alter ausgehöhlter und zerrissener ehrwürdiger Stamm mißt unten gegen 40 Fuß im Umfang. Seine Aeste, die sich bald theilen, sind schon Riesen von Umfang. Diese uralten, gewaltigen Reste stehen ungefähr in der Mitte des Haines wie die Urgroßväter umgeben von ihren Kindeskindern. Nahe bei steht auf einer Bodenerhebung von Cedern umgeben eine Kapelle. Es ist sehr schmucklos darin. Durch die niedere Thür tritt man in den halbdunklen Raum. Der Boden ist die bloße Erde. Rohe Cedernstämme tragen die platte Decke der Kapelle, die aus ähnlichen Stämmen und Steinen besteht. Im Hintergrunde steht ein schmuckloser Altar mit einfachen Verzierungen. Es ist alles so einfach und schmucklos, ist aber in dieser Umgebung sehr angemessen. Ein Priester der Maroniten kömmt zuweilen zu dieser Kapelle und hält Gottesdienst.

Während meine Genossen weiter umher wandelten, setzte ich mich, krank und ermüdet, wie ich war, vor der niedrigen Thür der Kapelle nieder und blickte in die herrliche Umgebung hinaus. Und wie ich so dasitze, mehrere 1000 Fuß über dem Meer, und hinausblicke, da erscheint mir dieser Hain wie ein Gotteshaus, wie ein heiliger Tempel, den Gott selbst gegründet hat. Die vielen Cedernstämme ragen wie Säulen des Heiligthums in die Höhe. Nicht weit von mir stehen die Riesenbäume, über deren Wipfel schon Jahrtausende hinweggegangen sind, wie Riesensäulen, noch gewaltiger als Baalbeks Steinsäulen. Die Wipfel der Cedern bilden das erhabene Dach des heiligen Tempels. Der Hauch des Abendwindes rauscht durch die hohen Hallen und ein angenehmer Duft, wie Weihrauchduft, erfüllt die Stätten. Die Sonne scheint von Westen herein durch die Oeffnungen zwischen den Cedernbäumen, wie durch hohe gothische Fenster, und vergoldet mit ihrem Strahl die Säulen und die Kronen. So ruht der Tempel um mich her auf einer Erhebung des Bodens, inmitten der großartigsten Umgebung, in weitem Raume von den schneebedeckten Bergen wie von einer Kirchhofsmauer umgeben. Ich ruhe vor dem Allerheiligsten dieses Gotteshauses und Gedanken alter Tage gehen durch die Seele. Schauer der Ewigkeit

ergreifen das Herz. Es ist ein herrliches herzerhebendes und erquickendes Heiligthum. Hier, wo die Kapelle steht, davor ich ruhe, soll einst nur ein einfacher steinerner Altar gestanden haben. Davor soll einst Gottesdienst gehalten sein und im Grünen umher das Christenvolk der Maroniten sich gelagert haben. Wahrlich so war es genau entsprechend diesem Orte. Was muß das einst in diesem Dome der Natur eine erhebende Feier gewesen sein. Mit Andacht weilte ich eine geraume Zeit an dieser Stätte und das Bild davon habe ich in meiner Seele mitgenommen, das hängt unter vielen anderen in dem Bildersaal meiner Erinnerung, und ist der erhebendsten eines. Es taucht noch oftmals auf und tritt vor das geistige Auge, und wenn es also hervortaucht, dann wallt ein Hauch des Entzückens über das Herz dahin, wie der frische Duft einst über mein Angesicht unter den Wipfeln der hehren Cedern. Die Erinnerungen machen das Menschenherz unglücklich und unselig, ja wohl, die Erinnerungen an die dunklen Schatten des Lebens; aber ohne die Erinnerungen wird es auch nicht glücklich und selig. Es giebt manche Stätten auf der Erde, da ich lange weilen mögte und wohl mich fühlen würde. Der Cedernhain im Libanon, der wunderbare Gottestempel aus Cedernstämmen und mit Cederndach, von Gebirgen, wie mit Mauern, umgeben, ist nicht der geringsten dieser Stätten eine.

Ich gehe zu meinen Gefährten und wandre noch eine Weile mit ihnen unter den Cedern umher. Auch sie sind von diesem Hain entzückt und der Doctor, überall an das Sammeln von Erinnerungen denkend, hat den Führer in die mehr beschwerlichen Bäume geschickt, um Cedernäpfel abzuschlagen. Wir nehmen alle von diesen Aepfeln, gehen zu unseren Pferden, die umher weiden, und steigen auf. Wir reiten durch die Cedern eine Einsenkung hinunter, und verlassen den Hain. Im Strahl der Abendsonne liegt er hinter uns. Wir schauen noch mehrmals auf ihn zurück.

Bscherreh.

Romantischer Weg. — Lage von Bscherreh. — Unterschied der christlichen und muhamedanischen Dörfer. — Eine angenehme Herberge. — Ländliche Herbergsscene. — Naive Ruhestörungen. — Freundlicher Abschied.

Auch das Dorf Bscherreh ist mir eine gar angenehme Erinnerung aus meiner Libanonreise. Es war das Dorf, zu dem wir nach einer guten Stunde von den Cedern aus gelangten.

Der Weg von der Höhe zum Dorf hinunter war ein über alle Maßen wild-romantischer und beschwerlicher. Das Reiten wurde bald von uns aufgegeben und wir wanderten zu Fuß hinunter. An unserem Wege ergoß sich zur rechten Hand ein Gebirgsbach von oben rauschend hinunter. An den Seiten erhoben sich höher und höher die wunderbaren Felspartieen. Uns nach kamen Kühe, Schafe mit ihren Treibern, Männern und Knaben. Tief unten hatte sich alles auf dem engen Wege zusammengefunden. Ein großer Knäuel aus Menschen und Thieren bestehend füllte die Schlucht, an deren Seite Bäume und Gebüsche standen. Das war ein Gewoge hinunter. Der spätere Abend war schon heraufgezogen und Abendglockenklänge ertönten von der Kirche des Maronitendorfes. Liebliche Klänge, die ich lange nicht gehört hatte und zum Voraus kund thaten, daß wir zu Christen kämen. Es kamen die Häuser und wir zogen ein in das Maronitendorf Bscherreh.

Das Dorf liegt wunderschön. Es ist wie ein großer Garten mit Pappeln, Maulbeerbäumen und Weinstöcken. In diesem Garten liegen die wohlgebauten Häuser. Das Gartendorf liegt nicht auf einer Ebne im Thal, sondern einen Abhang der Schlucht hinunter. Es ist ein Abhang der großen wilden Schlucht, die wir von dem Makhmel aus gesehen hatten. Das Dorf zeugt mit seinen Gebäuden von Wohlstand und mit seinen Gärten und Pflanzungen von großem Fleiß und betriebsamem Wesen. Alles sieht viel besser und cultivirter aus, als in den meisten andern Dörfern, die wir auf unserem Wege gesehen hatten. Es ist in dieser Hinsicht ein überall merklicher Unterschied zwischen christlichen und muhamedanischen Dörfern. Während diese wahre Steinklumpen und voll Unsauberkeit sind, umgeben von Ländereien, die meist ziemlich wüste liegen und daran wenig gethan wird, wird man überrascht, wenn man zu den christlichen Dörfern kömmt und hier zwar einfache, aber saubere und nette Wohnungen, und um dieselben her überall die Spuren großer Arbeitsamkeit findet. Man kann aus einem Ueberblick des Ganzen so ziemlich im Voraus schließen, was für Bewohner in einem Dorfe wohnen. Selten, daß ein muhamedanisches Dorf sich über die gewöhnliche traurige Weise erhebt, bei den christlichen Dörfern ist es Regel, daß sich bessere Wohnungen und bessere Bodenbenutzung findet. So erstreckt sich die belebende Wirkung des Christenthums bis auf die äußersten Enden menschlicher Bethätigung. Das Christenthum ist zu vielen Dingen nütze. Ohne dasselbe würde es bei uns nicht mit der geistigen Bildung allein, sondern mit der Cultur unsrer

elder und Wohnungen auch so gut stehen, als es jetzt thut. reilich, um das anzuerkennen, müßte man Viele eine Zeitlang t jene Gegenden senden, wo, ich will nicht einmal sagen, das jeidenthum, nein, wo nur der Halbmond sein dunkles Regiment at. Da würde man lernen, was man dem Christenthum verankt; da würde man das Sonnenhafte und Belebende, was es ir den Menschen hat, erkennen.

Einige Bewohner des Dorfes wiesen uns zu einer Art ocanda, worin man uns ein ziemlich großes Gemach zur Bohnung einräumte. Es wurden darin Strohmatten ausgebreitet, arüber Decken und sogar recht saubere Kopfkissen zum Ruhen ingelegt. Es war hier sehr wohnlich, und es ward mir hier so eit wohl, als es mein leidender körperlicher Zustand gestattete. Bir bestellten uns Eier bei unseren Wirthsleuten und zeigten hnen, wie wir sie haben wollten. Während das Mahl gerüstet ard, sammelte sich eine ganze Zahl Maroniten aus dem Dorfe n uns. Es sind außerordentlich naive, freundliche Leute. Wir ranken liegen auf unseren Decken und Kopfkissen an der Wand. Im uns im Halbkreise her hocken die zahlreich versammelten Maroniten am Boden, ihren Tschibuck rauchend und uns Europäer ansehend. Einer von ihnen kann italienisch; das hat er von en Mönchen aus dem Kloster gelernt. Mit ihm sprechen wir alienisch. Zwischendurch fallen einige arabische Unterhaltungen. Indessen sind die Eier fertig geworden und werden uns gebracht. Sie stehen vor uns auf einem einen Fuß hohen Tische. Wir itzen auf orientalische Weise darum her und essen. Unser arabischer Mukary hat sich schon eine Zeitlang in die Nähe der Kranken begeben und nimmt an ihrem Mahle Theil. So essen wir und unsre Freunde aus dem Dorfe sehen mit stiller Freundlichkeit auf unser Essen. Es fehlt uns Trinken. Wir wollen Wein aben. Gleich sind einige Moroniten bereit, uns aus dem Dorfe Wein zu holen. Der Wein ist sehr billig, kostet nur einen Piaster ie Flasche. Wir lassen mehrere Flaschen kommen. Es ist im Nu eschehen; sie sind wieder da und wir trinken mit unseren christlichen Freunden in Bscherreh in der Abendstunde beim Lichtschein othen Wein vom Libanon. Die Augen unsrer Freunde sind ortwährend auf uns gerichtet; es mögen nicht ganz viele Fremde n dieses Dorf kommen und ihr Nachtlager halten. Ich bin von meiner Krankheit und der Reise außerordentlich angegriffen und chlafe ein, während noch alles um mich her lebendig ist. Wie ch nach einiger Zeit plötzlich aufwache, ist alles verschwunden und dunkel um mich her.

Es wird Morgen, und es dauert nicht allzulange, da sammeln sich wieder einige von unseren Freunden zu uns, um so lange möglich das Glück zu genießen, Franken zu sehen. Meine beiden Reisegefährten haben große Lust, nach dem Dorfe Ehden zu gehen, das zwei Stunden von hier entfernt ist und in einer außerordentlich schönen Gegend liegen soll. Unsere Maroniten wollen nicht gerne, daß sie dahin gehen sollen, denn sie sind in Feindschaft mit jenem Dorfe. Das ist so Weise im Libanon; da lebt oft ein Dorf in Krieg mit dem andern, wie bei uns nur ganze Länder. Dennoch verlangt meine Genossen, die Gegend zu sehen. Ich hätte auch gerne mit ihnen den Weg gemacht, fühlte mich aber so ermattet, daß ich es für rathsamer hielt, so lange, bis sie wiederkämen, zu ruhen und mich für die Weiterreise zu stärken. Sie ziehen also weg und ich bleibe allein unter den Maroniten zurück. Ich unterhalte mich noch eine Weile, so gut es geht, mit ihnen, nöthige sie dann, hinauszugehen; ich will schlafen. Sie gehen bereitwillig hinaus. Einer setzt noch die offnen Fenster zu und folgt. Es dauert indeß keine Viertelstunde, so ist schon wieder einer an der Thür und sieht einmal hinein, was der Franke macht. Er ruht in seinem Mantel auf dem Kissen und sucht zu schlafen. Er geht wieder fort. Keine Viertelstunde, es ist ein Andrer da, kömmt hinein, sieht nach und so geht es fort, so daß an Schlafen bei mir nicht zu denken ist. Als ob man ein Wunderthier, so begierig ist man, ein fränkisches Angesicht zu sehen. Endlich nach zwei Stunden stürzen sie alle mit lautem Getöse hinein, und bedeuten mir, daß meine Genossen wieder kommen. Ich habe nicht geschlafen, aber doch die Glieder etwas ausgeruht. Nach einer Weile kommen meine Gefährten, die lange vorher, oben aus der Ferne gesehen, mir angemeldet sind. Sie sind nicht ganz nach Ehden gewesen, haben es nur aus der Ferne angeblickt und sind entzückt von der Schönheit der Gegend. Es kommen nun wieder allerlei Leute zu uns, und setzen sich um uns, sehen uns bei Tage essen und für die Reise stärken. Es kommen auch Frauen aus dem Dorf, stellen sich in der Ferne an der Wand auf und blicken neugierig auf die lebendigen Wunder des Abendlandes, die hierher gekommen sind. Neugier herrscht doch überall in der Welt, auch im Libanon. Einige kleine Kinder schleichen schüchtern zu uns heran, und werden durch einige Piaster erfreut. Die Eltern freuen sich über die Freude der Kinder und die Freigebigkeit der Franken. Es ist hier gar nicht übel, zu weilen; aber wir müssen weiter; wir müssen heute noch ein gut Stück Weges zurücklegen. Wir erkundigen uns nach dem kürzesten

Wege von hier an das Meer und nach Beirut. Aber die geographischen Kenntnisse dieser Dorfbewohner sind nicht sehr umfangreich; über den fraglichen Weg werden sehr verschiedene Ansichten geäußert. Wir müssen uns an unsre Karte und unser eignes Urtheil halten, steigen zu Pferde und reiten unter dem freundlichsten Abschied von unseren Maroniten hinweg. Eine Zahl von ihnen sehen wir noch eine Weile auf der Terrasse stehen und den Wandrern nachblicken.

Verirrung im Libanon.

Die Schlucht Bscherreh. — Großer Fehltritt. — Nächtliche Wanderung. — Nächtliche Sitzung. — Heimweh.

Unser Weg vom Dorfe zog sich zuerst den Abhang hinunter. Unten ging es über den Bach, der rauschend in der Tiefe dahinfloß. Dann ging es auf der andern Seite der Schlucht wieder aufwärts. Wir ritten eine lange Zeit an ihr entlang. Es ist eine der anziehendsten Naturansichten, die ich gehabt habe. Die Schlucht geht anfangs gegen Westen, biegt dann um gegen Norden und läuft nach Tripolis zu und ans Meer. Zuweilen bilden die Seiten der Schlucht sanftere Abhänge; zuweilen fallen sie steil und tief ab. Die wunderbarsten Felsengestaltungen und Ansichten bieten sich dem Auge dar. Hie und da fällt ein Bach von oben in die Tiefe hinab und vereint sich mit dem in dem Grunde dahinrauschenden Wasser. Die sanfteren Abhänge und Höhen sind angebaut und grün. Hin und wieder blickt ein Dorf von der Höhe oder am Abhang aus dem Grün der Bäume die Wandrer an. Wir sehen im Anfang das Dorf Bscherreh, das wir verlassen haben, malerisch den gegenüberliegenden Abhang sich mit seinen Häusern und Bäumen hinaufziehen. Ein Bild, zum Malen schön. Wir erblicken weiterhin die Bäume von Ehden. An unserer Seite kommen wir durch mehrere Dörfer, die ebenfalls gar freundlich daliegen.

Das Ziel, das wir heute gerne erreichen wollten und auch hätten erreichen können, wenn wir nicht vom Wege abgekommen wären, war Batrun an der Küste des Meeres. Von da dachten wir dann in einem Tage nach Beirut kommen zu können. Aber wir kamen auf unserem Ritte viel zu weit nach Norden. Nachdem wir die Schlucht verlassen hatten, ging es Stunden lang bergauf und bergnieder, über öde, wüste Berge und durch fruchtbare Thäler. Es war schon am späten Nachmittag, da lag auf

einem hohen Berge vor uns ein Dorf und im Thale vor dem Berge ein Haus, dessen Bewohner draußen standen. In geringer Entfernung rechts ragte eine größere Häusermasse stadtmäßig auf. Wir fragten nach dem Namen des Dorfes links und der Häusermasse rechts, und erhielten den Bescheid, daß das Dorf Bziza und die Stadt Amyun hieße. Wir wußten nun freilich, wo wir im Libanon waren, sahen nämlich auf unserer Karte, daß wir ganz hoch hinauf nach Norden verschlagen seien und Batrun heute nicht mehr erreichen würden. Wir gaben dieses also auf, wollten indeß wo möglich die Nähe des Meeres zu erreichen suchen, um dann am Morgen einen vom Meer sicher geleiteten Rückweg nach Beirut anzutreten. Wir ritten denn ziemlich scharf dahin, durch Thäler hindurch und über Berge. Es ward Abend; die Sonne sank am Himmel. Wir ritten noch von einem Berge zum andern. Unser Mukary war ganz hinter uns zurückgeblieben.

Es war ein schauerlicher, unheimlicher Ritt durch die Berge des Libanon. Es war gut, daß der Mond schien. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, weiter vorzudringen, sondern wir hätten nur mit unseren Pferden zwischen den Felsen unter freiem Himmel lagern können. So ging es denn freilich. Wir konnten wohl vorwärts kommen; aber das Mondlicht ist doch ein schlechtes Licht für Wandrer, die in Gebirgen reisen. Es dauerte auch nicht lange, so waren wir vollständig in den Bergen verirrt, und wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten. Wir suchten nur wo möglich irgend ein Dorf zu erreichen, um dort zu bleiben. Unser Mukary war ganz für uns verloren. Wir hatten darüber freilich seinethalben keine Sorge. Der würde sich schon wieder nach Beirut hindurchfragen. Aber uns war es um der Pferde halber sehr unlieb, die an seiner Stelle nun von uns zu versorgen sein würden. So wanderten wir dahin, bald zu Roß, wenn das Mondlicht unseren Bergpfad hell erleuchtete; bald zu Fuße, wenn der Weg beschattet war. Dabei war es sehr kühl in den Bergen; ein kalter Nachtwind strich über sie dahin. Endlich steigt die Straße wieder etwas. Die Gegend scheint bebaut zu sein. Wir hoffen, bald Menschenwohnungen zu erreichen. Wir erreichen sie auch. Es ist ein Dorf. Es ist Nacht, da reiten wir in das Dorf hinein. Es ist still umher. Keine Menschenseele scheint mehr zu wachen. Wir steigen ab, stoßen die Thür einer Hütte auf und rufen hinein. Es wird uns auch geantwortet; aber von einer Herberge will man nichts wissen; man spricht von einem Kloster, das irgendwo nach irgendwelcher Zeit zu erreichen ist. Wir wandern in der Nacht unter dem Licht des Mondes

weiter. Die Leute in der Hütte stehen unserthalben nicht auf und es ist so unheimlich, Menschenstimmen aus dem Dunkel zu vernehmen, ohne ihre Angesichter zu sehen oder auch nur am Geräusch der Schritte oder sonst zu vernehmen, daß es leibhaftige Menschen sind, die da reden. Am Ende des Dorfes treffen wir einige Leute, die noch auf sind. Wir freuen uns, daß es so ist, bedeuten dem einen Mann, daß er uns Gerstengarben für unsre Pferde verschaffe. Er scheint zuerst nicht hören zu wollen. Endlich aber geht er, kehrt mit dem Verlangten zurück und wir gehen daran, die Pferde zu füttern. So viel ich erinnere, habe ich in meinem ganzen Leben noch keine Pferde nach vollbrachter Reise zu Abend gefüttert, werde es nach jener Nacht im Libanon schwerlich auch jemals wieder. Doch muß ich sagen, es war nicht ohne Freude, ein hungriges, stark angestrengtes Thier satt zu machen. Darauf setzen wir uns auf eine steinerne Terrasse vor dem Hause, essen von unseren Lebensmitteln und trinken aus einem großen thönernen Kruge, den uns zwei Frauen, die mit einigen Kindern aus der Wohnung gekommen sind, reichen. Es war eine eigenthümliche Sitzung gegen Mitternacht hier auf einer Höhe des Libanon. Hätte ich mich nicht gar zu unwohl und zu angegriffen gefühlt, ich hätte diese Sitzung höchst anziehend gefunden, Aber so leidend, wie ich war, wollte mir diese nächtliche Scene wenig gefallen. Ich hüllte mich fest in meinen Mantel, und wartete, daß man uns in der schlechten Hütte daneben ein schlechtes Lager bereitet hätte. Wir banden unsere Pferde draußen fest und gingen in einen von den Arabern uns bezeichneten Raum hinein. Auf dem kalten steinernen Boden lag eine schlechte Strohmatte ausgebreitet. Darauf konnten wir uns niederlegen. Ach, was hätte ich darum gegeben, diese Nacht in einem ordentlichen europäischen Bette ruhen und einmal wieder recht bequem schlafen zu können. Aber es gab ja nichts Andres; es war noch etwas, daß wir nicht draußen unter freiem Himmel zu schlafen genöthigt waren. Meine Genossen schliefen bald ein; mich aber ließ die jetzt immer stärker hervortretende Krankheit nicht einschlafen. In trüber Stimmung wanderte ich eine Weile draußen umher und blickte hin über die im Mondlicht wie im Traum vor mir liegende Berglandschaft. Alles ist still. Alles schläft im Libanon. Still wandelt hoch oben am Himmel der Mond seine Bahn. Es erfaßte mich hier in der Stille dieser Mondnacht im Libanon Sehnsucht nach der Heimath, die viele hundert Meilen fern hinter diesen Bergen liegt. Der Sehnsucht voll legte ich mich nieder und befahl dem Herrn Leib und Seele. Und am Morgen war mir's, als

ob ich doch eine kleine Weile geschlummert hätte. Das wa
sehr traurige Nacht im Libanon.

Am Meere.

Wiederfinden. — Die Myrthen an der Küste. — Der Flecken Batr
Die Stadt Dschebeil. — Das Dorf Dschuneh. — Durchgehn des
des. — Ankunft in Beirut. — Krankheit.

Am frühen Morgen verließen wir das Dorf auf dem
und zogen dem Meere zu. Die Einwohner hatten uns den
genau bezeichnet. Es war wohl eine halbe Stunde verga
da trafen wir einen andern frühen Wandersmann. Es war
Mukary, den wir verloren hatten. Er wußte, daß wir nach B
wollten, war von seinem Nachtquartier sehr früh aufgebroche
auf seinem Esel in der Richtung nach Batrun geritten. Wir f
uns, ihn wieder zu haben und der Sorge für die Pferd
ledigt zu sein. Der Weg führte uns bald in ein Thal,
gegen Westen zum Meere führte. Es war ein sehr freund
Thal. In seiner Mitte floß ein ziemlich breiter Strom, der
el Jauzeh. Die Ufer desselben waren mit Bäumen bepflanz
gab hier besonders viele Maulbeerbäume zum Seidenbau.
mittelbar an unserem Wege standen viele hoch aufgesch
Myrthen, die mit ihren weißen Blüthen zwischen den g
glatten Blättern gar lieblich aussahen und einen angen
Duft verbreiteten. Die Myrthen waren schon vor Alters
beliebt und werden so von dem Propheten Jesaia neben
wohlgelittene Pflanzen gestellt. Auf einem eigenthümlich gesta
Felsen erhob sich ein verfallenes Schloß, das wohl aus den
der Kreuzzüge stammt. Nicht weit vom Meere bog sich e
unser Weg gegen Süden und wir hatten von nun an an
Meere einen sicheren Führer nach Beirut. Links erheben si
Vorberge des Libanon, boten aber keinen besonders groß
Anblick. Rechts am Meer lag bald der recht angenehme
nenflecken Batrun. Der Weg wurde von dort an sehr einfö
Einzelne Kaffeebuden standen an der Straße. Nach meh
Stunden gelangten wir zu einer kleinen Stadt am Meere, D
beil, die sich mit ihren Mauern und alten Thürmen recht
lich ausnahm. Es ist das alte Byblus, der ehemalige Ha
der Verehrung des Adonis, der nach der alten heidnischen
ein Liebling der Venus hier von einem wilden Eber getödte
n der Venus in eine Blume verwandelt ward. Sein

durch Wehklage der Frauen und selbst durch Menschenopfer
. Im alten Testament kömmt die Stadt unter dem Namen
vor, und wird als die Stätte erwähnt, von wo Salomo
ıte zum Tempelbau bekam. Wir rasteten eine Weile an
Orte, wanderten durch die unbedeutenden Bazars hindurch
ımen in einem Kaffeehause mit mehreren Einwohnern zu-
n, die uns Steine mit Fischabdrücken vom Libanon und
alte Münzen zum Kauf anboten. Eine alte große Silber-
, nach der griechischen Inschrift von Alexander Sopater,
ȝr schön; man war aber mit diesen Sachen doch zu theuer.
)schebeil aus führte der Weg fortwährend am Gestade ent-
Schon ragte Beirut in der Ferne ziemlich deutlich auf.
:n großes Vorgebirge herum kamen wir zu dem großen
ˢbusen von Dschuneh. Hier ward der Weg wieder sehr an-
. Der Libanon trat mit seinen Abhängen, die mit Klöstern
örfern reichlich besetzt waren und im Licht der Abendsonne
schön leuchteten, ziemlich unmittelbar ans Meer. Dieses
:t größeren und kleineren Schiffen recht belebt und schäumte
acht gegen das Gestade. Wir erreichten das Maronitendorf
ıeh. Große Gebäude, Khans und Kornspeicher, standen am
viele Schiffe lagen am Ufer. Alles machte den Eindruck,
er ein nicht unbedeutender Handelsverkehr sich finde. Wir
zu einem Khan, uns dort für diese Nacht einzurichten. Es
ie letzte Nacht, daß ich in einem Khan auf bloßer Erde
ı mußte. Es war freilich auch Zeit, daß es die letzte Nacht
Denn meine Krankheit und Ermattung nahm überhand.
:eiselust war vollständig dahin, und ich sehnte mich nach
, dort meine zerrüttete Gesundheit mit Gottes Hülfe wieder-
:llen. Der Anblick der Umgebung, dadurch wir kamen,
venig Reiz mehr für mich. Wir ritten am anderen Tage
on Dschuneh weg, passirten mehrere kleinere Flüsse, endlich
tberühmten Lykusfluß, der jetzt Nahr el Kelt heißt. Eine
inauf und wieder steil hinabgehende Brücke führte hinüber.
ng nun um das Vorgebirge, das sich hier findet, herum
nem felsigten Wege zu der Bucht, die nach Beirut führt.
lfer ward hier sandig. Wir hatten unser Ziel ganz deut-
ı Auge. Nicht lange, so mußten wir den Ort und das
aller Mühseligkeiten erreichen. Aber ich sollte nicht dahin
n, ohne noch ein Abenteuer mit meinem Pferde zu erleben,
ar leicht hätte verderblich für mich werden können. Das
war sehr rasch und lebendig, ohne wild zu sein. Es hatte
ıuf das Prächtigste 8 Tage lang durch den Libanon und

Antilibanon getragen, ohne je eine Spur von Wildheit zu verrathen. Hier aber anderthalb Stunden von Beirut fing es auf einmal an, sich zu bäumen und in Gallopp zu setzen. Ich suchte zu halten und zu leiten; aber mein Roß ließ sich nicht halten und leiten. Im windesschnellen Ritt ging es mit mir vom Ufer weg querfeldein. Es stand ein Baum auf dem Felde. Von dem Baum ging ein Ast aus. Darunter ging mein Thier mit mir durch. Wäre ich aufrecht sitzen geblieben oder hätte mich nur ein wenig geneigt, so hätte der Ast mich unfehlbar vom Pferde rückwärts hinabgestürzt. Wie ich da hindurchgekommen bin, weiß ich noch heute nicht genau; ich werde mich wohl ganz auf dem Pferde niedergelegt haben und so durchgekommen sein. Ich hielt mich auf dem Pferde und nach einem langen Sturmritt, den ich vergeblich zu hindern versuchte, ward es langsamer gehen und ließ sich wieder dem Meere zu wenden. Vielleicht ist das sonst nicht wilde Thier in dieser Gegend früher einmal erschreckt worden. Mit Dank gegen den, der mich hier geschützt und gegen Unfall bewahrt hatte, setzte ich mit meinen Gefährten den Weg nach Beirut fort. Wir erreichten das lange Quarantänegebäude vor der Stadt und ritten zwischen Gärten durch in Beirut hinein. Wir hielten vor dem Hause, wo der Doctor das vorige Mal mit unserem Freunde Schatzmann zusammen gewohnt hatte. Auf meine Erkundigung war hier diesmal auch für mich ein Zimmer zu haben, und ich zog ein. Mit meinem Einziehen brach auch die lange angestrengte, durch meine Krankheit zerrüttete körperliche Kraft gänzlich zusammen und ich sank auf das Krankenlager. Dennoch mußte ich meinen Gott preisen, daß er meine Kraft so lange aufrecht erhalten hatte, daß ich hierher gekommen war, wo man mehr der Genesung leben konnte. Mitten im Libanon in irgend einem Dorfe zusammengesunken, hätte man ohne Hülfe und Bequemlichkeit Trauriges leiden müssen.

Zum letzten Mal Beirut.

Die Krankheit. — Trennung. — Eine freundliche Krankenherberge. — Abreise von Beirut.

Zum letzten Male Beirut. Ich war mit der mühseligen Wanderung am Ende. Die großen Beschwerden lagen hinter mir. Aber in welch einem Zustande lag ich hier in Beirut. Herzlich krank; am Leibe unendlich erschöpft und abgemattet; fern von der Heimath. Einige Tage waren meine Genossen noch bei mir in

rut. Wir hatten früher gedacht, von hier aus zusammen nach Hauptstadt des türkischen Reiches weiter zu ziehen. Aber für) war das Reisen vorläufig eine Weile zu Ende. Mein medi= scher Reisegenosse behandelte mich, so lange er blieb, ärztlich; r die Kranheit nahm nicht ab, sondern zu, und es war vor= zusehen, daß ich so bald nicht wieder aufkommen würde. rum konnte er sich nicht nach mir aufhalten und rüstete sich, dem Müller Eberwald auf einem französischen Dampfschiff) Constantinopel einzuschiffen. Ich hatte freilich, wenn sie ab- ist waren, noch meinen Freund Schatzmann hier in Beirut, auch alles für mich gethan haben würde, wenn ihn seine chäfte nicht ziemlich in Anspruch genommen hätten. Es stand also in dieser Miethwohnung unter den fremden Leuten mit m arabischen Bedienten, den ich gemiethet hatte, keine an- ehme Zukunft bevor. Doch der Herr Gott, dessen bewahrende ıd ich so oft auf meiner Wanderung schon gemerkt hatte, half in einer Weise, daran ich nicht gedacht hatte. Er bereitete eine Herberge, wie sie noth that, damit ich wieder genesen te. Ehe der Doctor abreiste, ging er zu dem evangelischen diger Krämer, bei dem ich das vorige Mal gewesen war, sich bei ihm nach einem tüchtigen Arzte für mich umzuhören. : liebe Pastor Krämer kam selber und drang in mich, zu zu ziehen und in seinem Hause unter den Händen eines zösischen Arztes meiner Genesung zu leben. Ich wollte an- gs nicht; denn ich wußte wohl, daß ich ihm so viele Unan- mlichkeiten bereiten würde. Er ließ indeß nicht ab, und so igte ich ein. Meine Freunde, die mir lieb gewordenen Genossen ner Reise, reisten ab; es war ein Schmerz, sie scheiden zu n. Ich zog ins evangelische Pastorat zu Beirut. Pastor mer sandte mir seinen Bedienten mit einem Esel, dazu den ienten des preußischen Consulats, um mich zu holen. Ich r nicht gedacht, daß ich so schwach geworden wäre. Vor zem hatte ich noch Tage lang im Libanon zu Pferde gesessen, jetzt war ich nicht im Stande, allein auf dem Esel zu sitzen die kurze Strecke zum Pastorat zu reiten. Die beiden Be- ten sammt meinem Araber mußten mir Handreichung leisten. Pastorat war eine Stube für mich eingerichtet und alles auf Freundlichste angeordnet. Hier habe ich denn beinahe 14 Tage z gelebt. Im Anfang waren es traurige Tage. Der fran- che Arzt gab mir sehr scharfe Mittel, meist Opium. Am ge war ich so ermattet; des Nachts umfing mich ein dumpfer lummer, und die tollsten Träume und wunderlichsten Bilder

gingen mir durch den Kopf. Dazu kamen die im Morgenlande so lästigen Mücken, die mit ihrem entsetzlichen Gesumme mich plagten. In der früheren Wohnung hatte ich einige Tage nichts gegessen; hier ward das Essen auch anfangs nicht viel; aber ein unersättlicher Durst quälte mich. Mein lieber Freund Krämer nahm sich als ein Bruder meiner an, erwies mir eine Freundlichkeit und Liebe, die mich tief rührte. Allmälig stellte sich etwas Eßlust ein, und ich fing an, einige Zeit am Tage wieder außer dem Bette zu sein. Da saß ich denn neben Bruder Krämer und seiner kleinen liebenswürdigen Frau auf der großen, kühlen Flur des Hauses, zwar sehr schwach und abgemattet, aber erquickt durch die freundliche Sorge, die mich umgab. Wohl jedem Wanderer, dem solch eine Samariterherberge zu Theil wird. Neben meiner Krankenstube war die Kapelle der evangelischen Gemeinde, und ich denke mit freudiger Erinnerung des Sonntags, den ich in meinem Zimmer verlebte, wo ich durch die Zimmerwand zwar von der Gemeinde geschieden, doch durch eine Wandöffnung die Klänge der kleinen Orgel deutlich vernahm. Indeß wollte die eigentliche Krankheit nicht abnehmen, und, nachdem so 10 bis 12 Tage verflossen waren, meinte der Arzt, es sei am besten, wenn ich nach Hause ginge; in der vaterländischen Luft würde ich am ersten genesen; hier sei es bei der stets zunehmenden Hitze nur gefährlicher und das Reisen zu Wasser könne mir nicht schaden, sondern im Gegentheil nur nützlich werden. Ich beschloß deshalb, in den nächsten Tagen mit dem Dampfschiff, das nach Egypten ging, abzureisen und von dort mit dem Eildampfschiff nach Triest zurückzukehren. Bruder Krämer hatte die Güte, Fahrbillet und Paßvisa für mich zu besorgen, und so schied ich am 11. Juni aus dem werthen Kreise, in dem ich gelebt und der mir eine Freundschaft bewiesen hatte, dafür ich mein Lebenlang dankbar sein werde. Ich war freilich außerordentlich schwach, und stieg mit Mühe in das Boot hinab, das mich ans Dampfschiff bringen sollte. Mein lieber Freund fuhr mit mir ans Schiff; es war der letzte von all den Beweisen seiner brüderlichen Sorgfalt, die er mir erzeigte. Ich denke oft jenes Pastorats in Beirut. Die Räume stehen lebendig vor mir, und die lieben Gestalten, wie sie einst darin vor meinem leiblichen Auge walteten, thun es nun vor meinem geistigen Auge, und dankbare Rührung bewegt meine Seele. Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn der Herr mir nicht im fremden Lande solches Haus aufgethan und solche Liebe hätte finden lassen. Beirut steht neben den andern Stätten, die mir auf Erden theuer geworden sind, unauslöschlich in meinem

Herzen. Ich stieg mit Mühe aus dem Boote die Dampfschiffstreppe hinan; kaum, daß ich hinauf kommen konnte; ich sah dem Boote nach, wie es von dannen ging, wie der liebe Freund sich entfernte. Um mich her wieder lauter fremde Angesichter.

Egypten.

Bekannte aus Jerusalem. — Ankunft in Egypten. — Das Land. — Die Religion des Todes. — Stellung Egyptens in der Geschichte. — Die Küste Alexandriens.

Am Abend des 11. Juni setzte sich dieses Dampfboot, ein östreichisches Lloydschiff, in Bewegung. Es ging zunächst vor Jaffa vorüber nach Egypten. Vor wenig Monden war ich auch bis Jaffa diesen Weg gekommen, damals gesund, reisemuthig, erwartungsvoll. Wie anders diesmal! Ich that nichts andres, als erschöpft auf den Bänken der Kajüte meine Zeit zuzubringen. Bei Jaffa kamen Passagiere an Bord, darunter einige aus Jerusalem. Es war der Schwager unsres Hospizwirthes aus der heiligen Stadt, der sich mit seiner Frau in Jaffa einschiffte, um über Egypten mit einem Auswanderungsschiff nach Amerika zu gehen. Auch hier also Amerikawandrer. Es war mir sehr angenehm, von Jerusalem etwas zu erfahren. Es stand dort alles, wie vor wenig Wochen, da ich mit meinen Genossen abreiste. Wie viele Mühen umfaßten die 6 Wochen; aber wie viele merkwürdige Stätten hatte ich darin betreten. Ich grüßte Jerusalem mit stillem Herzensgruß aus der Ferne, als wir abfuhren. Das Schiff ging grade durch das Meer hindurch. Durch Wind und Wellen wurden wir eine Weile verschlagen und erst am Montagmorgen, am 14. Juni, lag das Gestade Egyptens vor uns.

Egypten! Das Land hat sein großes Interesse. Ich hatte im Anfang meiner Reise im Sinne, über Egypten nach Palästina zu reisen. Aber die Zeit drängte; ich wollte zu Ostern in Jerusalem sein. Ich gab Egypten auf und wollte die vorhandenen Mittel zur Rückreise über Constantinopel gebrauchen. Durch meine Krankheit kam ich nach Egypten, und als es so sich machte, war es mir nicht unlieb, das altberühmte Land zu betreten. Es ist auch ein eigenes anziehendes Land. Mit seiner besonderen Naturbeschaffenheit, mit seinen alten Wunderbauten, mit seiner alten eigenthümlichen Religion, mit seiner Geschichte, die es gehabt hat, zieht es immer wieder den Blick auf sich. In der Mitte zwischen Asien und Afrika gelegen, die Pforte, dadurch die beiden Welt-

Theile zu einander kommen, Europa aber über das Mittelmeer die Hand reichend, hat es an seinem Nil einen Strom, an dem das ganze äußere Wohlsein der Bewohner hängt. Ohne diesen Strom mit seinen im Herbste steigenden und alles überfluthenden Gewässer wäre Egypten nichts andres als eine große Sandwüste. Durch ihn ist es ein fruchtbares Land und war in alten Zeiten die Kornkammer des römischen Reiches. In diesem so gesegneten Lande stehen schon Jahrtausende lang höchst merkwürdige Werke von Menschenhand, große mächtige Werke, die man anstaunt und begreift nicht, wie sie einst zu Stande gekommen sind, Werke, die älter sind, als alles, was sich sonst Derartiges auf Erden findet, und die noch Jahrtausende überdauern werden. Die Pyramiden, die Obelisken, die Ruinen von Theben u. a., wer hätte nicht von diesen Wunderwerken gehört, und daß an vielen von ihnen in wunderbarer Schrift die Geschichte alter Zeiten beschrieben steht. Wie die riesigen Seiten eines großen Geschichtsbuches stehen sie da mit Zügen, die lange unleserlich gewesen sind, in deren Verstand unsre Zeit erst eingedrungen ist, und sie erzählen von dem, was einst auf diesem Boden sich ereignet hat. Es ist ein merkwürdiges Volk gewesen; das hier gelebt hat, merkwürdig durch vieles Andre, merkwürdig besonders auch durch seine Religion. Es war eine Religion des Todes, die bei den alten Egyptern uns entgegentritt. Der Tod ward hier vergöttert. Es war Heidenthum, trauriges Heidenthum, Götzendienst, der hier waltete, da die Natur statt des einen wahren Gottes verehrt ward. Aber es war die höchste, letzte Stufe des Naturdienstes und der Uebergang zu einem anderen höheren Heidenthum, indem man den Tod, das letzte und höchste Geschehen der Natur, vergötterte. Diese Vergötterung spricht sich in allen Dingen bei ihnen aus, in ihrer Götterlehre, in den Sinnbildern, die durch ihren ganzen Götzendienst sich hindurchzogen, in allen ihren wunderbaren Werken, die sie geschaffen haben. Da sind die großen Pyramiden, diese gewaltigen aus Steinen ohne Mörtel zusammengefügten auf allen Seiten spitz zulaufenden bis zu 460 Fuß hohen Werke, es sind nichts andres, denn große Begräbnißstätten, die die Könige zu ihren Todeswohnungen und dem Tode zu Ehren aufführten. Da sind die Obelisken, die großen Denkmäler, den Todten und dem Tode geweiht. Da sind die großen unterirdischen Todtengrotten, die demselben Zwecke dienen. Und durch das ganze Leben der alten Egypter zog sich der Ernst des Todes. Sie ahnten dabei etwas von der Bedeutung desselben, wie er wohl das Irdische vernichtet, aber auch wieder zu einem ...bren Dasein hinüberführt. Ihr Hauptgötze Osiris muß zwar

hienieden auch dem allgewaltigen Tode verfallen, lebt indeß drüben als Todtenrichter fort. Mit dieser seiner eigenthümlichen Religion ist das Volk der alten Egypter zugleich das älteste geschichtliche Volk der Erde, das nicht bloß schon eine Geschichte gehabt hat, ehe noch überall sonst von Geschichte die Rede sein kann, sondern, wie erwähnt ist, seine Geschichte auch in den unvergänglichen Büchern seiner Felsenbauten erhalten hat. Egypten ist um alles dessen willen ein sehr merkwürdiges und anziehendes Land. Dennoch das Merkwürdigste und Anziehendste von Allem ist die Stellung, die es einst im Zusammenhang der alten Weltgeschichte eingenommen hat. Hier ist nicht allein die Stätte gewesen, von der die Weisheit der alten Welt ausgegangen ist, sondern besonders die Stätte, da das Volk des alten Bundes Jahrhunderte lang geweilet hat und ist in der Zeit aus einer Familie erst zu einem Volk geworden, zu dem Volke, das zu seiner Zeit von seinem Jehovah nach dem Lande der Verheißung geführet ward. Gott führte Joseph und durch ihn Israel nach Egypten, und zwar die Religion, die Israel hatte, die Verehrung des einen wahren Gottes, seines Jehovah Zebaoth, hat es nicht aus Egypten geholt; die war nicht da, die hat Israel mitgebracht. Aber doch ist Egypten für Israel in mancher Hinsicht eine Schule gewesen, darin es gelernt hat. Hier hat es den Ackerbau recht gelernt, der zur Bildung eines Volkes nothwendig ist. Hier hat es ein geordnetes Staatswesen, das für das Wohlsein eines Volkes ebenfalls höchst nöthig ist, kennen gelernt. Hier hat es Anleitung bekommen, seine religiösen Gedanken in äußere Sinnbilder einzukleiden, der Kunst also in seinem Gottesdienste eine Stelle zu geben. Und der ganze finstre Ernst Egyptens, der Todesflor, der auf dem Lande lag, konnte wenigstens den Ernst Israels erhalten und das Volk bereiten helfen, ein Volk zu sein, das, wenn nicht einen todten, sondern lebendigen, doch einen unendlich heiligen und ernsten Jehovah verehrte. Freilich, als endlich Egypten das großgewordene Volk des alten Bundes niederdrücken wollte, da war Israels Zeit in Egypten zu Ende, da führte Moses das Volk aus, nachdem Jehovah mit seiner Macht durch zehn harte Plagen das Herz des Königs Pharao bezwungen hatte. Die alten Ereignisse werden dem Wandrer wieder neu und lebendig, wenn er Egypten betritt. Der kleine Einzug, durch Joseph, den schönen tugendhaften Sohn des Jakob, veranlaßt, und der große Auszug durch den ernsten Knecht Gottes, Moses, treten vor das Auge der Seele. Und viele Jahrhundert später sah Egypten ein Kind, von der Mordlust eines Königs verfolgt, auf seinem Boden. Da war es die

Stätte, dahin dies Kind geborgen ward, und von dannen es, als die Gefahr vorüber war, heimkehrte. Das war das Jesuskind. Aus Egypten berief Gott seinen Sohn, wie einst sein Volk Israel. Eine besondere Stellung ist Egypten in dem Gewebe der Weltgeschichte gegeben.

Es war Alexandrien, vor dem unser Dampfboot anhielt. Die Küste, darauf die Stadt liegt, ist hier nur flach. Egyptische Kriegsschiffe lagen im Hafen. Auf dem Lande zeigte sich das große Schloß des Pascha, der Leuchtthurm und die Citadelle. Durch die mächtigen, theilweis veralteten Kriegsschiffe fuhren wir zu Boot an das Gestade. Ein Paar Alexandrinischer Lohndiener theilten sich in mein Gepäck und brachten mich zu dem großen schönen Hauptplatz in Alexandrien, und an demselben zu dem großen und schönen, aber am Ende unbeschreiblich theuren Hotel Oriental. Ich war auf egyptischem Boden.

Alexandrien.

Geschichte der Stadt. — Unerwartetes Zusammentreffen. — Droschkenfahrt durch und um Alexandrien. — Der Obelisk. — Die Pompejussäule. — Die Katakomben. — Verschlimmerung der Krankheit. — Egyptische Esel. — Sicherheit in Egypten. — Ein neuer Freund.

Der Fluß Egyptens, der Nil, fließt im Norden des Landes in 7 Mündungen in das Meer, und bildet von Kairo an mit seinen Armen ein großes Dreieck. Im Westen dieses Dreiecks liegt der große Landsee Mareotis, der vom mittelländischen Meere nur durch eine schmale Erdzunge getrennt ist. Auf dieser Landzunge nahe der Insel Pharus legte 332 Jahre vor Christi Geburt Alexander der Große von Macedonien eine Stadt an, die an der Stelle des zerstörten Tyrus in Phönizien der Sitz des Welthandels werden sollte, und nannte sie Alexandrien. Die Stadt ward bald stark bevölkert. Eine große Menge Juden zog dahin, und die jüdische Wissenschaft fing hier bald zu blühen an. Aber auch die griechische Wissenschaft hatte hier ihren Sitz. Daneben ward Handel und Verkehr bedeutend. Nach Alexanders Tode wurden die Ptolemäer die Könige Egyptens und Alexandrien ihre Residenz. In ihrer besten Zeit hatte sie eine Bevölkerung von 300,000 Seelen. Nach der Zeit Christi ward sie ein Hauptsitz christlicher Wissenschaft. Hier lebten die großen Kirchenlehrer Clemens, Origenes, Athanasius u. a., und das Christenthum leuchtete von hier aus weit nach Afrika hinein. Freilich

kam in Egypten auch bald das Mönchsthum auf und verbreitete sich von hier aus weiter. Die einst so lebendige Kirche versank in Aberglauben und todtes Wesen und verfiel seit der muhamedanischen Eroberung immer mehr. Die größte Zahl der Egypter sind jetzt Muhamedaner und leben in großer geistiger Versunkenheit dahin. Von den alten Christen sind nur noch 200,000 Kopten übrig. Ihre Kirche ist in die größte Todeserstarrung hineingerathen und vermag keine bessere Zeit über Egypten heraufzubringen. Alexandrien verfiel unter der türkischen Herrschaft immer mehr; hat sich indeß seit der Herrschaft des Pascha Muhamed Ali und seines Sohnes Ibrahim wieder gehoben, und nimmt jetzt von Jahr zu Jahr an Bedeutung zu.

Ich war also in diesem Alexandrien, und es war unbestimmt, wann es weiter gehen konnte. Es sollte ein Dampfschiff direct nach Triest abgehen; aber nicht eher, als bis die englische Post von Indien angekommen sein würde. Das dauerte ziemlich lange; ganze sieben Tage gingen darüber hin, daß ich wieder abreisen konnte. Ich mußte mich also so lange zu unterhalten suchen. Und die Unterhaltung fand sich auch. Ich ging in meinem Hotel von meiner Stube in das Gastzimmer und setzte mich zum Essen. Wie erstaunte ich, als ich hier auf einmal Pastor Heffter aus Jerusalem mit seiner Familie erblickte. Er war vor wenig Tagen hier angekommen, hatte seine Familie, die auf eine Zeitlang nach Europa gehen wollte, hierher begleitet. Ich freute mich außerordentlich, so plötzlich einen werthen Bekannten zu finden. Er war eben so erstaunt, mich hier zu finden, hatte mich allenthalben anders erwartet, nur nicht in Alexandrien, und bedauerte meine Krankheit, die mich nach Egypten geführt hatte. In unserer Unterhaltung erzählte er mir denn auch, daß in der letzten Zeit ein Brief mit der Anzeige, daß die vaterländische Regierung mir ein Reisestipendium bewilligt habe, in Jerusalem eingelaufen sei. Er wußte freilich über die Größe desselben nichts weiter, und es war mir die Nachricht leider jetzt nicht mehr von der Bedeutung, die sie sonst gehabt hätte, indem ich auf den Rath des Arztes nach Europa zurückkehren mußte.

Pastor Heffter lud mich freundlich ein, am Nachmittag mit ihm eine Fahrt durch Alexandrien und die Umgegend zu machen. Ich fühlte mich freilich sehr ermattet, willigte aber ein, und es hat mich gefreut, daß ich mit ihm diese Wanderung machte. Später hinderte die wieder stärker auftretende Krankheit alle weiteren Ausflüge. Es ward also zum Nachmittag eine Droschke bestellt. Unser Hotel lag an dem großen Hauptplatz Alexandriens, der

ringsum mit großen, schönen Gebäuden besetzt ist, darin viele Europäer und besonders die Consuln wohnen. Auf diesem Platz hielt eine große Anzahl Droschken. Es kam mir hier wieder ordent- lich neu vor, Fuhrwerk zu sehen. Auf der Wanderung durch Palästina und seine nördliche Nachbarschaft hatte ich dergleichen nicht mehr gesehen und benutzt; da waren wir auf dem Rücken der Reitthiere gewandert. In Alexandrien ist alles schon euro- päisch bequem und angenehm. Es wurde also eine Droschke ge- miethet und wir fuhren am Nachmittag zunächst gegen Süden, dann gegen Westen zur Stadt hinaus. Auf dieser Fahrt durch die schönen, nur sehr staubigten Straßen und über die recht guten Wege sah ich zuerst den einen noch vorhandenen Obelisken. Es standen einst zwei hier; der eine ist aber vor langer Zeit um- gestürzt und jetzt weggeschafft. Die beiden wurden die Nadeln der Kleopatra genannt. Es waren freilich gehörige Nadeln. Der noch stehende Obelisk ist eine ungefähr 80 Fuß hohe und 10 Fuß breite, ganz oben zugespitzte Säule, die aus einem einzigen Granit- steine besteht und auf einem großen steinernen Fußgestell auf- gerichtet ist. Sie ist mit Bilderschrift beschrieben. Von dort ging es zu der sogenannten Pompejussäule oder richtiger Diocletians- säule, einer 96 Fuß hohen runden auf einer Anhöhe freistehenden Granitsäule aus einem Stück und mit einem schönen Aufsatz. Wir fuhren weiter an dem großen Kanal Mahmudie entlang, der Alexandrien mit dem nächsten schiffbaren Nilarm verbindet. An diesem Kanal entlang lagen links von unsrem Wege die wunderschönsten Landhäuser in prachtvollen Gärten; ich sah einige darunter, die mich in Erstaunen setzten. Durch künstliche Bewässe- rung hat man diese schönen Gärten geschaffen. Unser Weg ging darauf durch die Stadt hindurch gegen Westen zu den Katakom- ben, die sich dort am Meeresstrande finden. Nicht weit von der Straße stand ein Palmenhain, wo viele Palmen beisammen waren, diese Fürsten der Pflanzenwelt mit ihren hohen Stämmen und majestätischen Kronen, die auch in der heiligen Schrift öfter er- wähnt werden. Ebenfalls nicht weit von der Straße war die Eisenbahn, die in 8 Stunden von hier nach Kairo führt. End- lich kamen wir zu einer öden Felsengegend. Da waren die Kata- komben. Es sind große in Felsen gehauene Räume, die einst zu Grabesstätten benutzt worden sind. Eine kleine Schaar egyptischer Mädchen mit einem blauen Ueberwurf über den Kopf brachte Steine und bettelte um ein Bakschiesch. Gegen Abend kamen wir zur Stadt zurück, und es war auch Zeit für mich. Denn die Er-

schäpfung war groß und der Abend sehr kühl, wie er es immer in diesen Gegenden ist.

Wie gerne hätte ich von Alexandrien aus noch Kairo, die Hauptstadt des egyptischen Landes besucht, Kairo mit seinen Sehenswürdigkeiten drinnen und seinen Pyramiden und den Ruinen alter Städte in der Nähe. Der Weg dahin beträgt auch nur 8 Stunden. Aber mein Reisemuth war gebrochen und meine Reisekraft dahin. Und die Krankheit dauerte fort, ja ward in dem warmen egyptischen Klima nur noch stärker. Ich mußte wieder zu einem Arzte meine Zuflucht nehmen und fand einen solchen in dem in Alexandrien ansässigen Hannoveraner, Dr. Varnhorst. Er gab wieder einzelne scharf angreifende Mittel und setzte mich auf die Reisdiät, so daß ich lange Zeit hindurch nichts andres denn Reis genoß. Reis ist gewiß eine schöne Speise und mir immer lieb gewesen. Es muß nur nicht an jedem Tage und an jedem Tage jedesmal Abends, Morgens und Mittags kommen. So wird man auch dem Reis gram. Ich lebte die meiste Zeit jetzt allein auf meinem Zimmer und suchte durch Schlafen die langen Stunden mir weniger lang zu machen. Man kann ja aber doch nicht immer schlafen. Darum ging ich zuweilen in das große Gastzimmer des Hotels und las Zeitungen. Es waren englische, französische, deutsche vorhanden. Unter den letzteren vertrieb die Augsburger Allgemeine mir recht angenehm die Zeit. Am Tage war es nicht erquicklich, auszugehen. Die Hitze ist hier sehr bedeutend. Die egyptische Sonne ist eine glühende Sonne, aus deren Strahlen man sich weit weg nach Norden hin sehnt. Ich ging gewöhnlich des Morgens aus. Meine Schwäche verstattete freilich nicht zu weit zu gehen. Aber da waren denn die Droschken, die man benutzen konnte. Sie waren freilich sehr theuer und ich habe sie darum selten benutzt. Dafür standen an allen Straßenecken die egyptischen Esel mit ihren Treibern. Diese Esel sind starke, rasche und lebendige Thiere, mit rothledernem Sattel, Steigbügeln, Zügel und Schellen am Halse versehen. Man kann für ein Geringes lange darauf reiten. Die Eseltreiber sind meistens Knaben, die bei dem geringsten Anschein, daß man reiten will, herzuströmen und mit den Brocken aus verschiedenen Sprachen ihre Thiere anbieten. Man nimmt einen an, muß halb mit Gewalt die andern zurücktreiben, und reitet davon; hinterher läuft der Treiber im Trabe. Es ist mir mehrmals recht ergötzlich gewesen, auf solchem Reitpferd über den großen freien Platz in Alexandrien und durch die Straßen zu eilen. Der egyptische Esel ist besser, als der palästinensische. Er läuft, von den Knaben

getrieben, in schnellem, aber nicht unangenehmem Schritt dahin. Er wird sehr viel gebraucht; alle Welt reitet hier darauf. Wenn man durch die Straßen geht oder reitet, hier begegnet mir ein Araber, dort ein Türke, dort ein Kopte, hier ein Abendländer, dort ein Morgenländer, hier ein Matrose, dort ein Soldat oder Kaufmann, hier ein zerlumpter, dort ein reichgeschmückter Reiter auf dem Esel. Hinterher rennen und lärmen die Treiber. So geht es dahin durch die Straßen. Aber man braucht die Esel auch weit ins Land hinein. Man reist hier und eben so in Kairo oft nur mit einem Eseltreiber und seinem Esel, um die Orte zu besehen, und es ist wirklich die Sicherheit, mit der man bisher in Egypten reisen konnte, merkwürdig gewesen. Ein rechtes Gegenstück zu der Unsicherheit Palästina's. Die egyptische Sicherheit ist noch eine Wirkung des strengen Regiments der beiden harten Paschas Muhamed Ali und Ibrahim. Es wurde mir gesagt, daß die jetzige Herrschaft andrer Art sei, und, wenn es so fortginge, die bisherige Sicherheit bald schwinden würde.

Der Pastor Heffter war in den ersten Tagen meines Aufenthalts wieder abgereist und von hier in Missionsangelegenheiten nach Rhodus gegangen. An seiner Stelle ward mir der evangelische Prediger in Alexandrien, Pastor Sior, ein lieber Freund, der meine Einsamkeit oft erheiterte. Der Pastor Krämer in Beirut hatte mir eine Empfehlung an ihn mitgegeben und durch die Hülfe des freundlichen dänischen Generalconsuls Dumreicher fand ich seine Wohnung. Er ist eben so, wie Pastor Krämer in Beirut, nach unseren Begriffen in Hinsicht auf Einkommen gut gestellt; aber es ist merkwürdig, was der Lebensunterhalt in den großen Städten des Morgenlandes kostet. Was Jemand, der dort in nicht grade glänzender Weise leben will, braucht und brauchen muß, ist erstaunlich und übersteigt die Kosten in den Hauptstädten Europa's. Der Pastor Sior, ein tief christlicher, mit hohem Ernste seines schweren Berufes wartender Prediger und Seelsorger, nahm mich mit Herzlichkeit auf und widmete mir manche freie Stunde. Mit Freude erinnere ich mich einer Spazierfahrt, die wir am Sonntagnachmittag am Kanal Mahmudie entlang nach einem sehr schönen Garten machten. So verfloß mir die Zeit in meiner Schwachheit oft langsam, sehr langsam, zuweilen in der erwähnten Unterhaltung jedoch schnell und angenehm.

Die Evangelischen in Alexandrien.

Errichtung eines evangelischen Predigtamtes. — Bedeutung dieser Stiftung. — Das Hospital der Diakonissen.

Es hat freilich schon lange Evangelische in Alexandrien gegeben. Es waren besonders Leute deutschen, schweizerischen und holländischen Stammes. Aber eine evangelische Gemeinde gab es nicht. Die dortigen Glieder der evangelischen Kirche waren ohne Prediger und Seelsorger. Es gab dort auch keine evangelische Stiftung, die sich in evangelischer Liebe der Kranken annahm. Es ist seit Kurzem anders geworden. Die Liebe der evangelischen Christenheit Europa's hat sich aufgemacht und Wandel geschafft. Die Evangelischen in Alexandrien haben das Ihrige gethan. So ist nun dort eine evangelische Gemeinde gestiftet und von Preußen aus mit einem evangelischen Prediger und einem Diakonissenhospital versehen worden.

Zur Anstellung eines evangelischen Predigers zunächst vereinte sich die Hülfe des für die evangelische Kirche des Orients begeisterten Königs von Preußrn, des Gustav-Adolphsvereins und des berliner Jerusalemsvereines mit dem Eifer der in Alexandrien ansässigen Protestanten. Es ward im September 1857 Pastor Sior für diese Stelle geweiht. Er zog in den letzten Monaten des genannten Jahres dahin, und ward von der Gemeinde mit Freude aufgenommen. Er wirkt seitdem mit Ernst und Eifer in seiner Stellung, hält abwechselnd deutsche und französische Predigten und reist mitunter auch nach Kairo, den dortigen Protestanten das Wort Gottes zu verkündigen. So ist die evangelische Kirche nun auch in Alexandrien vertreten, dieser wichtigen Hauptverbindungsstadt zwischen Hinterasien, Australien und Europa. Die dort wohnenden Protestanten haben nun Predigt, Sacramente und Seelsorge, und die fremden hierher kommenden Wandrer dürfen sich nicht vergebens mehr darnach umsehen. Vor nicht langer Zeit kamen zwei große russische Kriegsschiffe nach Alexandrien. Es waren viele evangelische Matrosen darauf, Finnländer und Liefländer. Sie waren ein Jahr lang auf See umhergeschweift, hatten verschiedene Orte besucht, aber nirgends einen deutschen evangelischen Prediger gefunden. Hier fanden sie ihn und gleich kamen ihrer 60 zu Pastor Sior und baten ihn herzlich um einen Gottesdienst und die Feier des heiligen Abendmahls. Mit tiefer Bewegung des Herzens thut er es, verkündet den fernher gekommenen Seeleuten das Wort Gottes und reicht ihnen das Sakrament.

Dieser Vorfall in der kurzen Zeit des Bestehens der Gemeinde zeigt die große Bedeutung der geschehenen Stiftung nach einer Seite hin ganz klar und läßt wünschen, daß auch anderswo gleiche Stiftungen gegründet werden mögten.

Zu dem deutschen evangelischen Pfarramt kam das evangelische Hospital der Diakonissen. Es gab freilich schon vorher ein europäisches Hospital da. Es war aber einestheils viel zu klein und deshalb überfüllt; anderntheils waren die katholischen barmherzigen Schwestern die Pflegerinnen, die denn diese Gelegenheit gar zu gerne benutzten, die nichtkatholischen Kranken zum Katholicismus zu bekehren. Es war das oftmals nicht eine Pflege, sondern eine rechte Tortur der Leidenden. Darum drangen die Generalconsuln der protestantischen Mächte in Alexandrien in den Pastor Fliedner, den hochverdienten Gründer des Diakonissenhauses in Kaiserswerth, in der egyptischen Meeresstadt ein Diakonissenhospital zu gründen, das sich besonders der kranken Matrosen, aber auch aller andern Kranken, die Pflege nöthig hätten, annehmen mögte. Der Pastor Fliedner hat es gethan und im Türkenviertel, in einer sehr gesunden Gegend, ein Haus gemiethet, das früher von einem türkischen Pascha bewohnt gewesen war. Die erste Einrichtung kostete freilich sehr viel. Es mußte alles von oben bis unten neu eingerichtet und mit den nöthigen Betten versehen werden. Auch war die Miethe, wie es im Morgenlande jetzt nicht anders ist, theuer. Fliedner sandte von Kaiserswerth 4 Schwestern, unter ihnen die Vorsteherin Schwester Felicitas. Und so ist denn die Anstalt im Anfang dieses Jahres eröffnet worden. Zu den englischen Kranken kömmt ein englischer von der Regierung angestellter Arzt. Für die andern ist Dr. Varnhorst der Arzt des Hospitals. Zuerst ward die Anstalt von den Türken und Arabern nicht besonders günstig angesehen und ihr Mancherlei in den Weg gelegt. Aber schon jetzt ist es anders geworden. Viele Araber kommen täglich dahin, werden von dem Arzte untersucht und erhalten von der einen Schwester, die der Apotheke vorsteht, Medicin. Außerdem sind schon manche schwer Leidende aufgenommen und versorgt worden. Es gehört allerdings viel Geduld und Liebe zu diesem Werke. Da sind allerlei Schwierigkeiten zu überwinden. Die Sprache ist zunächst noch ein großes Hemmniß. Doch ist schon viel Segen gestiftet und der Herr wird seinen Segen weiter darauf legen. Ich habe mit Pastor Sior das Hospital besucht und angesehen. Es ist eine vortreffliche Stiftung, der ich alles Gedeihen wünsche. Die Lage und Einrichtung des Hauses ist herrlich, die Sauberkeit und Ordnung

überall eine erquickliche. Ich unterhielt mich eine Zeitlang mit der Vorsteherin und fand in ihr eine christliche Einfachheit und Theilnahme, wie ich sie selten gefunden habe. Fast rührend war mir die Zufriedenheit mit dem noch so sehr einfachen, des Schmuckes und beinahe der wünschenswerthen Bequemlichkeit entbehrenden Wohnzimmer. Seelsorger des Hospitals ist natürlich der genannte Pastor Sior, mein mir sehr lieb gewordener Freund. Gott erwecke die Herzen der evangelischen Christen Europa's, für solche Anstalten etwas Rechtes zu thun.

Abschied vom Morgenlande.

Abfahrt von Alexandrien. — Die evangelische Gemeinde zu Constantinopel. — Die fünf deutsch-evangelischen Stiftungen im Morgenlande. — Ihr Segen.

Endlich war die englische Post aus Indien angekommen. Sie kömmt mit einem Dampfschiff durch das rothe Meer nach Suez, wird von dort mit der freilich noch nicht ganz vollständigen Eisenbahn nach Kairo, von dort nach Alexandrien befördert. Sie geht von Alexandrien mit einem östreichischen Lloydschiff nach Triest. Es freute mich um meiner fortdauernden Krankheit halber wieder in Bewegung nach der Heimath zu kommen. Am Montag, dem 21. Juni, ließ ich mich ans Schiff setzen und am Abend fuhren wir zum Hafen hinaus. Allmälig verschwand Alexandrien und Egypten vor dem Auge. Ich sagte dem Morgenlande Lebewohl und wünschte ihm, daß bald der rechte Morgen, das rechte Licht des Evangeliums ihm überall leuchte.

Ich kann aber das Morgenland nicht verlassen, ohne noch einmal auf diejenigen Stiftungen hinzuweisen, die dort den Anfang einer besseren Zeit bilden, und sie und mit ihnen das Morgenland den evangelischen Herzen zu empfehlen. Wir haben im Laufe unsrer Beschreibung die evangelischen Gründungen in Smyrna, Jerusalem, Beirut und Alexandrien in kurzen Zügen kennen gelernt. Es ist noch eine mehr im Morgenlande, in Constantinopel nämlich, der Hauptstadt des morschen türkischen Reiches, die ich auch gerne angesehen hätte; aber ich bin durch meine Krankheit daran gehindert worden. Die dortigen Evangelischen haben sich schon seit mehreren Jahren zu einer Gemeinde zusammengethan. Die Gemeinde besteht aus ungefähr 500 Seelen. Ihre Gottesdienste werden in der preußischen Gesandtschaftskapelle von dem

Gesandtschaftsprediger Pichon gehalten. Durch Hülfe der preußischen Landeskirche und des Gustav-Adolphsvereins hat die Gemeinde eine Schule bauen können, worin 80 Kinder, darunter 30 von nichtevangelischen Eltern, unterrichtet werden. Daneben wirkt ein deutsches Krankenhaus mit Diakonissen aus Kaiserswerth, wie überall im Morgenlande, so auch in der Hauptstadt, mit großem Segen. Es sind darin in den ersten 7 Monaten dieses Jahres 150 Kranke, meist deutsche, aber auch holländische, amerikanische und schwedische Matrosen verpflegt worden. Es ist jetzt auch ein eigener Gottesacker für die Gemeinde erworben.

So stehen denn jetzt im Morgenlande um die Ostseite des Mittelmeeres her fünf aus Europäern bestehende evangelische Gemeinden, mit deutschen Pfarrämtern, theilweis auch mit deutschen Hospitälern, zum größten Theile auch mit Schulen versehen. Alexandrien, Jerusalem, Beirut, Smyrna, Constantinopel sind die Stätten, wo durch die helfende Liebe der deutsch-evangelischen Christenheit solche Gründungen ins Werk gesetzt worden sind. Diese großen, vielbesuchten Orte sind Lichtpunkte geworden, darauf unsre Kirche mit Hoffnung hinblicken kann. Die genannten Gründungen sind natürlich zunächst dazu geschehen, um die im Morgenlande an jenen Orten lebenden evangelischen Brüder mit demjenigen zu versehen, was zur Erhaltung und Stärkung ihres Glaubens innerhalb der umgebenden Bevölkerung nöthig ist. Was sie einst nicht hatten, evangelischen Gottesdienst und Feier des Sakraments, das haben sie nun. Für ihre Kinder haben sie Schulen und für ihre bedürftigen Kranken Hospitäler. Ohne dieses würden die evangelischen Keime bald dahinschwinden. Daneben aber sind diese Stiftungen und Bildungen für das in religiöser Hinsicht so verkommene Morgenland der Weg, auf dem das Evangelium heilend und belebend einwirken kann und wird. Sie sind Lichtpunkte, von denen ein heller Schein in das umherlagernde Dunkel ausgehet, Segensquellen, von denen Leben ausströmt über die Stätten des Todes. Das Wort der Predigt, die Wirksamkeit der Prediger und Diakonissen an Krankenbetten, der Lehrer in den Schulen, es ist das eine zwar dem Umfang nach geringe, aber doch schon reich gesegnete, im Geiste evangelischer Freiheit und Liebe, nicht im Geiste römischer Bekehrungssucht geschehende Wirksamkeit zur Umwandlung jenes Landes, wo einst das Licht des Christenthums aufging und weithin leuchtete.

Endlich aber sind jene Stätten mit ihren Stiftungen für alle europäischen Wandrer aus Europa, die dorthin kommen, rechte Erquickungsstätten in guten, wie in bösen Tagen. Die

Zahl der Wandrer mehrt sich von Jahr zu Jahr. Es sind nicht wenige Handwerksgesellen aus dem evangelischen Europa, die auf ihrer Wanderschaft zu jenen großen Städten kommen. Früher waren sie dort ohne allen kirchlichen Anhalt und dem Verderben Preis gegeben. Jetzt haben sie dort einen Anhalt, haben treue Freunde an den evangelischen Geistlichen, die ihnen mit Rath und That beistehen. Es ist freilich betrübend, daß so viele von ihnen, die dahin kommen, verkommene Leute sind; aber auch denen ist dort nun von der evangelischen Kirche ein Mund gegeben, der ihnen einmal ins Gewissen reden kann. Ferner kömmt zu den 4 großen Seestädten im Lauf des Jahres eine Menge evangelischer Seeleute. Die waren dort einst ganz von ihrer Kirche verlassen, konnten kein evangelisches Predigtwort hören und Abendmahl feiern, mußten in kranken Tagen ohne evangelische Hände und Herzen bleiben, die sich ihrer annahmen und ihnen Trost zusprachen, mußten ohne sie sterben. Das ist nun anders geworden. Sie finden nun dort, wenn sie wollen, Gotteswort und Sakrament, finden in den Predigern treue Rathgeber, finden in kranken Tagen evangelische Hospitäler, wo sie treu verpflegt, an Leib und Seele wohl besorgt werden. Für diese alle sind jene Stiftungen an der Ostseite des Mittelmeeres sehr wichtig. Für alle evangelischen Wandrer aber, die dahin kommen, sie mögen sein, welche sie wollen, sind jene Stätten nun Stätten der Freude und der Erquickung.

Ja, es sind herrliche Gründungen, die dort im Morgenlande in den letzten Jahren von der deutschen evangelischen Kirche gestiftet sind. Wer wollte nicht wünschen, daß sie immer größer und umfassender werden, wo sie sind, und daß sie auch noch an manchen andern wichtigen Punkten zum Heil und Segen des Morgen- und Abendlandes angelegt werden. Dazu gehören freilich viele Mittel. Dazu gehört, daß die evangelische Kirche sich mehr noch aufmacht und dazu beiträgt, daß das große Werk weiter gefördert werde. Preußen ist in diesem segensreichen Werke mächtig vorangegangen. Sonst freilich mangelt es anderswo noch sehr an der Theilnahme daran. Ich kann hier in meiner Beschreibung vom Morgenlande nicht scheiden, ohne die evangelischen Christen unsres Landes auf jene Gründungen evangelischer Liebe hinzuweisen und ihnen das Morgenland ans Herz zu legen, von dem ja einst das Heil über das Abendland ausgegangen ist.

Das mittelländische Meer.

Unser Schiff. — Die Passagiere. — Eine Thiersammlung. — Kreta. — Corfu. — Genesung eines Seekranken. — Ankunft in Triest. — Zu rechter Zeit.

Das Dampfschiff, mit dem wir das mittelländische Meer durchfuhren, war von den östreichischen Lloydschiffen eines der schönsten und bequemsten. Es herrschte überall Reinlichkeit und Sauberkeit, und die Beköstgung, die den Passagieren gereicht ward, war eine vortreffliche. Freilich kostete die Ueberfahrt mit Einschluß der Beköstigung auch ziemlich viel. Ich hatte für meinen Platz in der zweiten Kajüte 11 englische Pfund zahlen müssen. Das ist für eine Fahrt von 5 Tagen (so lange dauert sie nur) viel Geld. Für mich war diese Reise besonders theuer, weil ich von all dem schönen und reichlichen Essen so gut wie nichts genießen konnte. Aber freilich kann die Fahrt durch das Mittelmeer nicht billiger sein.

Die Zahl der Passagiere war nicht groß. Für die Dampfschifffahrtscompagnie ist das allerdings nicht angenehm; aber für den Reisenden angenehmer, als wenn das Schiff überladen ist, wie ich es auf meiner Hinreise nach Palästina einmal erfahren habe. Es waren fast auch nur Europäer, die mit dem Schiffe fuhren. Sie kamen allerdings theilweise weit her. Da waren zwei deutsche Kaufleute auf dem ersten Platz, die aus Indien und China kamen. Da war unter uns in der zweiten Kajüte ein Doctor, der ziemlich weit aus dem Innern Afrika's herkam, eine Zahl wilder Thiere und einen Mohren mit sich führte und nach Wien wollte. Die andern Reisenden stammten aus England, Griechenland, Italien, Deutschland. Ein deutscher Franciskaner, der bei uns wohnte, kam aus dem Orient und wollte nach seiner Heimath am Rhein. Mit ihm war bei uns ein junger in Franciskanerkleidung eingekleideter Araber aus der Gegend von Beirut, der nach Italien gesandt ward, um sich dort Bildung zu verschaffen und dann einmal wieder nach dem Lande seiner Heimath zurückzukehren. Er sprach nur arabisch und mogte wohl noch nicht lange Christ und Franciskaner sein; denn die muhamedanischen Ausrufungen: Allah kerim u. a. kamen noch oft über seine Lippen. Er war übrigens die längste Zeit der Reise hindurch seekrank, und lag bald oben, bald unten, in der traurigsten Verfassung da.

Die direkte Fahrt von Alexandrien nach Triest ist verhältnißmäßig eine sehr kurze. In 5 Tagen ist man in Triest. Man

hält nirgends an, als in Corfu, um Kohlen einzunehmen. In 5 Tagen, das ist sehr schnell, wenn man das weite Meer bedenkt. Und doch wird die Reise, die ununterbrochen vorwärts geht, immer dieselben Passagiere hat und draußen wenig zu sehen giebt, langweilig. Bald war man oben, bald unten, bald suchte man sich mit dem, bald mit dem zu unterhalten. Einiges Interesse gewährten die wilden Thiere, die der Doktor aus Sudan mit sich führte. Sie standen in großen Käfigen auf dem Vorderdeck, und bestanden aus mehreren jungen Löwen und Leoparden. Frei standen auf dem Schiff eine hübsche schlanke Antilope und ein wilder Esel. Ein Paar Affen war bald im Käfig, bald draußen. Die Affen bildeten die Unterhaltung der Matrosen, die ihnen allerlei Dinge zum Essen reichten. Es waren freilich auch höchst possirliche Thiere mit ihrer ewigen Unruhe und immer neuen Beschäftigung. Der Mohr beaufsichtigte die Thiere und fütterte sie. Es wurde täglich eine Ziege geschlachtet und den wilden Thieren im Käfig vorgeworfen, die mit schrecklicher Gier darüber herfielen und Fleisch mit sammt den Knochen zermalmten. Der Doctor führte die Thiere nach Wien um sie dort für einen guten Preis zu verkaufen. Er war leidend und klagte über das ungesunde Klima Afrika's.

Wir hatten lange nichts andres, als den im Sommer immer heiteren südlichen Himmel und das wunderschöne blaue mittelländische Meer gesehen. Da tauchten in weiter Entfernung rechts von uns felsigte nackte und öde Gestade auf. Es waren die Gestade der Insel Kreta. Kreta ist die lange Insel, die sich wie ein Bollwerk vor den Archipelagus mit seinen Inseln lagert. Sie soll noch heute an Wein und Oelbäumen sehr fruchtbar sein. Die Bewohner der Insel, obwohl ihr König Minos in alten Zeiten ihnen weise Gesetze gab und dadurch die Insel weitberühmt machte, galten einst für lügenhafte und schwelgerische Leute. Der Anblick der Insel ließ mich an den Heidenapostel Paulus denken, der nach dem Brief an den Titus hier das Evangelium gepredigt und den Titus zur Ordnung der gestifteten Gemeinden zurückgelassen hatte. Die Reise fällt freilich wohl in eine Zeit, die über den Zeitraum der Apostelgeschichte hinausgeht. Die Insel steht jetzt unter und leidet an dem türkischen Regiment.

Mit Kreta verschwand das Land wieder eine Zeitlang unseren Augen. Wieder schwammen wir mit unserem Schiff zwischen Himmel und Meer. Doch nicht sehr lange, so tauchten neue Gestade auf, die Gestade der griechischen Halbinsel Morea. Wir kamen in ein Fahrwasser, das ich schon auf der Hinreise nach dem

Morgenlande berührt hatte. Wir segelten zwischen Festland und Inseln vorwärts und bei Corfu ward zum ersten Mal auf der Reise Halt gemacht. Die meisten Passagiere benutzten die wenigen Stunden, die wir hier zubrachten, um ans Land zu gehen und Corfu zu besuchen. Ich hatte es vor nicht langer Zeit angesehn, fühlte mich auch zu schwach, um an der Fahrt Theil zu nehmen. Ich sahe mir vom Verdeck die Stadt noch einmal an. Wie vordem lag sie auch heute an diesem Abend mit ihrem Felsen, darauf die Citadelle liegt, mit ihren stattlichen Gebäuden und ihrer grünen Umgebung wunderschön vor meinem Auge. Ich weilte auf dem Hintertheil des Schiffes; vom Vordertheil ertönte das Geräusch der Matrosen, die Kohlen einschifften. Die Matrosen auf dem Dampfschiff haben auf der Reise nicht viel zu thun; nur wenn das Schiff irgendwo landet, giebt es besondere Beschäftigung.

Am Abend spät setzte sich unser Dampfboot in Bewegung und es ging in das adriatische Meer hinein. Unsere Unterhaltung war die gewöhnliche. Ich befand mich im Ganzen etwas besser. Die Seeluft ist eine sehr gesunde und wohlthuende. Freilich blieb die eigentliche Krankheit in gleicher Stärke und die Körperkraft schwach. Der arabische Franciskaner erholte sich jetzt dagegen vollständig von seiner Seekrankheit und schien die versäumten Mahlzeiten wieder einholen zu wollen. Er entwickelte einen Appetit, wie ich ihn selten gesehen habe und wovon ich mir nur einen geringen Theil wünschte. Er ward viel heiterer, durch seine Eßlust der Gegenstand der Bewunderung der ganzen zweiten Kujüte, und drückte sein Wohlbefinden durch mehrmaliges arabisches Aufjauchzen und Ausrufen aus. Das Meer war wunderschön still und ruhig. Unsichtbar lag links Italien, das schöne Italien, das ich zu sehen gehofft, aber nicht erreicht hatte. Am Sonnabend, dem 26. Juni, Mittags, fuhren wir an der Küste Istriens entlang und am Nachmittag bei dem herrlichsten Himmel und dem ruhigsten Meer nahten wir uns Triest. Freundlicher denn einstens, da es noch früh im Jahre war, lag es vor mir mit dem prächtigen Hafen, dem Leuchtthurm, der Citadelle, den stattlichen Gebäuden am Ufer und den Bergen dahinter. Eine Menge großer und kleiner Schiffe lag um uns her. Nach einigem Weilen konnten wir das Schiff verlassen und ans Land gehen. Von Quarantäne war keine Rede. Es war dafür die Einrichtung getroffen, daß ein Arzt mit dem Schiffe fuhr und den Gesundheitszustand der Passagiere überwachte. Finden sich keine verdächtige Zufälle von Pest und andern verdächtigen Krankheiten so kann man so-

gleich ans Land gehen. Es wird wohl bald nach meiner Reise etwas anders geworden sein. Denn die Zeitungen berichteten, daß in Alexandrien bald darauf die Pest ausgebrochen sei. So bin ich zu rechter Zeit aus Egypten weggekommen. Die Quarantäne ist mir immer als ein wohl nothwendiges, aber für den Reisenden außerordentlich beschwerliches Uebel vorgekommen. Welche Pein, da Tage lang mit einer Menge Gefährten in die öden Räume eines Quarantänehauses eingesperrt zu sein und die Aussicht zu haben, daß ein schlimmer Krankheitsfall sich ereignen und um sich greifen oder die Zeit der Einsperrung verlängern könnte. An diesen Schrecken bin ich glücklich vorübergeschifft.

Wir kamen ans Land, und die 5 Tage lang vereinigte Gesellschaft zerstreute sich nun über Triest, um dann bald sich noch weiter in verschiedene Länder hin zu zerstreuen. Die Löwen, Leoparden, Affen und die andern Thiere wurden mit großer Mühe ans Land geschafft und betraten zum ersten Mal europäischen Boden, um wer weiß in welche Menagerie zu kommen, und die Verwunderung der Europäer zu erregen. Ich freute mich, auf europäischem und deutschem Boden zu sein. An der andern Seite lag ja die Heimath. Die Hotels mit französischen und italienischen Namen wollten mir heute nicht gefallen; ich zog zum Sandwirth und habe es nicht bereut. Ich fand in diesem Gasthof außer der Erinnerung an Andreas Hofer eine gemüthliche und billige Wohnung.

Heimkehr.

Furcht vor der Eisenbahn. — Enthaltsamkeit. — Einziges Lebensmittel. — Uebelstände in Wien. — Eine Rückkehr nach langer Abwesenheit. — Leipzig. — Halle. — Die Heimath. — Das Stipendium.

Um meiner Krankheit willen, die meinen Reisemuth gebrochen hatte, suchte ich auf dem gradesten Wege die Heimath zu erreichen. Ich war anfangs nicht ohne Besorgniß in Hinsicht auf das Fahren mit der Eisenbahn, das ja für einen Gesunden auf die Länge angreifend ist, wie vielmehr für einen Kranken. Aber es ging über alles Erwarten gut mit dieser meiner Heimreise. Es war freilich keine angenehme Reise, sondern voll Entbehrungen und Versagungen. In Oestreich waren überall an den Bahnhöfen die schönsten Früchte vor Augen und fast in die Hand gelegt. Die warme Jahreszeit stand daneben und pries das Kühlende der Früchte und alle Welt um mich her kaufte und aß. Nur ich

nicht; für mich waren diese Früchte vergebens gereift und zur Eisenbahn getragen. Für mich redete der Sommer vergebens von Kühlung und Erfrischung. Ich war wohl meist der einzige Fastende auf der ganzen östreichischen Eisenbahn. Für mich trug die ganze mütterliche Erde nur Reis. Für mich gab es kein andres Lebensmittel. Für mich gab es nur eine freilich damals bedeutende Abwechslung, die nämlich zwischen grobem oder feingestoßenem, dick gekochtem oder dünnem, außerdem zwischen gut und schlecht bereitetem Reis. So zog ich durch die deutschen Lande hindurch. Am ersten Tage fuhr ich bis Marburg, einer nicht unbedeutenden Stadt an der Drau in Steiermark, wo ich es in dem empfehlenswerthen Gasthof zur Stadt Meran sehr gut fand. Von Marburg ging es am andern Tage den ganzen Tag fast hindurch bis Wien. Zum zweiten Mal betrat ich die Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaats, und wurde hier zunächst von einem Droschkenfuhrmann übertheuert, wie das den meisten Fremden hier geschehen soll. Die Leute haben dort eine besondere Gewandtheit, die polizeilichen Reglements zu deuten. Nach denselben hat man für eine halbe Stunde eine bestimmte Summe zu bezahlen. Ich fuhr eine Viertelstunde und der Mann verlangte über das Doppelte, wurde auch in dieser Forderung von dem Hotelbesitzer, an den ich mich zur Entscheidung wandte, als berechtigt anerkannt. Beide legten die polizeiliche Bestimmung so aus, daß die halbe Stunde sich nur auf die Stadt Wien, nicht auf die Vorstädte bezöge. Weil ich nun aus einer Vorstadt in die Stadt Wien kam, so war die polizeiliche Taxe nicht mehr gültig. Ich hatte anfangs im Sinn, die Wiener Polizei um eine authentische Interpretation ihrer Bestimmungen zu ersuchen; aber man kann ja auch nicht alle etwanigen Uebelstände in der Welt abstellen. Ich logirte im Hotel zum goldnen Lamm in der Stadt selbst. Auf meiner Hinreise wohnte ich in einem Hotel desselben Namens in der Vorstadt Widen. Es giebt mehrere goldne Lämmer in Wien. Das jetzige war sehr anständig, ließ sich aber seinen Reis sehr theuer bezahlen. Von Wien kam ich am dritten Tage über Brünn nach Prag. Eine lange, ermüdende Reise. Interessant war auf derselben die Gesellschaft einer böhmischen Familie, die 16 Jahre in weiter Ferne gelebt hatte und heimkehrte, um die Heimath einmal wieder zu besuchen. Das Interesse, mit dem sie die alten ganz veränderten Gegenden ansahe, war groß und für den Zuschauer sehr anziehend. Die Heimath behält doch immer ihren besonderen Reiz für das Menschenherz. Beim Aussteigen auf einer böhmischen Station gab der Vater meinem sächsischen Gefährten, mit dem er

sich zuweilen unterhalten hatte, einen Gruß mit an das ganze, liebe, auch von ihm gekannte Sachsenland. Es war ein Gruß, der freilich sehr umfassend und schwer auszurichten, aber doch, wie er aus einem bewegten Herzen kam, etwas besonders Bewegendes hatte. Wir kamen in der Abendstille nach Prag. Ich mied diesmal mein früheres mir zu theuer gewordenes Hotel, kam dafür in ein allzubescheidenes Haus, wo sogar mein einziges Nahrungsmittel schlecht bereitet ward. Ich trennte mich am vierten Tage gerne von Prag und fuhr nach Bodenbach, wo diesmal die sächsischen Beamten Pässe und Reiseeffecten untersuchten. Ich untersuchte während dessen, ob es für mich außer Reis nicht noch andre Lebensmittel auf der Welt gäbe, und fand, daß außerdem noch Hühnerbraten nicht ganz ungenießbar sein mögte. Dresden ging vorüber; durch die weite Ebne Sachsens kam ich nach Leipzig. Ich kam durch den Zufall, der in Gestalt von Kellnern an allen Eisenbahnenden lauert, in ein Hotel zum schwarzen Kreuz, dem Palmbaum gegenüber. Eigenthümliche Namen! Aber es war gut dort, wie es sich für Leipzig gebührt. Leipzig gefiel mir, wie immer, obgleich ich krank war. Von Leipzig ging's am andern Morgen ins Preußische hinein. Bei Halle hielt ich an. Die Stätte meines alten Aufenthalts wollte ich doch noch ein Paar Stunden lang ansehen. Ich konnte an diesem Tage noch leicht bis Wittenberge kommen. Halle hat sich auch in einigen Punkten seit 13 bis 14 Jahren geändert, doch in der Hauptsache ist es sich gleich geblieben. Von Halle kam ich nach Wittenberge, nach Hamburg. Ich habe schon zu viele unbedeutende Erlebnisse meiner Heimkehr erzählt; ich will meine Leser nicht mit noch mehreren aufhalten. Am 4. Juli kam ich zu meinen Verwandten nicht weit von der Heimath uud acht Tage später zog ich in meine heimathliche Wohnung ein. Ich kam allen meinen Lieben und Freunden ganz unerwartet. Man hatte an alles Andre eher denn an meine schnelle Herkunft gedacht. Man wußte wohl, daß ich krank geworden war. Von Beirut aus hatte ich Nachricht gesandt, und man hatte sich schon manche Tage lang mit allerlei Befürchtungen umhergetragen. Freilich war ich nun lebendig wieder da; aber das war beinahe auch alles. Sonst war ich noch sehr leidend. Die alte Krankheit währte fort und es verging noch einige Zeit, ehe es besser ward. Doch unser Klima ist ein gesundes Klima und durch die Gnade Gottes erholte ich mich endlich vollständig wieder.

Bei meiner Ankunft erfuhr ich nun auch das Nähere über das mir zu Theil gewordene Stipendium. Die königliche Regierung hatte mir 400 Rthlr. R.-M. bewilligt und das Kirchenvisitato-

rium der Landschaft Norderdithmarschen die Anweisung darauf sogleich nach Jerusalem abgesandt. Doch kam sie zu spät, um mich zu treffen; ich war von dort bereits mehrere Wochen abgereist, lag schon krank in Beirut und wurde nach Europa heimgesandt. So habe ich denn leider von dem mir bewilligten Stipendium keinen Gebrauch machen können, und die königliche Regierung hat es demnach wieder einzuziehen geruht.

Schluß.

Der Segen der Reise. — Ein Dankaltar.

So bin ich denn am Ende meiner Reise nach dem heiligen Lande, bin wieder heimgekehrt, von dannen ich ausgegangen bin. Frage ich, was ich von der Reise habe, von den 20 Wochen, die zwischen meinem Ausgang aus der Heimath und meinem Eingang zu derselben liegen? Allerdings die Reise hat manches Geld zu dem Stipendium, das ich von Kiel erhalten hatte, gekostet, hat in die finanziellen Verhältnisse des Wandrers nicht förderlich, sondern ziemlich störend eingewirkt und zieht sich in diesen Wirkungen in diese Stunde hinein und über sie hinaus. Aber doch freue ich mich, sie gemacht zu haben. Sie ist für die Kosten und Entbehrungen, die sie bewirkt hat, nicht zu theuer erkauft. Was hat man in diesen Wochen alles gesehen und erlebt, welch eine Fülle lieblicher Erinnerungen ist es, die man sich erworben hat. Sie sind ein Schatz, den man gewonnen hat und viel mehr werth denn Geld und Gut der Erde. An solchem Schatz solcher Erinnerungen hat man lange Freude und Genuß. Oft und gern geht die Seele in diese Erinnerungen zurück, versenkt sich in sie und es wird ihr wohl dabei. Die Mauern Jerusalems, und Bethlehem auf Bergeshöhen, mein liebes Nazareth, die Blume im Thal zwischen Bergen, Akka, Beirut und die andern alle treten oft vor das geistige Auge; dazwischen wallt der Jordan mit reißendem Strom in das Meer des Todes; das galiläische Meer blickt mich an mit seinen blauen Fluthen und Hebron sendet von seinen Bergen und seinem Abrahamsbaum patriarchalische Lüfte. Der Libanon steht mit seinen gewaltigen Bergen vor der Seele; die Cedern des Libanon duften und die Myrthen an seinem Gestade. Und zwischen allen diesen Orten und Düften blicken liebe Freundesangesichter mich an, und selbst die Leiden und Beschwerden, die einst groß waren, haben in der Erinnerung ihr Herbes verloren und sind nur noch vorhanden als die Schattenzüge, die das Licht des ganzen Bildes um so lieblicher hervor-

treten lassen. Das ist es, was ich von der Reise habe, einen Schatz von Erinnerungen, die die Seele erquicken, wenn man sie aus ihrem Grunde heraufkommen läßt. Sie ruhen drunten im Grunde unauslöschlich, und wenn sie auftauchen, verbreiten sie einen Duft des Wohlseins über die lichten Räume des Bewußtseins.

Was ich von der Reise habe? In äußeren Dingen keinen Vortheil und Gewinn. Aber den Gewinn hat der Wandrer davon: die heilige Geschichte, die auf dem Boden des heiligen Landes geschehen ist, ist ihm näher getreten, denn sonst. Die großen Züge der Gottesgeschichte, die dort einst ihr irdisches Dasein gehabt hat, hat sich mächtiger und gewaltiger vor das Auge des Geistes gestellt. Zwar, das weiß ich wohl und hebe es hier hervor: man kann ein Christ sein allüberall in der Welt; der Herr ist überall, und wo eine Seele sich gläubig zu ihm neigt, da wird sie mit den Gaben des Himmels, mit Heil und Frieden, gesegnet. Und wo man so nicht thut, wo man sein Herz fern von dem Erlöser hält und der Welt und Sünde übergeben hat, da kann man hundert Mal nach Jerusalem und den anderen heiligen Orten wandern; das Reisen thut es nicht; man geht hin und kehrt wieder, wie man hingegangen ist. Die Wallfahrt allein thut es bei uns nicht, wie bei den Muhamedanern die Wallfahrt nach Mekka. Aber bei alle dem, wer kann es leugnen, wenn man mit einem Herzen, das vom Herrn alles hält und in ihm das einzige Heil im Leben und im Sterben erkannt hat, wenn man so jene Stätten durchpilgert und sie ansieht, wie sie sind, wer kann es leugnen, daß man dort lebendiger an ihn und an sein Thun erinnert wird, daß das große Geschehen seiner Welterlösung ergreifender herzutritt. So geschiehet es; mächtig das Herz anfassend und durchdringend gehet die Erinnerung an den Heiland mit dem Wandrer durch die heiligen Orte. Und nun ich wiedergekehrt bin durch Gottes Gnade und ich habe jene Orte gesehen und auf ihnen Stunden erlebt, da es wie Klang vom Himmel in die Seele drang: wie klingen jetzt die einfachen Worte der Bibel gewaltiger denn je zu mir her; wie tritt die Geschichte unsres Heiles lebendig vor das Auge. Wenn ich nun in dem Buch der Bücher lese von ihm, den meine Seele liebt, wie sehe ich ihn so deutlich dahinwandeln, wie klingen seine Worte so voll und so tief; wie tritt er mir so viel näher in seiner gottmenschlichen Gestalt und in seinen gottmenschlichen Thaten. Darum ja es ruht ein Segen darauf, eine Reise nach Jerusalem und durch das heilige Land zu machen, ein Segen, den man nicht hingiebt für die Schätze der Erde.

Ich bin am Ende mit meiner Wanderung; aber ich kann im Hinblick auf sie meine Beschreibung nicht schließen, ohne auf eine andre lebendige Erinnerung, davon das Herz des Wandrers erfüllt ist, noch hinzuweisen, auf die Erinnerung an den, der mit ihm gegangen ist auf seinem Wege und seine Gnade ihm reichlich zu Theil hat werden lassen. Als es ihm wieder vergönnt war, an der bekannten lieben Stätte vor der Gemeinde aufzutreten, da war sein Textwort aus dem 13. Kapitel des vierten Buches Moses entnommen. Es ist die Rede dort von den Kundschaftern, die Mose einst in das heilige Land gesandt hatte, um zu erkunden, wie es darinnen stände. Die Kundschafter gingen durchs Land, schauten es an, und brachten aus dem Lande zu den Kindern Israels die Früchte Kanaans, Weinreben, Granatäpfel und Feigen. Der Wandrer schloß an diese Erzählung an, und zwar ein Kundschafter war er nicht gewesen, wie jene es einst waren, hergesandt von einem Heerführer des Volkes, zu sehen, wie schwer oder leicht es zu erobern sei. Und doch ein Kundschafter war er auch gewesen, der das Land und seine Leute angesehen, sich eine Kunde darüber bereitet hat und die Kundschaft auch weiter bringen will. Und zwar Früchte hat er nicht mitgebracht, wie jene einst, Weinreben, Granatäpfel und Feigen. Die sind freilich noch heute da. Aber andre, bessere Früchte hat er mitgebracht, und die wollte er an jenem Sonntage der Gemeinde zu eigen geben. Die erste dieser Früchte war ein lebendiges Zeugniß von der Gnadentreue Gottes. Ich kann meine Beschreibung nicht schließen, ohne dieses Zeugniß hier aufzustellen und, wie man einst in Israel that, einen Denkstein aufzurichten zur Ehre dessen, der mich mit seiner Gnade und Erbarmung reichlich gesegnet hat. Der Herr hat Großes an mir gethan; deß ist meine Seele fröhlich und voll Dankes. Wornach mein Herz sich lange gesehnet hat: es ist erfüllt worden; ich habe die Stätten des heiligen Landes geschaut; meine Füße haben den Boden betreten, der durch die großen Gottesthaten geheiligt ist; meine Augen haben Jerusalem und die andern Orte gesehen. Und der Stunden, die ich dort verlebt habe, hehrer, herzerquickender Stunden, sind viele geworden, darauf ich mit Freude zurücksehe und ihr Segen ziehet sich herein in die gegenwärtigen und die kommenden Tage. Das hat der Herr an mir gethan; es ist seine Gnade und Freundlichkeit gewesen. Und der Blick richtet sich auf die mancherlei Beschwerden und Gefahren der Wanderung. Sie erbleichen wohl in der Erinnerung vor dem Herrlichen, was man erlebt hat; aber in der Wirklichkeit waren

sie einst nicht gering. Es war ein weiter Weg durch viele Länder und weite Meere, ein Weg, der der Gefahren nicht wenige hatte. Es war ein Weg durch das heilige Land, das der Gesundheit und dem Leben so leicht verderblich werden konnte. Es hängt oft Heil oder Unheil an den Füßen des Rosses, das den Wandrer trägt; ein jeder Schritt kann Verderben bringen. Da sind die Abgründe am Wege, und die Schlünde, die drohend zu dem Wandrer auf engem Pfade hinaufblicken. Es war ein Weg durch jenes Land, da so oft am Wege böse Menschen lauern, den Wandrer anzufallen und zu berauben, und rechts und links von uns am Wege geschahen solche Werke. Es war ein Weg, da man der Mühen und Beschwerden so viele hatte, daß es einem oft wundersam vorkömmt, wie man sie hat ertragen können. Und man hat sie ertragen, und hie und da wurden wieder Häuser aufgethan, wo man mit freundlicher Liebe erquicket und gepfleget ward. Endlich freilich brach die Kraft des Leibes zusammen, und das Weh der Krankheit legte sich über den Wandrer, und es fragte sich um Leben oder Sterben, ob er draußen in der Fremde heimgehen sollte zu der Heimath, die drüben ist, oder noch einmal wiedersehen die Stätten seiner alten Liebe. Da in der Zeit der Noth wurden ihm im fernen Lande Haus und Herzen aufgethan, die ihn aufnahmen, und mit Liebe reichten, was Noth that zur Genesung. Er zog darauf von dannen der Heimath zu, in aller Schwachheit durch manche Gefahren hindurch; er ist heimgekehrt und erstarkt zu seiner alten Weise. Wer hat das Alles gethan, behütet und bewahret, hindurchgeführt durch alle Gefahren des Leibes, die bösen Menschen abgehalten am Wege? Wer hat Häuser der Stärkung und Erquickung aufgethan, wer hat in allem Leid geschirmt und zur Heimath zurückgeleitet? Das hat kein Mensch gethan; das hat der Herr gethan, der treue Gott, der mit hoher Liebe über seine Menschen waltet, der treue Gott, der keines seiner Menschenkinder je versäumt, sondern in seine Hand hat er sie alle gezeichnet, und er trägt sie in der Fremde, wie in der Heimath, draußen, wie drinnen, allüberall und immer an seinem Vaterherzen und in seinen Gnadenhänden. Ja seine Gnade ist groß und herrlich; sie ist alle Morgen neu; sie reicht so weit, so weit die Wolken gehen. Er sei hoch erhoben. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan. Barmherzig ist der Herr, und gnädig, geduldig und von großer Güte. Ihm sei Preis und Ehre in Ewigkeit.

Berichtigung der erheblicheren Druckfehler.

Seite	14	Zeile	1	von oben lies: Begebenheiten, statt: Begenheiten.
„	14	„	19	v. o. — andern — andere.
„	43	„	19	v. o. — vor menschlichen — vor der menschlicher.
„	79	„	11	v. u. — den das — der das.
„	79	„	6	v. u. — mir — wir.
„	107	„	15	v. u. — Sanct — Sanot.
„	119	„	23	v. o. — wie damals — wie heute.
„	120	„	8	v. o. — ernsten — ersten.
„	120	„	3	v. u. — Umgegend — Umgend.
„	139	„	18	v. o. ist nach: und dabei einzufügen: sprechen.
„	139	„	14	v. u. lies: hinauf, statt: herauf.
„	140	„	14	v. u. — den — die.
„	157	„	17	v. o. — den Elisa — der.
„	163	„	8	v. o. — 1700 — 1800.
„	168	„	5 und 6	v. o. — diese mit ihrer Neigung — mit sein Steigung.
„	190	„	4	v. o. — die Figur auf dem Stein — der Stein.
„	232	„	11	v. u. — erheben. — — — senkt, — erhegen. — heb
„	245	„	12	v. o. — Wir — mir.
„	246	„	19	v. o. — el Khalil d. h. Freund, nämlich — el Khali oh, Freund nämlich.
„	248	„	16	v. u. — Mischna — Mischea.
„	255	„	18	v. u. — oben — aber.
„	265	„	5	v. o. — äußern — äußere.
„	290	„	24	v. o. — Mariamne — Mariamm.
„	297	„	14	v. o. — das hat allerdings nach ihren Zeiten scho einmal seine.
„	303	„	19	v. o. — ein Theil — Thal.
„	306	„	16	v. o. — Beitin — Beitim.
„	306	„	12	v. u. — Pforte — Stätte des Himmels.
„	314	„	25	v. o. — den — der.
„	317	„	4	v. o. — Er — Es.
„	337	„	9	v. o. — 1750 — 750.
„	362	„	17	v. o. — Dächern — Dörfern.
„	407	„	18	v. u. — Amana — Amena.
„	409	„	17	v. u. — ward — war.
„	429	„	1	v. o. — nicht so gut — so gut.

Druck von S. Caspers in Preetz.

Herr Professor Hjort

in Kopenhagen

(Herausgeber der Schrift: „Wohlwollender Anstoß zur Beantwortung der dringlichen Frage: durch welches Mittel und auf welchem Wege lasse sich eine hoch verehrliche deutsche Leserwelt dahin bewegen, ihre dänischen, respective schleswigschen Studien von vorne wieder anzufangen. Zweite mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage. Kopenhagen 1857.)

vor

den Richterstuhl der Wahrheit und Redlichkeit

gestellt

durch

Dr. ph. **Fr. W. Valentiner,**

Prediger in Leipzig,

vorm. Prediger in Gelting (Landsch. Angeln, Herzogthum Schleswig.)

Kiel.

Verlag von Carl Schröder & Comp.

1859.

Früher erschien in unserm Verlage:

Achtzehn Predigten.

Zehn über das Vater Unser und acht über das Gleichniß vom verlornen Sohne.

von Dr. J. A. Rehhoff, Hauptpastor an St. Michaelis in Hamburg.

Dinge, die zu bedenken sind.

Von dem Verfasser der „Kleinen Dinge.“

Aus dem Englischen.

Neue Lieder des Leids

von L.

Kiel. Carl Schröder & Comp.

